Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1,463,259

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

PRESENTED BY
University of
Western
Ontario

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

Unter Mitwirkung von

Josef Hofmiller, Karl Alexander von Müller,
Hans Pfitzner, Hans Thoma

herausgegeben von

Paul Nikolaus Cossmann

Achtzehnter Jahrgang. Zweiter Band

April bis September 1921

* *
*

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H., München, Leipzig, Berlin
Alle Rechte vorbehalten

Digitized by Google

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

Unter Mitwirkung von

Josef Hofmiller, Karl Alexander von Müller,
Hans Pfitzner, Hans Thoma

herausgegeben von

Paul Nikolaus Cossmann

Achtzehnter Jahrgang. Zweiter Band

April bis September 1921

* *
*

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H., München, Leipzig, Berlin
Alle Rechte vorbehalten

Digitized by Google

Fortschritte der Lebensforschung. (April 1921.)

	Seite
Vorwort	1
Hermann Braus, Tierische Propfungen, Chimären und Teilzüchtungen außerhalb des Körpers	2
Richard Goldschmidt, Vererbungslehre	13
Wolfgang Soergel, Die Abstammung der Menschen	21
Benno Romeis, Über experimentelle Umstimmung des Geschlechtes	33
Carl von Heß, Lichtsinn und Farbensinn der Tiere	38
Hans Winterstein, Die Bedeutung der vergleichenden Physiologie für die neuere Lebensforschung	44
Max Hartmann, Befruchtung, Tod und Fortpflanzung	52
Max von Rubner, Die physiologische Bedeutung des Eiweißes	62
Franz Doflein, Vom Seelenleben der Tiere	77
Karl Alexander von Müller, Der Frankfurter Friede	91
Bemerkungen zur deutschen Geschichte	93
Karl Alexander von Müller, Voltaire in Berlin	94
Wie sie Greuel erfinden, damals wie heute	95
Die Franzosen am Rhein	96

Maiheft 1921.

	Seite
Georg Karo, Deutsche Schuld und deutsches Gewissen	97
Görres über die deutsche Not	112
Friedrich Wilhelm Freiherr von Bissing, Deutsche Kunstpflege im Kriege	113
Eine Äußerung Wilhelms II.	117
Adolf Dirr, Was ist Völkerkunde?	118
Ernst Traumann, Dante und Goethe	126
Alois Höfler, Weltdenken und Weltanschauen	133
Heinrich Seyfarth, Brennende Fragen aus dem Gebiete des Strafwesens	139
An die Berufsvereine	142
Franz Adam Beyerlein, Ein Ehrenmal	143
Aus einem Aufsatz des „Economist“ vom 20. 11. 20	143
Arnold Federmann, Persische Spruchweisheit	143
Die Franzosen am Rhein	144

Digitized by Google

12-137146

Gegenrechnung. (Juni 1921.)

August Gallinger, Die Verbrechen an den deutschen Kriegsgefangenen.

	Seite
Kriegsverbrecher	146
Gefangenenbehandlung in Deutschland (Nach ausländischen Urteilen)	148
Der große Betrug	153
Die Ausplünderung	156
Beschimpfungen, Mißhandlungen und Demütigungen	163
Morde und Mordversuche	167
Transport u. Zivilbevölkerung	176
Lager	183
Verpflegung	207
Ärzte und Pflegepersonal	225
Genfer Konvention	240
Schlußwort	240
Sammlungen wichtiger Tatsachen zur Kriegsgefangenenbehandlung	243

Der große Betrug. (Juli 1921.)

	Seite
Paul Nikolaus Cossmann, Der große Betrug	245
Zu den Verbrechen an kriegsgefangenen Deutschen	246
Clemens Löffler, Die Tatsachen	247
Jean Lulvès, Fünfzig feindliche Zeugenaussagen	276
Ein französischer Matrose erzählt. (Originalbrief mit Übersetzung)	283
Erich Schultz-Ewerth, Propaganda	284
Ein englisches Kriegsdokument vom 3. August 1914	288
Jules Cambon erzählt (Bericht von R. Recouly)	289
Georg Karo, Die letzten Reden und Veröffentlichungen	290
Karl Alexander von Müller, Neue Urkunden	293
P. Heribert Holzapfel, OFM., Der Dritte Orden des heiligen Franziskus	297
Else Pfaff, Neues von Rudolf Steiner	303
Walter Riezler, Der Fall Becker	305
Fritz Endres, Bücher zum Weltkriege	310
Karl Alexander von Müller, Neue Schriften über den Versailler Frieden	313
Adolf Dirr, Orient	314
Josef Hofmiller, Neue Bücher	316
Hans Mertel, Dem deutschen Fußsoldaten des Weltkrieges	320
Ein neuer Meyer	320

Ein deutsches Gefangenenlager. (August 1921.)

Josef Peter, Ein deutsches Kriegsgefangenenlager.

	Seite
Vorwort	321
Kartenskizze der Kriegsgefangenenlager bei Ingolstadt	322
Einleitung	322
Die kriegsgefangenen Mannschaften	325
Das Barackenlager	329
Die Zwischenwerke	339
Die Offiziers-Forts	340
Einrichtungen in den Forts	343
Bestrafung der Kriegsgefangenen	348

Digitized by Google

	Seite
Die Fluchtversuche kriegsgefangener Offiziere	351
Schlußwort	356
Bilder aus dem Leben Kriegsgefangener in Deutschland (Photographische Aufnahme auf Veranlassung und im Auftrag der Kriegsgefangenen)	357

Die Wahrheit über Oberschlesien.

(September 1921.)

	Seite
Die Wahrheit über Oberschlesien	373
Walther Schotte, Leute und Land	374
Unsere farbige Karte	386
Hans Lukaschek, Oberschlesien ein soziales Problem	387
Johann Kowoll, Die oberschlesische Frage und die Gewerkschaften	393
Julius Franz, Die oberschlesische Wirtschaft und Deutschland	396
Bouke A. Visser, Eindrücke aus Oberschlesien	400
Josef Cyrus, Aus Oppelns Franzosenzeit	401
Terror, Amtliche Verhandlungsprotokolle über polnisch-französische Rechtsbrüche und Gewalttaten (mit Bild)	407
Hermann Katsch, Die Amokläufer von Beuthen (mit Bildern)	420
Unserer Zeiten Schande	424
Martin Arndt, Meine Gefangenschaft	425
Zur Geographie Oberschlesiens	427
Stefan Schnaeske, Besonderheiten unserer Industrie und Arbeiterschaft	428
Der Abstimmungskampf in Oberschlesien	429
Martin Arndt, Die gegenwärtige Lage	430
Ein Amerikaner über Oberschlesien	431
Fénelon, Französische Friedensschlüsse	432

Karte von Oberschlesien, entworfen von Wilhelm Volz, zwischen den Seiten 386 und 387.

F. Bruckmann A.-G., München.

Digitized by Google

Vorwort.

Manche Leser haben bei unserem Heft „Fortschritte der Physik und Chemie“ das Philosophische vermißt; sie haben vermißt, daß nicht vom Standpunkte der Philosophie z. B. die Relativitätstheorie beurteilt worden sei. Dieser Mangel war beabsichtigt. Eine solche Fülle von neuen Tatsachen und neuen Arbeitshypothesen sind in diesen Wissenschaften aufgetaucht, daß der Umfang eines unserer Hefte kaum genügte, das Wichtigste davon mitzuteilen. Daß der Versuch gelungen ist, zeigen die vielen Äußerungen solcher Leser, die bekennen, daß ihnen in dieser verruchten Zeit durch das Heft eine ganze neue Welt des Geistes aufgegangen sei und die sich beglückt fühlen durch den Anteil, den deutsche Forscher an der Erschließung dieser neuen Welt haben. Wir wollen späterhin das nachzutragen versuchen, was vermißt wurde: die erkenntnistheoretischen Grundlagen und die Folgerungen für die Weltanschauung — aber wie will der Laie über sie urteilen, wenn ihm die neuentdeckten Tatsachen unbekannt sind!

Mit ähnlichen bescheidenen Erwartungen bitten wir das neue Heft aufzunehmen. Auch hier sind die großen Fragen der Entstehung des Lebens, der organischen Zweckmäßigkeit, die Philosophie des Lebens und Sterbens nicht ausdrücklich behandelt, höchstens gestreift von einem Einzelforscher, der über den Zusammenhang seiner Forschungen eine Ansicht ausspricht oder durchschimmern läßt. Aber auch hier wird es den Lesern so gehen wie dort: eine Fülle von teils neuen, teils unter dem seelenverzehrenden Krieg nicht bekannt gewordener Ergebnissen und Ansätzen, die geeignet sind die organische Natur und die Tierseele in neuem Licht erscheinen zu lassen, werden vorgelegt durch Forscher, die, indem sie von Selbstgefundenem sprechen, zugleich einen Einblick in die Methoden der Erfahrungswissenschaft gewähren. Und nur um Erfahrungen der Naturforschung handelt es sich, wenn auch niemals die Grenzen nach der Philosophie hermetisch abgeschlossen werden können.

Es war das Bestreben der Mitarbeiter, nach Möglichkeit gemeinverständlich zu sein — sie werden sich mit uns freuen, zu hören, wie weit es gelungen ist — aber des Dankes aller sind sie sicher, nicht nur für ihre Mitarbeit, sondern ganz besonders für den Mut, mit dem sie in einem von Feinden und Schiebern ausgeraubten Land, abgeschnitten von vielen Teilen der Welt und der wissenschaftlichen Literatur, in Instituten, die an allem Not leiden den Ruhm der deutschen Wissenschaft erhalten und mehren.

E.

Digitized by Google

Tierische Pfropfungen, Chimären und Teilzüchtungen außerhalb des Körpers.

Der Anatom sucht die Form unseres Körpers im Groben und im Feinen festzustellen und aus seinen Befunden die Ursachen unseres Körperbaues zu ergründen. Das vorige Jahrhundert schlug den historischen Weg ein, indem Forscher vom Range Carl Gegenbaurs sich zur Aufgabe setzten, unsere Gestalt mit der aller übrigen Lebewesen zu vergleichen, um daraus rückblickend abzuleiten, wie in der Vorgeschichte allmählich aus einfachen Formen kompliziertere entstanden seien. Wenn ich von einem einzelnen Menschen weiß, aus welcher Familie er stammt, wo seine Vorfahren saßen und wie sie aussahen, so werde ich Besonderheiten seiner Gesichtszüge oder seiner Hautfarbe verständlicher finden, als wenn ich ihn losgelöst von allem Historischen betrachte. Diesen einfachen Gedankengang zu der großen Perspektive einer historischen Ableitung aller einzelnen Teile des Körpers erweitert zu haben, war unter der Wirkung der Darwinschen Lehre, insbesondere ihrer Anwendung auf die Lehre von der Formbildung durch Häckel, ein ungeheurer Antrieb für die Forschung. Die bedeutendsten Biologen der neueren Zeit haben unter dem Einfluß dieser Gedankengänge, die wir Deszendenzlehre nennen, sich den Naturwissenschaften zugewendet. Diese Forschungen sind keineswegs abgeschlossen. (Davon an anderer Stelle dieses Heftes.)

In der Anatomie selbst hat sich in den letzten 50 Jahren eine andere Forschungsrichtung immer mehr durchgesetzt, die nach früheren Ansätzen anderer Forscher von Wilhelm Roux in Deutschland mit vorausschauendem Scharfblick und im Bewußtsein der vollen Tragweite seiner Gedanken begründet und von ihm „Entwicklungsmechanik" getauft worden ist. Ihr Eigenstes ist, die Gesetzmäßigkeit der Form aus ihren Beziehungen zum Gebrauch (Funktionen) abzuleiten. Ich kann bei einem Muskel feststellen, wie er arbeitet, indem ich messe, welche Last er zu tragen vermag, wieviel Blut er nötig hat, um sich damit ernähren und seine Arbeit leisten zu können u. v. a. m. So stelle ich die Beziehungen zwischen Gebrauch und Betrieb fest (Betriebsfunktion). Ich kann aber auch Beziehungen zwischen Gebrauch und Gestalt aufdecken (Gestaltungsfunktion). Gerade vom Muskel weiß jeder Laie, daß er durch den Gebrauch dauernd dicker, durch Nichtgebrauch dauernd schmächtiger wird, daß er also eine ganz andere Form und Gestalt je nach der Art des Gebrauches hat. Unser Körper ist einer ungeheuren Fabrikanlage zu vergleichen, in welcher die verschiedenartigsten Maschinen aufgestellt sind, um durch ihren Betrieb die harmonische Zusammenarbeit des Ganzen zustande zu bringen. Aber diese Maschinen darf man sich nicht von unwandelbarer Form vorstellen wie die tatsächlichen Einrichtungen unserer Technik. Alles ist ständig im Flusse, jeder Gebrauch wandelt die Gestalten und Formen, das Vollendete bildet sich an der Hand seiner sich steigernden Leistungen. In der Fabrik werden zwar unvollkommene Maschinen durch bessere ersetzt, das Ganze ist nicht starr. Aber der heutige Erbauer eines neuen Flugzeugtyps wirft gewöhnlich das veraltete Modell weg und baut zweckmäßiger von neuem ein besseres, anstatt das alte umzubauen. Die Natur arbeitet mit ganz anderen Zeiträumen und Fristen, sie wandelt das Vorhandene allmählich entsprechend den neuen Leistungen, welche von ihm verlangt werden; so stecken in der jetzigen Gestalt die Reste der Vergangenheit, wie in altehrwürdigen Domen antike, romanische oder andere Baukörper verborgen sein können, obgleich vielleicht das Barock daraus eine ganz neue Bauschöpfung gemacht hat. So mischen sich die Beziehungen zur jetzigen Umwelt und zur einstigen Vorwelt im Gestaltungsvorgang eines jeden Körperteiles durcheinander. Wir nehmen an, daß der Ge-

Digitized by Google

brauch nichts völlig Neues gestaltet, was nur der Idee nach an Vergangenes anknüpft, wie die neue Flugmaschine des Ingenieurs an den früheren Typ, sondern die organische Form ist etwas Umgewandeltes. So reichen sich die historischen und entwicklungsmechanischen Forschungen die Hand, um das Zustandekommen unserer heutigen Körperform zu ergründen.

Hier soll wesentlich von der entwicklungsmechanischen Forschung der Neuzeit berichtet werden. Will ich wissen, wie sich die Gestaltungsfunktionen vollziehen, so muß ich versuchen — um im oben gebrauchten Gleichnis der Fabrikanlage zu reden —, die einzelne Maschine für sich und ihre Eigentätigkeit kennen zu lernen, um so Schritt für Schritt das Ganze zu begreifen. Zunächst erscheint es unmöglich, beim Organismus jeden Einzelteil in seiner lebendigen Tätigkeit isoliert vom Ganzen zu betrachten, weil gewöhnlich nur das Ganze lebensfähig ist. Man hat wohl schon früh niedere einzellige Wesen oder die einzelligen Eier höherer Organismen künstlich gezüchtet und durch Eingriffe verschiedener Art zu beeinflussen gesucht, um ihre verborgenen Kräfte kennen zu lernen. Ich erinnere an die berühmten Experimente der Brüder Hertwig, des Anatomen und Zoologen, an Seeigeleiern aus den achtziger Jahren. Aber das waren in sich geschlossene Individuen. In einem hochorganisierten Körper wie einem Wirbeltier ein Stück so zu umgrenzen, daß man es für sich auf seine Leistungen hin untersuchen könnte, war nur möglich, wenn es gelang, das betreffende Stück gegen seine übliche Umgebung in irgend einer Weise zu isolieren, ohne ihm seine Lebensfähigkeit zu nehmen. Bei Pflanzen ist das sehr leicht möglich und jedem Laien bekannt. Der Züchter nimmt Knospen, aus welchen neue Triebe von edlen Rosen hervorwachsen werden, und okuliert sie auf einen Wildling oder er sendet ein Pfropfreis eines Edelobstbaumes aus seinem Garten an einen andren Ort, wo aus ihm durch Pfropfung auf einen anderen Baum alle Fähigkeiten lebendig werden, die in ihm stecken. So hat man viele Rosenarten über den ganzen Erdball verbreitet, indem immer wieder ein Stückchen derselben Rose an einer neuen Stelle veranlaßt wurde, seine Fähigkeiten zu zeigen. Bei Tieren hielt man Derartiges für unmöglich; aber wir werden sehen, daß es selbst bei höheren Tieren Ähnliches gibt.

Die entscheidende Entdeckung verdanken wir, wie so oft, dem Zufall. Aber dem Forscher, dem sie gelang, standen alle Voraussetzungen zu Gebote, die volle Tragweite seiner zufälligen Beobachtung zu begreifen und auszunutzen. Gustav Born, der verstorbene Breslauer Anatom, hatte in den neunziger Jahren junge Keime von sich entwickelnden Fröschen, die jedem aus den Laichballen bekant sind, die wir im Frühjahr in Tümpeln und Pfützen finden, aus ihren Hüllen befreit und dabei einige verletzte Keime in einem Schälchen für tot stehen lassen. Am nächsten Tage sah er zu seinem Erstaunen, daß selbst millimeterkleine Fragmente lebten. Die Wundflächen hatten sich überhäutet, die Teilstücke hatten dadurch ihr Eigenleben bewahrt, und waren imstande es auszuwirken. Man sieht sofort, hier ist der Weg gefunden, um prüfen zu können, was das Einzelstück kann, welche Leistungen es von sich aus auszuführen vermag, ohne im Ganzen eingeschlossen und durch das Hin und Her der Beziehungen der Teile untereinander beeinflußt zu sein. Wieviele haben wohl achtlos verletzte Keime, welche dasselbe zeigten, weggeworfen. Born war durch die Experimente von Roux, der im gleichen Institut arbeitete, darauf aufmerksam gemacht, daß Stücke von Froscheiern gerade so wie die ganzen Eier zur Entwicklung fähig sind, und daß man durch Beobachtung der Teilstücke ermitteln kann, was sie aus sich zu bilden vermögen (Selbstdifferenzierung). Er griff seinen Befund an Teilstücken von Embryonen von Fröschen auf und gab so den Anstoß zu den Methoden, die wir heute zum Studium des Wachstums von Einzelteilen (Organen) des Körpers benutzen.

Digitized by Google

Ehe wir diesen Wegen der Wissenschaft nachgehen, nenne ich ein modernes Beispiel, das illustrieren soll, in wie hohem Grade die ursprüngliche Methode Borns theoretisch ausgebeutet werden kann. Ein finnischer Gelehrter, Dr. Ekman, hat im vorigen Sommer in meinem Laboratorium die Anlage eines Herzens mit feinsten Nadeln unter dem Mikroskop aus dem lebenden Embryo einer Unke herauspräpariert und isoliert aufgezogen. Bei schonender Behandlung überhäutet sich nämlich das herausgenommene Stückchen von selbst, so daß ein kleines Kügelchen entsteht, das mit bloßem Auge gerade sichtbar ist, in welchem aber das Herz des Tieres zur Entwicklung kommt und selbsttätig schlägt. Unter dem Mikroskop kann man die einzelnen Teile des Herzens sehen und die Schlagfolge studieren, da das Bläschen ganz durchsichtig ist. Hier ist ein Stückchen Organismus für sich in demselben Wasser lebendig wie sonst der ganze Organismus, entwickelt sich und wächst, so daß es rundum beobachtet und untersucht werden kann, anstatt wie gewöhnlich im Innern des Körpers versteckt zu sein. Es macht einen sonderbaren Eindruck, solche kleinen Kügelchen im Wasser sich tummeln zu sehen. Da das Herz arbeitet, wird durch den Rückstoß das Ganze bewegt und hierhin und dorthin geschleudert. Man kann Gifte in das Wasser träufeln und prüfen, wie sie auf den Herzschlag wirken u. v. a. m. Hier ist ein genau umgrenztes Organ isoliert. Ein neuer Organismus lebt, der nichts als Herz ist. Unser Postulat ist rein erfüllt: Die einzelne Maschine der ganzen Anlage, die wir Körper nennen, ist für sich lebendig, wir können durch Züchtung ihrem Können nachspüren.

Die Forschung war aber zunächst andere Wege gegangen, die zwar nicht so reine Resultate ergeben, aber den Vorteil haben, in den meisten Fällen viel leichter zum Ziele zu führen. Born benutzte seine Entdeckung dazu, aus den Stücken, welche allein lebensfähig waren, neue Zusammenstellungen zu bilden und so sehr sonderbare Tiere zu erzeugen (Tierkompositionen). Er nahm beispielsweise Dreiviertel eines Embryo vom Vorderende und Dreiviertel eines andern gleichalten Embryo vom Hinterende, ließ beide zusammenwachsen und erzielte ein Tier das 1½ mal so lang war wie in der Norm. Der mittlere Teil des Körpers war 2 mal in ihm enthalten. Trotzdem entwickelte sich jedes Stück, wie wenn nichts geschehen wäre.

Weiter führten zunächst Experimente, welche bestimmt begrenzte Organe auswählten und solche in einen anderen Organismus der gleichen Art verpflanzten (embryonale Transplantation). Ich beschritt diesen Weg zuerst, indem ich mir nach verschiedenen mißlungenen Vorversuchen Extremitäten auswählte, welche bei Amphibien sehr früh als kleine runde Knöspchen erscheinen, die anfänglich, wenn das ganze Tier kaum einen Zentimeter lang ist, nur Bruchteile eines Millimeters groß sind. Es gelang mir, sie mit feinen Messerchen herauszuklauben und sie sonst unverletzt auf den Kopf oder irgend eine beliebige Stelle des Rumpfes einer unverletzten Larve zu verpflanzen, wie der Gärtner das sogenannte „Auge" einer Rose okuliert. In unserem Fall wächst eine ganz normale Extremität heran, nur am falschen Ort, der ihr durch die Verpflanzung aufgezwungen ist (Abbildung). In den letzten sechs Jahren hat R. Gr. Harrison an der

Digitized by Google

Yale-Universität in Nordamerika mit seinen Schülern die Methode ganz erheblich vervollkommnet, indem er unsichtbare Anlagen von Gliedmaßen pfropfte. Er ermittelte an sehr jungen Keimen von Amphibien, welches die Stelle sei, an welcher später die Extremitätenknospe entstehen würde. Wenn er diesen Bezirk ausstach und verpflanzte, so bildete sich tatsächlich auch am fremden Ort eine Gliedmaße. Es ist also in dem Spender, obgleich nichts davon zu sehen ist, bereits die zukünftige Extremität vorgebildet. Man braucht den anscheinend indifferenten Zellen an der betreffenden Stelle nur die Möglichkeit zum Wachstum an einem fremden Ort zu geben, so zeigen sie ihren eigentlichen Charakter. Die einen bilden das Skelett, die anderen die Muskulatur usw. in der für eine Gliedmaße spezifischen Weise; das Glied wächst heran, wie wenn es am richtigen Ort gebildet worden wäre, gerade so wie bei den inokulierten sichtbaren Knospen.

Soviel zunächst über die Technik und die erzielten sonderbaren Lebewesen: Pentapoden (Abbildung) oder Hexapoden d. h. Wirbeltiere, die anstatt der üblichen beiden Beinpaare (Vierfüßler) fünf oder sechs Gliedmaßen haben. Auf diesem Umwege über die embryonale Verpflanzung kann man einem Vierbeiner eines seiner Beine nehmen und es einem anderen Vierbeiner anheilen. Der Spender ist, wenn er zum fertigen Frosch herangewachsen ist, ein dreibeiniges Tier, der Empfänger ist fünfbeinig. Im Prinzip ist es so möglich, einem Amputierten ein vollkommen normales lebendiges Ersatzbein zu verschaffen; nur schade, daß dieser Weg in Wirklichkeit beim Menschen ungangbar ist.

Roux, Driesch u. a. hatten bereits vorher bei dem Experimentieren an verschiedenen Tiereiern festgestellt, daß eine beliebige Zelle in der Entwicklung zweierlei Wege einschlagen kann. Entweder erfüllt sie ihr wirkliches Schicksal (prospektive Bedeutung, Driesch), nämlich sie bildet das, was ihr im Getriebe des Ganzen an Aufgaben zufällt, damit ein normales Geschöpf zustande komme. Oder aber sie besinnt sich auf ihr mögliches Schicksal (prospektive Potenz, Driesch). In diesem Falle zeigt sich, daß sie sehr viel mehr kann, als im normalen Geschehen von ihr geleistet wird. Ein halbes Ei liefert gewöhnlich die Hälfte des späteren Tieres, etwa die vordere Körperhälfte, während das andere Halbei die hintere Körperhälfte bildet; dies ist das wirkliche Schicksal beider Halbeier. Isoliert man aber beide von einander, so kann jedes ein ganzes Individuum liefern, das nur halb so groß ist wie die normalen. Jeder dieser Zwerge ist aber in sich vollständig, im Besitz aller Organe in ebenmäßigen Größen- und Lagebeziehungen zu einander: er verwirklicht das mögliche Schicksal des Halbeies. So verhalten sich nicht nur Zellstücke (Eihälften usw.), sondern ganze Haufen von Zellen, welche einer Organanlage entnommen sind. In der Extremitätenknospe wird die Anlage desjenigen Skelettabschnittes, welcher das Bein zu tragen hat, in der Regel beim Pfropfen zerschnitten, so daß nur etwa die Hälfte oder zwei Drittel des betreffenden Zellhaufens an den neuen Standort gelangen. Ich fand, daß sich bei unserer einheimischen Unke trotzdem ein vollständiger Schultergürtel bildet, aber ein Zwerg gegenüber demjenigen normaler Tiere. Nehmen wir an, es sind hundert Zellen in der Norm für das genannte Skelettstück bestimmt. Ihr wirkliches Schicksal ist, den Schultergürtel zu liefern. Nehme ich aber 50 Zellen von den hundert, so ist deren mögliches Schicksal, ebenfalls einen vollständigen Schultergürtel, nur von Zwergwuchs, aus sich entstehen zu lassen. Hier wird die ganze Bedeutung dieser Fähigkeit handgreiflich. Denn nehmen wir weiter an, von den hundert Zellen formten in der Norm zehn die Pfanne für das Schultergelenk, so sind es bei der verringerten Gesamtzahl von Zellen nur 5—7, die zur Pfannenbildung kommen. Die Pfanne ist zwar vollständig, aber zu klein! Da der Oberarmknochen von dem Eingriff nicht berührt wird und sich also in normaler Größe entwickelt, so kommt es dort, wo das in seinen Massen

Digitized by Google

veränderte und nicht veränderte Skelettstücke zusammenstoßen, zu einem Konflikt, eben an der Stelle des Schultergelenkes. Bei solchen Tieren hat der Gelenkkopf, je älter sie werden, und je mehr er wächst, um so weniger in der Pfanne Platz. Entweder tritt er aus der Pfanne heraus oder er wird so verbildet, daß er zwar in der Pfanne bleibt, aber nicht die richtige Form hat, um sich richtig in ihr bewegen zu können. In beiden Fällen ist die Folge ein abnormer Zustand, den wir seit langem vom menschlichen Hüftgelenk her kennen. Es gibt angeborene Hüftgelenksverrenkungen, die familienweise, besonders häufig in Holland, auftreten (kongenitale Luxation). Bei Kindern, die damit behaftet sind, ist die Harmonie zwischen Kopf und Pfanne von Anbeginn an gestört, und der Gebrauch des Gliedes beim Gehen sehr erschwert. Wir haben allen Grund anzunehmen, daß durch Wachstumsanomalien hier etwas Ähnliches geschieht wie bei dem Experiment an der Unke. Das Pfropfungsverfahren ermöglichte also eine Mißbildung des Menschen ursächlich verstehen zu lernen.

In ähnlicher Weise ist es gelungen, aus den Pfropfungen über die Art, wie Muskeln und Nerven der Gliedmaßen entstehen, Aufschlüsse zu erhalten. Die Amerikaner haben in den letzten Jahren unsichtbare Gliedmaßenanlagen so verpflanzt, daß sie von der Stelle, wo sie gewöhnlich als Knöspchen entstehen und groß werden, entnommen wurden und ein wenig weiter hinten am Körper als normal aufgezogen wurden; sie haben die Entfernung zwischen normalem und künstlichem Standort durch fortgesetzte Wiederholung des Experimentes bei immer neuen Individuen Schritt für Schritt vergrößert. Es hat sich ergeben, daß anfänglich die Nerven, welche gewöhnlich das Glied versorgen, angelockt werden, daß aber, je größer der Zwischenraum wird, um so weniger Nerven der gewöhnlichen Art einwachsen; dafür treten andere Nerven, die dem betreffenden neuen Standort angehören, in die Gliedmaße ein. Jene alten Nerven sind allein innerhalb ihres Ursprunges im Rückenmark mit den Zentren der Bewegung verbunden, welche für die gemeinsame Zusammenarbeit mit den übrigen Gliedmaßen nötig sind; die neuen Nerven, welche gewöhnlich keine Gliedmaßennerven sind, haben diese Verknüpfungen im Rückenmark nicht. Also ist nur dann die verpflanzte Gliedmaße imstande, mit den übrigen Beinen zusammen einen geregelten Gang zu verwirklichen, wenn ein kleiner Teil von den alten Nerven angelockt oder sonst durch nahe benachbarte Nerven der Anschluß an die spezifischen Zentralorgane hergestellt werden konnte. Sonst gehen die umgepfropften Glieder infolge von Nichtgebrauch allmählich zugrunde. Hier ist durch das Experiment der Weg gewiesen, wie wir uns zu denken haben, daß Extremitäten „wandern". Es steht bei den Individuen einer Art keineswegs immer die gleiche Extremität am gleichen Ort. Wir können das daran wie an einem Maßstab abzählen, daß die Extremitätennerven den einzelnen Wirbeln der Wirbelsäule entsprechen. Der Flügel der Gans wird meistens von vier Nerven versorgt. Diese gehören bei einem Exemplar zum 16.—19. Nerv (entsprechend dem 16.—19. Wirbel), bei einem anderen zum 17.—20. Nerv. Zwischen diesen beiden Extremen gibt es zahlreiche Zwischenformen, bei denen der 20. Nerv in die Extremität eintritt und gleichzeitig der 16. noch darin beharrt; bei den einen Individuen ist der 20. sehr dünn und der 16. dick, bei anderen kehrt sich das Verhältnis Schritt für Schritt um, bis schließlich bei manchen Gänsen der 16. Nerv aus dem Flügel ganz verschwunden ist. Die Gegenbaursche Schule, besonders der jüngst verstorbene Anatom Max Fürbringer, hat aus derartigen Befunden den Schluß gezogen, daß ganz allgemein bei Tieren eine Verschiebung der Gliedmaßen von Ort zu Ort anzunehmen sei, ja daß eine Vordergliedmaße so weit nach hinten gelangen könne, daß sie schließlich an der ehemaligen Stelle des Hintergliedes stehe. Diese Hypothese mußte äußerst gewagt erscheinen. Denn jedes Bein ist mit zahlreichen Nerven und Ge-

Digitized by Google

säßen wie mit Kabeln an seinem Standort am Rumpf verbunden, die alle gleich lebenswichtig sind. Ein Haus zu verschieben, ist der Technik zwar gelungen, aber doch nur bei kleinen, einfach konstruierten Gebäuden. Die Natur sollte dagegen nach dieser Annahme ein äußerst kompliziertes Ding, wie eine Gliedmaße, samt allen dazugehörigen Zu- und Ableitungen so zu verschieben vermögen, daß nichts zerreißt, da die Funktion nicht geschädigt wird! Solange man sich die Gestaltungsvorgänge in dieser grobmechanischen Weise dachte, hat sich wegen der fast unglaublichen Schwierigkeiten einer solchen Annahme lebhafter Widerspruch gegen die „Wanderungshypothese" seitens vieler Forscher erhoben. Und doch haben wir jetzt in den experimentellen Methoden die Mittel um festzustellen, daß eine Wanderung wirklich möglich ist, allerdings infolge von Möglichkeiten (prospektiven Potenzen), von denen wir gewöhnlich nichts sehen und bis vor kurzem nichts ahnten. Wenn ich künstlich ein Glied verpflanze und wenn von ihm aus die ehemals zugehörigen Nerven angelockt werden, so sehen wir darin die zum Wandern wichtigste Fähigkeit bloßgelegt. Nicht das Glied als grob materieller Körper braucht verschoben zu werden, sondern es genügt, daß die Potenz zur Gliedbildung an eine etwas andere Stelle des Körpers verschoben wird, um auch in der Norm einen Ortswechsel hervorzurufen.

Ein Organ, bei welchem die einzelnen Teile aufs harmonischste zusammenpassen müssen, damit eine Funktion möglich sei, ist das Auge. Es lag nahe, an diesem wundervoll übersichtlichen Objekt durch experimentelle Eingriffe zu prüfen, wie die Harmonie der Teile in der Natur geregelt ist, damit jedes Stück im richtigen Zusammenhang mit den übrigen an seinem richtigen Platz entstehen kann. Der Heidelberger Zoologe Herbst hatte aus allerlei Indizien den Schluß gezogen, die Linse des Auges entstehe an der Stelle, an welcher der vorderste Rand der Netzhaut beim Embryo die äußere Umhüllung des Körpers, das Ektoderm, berühre. Gleichzeitig veröffentlichte Spemann, jetzt Inhaber des Weismannschen Lehrstuhls in Freiburg, ein auf Grund eigener Überlegungen angestelltes entscheidendes Experiment. Er hatte die Netzhautanlage einer Amphibienlarve zerstört und abgewartet, ob sich eine Linse für das betreffende Auge bilden könne; die Linse blieb aus! Die Linsenbildung ist also bei der betreffenden Amphibienart tatsächlich von der Berührung des Ektoderms durch die Netzhautanlage abhängig. Dieser Versuch hat außerordentliche Folgen gehabt. Seitdem haben amerikanische und deutsche Gelehrte fast unzählige Experimente den inneren Abhängigkeiten der Linsenbildung gewidmet. Es hat sich herausgestellt, daß das Problem keineswegs so einfach liegt, wie es anfänglich schien. Aber wir haben auf diesem Wege tiefste Einblicke in das Naturgeschehen gewonnen. Noch heute sind die Arbeiten im vollen Flusse. Jeder Jahrgang des von Roux begründeten und geleiteten „Archivs für Entwicklungsmechanik", und ebenso die amerikanischen Zeitschriften bringen neue wichtige Experimente über die Wachstumsbedingungen des Auges. Die Pfropfungen spielen dabei eine große Rolle. Wie bei den Extremitäten kann man auch eine sicht- oder unsichtbare Augenanlage an eine beliebige andere Stelle des Körpers verpflanzen, oder man kann die Netzhaut, die an ihrem richtigen Ort verblieb, mit fremdem Ektoderm überhäuten. In beiden Fällen läßt sich prüfen, ob und wie beide Teile aufeinander wirken müssen, um etwa die Entstehung einer Linse zu ermöglichen. Der Amerikaner Lewis hat so gefunden, daß sogar Bauchhaut imstande sei, eine richtige Linse zu bilden. In Zellen, die sonst, wie alle übrigen Zellen der Haut, zur Abdeckung des Körperinnern nach außen oder zur Abscheidung von schleimigen, ätzenden Flüssigkeiten dienen und den Amphibienleib schlüpfrig und für die Feinde gefährlich machen, werden hier durch die Berührung mit der Netzhautanlage bis dahin ungeahnte Fähigkeiten geweckt. Denn was bedeutet es, daß eine solche Zelle nun eine Linsenfaser

Digitized by Google

zu bilden vermag, die nicht nur durchsichtig, sondern auch so geformt und mit den anderen ihrer Art zusammengefügt sein muß, daß ein wirklich lichtbrechendes und -sammelndes Organ entstehen kann. Während die früheren Naturforscher glaubten, daß nur allmählich eine neue Fähigkeit sich unter der anpassenden Wirkung des Gebrauches aus anderen entwickeln könne, sehen wir hier, wie Spemann zuerst erkannt hat, latente Fähigkeiten aufgespeichert, die wir ohne die künstliche Hervorlockung durch das Experiment nie vermutet hätten. Alle Begriffe über die innere Verwandtschaft der Tiere und ihrer Organe (Homologie) haben dadurch eine völlige Umkehr erfahren.

Das Instrumentarium für die Pfropfungen hat sich in der Neuzeit ganz beträchtlich verfeinert. Ein junger Amphibienkeim ist zur Zeit der Operation im ganzen oft nur wenige Millimeter groß. Er liegt eingeschlossen in feste Laichhüllen, die zu entfernen schon recht schwierig ist. Der nackte Keim ist butterweich, dabei zäh und klebrig in sich. Spemann bewältigte die Schwierigkeit, ihm unter dem Mikroskop bestimmte kleinste Stücklein mit scharfer, glattrandiger Umgrenzung zu entnehmen, durch ein kombiniertes Stechschneiden mit Instrumenten aus Glas, mit feinsten Nadeln, Röhrchen u. dgl., welche sich der Forscher selbst herstellt. Alles ist so dünn und fein, daß es mit bloßem Auge kaum sichtbar ist. So hat sich eine wirkliche Mikrochirurgie herausgebildet, welche eine sichere Hand und genaueste Kenntnis des zu operierenden Objektes voraussetzt. Das Hantieren mit unseren, bei aller Übung grobschlächtigen Fingern in diesem ganzen Mikrokosmos hat uns erst das binokulare Mikroskop der Zeißschen Werkstätten in Jena ermöglicht. Abbé entdeckte in den neunziger Jahren neu das bereits früher von dem Italiener Porro angegebene, aber in Vergessenheit geratene Prinzip der Bildaufrichtung, welches in den von der Zeißschen Werkstätte zuerst eingeführten Prismenfernrohren eine so allbekannte Anwendung gefunden hat. Damals griffen Drüner und ich in Jena sofort dieses Prinzip für feinste Präparationen unter dem Mikroskop auf. Denn unter dem gewöhnlichen Mikroskop ist alles spiegelverkehrt; macht man eine Bewegung nach links, so sieht es für den Beobachter so aus, als ob man nach rechts bewegt hätte und umgekehrt. Es ist so gut wie unmöglich, feinste Operationen auszuführen, wenn man jede Bewegung so ausführen muß, wie wenn sie nach der entgegengesetzten Seite gewollt wäre. Diese Schwierigkeit beseitigte das bildumkehrende Okular mit einem Schlage. Zu jener Zeit (1896) kam der Amerikaner Greenough nach Jena, um den Zeißschen Werkstätten seine neuen Berechnungen eines binokularen Mikroskopes zur Ausführung anzuvertrauen. Daraus entstand zusammen mit dem Porroschen Okular ein Instrument, welches ein wirklich dem körperlichen Gegenstand entsprechendes, stereoskopisch richtiges Bild bei starken Vergrößerungen entwirft. Dem Forscher, welcher gewohnt ist mit dem stereoskopischen Präpariermikroskop (Braus-Drüner) umzugehen, entsteht eine neue Welt; der Operationssaal, in welchem er sich frei bewegt und mit feinsten Glasnadeln als Messern und dünnsten Kinderhaaren als Pinzetten hantiert, ist in Wirklichkeit nur einige Millimeter groß, aber er erscheint ihm so groß wie dem Chirurgen sein Arbeitsfeld bei unbewaffnetem Auge und er bewegt sich darin — zwar bei angestrengtester Anspannung der Sinne und Hände — so sicher, wie wenn er statt an winzigsten Objekten, die oft mit bloßem Auge kaum sichtbar sind, an einem erwachsenen Menschen bei einer plastischen Operation zu tun hätte.

Es ist unmöglich, hier nur einigermaßen die Probleme anzudeuten, welche durch die moderne Mikrochirurgie angreifbar wurden, geschweige denn die einzelnen bisher ausgeführten Operationen zu erwähnen. Sie erstrecken sich auf Embryonen aller Wirbeltierklassen, nicht zu reden von den an Wirbellosen, besonders auch an Keimen von Seetieren ausgeführten Eingriffen. Uns Deutschen

Digitized by Google

war während des Krieges die See verschlossen und unsere wichtigste Arbeitsstätte, die von Dohrn begründete Station zu Neapel genommen. Daß wir Amphibien bevorzugen, liegt an der leichten Zugänglichkeit der Eier dieser Tiere, die heute noch ohne die Wucher- und Valutaaufschläge der Hühnereier zu haben sind. Auch haben junge Amphibienkeime den großen Vorteil für Züchtungen, daß sie Dottervorräte in ihren einzelnen Zellen gespeichert haben, also von der Nahrungszufuhr von außen auf lange Fristen unabhängig sind.

Die griechische Sage kannte Fabeltiere, deren Leib aus Stücken verschiedenster Tierkörper zusammengesetzt war, die Chimären. Vorn Löwe, in der Mitte Ziege, hinten Drache finden wir noch jetzt ihr Bild auf antiken Münzen. Der moderne Mensch, welcher eine solche oder eine Kopie als Nadel in seine Halsbinde steckt, weiß in der Regel nicht, daß für den Naturforscher heute solche Tiere nicht mehr „chimärisch" sind, wenn auch aus anderer Zusammensetzung, als die Chimären der Sage, ebensowenig wie der Schriftsteller Meyrinck ahnen mochte, daß ein lebendes Herz außerhalb des Körpers, das von ihm in den phantastischsten Stellen seiner „Sonderbaren Geschichten" wie eine tickende Uhr an der Wand geschaut wurde, heute wirklich herstellbar, freilich nur mit dem Mikroskop zu erkennen ist. Der Botaniker Hans Winkler hat den Namen Chimära zuerst auf Pflanzen angewendet, welche aus der künstlichen Vereinigung zweier verschiedener Pflanzenarten durch Pfropfung entstanden sind, z. B. unseres einheimischen Nachtschatten und der Tomate. An sich sind solche Vereinigungen noch keine Chimären. Aber an der Vereinigungsstelle zwischen Pfropfreis und Unterlage entstehen aus embryonal gewordenen Zellen beider Arten Gewebe, welche gemeinsam eine ganze Pflanze erzeugen, die wiederum durch Stecklinge vermehrt und wahrscheinlich unbegrenzt erhalten werden kann. Der einzelnen Zelle wird unbeschadet ihrer Herkunft die Lage im Ganzen richtig angewiesen, z. B. bildet eine Zellengruppe an der üblichen Stelle ein Blatt. Aber die spezifische Form des Blattes ist durch die Herkunft der Zellen bestimmt. So finden sich an der neuen Pflanze Nachtschatten- und Tomatenblätter, deren Charaktere sich nicht mischen. Viel harmlosere Dinge als Löwe, Ziege und Drache, aber doch ganz verschiedene Pflanzenarten sind hier zu einem neuen Individuum zusammengetreten, deren Herkunft deutlich erkennbar bleibt. Etwas Ähnliches lag bereits in der Bornschen Komposition vor (siehe oben). Hans Spemann hat nun in den Kriegsjahren 1916—1918 Pfropfungen an Tieren im Kaiser-Wilhelm-Institut für Biologie in Dahlem unternommen, welche besonders wichtige tierische Chimären ergaben. Vielleicht das absonderlichste Tier, das er züchtete, war ein Wassermolch, dessen linke Körperhälfte dem gewöhnlichsten Molch unserer Tümpel (Triton taeniatus) entstammte, während die rechte Hälfte einem Tier angehörte, welches selbst wieder eine Kreuzung aus zwei verschiedenen Molcharten war (aus Triton taeniatus und Triton cristatus). Dem Laien mag eine solche tierische Chimäre nicht sonderlich verschieden erscheinen von einem gewöhnlichen Molch, aber der Kenner bemerkt sofort, daß der Kopf rechts und links verschieden geformt ist und daß die Beine und Finger rechts und links nicht nur deutliche Gestaltsverschiedenheiten zeigen, sondern auch ganz verschieden gehalten werden. Die Unterschiede sind spezifisch, d. h. jede Seite hat die Eigentümlichkeiten, welche für die Tierart, von welcher sie abstammt, charakteristisch sind. Über die Bedeutung der Chimären für die Frage nach der Entstehung einer einzelnen Persönlichkeit wird der naturwissenschaftlich interessierte Laie in einem zusammenfassenden Aufsatz von Spemann selbst den besten Aufschluß finden („Experimentelle Forschungen zum Determinations- und Individualitätsproblem", Antrittsvorlesung gehalten in Freiburg am 17. Juli 1919, Naturwissenschaften, Heft 32).

Ich möchte damit die Pfropfungen auf andere Tiere (Transplantationen) verlassen und von einer sehr wichtigen anderen Art der Züchtung berichten,

Digitized by Google

welche nicht einen lebendigen Körper als Unterlage benutzt, sondern Stücke des Körpers in organische oder anorganische, nicht lebende Substanzen verpflanzt, ähnlich wie der Bakteriologe Kulturen auf künstlichen Nährböden züchtet. R. Gr. Harrison (1910) war der erste, welcher — nach wenigen vorausgegangenen Vorläufern, welche keine brauchbare Methode gefunden hatten — die Entdeckung machte, daß man durch Anwendung der heutigen Mittel der Keimfreiheit (Asepsis) imstande sei, Stückchen von Geweben in Lymphplasma der betreffenden Tierart zu züchten. Er kam dazu aus der Überlegung, daß Nerven zwar bei Pfropfungen auf andere Tiere in die neue Umgebung auswachsen, daß dabei aber nicht sicher erkennbar ist, ob sie sich von sich aus verlängern oder ob an ihr Ende durch Tätigkeit des Wirtes, in den sie eindringen, das Neue hinzugefügt wird. Das Problem ist ähnlich wie bei dem Wunderpilz Bacillus prodigiosus, welcher auf Oblaten blutrote Flecken zu erzeugen vermag. Der Wundergläubige meint, die Hostie verwandle sich selbst in Blut an den Stellen, wo sie rot wird; der Bakteriologe erkennt darin das Vordringen der Pilzkolonie, welche sich auf der Oblate ausbreitet und dabei ihre Farbigkeit an neue Stellen trägt. Harrison sagte sich, daß beim Nervengewebe eine Entscheidung herbeizuführen sei, wenn es gelänge, ein Stückchen davon in einer toten Substanz zu züchten, von welcher sicher ist, daß sie zum Aufbau der Nerven nichts beitragen kann. Und in der Tat fand er, daß in seinen Kulturen auf Plasma Nerven in dem Nährboden frei auswuchsen. Damit war die Frage einwandfrei entschieden. Allerdings bilden sich auf künstlichen Nährböden keine spezifisch geformten Nerven, ihre Anordnung ist wahllos. Für die Existenz des Nervs ist also die natürliche Umgebung im Körper nicht nötig, für seine Form ist letztere aber wohl maßgebend. Der Leser, welcher sich für diese Probleme interessiert, wird Näheres in meinem Aufsatz „Die Entstehung der Nervenbahnen" finden (Leipzig 1911, Vortrag in der allg. Sitzung der Gesellschaft d. Naturf. und Ärzte).

Es war nur ein Schritt von den Bornschen Teilzüchtungen, von welchen ich eingangs berichtete, bis zur genialen Entdeckung Harrisons. Dort bleibt das abgetrennte Körperstückchen lebensfähig, weil es sich schnell genug selbst überhäutet und dadurch gegen Infektion und andere Schädigungen seitens des Wassers, in dem es lebt, geschützt ist. Harrison schützte seine Teilzüchtungen künstlich, indem er sich die heutige Technik der Bakteriologen und Serologen zunutze machte. Gerade diesen Schritt als ausführbar erkannt zu haben, war von entscheidender Bedeutung. Bringt man auf ein steriles Deckgläschen, wie man es allgemein zu mikroskopischen Präparaten benutzt, ein Tröpfchen Lymphe und impft in dieses ein Gewebsstückchen, das steril dem Körper eines Tieres entnommen ist, so gerinnt die Lymphe alsbald zu einem durchsichtigen Klümpchen, welches man auf einem hohlgeschliffenen Objektträger keimdicht aufheben und mit dem Mikroskop unter stärksten Vergrößerungen beobachten kann. Man sieht nun, wie das Wachsen in diesem lilliputanischen Treibhaus beginnt und wie es sich fortsetzt. Zellen verlassen ihren Ort und wandern durch das Gesichtsfeld. Andere — so die Nervenzellen — senden Fortsätze aus, welche auf weite Strecken vorgeschoben werden und am Ende medusenartige Tentakel tragen, mit denen sie sich vortasten. Bis dahin ungeahnte Einblicke in die Abläufe des Lebendigen sind möglich geworden. Den Genuß für den Naturforscher, der das zum erstenmal erblickt, wird der verstehen, welcher durch das astronomische Fernrohr die Wunder der Sternenwelt greifbar nahe bewundert hat.

So wurde mit einem Schlag die Teilzüchtung Harrisons („Deckglaskultur", „Ex"plantation) zu einem der wichtigsten Mittel der biologischen Forschung. Alexis Carrel vom Rockefeller Institut wendete die Methode im großen auf die Züchtung der verschiedensten Gewebe, auch auf Organstückchen des Menschen

Digitized by Google

und auf Geschwülste an; er demonstrierte seine Ergebnisse bei Vorträgen in Europa, so daß vielfach der eigentliche Entdecker darüber vergessen wurde. Die Nährböden sind inzwischen vielfach variiert, und die Methoden verbessert worden. So ist es Carrelschen Schülern gelungen, ein Stückchen eines Herzens, welches im Januar 1912 aus einem älteren Hühnchenembryo herausgenommen worden war, auf einem künstlichen Nährboden bis jetzt zu züchten. Wenigstens berichtete Ebeling am 6. Dezember 1919 im Journal of experimental Medicine darüber, daß es lebe (damals 7 Jahre!); er sagt: „the rate of growth .... is at least as rapid as it was 5 years ago and may be more active." Die betreffenden Zellen (Bindegewebe) haben also die Fähigkeit, sich auf künstlichen Nährböden unausgesetzt zu teilen und zu vermehren wie Bakterien. Wäre das Huhn, dem sie entstammen, am Leben geblieben, so wäre es, hätte es lange gelebt, als altes Suppenhuhn längst verspeist. Die Zellen, welche mit ihm zugrundegegangen wären, leben aber noch jetzt; wir müssen annehmen, daß sie außer Zusammenhang mit dem zugehörigen Körper unendlich weiterleben können.

Das Huhn, dessen Embryo das von Carrel gezüchtete Teilstück hergab, hätte Knochen, Knorpel, Muskeln, kurz alle fertigen Organe aus den gleichen Zellen gebildet, welche in dem Teilstück auf dem künstlichen Nährboden nicht imstande waren, Muskeln oder Bindegewebsfasern, aus denen ein Herz zusammengesetzt ist, zu erzeugen. In den Carrelschen Kulturen bleiben die Zellen auf einer embryonalen Stufe stehen, bei welcher die verschiedenartigsten Elemente ganz gleich sternförmig verzweigt aussehen. So ist in gewissen Teilzüchtungen besonders anschaulich geworden, was die Forschung schon vorher erschlossen hatte, daß im Vorgang des „Wachsens" sehr verschiedene Prozesse neben- und durcheinander laufen. Unter Vermehrung versteht man eine Materialanhäufung, wie wenn Bruchsteine zu einem Bau herangeschleift werden. Unter Differenzierung versteht man die Entwicklung der Eigenart der einzelnen Zellenfähigkeiten, die bei der Entstehung der verschiedenen Gewebe zutage treten, wie wenn auf dem Bauplatz das Rohmaterial vom Steinmetz zu Quadern, Gesimssteinen oder Schmuckstücken eines Hauses verarbeitet wird. Durch die künstliche Teilzüchtung läßt sich die Differenzierung unterdrücken oder rückgängig machen und dadurch die Vermehrung rein zum Vorschein bringen. Da differenzierendes Wachstum zum Tode führt, entdifferenziertes Wachstum zum ewigen Leben, so muß hier das Geheimnis des Todes versteckt sein. Die Bedingungen im einzelnen sind uns noch nicht bekannt, aber man sieht, wir sind dem Lebensproblem auf der Spur.

Es ist keineswegs immer so, daß die Zellen indifferent bleiben. Gerade die ersten Teilzüchtungen auf Plasma, die Harrisonschen Nervenkulturen, haben erwiesen, daß differenzierendes Wachstum möglich ist. Auch andere Gewebe sind dazu gebracht worden, wenn auch nicht ohne Schwierigkeiten. Ich konnte ein ganzes Herz einer Unkenlarve, das sich auf dem Deckgläschen durch Wachstum vergrößerte und dabei normal schlug, kinematographisch aufnehmen und dadurch die Veränderungen meßbar festlegen. An diese Forschungen schloß sich neuerdings das eingangs geschilderte Experiment von Ekman an.

Eine Hauptbedingung aller Züchtungen auf Nährböden ist die Entfernung der Stoffwechselabfälle, welche für das Gewebe, von welchem sie erzeugt werden, giftig sind. Man hilft sich so, daß man nach einiger Zeit auf einen neuen Boden umpflanzt, ehe erfahrungsgemäß der bisherige vergiftet ist. In den 7 Jahren, welche die Carrelsche Kultur bis zum Dezember 1919 gelebt hatte, waren 1390 Umpflanzungen nötig geworden. Dabei wird so verfahren, daß die Kultur, welche die Form eines rundlichen Zellhäufchens hat, mitten durchgeteilt wird; jede Hälfte wird für sich auf ein frisches Medium übergeimpft. Ist eine der beiden neuen Kulturen auf die Größe der alten herangewachsen, so wird abermals geteilt, auf zwei neue Unterlagen verpflanzt usw. Man könnte leicht ausrechnen, wieviel

Digitized by Google

Hühnherz aus dem Ausgangsstückchen nach 1390 Umpflanzungen entstanden wären, wenn alle Kulturen fertig gezüchtet und zusammengezählt würden. Aber wie bei ähnlichen Berechnungen über Kulturen von Bakterien und anderen einzelligen Wesen ergeben sich auch hier Zahlen, die viel größer sind als alles, was wir uns anschaulich vorstellen können. Eine Kugel von dem Durchmesser der Milchstraße, der größten Zahl, die wir von sichtbaren Dingen einigermaßen sicher kennen, wäre immer noch klein gegenüber der gezüchteten Masse Hühnerherz. Bei Bakterien handelt es sich bei solchen Massen immer um neue Individuen, hier jedoch um das gleiche Herz eines einzigen Individuums. Denkt man sich, man hätte die Kulturen nicht in New York gelassen, sondern über den ganzen Erdball verteilt, und es wäre dort durch entsprechende Behandlung möglich gewesen, schlagende Herzen aus ihnen wachsen zu lassen, wie es in anderen Fällen teilweise gelungen ist, so wäre mit dem Herzen das gleiche erzielt, wie die Pflanzenzüchter es längst mit Pfropfreisen machen. Wir sahen bereits, daß seltene Rosen- und wertvolle Obstarten auf diese Weise überallhin gelangt sind. So wäre es möglich, Milliarden von Herzen des gleichen Individuums über die Welt auszusäen, mikroskopische Uhren im Sinne Meyrinks, welche unter gleichen Kulturbedingungen gleich schlagen würden und durch welche das Problem des Einsiedlers von St. Just in grandioser Erweiterung für alle Uhren der Welt gelöst wäre. Von der theoretischen Möglichkeit, die außer Zweifel steht, bis zur praktischen Durchführbarkeit mag freilich ein sehr weiter Weg sein. Der Wert läge auch nicht in ökonomischen Vorteilen wie bei Rosen und Edelobst, sondern er läge im Theoretischen.

In den eminenten Resultaten der neuzeitlichen theoretischen Physik vereinigen sich höchste Steigerung der wissenschaftlichen Erkenntnis und oft unmittelbare Ausnutzbarkeit der Errungenschaften für die Praxis. Man braucht nur an den einen Namen Röntgen zu denken, um darüber klar zu sein, was innerhalb von 25 Jahren erreicht ist: wie neu entdeckte Strahlenarten sofort grundlegende Folgen für die Beurteilung und Heilung von kranken Menschen im Gefolge haben können. Demgegenüber muß sich die Biologie vielfach bescheiden. Die Vererbungsforschungen, von welchen an nächster Stelle dieses Heftes die Rede ist, haben zwar auch ungeheure Tragweite für die Praxis. Gewisse Erfahrungen der Entwicklungsmechanik haben die moderne Orthopädie zu ihrer Blüte gebracht. Bei dem Meisten von dem, was ich hier schilderte, können wir nicht ahnen, ob und wann sich eine Verwertbarkeit für das gemeine Leben, die in der Wissenschaft meist an unvermuteter Stelle möglich wird, ergeben könnte. Dafür wird die heutige Biologie mit viel größerem inneren Zwang in die eigentlichen Geisteswissenschaften hineingeführt, als es bei Physik und Chemie deren Natur nach möglich ist. Lernten wir selbst durch künstlichen Umbau der Atome alchemistische Träume verwirklichen, die noch jüngst als unwirkliche Phantastereien galten, so wäre das eine höchste Steigerung, aber immer nur eine Steigerung der mechanischen Prozesse, welche zu studieren sich Physik und Chemie zur Aufgabe setzen. In der Relativitätstheorie streckt die Physik zwar ihre Fühlhörner in philosophische Probleme aus, welche gerade der deutschen Philosophie alt vertraut sind (Leibniz); es ist charakteristisch, daß bedeutende Physiker die Theorie gerade deshalb ablehnen. Aber die Biologie ist grundsätzlich in ganz anderer Lage. Bei ihr drängen alle neueren Erfahrungen dahin, uns mit dem Zweckbegriff auseinanderzusetzen, den wir in allem Organischen finden und analog den in unserem Inneren geschauten Handlungen begreifen können. Möge die idealistische Philosophie, welche Gedanken der deutschen Philosophie in alle Welt getragen hat, durch das Rüstzeug heutiger biologischer Erkenntnis dazu helfen, neue Kräfte zu entfesseln, welche uns über unser in einem schwunglosen Materialismus verankertes Schicksal hinausheben.

Heidelberg. Hermann Braus.

Digitized by Google

Vererbungslehre.

Der Fortschritt der Wissenschaft führt zweifellos zu immer weitergehender Spezialisierung, die es mit sich bringt, daß selbst verhältnismäßig eng begrenzte Forschungsgebiete in neue und wieder neue Teilgebiete zerfallen, die ihrerseits oft so schnell wachsen, daß sie nach wenigen Jahrzehnten kaum mehr von dem Einzelnen ganz beherrscht werden können. Wenn trotzdem die Wissenschaft nicht zu einem babylonischen Sprachengewirr, wo keiner mehr den andern versteht, zerstäubt, so liegt dies wohl daran, daß Spezialisierung nicht immer Verengung bedeutet. Vielmehr spalten sich von größeren Wissenschaftsgebieten gar oft Sondergebiete ab, die ihrem Wesen nach zusammenfassend sind, die zwar besondere Fragen auf den Schild erheben, aber eben solche, die einer Reihe von Forschungsgebieten gemeinsam sind, ja oft sogar ihre gemeinsame Grundlage bilden. So bringt das scheinbar auseinanderfließende Spezialistentum doch immer wieder einen zentral gerichteten Strom zusammenfassender Arbeit hervor. Im Bereich der Wissenschaft vom Leben paßt diese Beobachtung nun gut auf eine der jüngsten Entwicklungen, auf das Entstehen einer besonderen Wissenschaft von der Vererbung. Vererbung ist ja, kurz gesprochen, die Tatsache, daß die Kinder den Eltern artgleich sind, Menschenkinder, wie Tierkinder, wie Pflanzenkinder. Die Vererbungslehre greift also an die Grundlagen von Tier-, Pflanzen und Menschenkunde. Sie ist eine Voraussetzung für das Verständnis der Entwicklung des Einzelwesens, für jedes Eingehen auf die Entstehung der Entwicklung der Arten, für Tier- und Pflanzenzucht, für Rassenfrage und Rassenhygiene. So ist es verständlich, daß in wenigen Jahrzehnten sich eine besondere Wissenschaft von der Vererbung entwickelte, die heute vielleicht der interessanteste und erfolgreichste Zweig der neuen Biologie ist und immer noch größte Zukunftsmöglichkeit hat. An und für sich ist die Beschäftigung mit dem Vererbungsproblem nicht so neuen Datums. Man braucht nur die Namen Darwin, De Vries, Weismann zu nennen, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts versuchten, in das Wesen des Vererbungsvorgangs einzudringen. Trotzdem ist aber das Geburtsjahr der wissenschaftlichen Vererbungslehre erst das Jahr 1900, als Carl Correns die ein Menschenalter lang unbeachtet gebliebenen Gesetzmäßigkeiten neu entdeckte, die der Augustinerabt Mendel aufgestellt hatte. Seitdem hat die Vererbungslehre unter dem Banner des Mendelismus eine außerordentliche Entwicklung genommen, von deren Ergebnissen hier einiges berichtet sei.

In einer seiner Notizen zur Bearbeitung der Metamorphose der Pflanzen schreibt Goethe: „Die Metamorphose der Pflanzen, der Grund einer Physiologie derselben. Sie zeigt uns Gesetze, wonach die Pflanzen gebildet werden. Sie macht uns auf ein doppeltes Gesetz aufmerksam: erstens auf das Gesetz der inneren Natur, wonach die Pflanzen konstituiert werden. Zweitens aus dem Gesetz der äußeren Umstände, wodurch die Pflanzen modifiziert werden." Goethe machte sich da eine höchst wichtige Tatsache klar: daß man bei einem Lebewesen streng unterscheiden muß zwischen den Anlagen, die es ererbt hat und dem, was daraus unter dem umgestaltenden Einfluß verändernder äußerer Umstände geworden ist. Es ist wohl nicht schwer, sich darüber klar zu werden, was diese Unterscheidung für die Vererbungslehre bedeutet.

Ein jedes Lebewesen entsteht, wenn wir nur den typischen Fall ins Auge fassen, aus der Befruchtung einer Eizelle durch eine Samenzelle. In dem befruchteten Ei müssen also alle die Anlagen vorhanden sein, die nötig sind, damit sich aus einer einfachen Eizelle ein den Eltern artgleiches Individuum, ein Frosch, eine Schnecke, ein Tannenbaum entwickelt. Im Laufe seiner Entwicklung aber wirken auf das Wesen ungezählte äußere Einflüsse ein, Temperatur, Ernährung, Feuchtig-

Digitized by Google

keit und dergleichen, die alle ihre Spuren in das weiche Wachs des sich bildenden Geschöpfes eindrücken, die diesen oder jenen Vorgang günstig oder ungünstig beeinflussen. So setzt sich das Endergebnis zusammen aus dem, was die ererbte Anlage gewissermaßen als Idealtypus der betreffenden Form hat schaffen wollen, und dem, was die äußeren Umstände daraus gemacht haben. Das erscheint ziemlich selbstverständlich, und doch hat die Nichtbeachtung zu verhängnisvollen Irrtümern geführt, die, vor allem durch des Dänen Johannsens Arbeiten, erst beseitigt werden mußten, ehe die Vererbungslehre fortschreiten konnte. Ein Beispiel wird die Bedeutung der Erkenntnis ohne weiteres klarmachen. Wir besitzen etwa eine Zuckerrübenrasse, die uns einen bestimmten Prozentgehalt von Zucker zeigt, den wir gern verbessern möchten. Wir bemerken nun, daß manche Rüben viel mehr Zucker enthalten, als dem Durchschnitt entspricht, greifen sie heraus und züchten mit ihnen weiter. Im nächsten Jahre stellen wir fest, daß der Zuckergehalt trotzdem wieder der gleiche ist wie im Vorjahr. Warum? Weil die ausgewählten zuckerhaltigen Rüben genau die gleiche Erbbeschaffenheit hatten wie alle anderen des Feldes; trotz ihrer eigenen Güte konnten sie doch nur die Durchschnittsleistung ihrer Rasse vererben. Führen wir nun den Versuch oft auf verschiedenen Feldern aus und beobachten genau die Nachkommenschaft jeder Einzelpflanze, so treffen wir doch einmal auf ein anderes Ergebnis: die Nachkommen sind wirklich zuckerhaltiger, wir haben durch die Auswahl eine Verbesserung erzielt. Wie erklärt sich dies abweichende Ergebnis? Dadurch, daß im ersten Fall auf unserem Feld eine ganz reine Rasse stand, wo jedes Individuum erblich gleich ist. Im zweiten Fall aber bestand unser Feld, obwohl es sonst ganz einheitlich war, doch aus einem äußerlich nicht unterscheidbaren Gemenge von Rassen, die verschiedene Zuckerleistungen vererben. Gelingt es uns, daraus eine herauszugreifen, die die Anlage zu höherem Zuckergehalt vererbt, so erhalten wir in der Nachkommenschaft die gewünschte Verbesserung. Haben wir diese bessere Erbanlage jetzt aber rein, so ist keine Verbesserung mehr möglich. Also, wir können zwar aus einem Gemisch von erblich Verschiedenem das Gewünschte heraussuchen, wir können aber nicht die Erbanlage selbst verändern; das äußere Aussehen, im Beispiel der hohe Zuckergehalt, sagt uns gar nichts über die Erbbeschaffenheit; sie erkennen wir erst, wenn wir ein Vererbungsexperiment ausführen. Die Einheit, mit der das Studium der Vererbung arbeiten muß, ist also nicht die sichtbare Eigenschaft, sondern die im befruchteten Ei vorhandene Erbanlage, die es bedingt, daß die Eigenschaft sich unter dem Einfluß der Lebensumstände so oder so in festgelegtem Rahmen ausbilden kann.

Damit kommen wir zu dem nächsten Hauptproblem der Vererbungslehre, den in den Geschlechtszellen vorhandenen Erbanlagen. Gerade über sie haben uns nun die Entdeckungen Mendels und seiner Nachfolger die bedeutungsvollsten Aufschlüsse gebracht. Wollen wir sie auf eine möglichst kurze Formel bringen, so könnten wir dies als das Hauptergebnis bezeichnen: der Vererbungsvorgang ist bedingt durch in den Geschlechtszellen vorhandene stoffliche Einheiten, die man Erbfaktoren oder Gene nennt, Substanzteilchen von großer Beständigkeit, die man sich wohl am besten als kleinste Quantitäten spezifischer enzymähnlicher Stoffe vorstellt. Diese Gene nun vermischen sich nicht, sondern bleiben immer als Einheiten getrennt nebeneinander bestehen. Sie können auf dem Wege der Bastardierung in gesetzmäßiger Weise gegeneinander ausgetauscht werden, sie können unter Umständen wie die Steine eines Mosaikbaukastens zu allen möglichen neuen Bildern zusammengesetzt werden, aber sie behalten ihre Selbständigkeit, ihre Einheit. Diese Erkenntnis wurde nun so gewonnen, daß durch Bastardierung Erbanlagen verschiedener Art zusammengebracht und dann in der Nachkommenschaft der Bastarde weiter verfolgt wurden. Da zeigte es sich nun, daß die Gene sich in ganz bestimmter Weise verhielten, die in Mendels Gesetzen ihre Aufklärung fand.

Digitized by Google

Man sollte erwarten, daß im Bastard sich die Erbanlagen der Eltern vermischen. Dies ist aber nicht der Fall, auch wenn äußere Eigenschaften sich scheinbar vermischen, wie etwa beim Mulatten die Hautfarbe der weißen und schwarzen Eltern gemischt erscheint. Daß die Gene sich nicht gemischt haben, zeigen aber die Nachkommen solcher Bastarde. Denn bei ihnen kombinieren sich die paarweise zusammengehörigen Eigenschaftsträger in jeder nur denkbaren Weise. Wenn also etwa ein schwarzes, kurzhaariges Meerschweinchen mit einem weißen langhaarigen gekreuzt wird, so werden in der durch Inzucht erhaltenen Enkelgeneration alle denkbaren Kombinationen vorhanden sein, also: schwarz-kurzhaarige, schwarz-langhaarige, weiß-kurzhaarige, we ß-langhaarige. Die Erbfaktoren für diese Eigenschaften waren also im Bastard unabhängig voneinander geblieben und hatten bei seiner weiteren Fortpflanzung alle denkbaren Verbindungen eingegangen; sie waren durcheinander gewürfelt worden, wie es eben nur mit getrennten Einheiten möglich ist. Aber nicht nur dies. Die genannten vier Verb ndungen von Eigenschaften treten auch in bestimmten Zahlenverhältnissen auf, Zahlen, wie sie erhalten werden, wenn die Wahrscheinlichkeitsgesetze walten, wenn der ihnen zugrunde liegende Vorgang den Charakter eines Würfelspiels hat. Das Würfeln mit den Genen in den Geschlechtszellen bringt es aber mit sich, daß bei der Bildung der Geschlechtszellen im Bastard die Hälfte das vom Vater stammende Gen zu einer bestimmten Eigenschaft, die andere Hälfte das von der Mutter stammende, entsprechende Gen erhält. Da dies aber für jedes Paar von Genen (in unserm Beispiel die Gene für schwarz-weiß sowie kurz-langhaarig) zutrifft und jede Geschlechtszelle einen vollständigen Satz aller Genarten erhält, so muß es so viele Arten von Geschlechtszellen beim Bastard geben, wie Kombinationen von verschiedenartigen Genen möglich sind. Das ist das Würfelspiel, das zu Ergebnissen führen muß, die den Wahrscheinlichkeitsgesetzen gehorchen. Die Beherrschung dieser Vererbungsgesetze erlaubt natürlich auf dem Weg der Bastardierung Trennung wie Zusammensetzung der Erbeigenschaften, vergleichbar der Handhabung der Materie durch den Chemiker; heute ist es bereits eine ganze, nicht leicht zu beherrschende W ssenschaft, die hier weiterbaut. Sie gibt uns aber auch gleichzeitig ein Mittel in die Hand, immer tiefer in das Wesen der Vererbung einzudringen.

Als Mendel mit bewunderswertem Scharfsinn aus seinen Versuchen das erschloß, was wir eben als Würfelspiel der Erbfaktoren bezeichneten, vermochte er sich keinerlei Vorstellungen darüber zu bilden, welcher Mechanismus es bewirken könne, daß die Genpaare in allen denkbaren Kombinationen auf die Geschlechtszellen des Bastards verteilt werden. Wurden doch erst ein Jahrzehnt später die feineren Vorgänge der Zellteilung und Befruchtung aufgeklärt. Als aber Mendels Gesetze wieder entdeckt und in ihrer ganzen Bedeutung bestätigt waren, hatte die inzwischen zu höchster Blüte gelangte mikroskopische Erforschung der Geschlechtszellen einen Punkt erreicht, an dem die Verbindung hergestellt und der Mechanismus aufgezeigt werden konnte, der die Verteilung der Erbfaktoren in den Geschlechtszellen gewährleistet.

Bekanntlich besteht der Grundbaustein des lebenden Organismus, die Zelle, aus Protoplasma und Kern. Alle Formbildung, Wachstum und Entwicklung ist aber das Ergebnis der Vermehrung von Zellen durch Zweiteilung. Dieses Grundphänomen der Zellteilung erfolgt nun immer in identischer Weise: der Kern zerfällt in eine für jede Tier- oder Pflanzenart typische Anzahl von Fädchen, die Chromosomen, deren jedes sich genau der Länge nach in zwei teilt. Während sich nun auch der Zelleib teilt, rücken die Spalthäliten jedes Chromosoms nach entgegengesetzten Richtungen auseinander, so daß jederseits wieder die gleiche Zahl von (jetzt halbierten) Chromosomen beisammenliegt. Sie schließen sich dann wieder zu je einem Kern, den Kernen der beiden Tochterzellen zusammen. Man erkennt, daß so bei der Zellteilung die Substanz, aus der die Chromosomen bestehen, besonders

Digitized by Google

genau auf die Tochterzellen verteilt wird. Erscheinen schon deshalb die Chromosomen bedeutungsvoll, so treten sie noch mehr in den Vordergrund, wenn wir hören, daß zur Befruchtung Ei wie Samenzelle die gleiche Chromosomenzahl mitbringen, die dann durch die Befruchtung im gleichen Kern, dem des befruchteten Eis, vereint werden. Wenn nun die Chromosomenzahl für jedes Lebewesen typisch ist, sagen wir acht, Ei und Samenzelle aber die gleiche Zahl in die Befruchtung einbringen, so muß die befruchtungsfähige Ei- und Samenzelle je die Hälfte der Chromosomen besitzen, also vier, wenn die typische Zahl acht ist. Das ist auch der Fall, und ein besonderer Mechanismus wurde aufgedeckt, der dafür sorgt. Nehmen wir die Normalzahl acht an, dann haben auch die Geschlechtszellen acht Chromosomen, von denen je vier vom Vater, bzw. der Mutter stammen, die das Wesen erzeugten, dessen Geschlechtszellen wir betrachten. Bevor nun die Geschlechtszellen, also Ei- wie Samenzellen, befruchtungsfähig werden, tritt eine Entwicklungsstufe ein, in der sich in ihnen immer paarweise ein vom Vater stammendes mit einem von der Mutter stammenden Chromosom zusammenfinden; im Beispiel finden sich also vier Chromosomenpaare zusammen. Und nun tritt eine Zellteilung ein, bei der sich nicht wie sonst die Chromosomen spalten: vielmehr rücken bei dieser, die Reife der Geschlechtszellen herbeiführenden Teilung die Partner, die sich vorher zusammengelegt hatten, als Ganzes auseinander; so bekommt jede Tochterzelle nicht acht Spalthälften, sondern vier ganze Chromosomen. Dies sind aber nicht vier beliebige. Unter den acht Chromosomen der Zelle waren vier Sorten, paarweise vom Vater bzw. der Mutter stammend, vorhanden. Von jeder Sorte erhält die reife Geschlechtszelle je eins, also einen vollständigen Satz. Dem Zufall ist es nur überlassen, welches von den Paarlingen nach rechts oder links geht, in die eine Zelle oder in die andere gerät.

Es bedeutete nun einen großen Fortschritt, als man erkannte, daß die Besonderheit dieser Reifeteilung auch den Schlüssel zu Mendels Gesetzen liefert. Die einfache Annahme ist die, daß die mendelnden Erbfaktoren in den Chromosomen liegen, daß die Chromosomen die Vehikel sind, in denen die Erbfaktoren von Zelle zu Zelle weitergegeben werden. Die Verteilung ganzer väterlicher und mütterlicher Chromosomen in der Reifeteilung liefert den Mechanismus, durch den die paarweise verschiedenen Gene im Bastard auf je die Hälfte der Geschlechtszellen verteilt werden; liegen aber in den verschiedenen Chromosomen verschiedene Gene, dann können sie bei der Reifeteilung (wo der Zufall für jedes Chromosomenpaar entscheidet, was nach rechts oder links geht) die verschiedenen Zusammensetzungen geben. Hier ist das Würfelspiel sichtbar gegeben.

Durch überaus scharfsinnige und geistvolle Versuche ist jetzt der Beweis erbracht worden, daß die Unabhängigkeit der mendelnden Gene wie ihre gesetzmäßige Verteilung tatsächlich auf ihrer Lage im Chromosom beruht. Es konnte gezeigt werden, daß in jedem Chromosom viele Gene liegen, ja es konnte auf verwickelten Wegen festgestellt werden, in welchen von den Chromosomen eines Satzes ein bestimmtes Gen liegt, und schließlich sogar, an welcher Stelle des Chromosoms, Forschungen, die jetzt in Morgans Chromosomenkarten ihren Höhepunkt erreichten.

Die Verknüpfung der Chromosomenforschung mit der experimentellen Vererbungslehre vermochte nun auch ein altes Problem zur wissenschaftlichen Lösung zu bringen, das Problem der Vererbung und Bestimmung des Geschlechts. Zunächst war es die Vererbungslehre, die zeigte, daß auch das Geschlecht auf der Anwesenheit eines mendelnden Erbfaktors beruhen müsse. Die Beweisführung wurde dadurch ermöglicht, daß es Erbeigenschaften gibt, die in bestimmter Weise mit dem Geschlecht verknüpft sind. Ein bekanntes Beispiel ist die Bluterkrankheit des Menschen, die nur bei Männern auftritt und durch gesunde Töchter auf die Hälfte der männlichen Enkel vererbt wird. Aus der experimentellen Analyse entsprechender Fälle im Tierreich konnte dann abgeleitet werden, daß die Geschlechts-

Digitized by Google

vererbung genau so ablaufen muß, wie wenn ein mendelnder Bastard mit einer der Elternformen rückgekreuzt wird, wobei Männlichkeit und Weiblichkeit durch besondere Gene in den Keimzellen vertreten sind. Ein solcher Bastard bildet ja zweierlei Geschlechtszellen, und wenn diese verschiedene geschlechtliche Tendenz haben, so muß die Befruchtung mit einer reinen Form, die also nur einerlei Geschlechtszellen produziert, immer zu gleichen Teilen verschiedenartige Nachkommen ergeben, eben die beiden Geschlechter. Es zeigt sich somit, daß ein selbsttätiger Mechanismus zur Erzeugung der zwei Geschlechter dadurch gegeben ist, daß eines der beiden Geschlechter stets zwei Sorten von Keimzellen hervorbringt, die sich in einem geschlechtsbestimmenden Mendelfaktor voneinander unterscheiden.

Es gehörte nun zu den schönsten Triumphen der neuen Vererbungslehre, daß es möglich war, die beiden aus dem Experiment erschlossenen Sorten von Geschlechtszellen mikroskopisch nachzuweisen, ja sogar den Unterschied wieder auf ein bestimmtes Chromosom zu beziehen, in dem der Geschlechtsfaktor gelegen ist. Aus den Ausführungen des vorhergehenden Abschnittes geht ja hervor, daß die Zahl der Chromosomen immer eine gerade sein muß, da der befruchteten Eizelle von jeder Sorte je eines vom Vater und der Mutter geliefert wird. Diese Regel wird nun in erstaunlicher Weise durch ein Chromosom durchbrochen, das zwar in einem Geschlecht richtig paarweise vorhanden ist, im andern Geschlecht aber nur einzeln. Dies ist das Geschlechtschromosom, in dem (unter anderm) der Erbfaktor für die Geschlechtsentscheidung liegt. Erinnern wir uns nun daran, daß bei der Reifeteilung der Geschlechtszellen die Chromosomen zunächst paarweise zusammentreten und dann auf zwei Tochterzellen so verteilt werden, daß jede ein ganzes Chromosom jeder Sorte erhält. Das gleiche muß natürlich auch mit den Geschlechtschromosomen vor sich gehen und findet in dem Geschlecht, das zwei Geschlechtschromosomen besitzt (das weibliche bei Säugetieren und Menschen, das männliche bei Schmetterlingen und Vögeln), auch genau so statt, wie für jedes andere Chromosom. In dem Geschlecht, das nur ein Geschlechtschromosom besitzt, hat dieses jedoch keinen Partner, mit dem es vor der Reifeteilung zusammentreten konnte, und so wandert es allein in eine Tochterzelle: das heißt aber, daß von den zwei reifen Geschlechtszellen, die so entstehen, eine das Geschlechtschromosom besitzt, die andere nicht; das sind die zwei Sorten von Geschlechtszellen, die im Experiment erschlossen wurden und hier nun sichtbar gegeben sind. Bei der Befruchtung kann somit eine Geschlechtszelle mit einem Geschlechtschromosom sich mit einer solchen vereinigen, die ebenfalls eines besitzt, oder aber mit einer solchen, die keines besitzt. Ergebnis: Entweder Individuen mit zwei oder solche mit einem Geschlechtschromosom, also die beiden Geschlechter.

Die Art, wie hier Beobachtungen und Experimentalergebnisse sich ergänzen und zu bindenden Beweisführungen benutzt werden konnten, stellt sicher eines der anziehendsten Kapitel der neuen Biologie dar. Hier kann nur angedeutet werden, auf welchem Weg der Schlußstein zu dem Gebäude gelegt werden konnte. Mit der Zeit lernte man eine ganze Reihe von Erbfaktoren kennen, die ebenso wie der Geschlechtsfaktor im Geschlechtschromosom liegen. Bei Objekten, bei denen diese Verhältnisse genau analysiert waren, vermochte man nun Abnormitäten zu verfolgen, bei denen die Geschlechtschromosomen bei den Reifeteilungen nicht ihre Pflicht taten, also etwa beide in eine Tochterzelle kamen. Sind nun andere in diesen Chromosomen gelegene Erbfaktoren bekannt und auch ihr Erbverhalten genau analysiert, so muß man ausrechnen können, welche Abweichungen im Ergebnis eines Vererbungsversuches im Anschluß an solches Verhalten der Geschlechtschromosomen eintreten müssen; das Ergebnis entspricht stets der Berechnung.

Auf solchem Boden ließ sich dann aber noch weiter bauen. Mendelismus und Chromosomenlehre haben den Mechanismus des Vererbungsvorgangs vollständig

Digitized by Google

aufgeklärt; aber sie geben keine Auskunft darüber, was die Erbfaktoren oder Gene sind und in welcher Weise sie bestimmend in die besondere Entwicklung des Lebewesens eingreifen. Gerade bei der näheren Verfolgung des Vorganges der Geschlechtsbestimmung ergaben sich nun Befunde, die es erlaubten, auch auf die Lösung dieser Fragen einen ersten Vorstoß zu machen und die Begründung einer physiologischen Theorie der Vererbung zu versuchen. Es handelt sich dabei um Versuche, in denen es gelang, Geschlechtsfaktoren von verschiedener Wirkungskraft im gleichen Individuum zu vereinigen und dadurch sowohl ein Geschlecht in das andere zu verwandeln, als auch beliebige Zwischenstufen zwischen den Geschlechtern zu erzeugen. Aus der entwicklungsgeschichtlichen Untersuchung in Verbindung mit den Vererbungsversuchen vermochte man dann abzuleiten, daß die Erbfaktoren Stoffe sind, deren Wirkung bestimmten physikalisch-chemischen Gesetzen gehorcht, woraus wieder Vorstellungen über ihr Eingreifen in die Entwicklung erschlossen werden konnten. Diese verwickelten Dinge sind einer kurzen Darstellung nicht zugänglich.

Die nach allen Zweigen der Biologie ausgreifende neue Vererbungslehre mußte begreiflicherweise auch an den Fundamenten der Abstammungslehre rütteln, nämlich an den Einzelvorstellungen, die über die Entstehung der Arten zu bilden sind. Wir sahen ja bereits, wie der Zuchtwahl ihre Grenzen angewiesen wurden. Die Lehre von den Erbfaktoren führte aber zu weiteren Ergebnissen. Wenn die Gene als Einheiten in den Geschlechtszellen von Generation zu Generation weitergegeben werden, so ist eine Umbildung der Arten nur denkbar, wenn Gene aus der Erbmasse ausfallen, wenn Gene neu auftreten oder wenn Gene sich substantiell verändern. In jedem dieser Fälle aber kann das Neue sich nicht allmählich ausbilden, sondern muß vom ersten Augenblick an fertig da sein, wie die aus dem Haupt des Zeus steigende Minerva. Tatsächlich gehören solche plötzlichen Umwandlungen im Bestand der Erbfaktoren heute zu den wohlbekannten Erscheinungen. Man nennt sie Mutation. In einem besonders gut studierten Fall (der Bananenfliege) sind unter den Augen des Experimentators hunderte solcher Mutationen aufgetreten, und für jede wurde durch das Experiment bewiesen, an welcher Stelle welchen Chromosoms ein Gen sich plötzlich verändert hatte. Alle aber waren von Anfang an voll erblich, natürlich nach den Mendelschen Gesetzen. Die Tatsachen sind völlig klar, aber noch ist es nicht möglich ihre Tragweite zu übersehen. Ist die Mutation die einzige Art, wie die Erbmasse sich verändern kann, und wie wird sie verursacht? Kann nur mit Hilfe der Mutation und der sich ihr anschließenden Wiederverbindung bei Bastardierung die Fortentwicklung der Arten verstanden werden? Im Augenblick lassen sich diese Fragen kaum beantworten; aber die Vererbungslehre ist dabei, auf dem Weg des Experiments eine Lösung zu finden.

Während so die Grundlagen des Artbildungsproblems zwar aufgewühlt, aber noch nicht richtig umgegraben sind, hat sich doch schon manches Teilproblem der Abstammungslehre einer neuen besseren Lösung zuführen lassen. Nur eines sei genannt, das vielbesprochene Problem der Mimikry, der Anpassung durch Nachahmung, also etwa der Entstehung von Schmetterlingen, die täuschend Blätter nachahmen oder harmloser Insekten, die täuschend das Kleid giftiger imitieren. Die alte Darwinistische Erklärung dafür war bekanntlich, daß der Nachahmer sich dem Aussehen des Vorbildes immer mehr näherte, weil Individuen, die einen Schritt in der Richtung auf das Vorbild verändert waren, dadurch geschützt und von der natürlichen Zuchtwahl zur Fortpflanzung ausgelesen wurden. Die großen Schwierigkeiten dieser Vorstellung lagen natürlich darin, daß es schwer war vorzustellen, daß die Anfangsstadien bereits einen Vorteil bedeuten sollten. Nunmehr ist es gelungen, solche Objekte einer Erbanalyse zu unterwerfen und festzustellen, daß das nachahmende Kleid auf bestimmten Kombinationen mendelnder Faktoren beruht. Das wieder deutet darauf hin, daß auch komplizierte mimetische Anpas-

Digitized by Google

sungen das zufällige Ergebnis von Faktorenkombinationen sind, Faktoren, die alle bereits bei der Art vorhanden waren, aber nur gelegentlich zu dem richtigen Muster zusammengewürfelt wurden. Natürlich wird durch diese veränderte Anschauung die Wahrscheinlichkeit nicht beseitigt, daß die Zuchtwahl eine Rolle bei der Erhaltung solcher Formen spielte.

In diesem Zusammenhang sollte wenigstens mit einem Wort die Frage der Vererbung erworbener Eigenschaften berührt werden, das Problem, ob im individuellen Leben erworbene Organisationsänderungen auch auf die Nachkommen übertragen werden, in das Erbgut eingehen. Es ist leicht einzusehen, daß die Faktorenlehre der Vererbung die Frage verneinen muß. Denn nur Veränderungen der Erbfaktoren selbst können ja zu erblichen Änderungen führen, und es ist nicht vorzustellen, wie körperliche Veränderungen zu gleichsinniger Veränderung der Erbmasse führen sollen. Es sind allerdings zahlreiche Versuche bis in die jüngste Zeit hinein angestellt worden, um die Wirklichkeit eines solchen Vorgangs zu beweisen. Bis jetzt hat aber keine hierher gehörige Versuchsreihe der kritischen Betrachtung standhalten und eine positive Lösung herbeiführen können.

Dem außerordentlichen Fortschritt, den die Ergebnisse der neuen Vererbungslehre für die biologische Erkenntnis gebracht haben, stehen die praktischen Folgerungen kaum an Bedeutung nach. Für jeden mit den Elementen der Tier- und Pflanzenzucht Vertrauten liegt es auf der Hand, daß der Mendelismus diese Wissenschaften umwälzen mußte. Denn die meisten Haustiere, wie Nutz- und Zierpflanzen sind Rassen wilder Arten, die sich von diesen, wie untereinander durch Charaktere unterscheiden, wie wir sie als mendelnde Charaktere kennen gelernt haben. Dem aufmerksamen Leser wird es z. B. nicht schwer fallen, ohne weiteres zu erkennen, daß neu in Mode kommende Hunderassen die kombinierten Charaktere anderer Rassen besitzen, die durch Bastardierung und systematische Auswahl in der Nachkommenschaft der Bastarde kombiniert wurden, bis sie nicht mehr spalteten.

Bei der Arbeit des Züchters müssen nun von vornherein drei verschiedene Vorgänge unterschieden werden. Ein gutes Fleischtier oder ein hoher Milchertrag kann nicht erhalten werden, wenn das Tier Hunger leidet, krank ist oder falsch gehalten wird und ungeeignete Nahrung erhält. Dasselbe gilt mutatis mutandis für Nutzpflanzen. So ist es selbstverständlich, daß für ein hochzüchterisches Resultat das Maximum an physiologisch richtiger Pflege Voraussetzung ist. Die beste Pflege ist aber wertlos, wenn die Rasse, die gezogen wird, nicht die ererbten Qualitäten besitzt, auf denen die Möglichkeit der Entwicklung eines bestimmten Charakters beruht. Eine Zwerghuhnrasse kann durch Fütterung nicht zu einer Riesenrasse gemacht werden und umgekehrt. Daher ist es die erste Voraussetzung erfolgreicher Zucht, daß die Erbqualitäten, d. h. die Erbfaktoren, die gewünscht werden, vorhanden sind. Die nächste Voraussetzung ist aber, daß sie auch voll vererbt werden, indem sie durch Reinzucht stets in nicht mehr auseinanderspaltendem Zustand erhalten werden. Die dritte und wichtigste Frage aber ist, wie werden Neuheiten erzüchtet? Fortgesetzt werden neue Rassen von Getreide usw. auf den Markt gebracht, die besonders widerstandsfähig gegen dies oder jenes sind, die besonders früh oder spät reifen, die besonders hohen Ertrag an dem oder jenem bringen. Täglich fast erscheinen neue Sorten von Zierblumen oder Früchten, ständig kommen neue Rassen von Nutz- oder Sporttieren in den Vordergrund. Welches ist der geheimnisvolle Vorgang, der es dem Züchter ermöglicht, sie zu schaffen? Früher wurde der Vorgang mit dem Wort Zuchtwahl abgetan: Der scharfe Blick des Züchters erkannte unter seinen Pfleglingen einige, die in bestimmter Beziehung besser waren, er wählte sie aus, tat das gleiche bei ihren Nachkommen und so fort, bis er die gewünschte Verbesserung hatte. Das ist zweifellos in vielen Fällen richtig, gibt aber, wenn nicht genau betrachtet, ein durchaus verkehrtes Bild von dem Vorgang. In

Digitized by Google

einem derartigen Fall arbeitet der Züchter mit einem Gemenge von Individuen, in dem ständig eine unendliche Rekombination von mendelnden Faktoren vor sich geht. Dabei wird es sich in vielen Fällen in der Tat um Faktoren handeln, die Eigenschaften bedingen, deren Unterscheidung ein geübtes Auge erfordert. Der Züchter wählt dann die geeigneten Faktorenkombinationen aus und macht sie durch Inzucht reinzüchtend, was bei Selbstbefruchtern schnell, bei Wechselbefruchtern langsam geht. In diesem Fall bedeutet also das Wort Zuchtwahl die richtige Auslese vorhandener Faktorenkombinationen aus einem Gemenge.

In andern Fällen kann die Auswahl von seiten des Züchters biologisch etwas anderes bedeuten. In großen Gemengen werden hie und da Mutationen auftreten, die in manchen Fällen nur kleine Veränderungen der Rasse bedingen mögen, in andern Fällen große und auffallende Neuheiten. Der Züchter, der sie bemerkt und auswählt, kann so mit ein mal etwas ganz Neues bekommen. Er sagt dann auch, daß er es „gezüchtet" hat, eine Ausdrucksweise, die natürlich nicht ganz korrekt ist, da er bloß das zufällig Entstandene entdeckt hat. Die Rolle solcher Mutationen oder Sports für die Zucht ist wohl überschätzt worden; als Beispiele könnte man Dackelbeine, Albinos, Mopsköpfe usw. anführen.

Endlich die dritte und häufigste Quelle der Zuchterfolge durch sogenannte Zuchtwahl ist die systematische Bastardierung mit nachfolgender Auswahl der gewünschten Faktorenkombinationen, die solange fortgesetzt wird, bis die Faktoren reinzüchtend sind. So wurden etwa unsere fettwüchsigen Schweinerassen erhalten durch Bastardkombination aus den Eigenschaften europäischer und ostasiatischer Schweinerassen. So werden die grotesken Ungeheuer, die der Hundeliebhaber schätzt, erhalten, indem in wiederholten Bastardierungen die Mendelfaktoren für krumme Dackelbeine, Jagdhundohren, Terrierhaar, Bulldoggenschnauze usw. kombiniert werden. So werden ständig neue Zierblumen durch Bastardierungskombination aus vorhandenen Rassen oder neu herangezogenen Wildformen gezüchtet.

Es ist ohne weiteres klar, daß die Erkenntnis der Gesetze der Bastardierung sich als Lichtträger für diese rein erfahrungsgemäß ausgeführten Auswahlen erwies und nun dem Praktiker, der sie beherrscht, manchen Umweg ersparen wird. Tatsächlich hat mit der Erkenntnis der Vererbungsgesetze für die Tier- und Pflanzenzucht eine neue Ära begonnen, und die Vererbungsforschung arbeitet jetzt erfolgreich mit der Praxis an der Verbesserung von Kulturpflanzen wie Nutztieren.

Endlich hat aber auch die Vererbungsforschung eine der wissenschaftlichen Grundlagen geschaffen, auf denen jeder Versuch aufgebaut werden muß, die Konstitution der menschlichen Gesellschaft zu verbessern. Was der Mensch als Individuum wie als soziales Wesen ist, stellt das Resultat seiner erblichen Veranlagung wie der Wirkungen der Außenbedingungen dar. Im einzelnen Falle mag wohl das Milieu die entscheidende Rolle spielen; letzten Endes ist aber doch immer die ererbte Konstitution das wichtigste, und das trifft ebensowohl für wünschenswerte Eigenschaften zu, wie für verderbliche. Wenn es aber das Ziel der Rassenhygiene oder Eugenik ist, die letzten auszurotten, die ersteren zu erhalten, so ist die selbstverständliche Voraussetzung des Erfolges die genaue biologische Erforschung der in Betracht kommenden Erbeigenschaften. So ist es verständlich, daß die großen Erfolge der Vererbungsforschung auch der Rassenhygiene neuen Ansporn gaben. Heute kennt man für manche wichtige Erbeigenschaft des Menschen, besonders auch für solche negativer Natur wie etwa Schwachsinn, Idiotie, Epilepsie, den Vererbungsmodus und kann auf Grund dessen nun Vorschläge zur Beseitigung dieser Übel aus dem Erbgut des Volkes machen. Ohne Zweifel werden die vielversprechenden Anfänge mit der Zeit zu greifbaren Erfolgen führen und damit sich, wie so oft, Forschungsergebnisse, die nur um der Erkenntnis willen erarbeitet wurden, auch als wichtigstes Instrument des praktischen Fortschritts erweisen.

Richard Goldschmidt (Berlin-Dahlem).

Digitized by Google

Die Abstammung der Menschen.

Wenige Probleme der biologischen Wissenschaften begegnen einem so allgemeinen Interesse wie die Frage nach der Abstammung des Menschen. Der Nachweis von fossilen Menschenarten, die primitive, zum Teil anthropoide Charaktere tragen, brach gleichsam störend in den Kreis liebgewordener Vorstellungen ein; er untergrub den Glauben an eine Sonderstellung des Menschen innerhalb der belebten Natur und hat mittelbar und unmittelbar stärksten Einfluß ausgeübt auf die Weltanschauungsfragen unserer Zeit. Eine Flut populärer Darstellungen, die Theoretisches als gesichertes Forschungsergebnis, Hypothetisches als unumgängliche Folgerungen darstellten, ist verbreitet worden und ist noch heute die Quelle, aus der viele ihr Wissen von der Vorgeschichte des Menschengeschlechtes schöpfen. Demgegenüber soll hier vom Standpunkt der Paläontologie das vorgetragen werden, was nach dem gegenwärtigen Stand der Wissenschaft als sicher, zum mindesten als sehr wahrscheinlich gelten kann. In Anbetracht der heute noch bestehenden Meinungsverschiedenheiten, nicht in der Anerkennung fossiler primitiver Menschenarten, aber in der Beurteilung ihrer verwandtschaftlichen, stammesgeschichtlichen Beziehungen, kann von einem allgemeinen Stand nur der tatsächlichen Kenntnisse, nicht der aus ihnen abzuleitenden direkten Schlußfolgerungen gesprochen werden. Es kann deshalb das Folgende nicht eine einfach berichtende Darstellung sein; es ist die aus den Beobachtungstatsachen und Erfahrungen der Anthropologie und Paläontologie erwachsene Auffassung eines Paläontologen, der sich auch auf dem Gebiet der übrigen Säugetiere gerade mit stammesgeschichtlichen Fragen eingehender beschäftigt hat.

Die geologischen Grundlagen

Von ausschlaggebender Bedeutung ist neben dem anatomischen Befund für die Frage nach stammesgeschichtlichen Zusammenhängen vor allem das Altersverhältnis der einzelnen Fundstücke. Wir müssen uns deshalb zunächst mit der Einzelgliederung der beiden Formationen vertraut machen, deren Fossilfunde die Grundlage für eine Stammesgeschichte der Menschen geliefert haben. Reste fossiler Menschen sind bisher ausschließlich in den Schichten der unserer Gegenwart vorausgehenden Periode, der Eiszeit (Glazialzeit, Diluvium) gefunden worden, die ihren Namen von der damals weit über das heutige Maß hinausgehenden Ausdehnung der Eismassen trägt. In Europa waren weite Gebiete Norddeutschlands bis nach Thüringen hinein unter einer Eisdecke begraben, die in den Hochgebirgen Skandinaviens Ursprungs- und Nährgebiet besaß; die Gletscher der Alpen reichten, besonders in ihrem nordwestlichen Teil, über das engere Talgebiet hinaus ins Vorland, hier zu einer Vorlandvergletscherung verschmelzend, die im Gebiet des Rheingletschers über den Bodensee bis an die Donau nach Norden vorgriff. Diese Eismassen haben während des Eiszeitalters nicht dauernden Bestand gehabt. Wiederholt sind sie abgeschmolzen etwa bis auf die heutige Größe und ein dem heutigen entsprechendes, sogar etwas milderes Klima zog wieder in West- und Mitteleuropa ein, bis ein neues Vorstoßen von Eismassen das kalte und trockene Glazialklima von neuem zur Herrschaft brachte. Auf Grund dieses Wechsels unterscheiden wir heute in der Hauptsache 4 große Eisvorstöße oder Eiszeiten, die jeweils von einer eisfreien Periode, einer Zwischeneiszeit, deren wir also 3 zählen, getrennt sind. Wir wollen diese Eiszeiten von der ältesten beginnend als 1. bis 4. Eiszeit bezeichnen, die Zwischeneiszeiten entsprechend als 1. bis 3. Zwischeneiszeit. Die Zeitspanne unmittelbar vor der 1. Eiszeit hat man als Auftakt zum Eiszeitalter als Präglazialzeit, die noch unter dem Einfluß kleiner Vorstoß- und Abschmelzperioden des Eises stehende Zeit nach der 4. Eiszeit, im Sinne eines Abklingens des Eiszeitalters, als Postglazialzeit bezeichnet.

Neben körperlichen Resten des Menschen und ungleich häufiger als diese haben

Digitized by Google

sich in den Gesteinsbildungen des Eiszeitalters auch seine aus Stein und Knochen gefertigten Werkzeuge, Artefakte gefunden, die nach Form und Bearbeitungsweise in verschiedene, nach den Ortlichkeiten, an denen sie zum ersten Male in typischer Ausprägung nachgewiesen wurden, benannte Kulturen sich scheiden lassen. Die Altersstellung dieser Kulturen im Rahmen der diluvialen Gliederung steht heute in der Hauptsache fest, sie ist in vielen Fällen ein wertvoller Anhaltspunkt für die Altersbestimmung der menschlichen Skelettreste und darf deshalb hier nicht übergangen werden. Als erste wohl ausgeprägte Kultur treffen wir in der 2. Zwischeneiszeit das Chelléen, charakterisiert durch große, grobzugeschlagene Faustkeile, die von einer Anzahl meist sorgfältiger bearbeiteter Kleinwerkzeuge begleitet werden. In der nächsten Kulturstufe, die uns mit dem Acheuléen in der 3. Eiszeit entgegentritt, geben wiederum Faustkeile dem an vielgestaltigen Steinwerkzeug reichen Bestand das Gepräge; diese Faustkeile sind aber viel kunstvoller gearbeitet, die Form ist gleichmäßiger, vielfach mandelförmig, nach einer Seite meist in eine breite Spitze ausgezogen. Erreichen diese Faustkeile noch im Acheuléen beträchtliche, bis 30 cm messende Größen, so werden sie in den zeitlich anschließenden Kulturen zusehends kleiner. In der 3. Zwischeneiszeit herrschten zunächst noch örtlich stärker differenzierte Kulturen des Acheuléen, denen auch die neuerdings viel umstrittene Kultur von La Micoque zuzuzählen ist; daneben aber tritt, — und hier besteht in Abgrenzung und näherer Zeitbestimmung noch manche Unsicherheit, — schon die Mousterien benannte Kulturstufe auf, die schließlich allein den ersten Teil der 4. Eiszeit charakterisiert. Die Höhe der Bearbeitungstechnik ist an den verschiedenen Fundstellen eine recht verschiedene; gleichzeitig scheinen die Verfertiger sehr roher und sehr feiner Steinwerkzeuge in Mittel- und Westeuropa gehaust zu haben. Gegen die älteren Kulturstufen ist im Mousterien das Zurücktreten der Faustkeile deutlich, sie finden sich meist nur in recht kleinen Formen; es herrscht die große, breite Spitze, die Mousterispitze. Diese 3 Kulturen hat man unter dem Begriff des Altpaläolithikum zusammengefaßt, das allgemein ausgezeichnet ist durch das Fehlen von Werkzeugen aus Knochen und Horn, durch das überwiegende Vorkommen von Steinwerkzeugen, die aus je einem Steinknollen, nicht aus vorher abgespaltenen Spänen, Klingen gefertigt wurden. Es folgen nun im zweiten Teil der 4. Eiszeit und ihrer Schwankungen bis an die Schwelle der Postglazialzeit die Kulturen des Jungpaläolithikum, in denen die Faustkeile fehlen und die Werkzeuge aus Stein fast ausschließlich aus Spänen hergestellt wurden, die man von größeren Feuersteinknollen abschlug. Eine wesentliche Bereicherung erfuhr der Bestand der materiellen Kultur durch Benutzung von Horn und Knochen, die zu den verschiedensten Werkzeugen und Waffen verarbeitet wurden. In der ältesten dieser Kulturen, dem Aurignacien beschränkt sich die feinere Zurichtung der Steinwerkzeuge auf die Randpartien der Feuersteinklingen und Absplisse, selten greifen die Abschläge über die breiteren Flächen. Fast fremdartig mutet deshalb das folgende Solutréen an, in dem die Überarbeitung der Flächen eine hohe Stufe erreichte; besonders charakteristisch ist die flache Lorbeerblattspitze, die neben den gestielten Pfeilspitzen in Form und Ausführung an die Steinwerkzeuge amerikanischer Indianer stark erinnert. Das Magdalenien, die Kultur der letzten Phase der 4. Eiszeit, schließt sich enger an das Aurignacien an, mit dem es die Bearbeitungsweise und dementsprechend viele Formen der Steinwerkzeuge gemein hat. Besondere Typen, die bei hinreichendem Fundmaterial eine Unterscheidung beider Kulturen stets gestatten, sind aber unter den Knochen und Hornwerkzeugen, besonders den Harpunen ausgebildet. Mit dem Azilien schließlich klingt das Paläolithikum, die Zeit der nomadisierenden Jäger, aus. Die Kleinheit der Artefakte, die geometrische Formen wiederholen, deutet für diese Kulturstufe auf einen sehr weitgehenden Gebrauch von Holz- und Hornfassungen für die steingefertigten Spitzen hin.

Digitized by Google

Mit einer einfacheren Gliederung können wir uns für die nächst ältere Formation, die wärmere Tertiärzeit begnügen, aus der menschliche Reste bisher fehlen, die aber eine größere Anzahl von Affenresten geliefert hat, die für die Beurteilung des älteren Teils des menschlichen Stammbaums von Bedeutung sind. Wir unterscheiden ein Alttertiär mit den vom älteren nach dem jüngeren fortschreitend folgenden Gliedern des Paleocän, Eocän und Oligocän, und ein Jungtertiär mit dem Miocän und Pliocän, dem ohne scharfe Grenze die Praeglazialzeit als Auftakt zur Eiszeit folgt.

Wie weit nach Jahrtausenden gerechnet die Perioden zurückliegen, in denen wir die Reste fossiler Menschen gefunden haben, das läßt sich nur ganz allgemein abschätzen. Ich führe hier einige Zahlen nur deshalb an, um die in Frage kommenden Zeitmaße auch denen näher zu bringen, die nicht gewöhnt sind in geologischen Perioden zu denken. Auf nicht ganz unsicherer, zum Teil sogar ziemlich sicherer Grundlage hat sich berechnen lassen, daß seit dem Abschmelzen des zweiten Hauptvorstoßes der 4. Eiszeit mindestens 25—30 000 Jahre verstrichen sind. Auf dieser Basis läßt sich das Alter der gesamten Eiszeit ganz roh abschätzen. Setzt man mit Penck die Ausräumungsarbeit der Flüsse in der Postglazialzeit, der 3. und der 2. Zwischeneiszeit in Beziehung, so findet man, daß sie sich etwa wie 1 zu 3 zu 12 verhalten. Ist die eine Ausräumung und Eintiefung der Flußtäler bewirkende Kraft in den älteren Perioden nicht wesentlich stärker gewesen, und das ist nicht anzunehmen, so wird die stärkere Wirkung als die Folge einer längere Zeit wirkenden Kraft angesehen werden können, und die angegebene Proportion wird gleichzeitig ein ungefährer Ausdruck sein für die Zeitdauer der einzelnen Perioden. Umfaßt die Postglazialzeit bis heute etwa 25 000 bis 30 000 Jahre, so würde für die 3. Zwischeneiszeit mindestens mit 50—60 000 Jahren, für die 2. Zwischeneiszeit mit etwa 250 000 Jahren, jedenfalls über 200 000 Jahren zu rechnen sein. Weitere Schätzungen über die Dauer des gesamten Eiszeitalters werden sehr unsicher, weil wir für die Zeitdauer der einzelnen Eiszeiten noch keine festen Anhaltspunkte besitzen. Wir können nicht sagen, ob sie länger oder kürzer waren als die Zwischeneiszeiten, und wissen nur, daß die einzelnen Eiszeiten verschieden lang gewesen sind. Eine vorsichtige Schätzung unter Benutzung der mitgeteilten Zahlen kommt zu dem Ergebnis, daß die ganze Eiszeitperiode mindestens 600 000 Jahre gedauert hat. Ganz roh würde sich das Alter des Magdalenien etwa auf 15—20 000 v. Chr., das Acheuléen etwa 125—175 000 v. Chr., das Chelléen etwa zu 175—275 000 v. Chr. ansetzen lassen.

Ungleich größere Zeiträume sind für das Tertiär anzunehmen, in dem der Stamm der Säugetiere eine so weitgehende Entwicklung durchgemacht hat. Es muß mit vielen Millionen Jahren, mindestens 12—15 Millionen gerechnet werden, wenn die Eiszeitperiode über ½ Million Jahre gedauert hat. Für nähere Bestimmungen, die auf physikalischer Grundlage versucht worden sind, fehlt heute noch eine sichere Grundlage.

Die diluvialen Menschenarten

Wenden wir uns nun dem diluvialen Menschen selbst zu, so ist zunächst hervorzuheben, daß bisher nur Europa und Asien sicher diluviale Skelettreste des Menschen geliefert haben. Was aus Nord- und Südamerika, Australien und Afrika bekannt geworden ist, gehört, vielleicht mit einer Ausnahme für Afrika, der geologischen Gegenwart an oder ist doch in seinem Alter ganz unsicher und unterscheidet sich anatomisch nicht von den jeweils heute dort eingesessenen Rassen. Diese Funde besitzen keine Bedeutung für die Frage nach der Abstammung des Menschen; hier bildet die einzige Grundlage das eurasiatische Material, das wir in einem kurzen Überblick über die bis 1914 bekannten und die seither veröffentlichten Funde zunächst kennen lernen wollen.

Als der wahrscheinlich älteste bekannte Hominide darf Pithecanthropus

Digitized by Google

erectus, der „aufrechtgehende Affenmensch" von Java gelten. 1891 entdeckte Eugen Dubois bei planmäßigen Grabungen in diluvialen Süßwasserschichten am Bengawanfluß bei Trinil auf Mitteljava ein Schädeldach, einen Oberschenkel und 3 Backzähne dieses menschenähnlichen Wesens; in der gleichen Schicht, etwa 2 km von der ersten Fundstelle entfernt, fand sich ein vielleicht der gleichen Art zugehöriges Unterkieferbruchstück, das merkwürdigerweise noch nicht veröffentlicht ist. Das Alter der Fundschicht und damit des Fundes kann bestimmt als nicht älter als altdiluvial bezeichnet werden, zeitlich etwa unserer 1. Eiszeit, wenn nicht sogar der 1. Zwischeneiszeit entsprechend. Der Oberschenkel ist dem menschlichen außerordentlich ähnlich, woraus Dubois glaubte, auf einen aufrechten Gang schließen zu müssen. Das Schädeldach zeigt ausgeprägte anthropoide, an Gibbon und auch an Schimpanse gemahnende Züge, weicht aber in seiner Größe ganz beträchtlich von allen Menschenaffen ab und nähert sich, ohne sie zu erreichen, menschlichen Verhältnissen. Es handelt sich zweifellos um die Reste eines außerordentlich primitiven Hominiden. Eine zweite sehr primitive Menschenart kennen wir in Homo Heidelbergensis, der nach einem 1907 in den Sanden von Mauer bei Heidelberg etwa 24 m unter Tag aufgefundenen Unterkiefer benannt ist. Das Alter dieses Menschen ist kaum oder nur wenig geringer als das des Pithecanthropus, die Sande von Mauer gehören der 1. Zwischeneiszeit an. Der sehr massige Unterkiefer zeigt stark anthropoide Züge, besonders deutliche Anklänge an den Gibbon, und erst das völlig menschliche Gebiß rechtfertigt die Zurechnung dieses Kiefers in den Kreis der Hominiden. Eine große zeitliche Lücke trennt diese beiden primitivsten von den übrigen, dem geologischen Alter nach sicher bestimmten diluvialen Menschenarten. Erst in der 3. Zwischeneiszeit und im ersten Teil der 4. Eiszeit treffen wir den allgemeiner bekannten Neandertalmenschen, Homo neandertalensis, der in zahlreichen Unterkiefern und in mehreren zum Teil recht vollständigen Skeletten gefunden ist und bis jetzt in einer Verbreitung von Spanien bis Kroatien nachgewiesen werden konnte. Die besten Skelette wurden 1908 bei Le Moustier und bei La Chapelle-aux-Saints in der Dordogne entdeckt, sie haben uns eine recht genaue Kenntnis von Bau und Aussehen dieser Menschenart vermittelt. Es waren kleinwüchsige, etwa 1,6 m hohe Menschen von gedrungenem, kräftigen Knochenbau. Wie bei den lebenden Mongolen der Arktis waren die Beine im Vergleich zur Länge des Rumpfes relativ kurz. An dem mächtigen, langgestreckten Schädel sprang das Hinterhaupt weit nach hinten vor. Über großen runden Augenhöhlen wölbten sich gewaltige Augenbrauenwülste, über der Nase wulstartig ineinander fließend, hinter denen die Stirn, durch eine Furche getrennt, in flacher Wölbung anstieg. Am Unterkiefer fehlte jede Andeutung eines Kinns, der Oberkiefer war beträchtlich nach vorn gezogen, so daß die Mundpartie ein durchaus schnauzenartiges Aussehen gewann. Der Gesichtsausdruck muß unbedingt ein in hohem Maße tierischer gewesen sein. Es ist von vornherein wahrscheinlich, daß diese von Spanien bis Kroatien verbreiteten Neandertalmenschen in eine Anzahl lokaler Rassen oder auch Unterarten zerfielen. Mit Bestimmtheit dürfen wir als eine besondere Form im Kreis der Neandertaler den diluvialen Menschen von Krapina, oder doch einen Teil der dort gefundenen Skelettreste betrachten; eine weitere Unterart werden wir später bei Besprechung der neuesten Funde kennen lernen. Der Neandertaler ist der Mensch des ausgehenden Altpaläolithikums, er ist der Träger der Mousterien-, wahrscheinlich auch der Acheuléenkultur gewesen.

Mit dem Einsetzen des Jungpaläolithikums treffen wir in der 4. Eiszeit eine neue, vom Neandertaler wesentlich verschiedene Menschenart, die nach der begleitenden Kultur den Namen Homo aurignacensis erhalten hat. 1909 wurde von Klaatsch und Hauser bei Combe-Chapelle in der Dordogne das recht voll-

Digitized by Google

ständige Skelett gehoben. Vom Neandertaler unterscheiden diesen Menschen zunächst der viel grazilere Bau des ganzen Skeletts, die beträchtlichere relative Länge der unteren Gliedmaße, besonders des Unterschenkels. Am Schädel, der bei bedeutender Länge ebenfalls ein weit nach hinten vorspringendes Hinterhaupt besitzt, sind die Augenbrauenbögen zwar noch kräftig, aber nicht über der Nase verschmolzen. Die Öffnung des Naseneingangs ist nicht so breit wie beim Neandertaler, die Calotte höher gewölbt. Der Unterkiefer ist viel weniger massig, zwar auch noch ohne Kinn, aber in der vorderen Kontur der Kinngegend doch nicht so stark zurückweichend wie beim Neandertalmenschen. Die Kieferregion ragt nur mäßig vor, so daß von einer Schnauzenbildung nicht gesprochen werden kann. Der Gesamteindruck ist der eines normalen Menschen, der allerdings noch eine große Anzahl primitiver Züge trägt, aber doch eine ungleich höher stehende Menschenart als der Neandertaler repräsentiert. Auch für diese Art ist eine ehemals größere Verbreitung in Mittel- und Westeuropa nachgewiesen, wenngleich noch nicht für alle ihr zugezählten Schädel und Skelettreste der Verwandtschaftsgrad zur französischen Typusform als sicher erkannt gelten darf. Rassendifferenzierungen einerseits und Rassenmischung (wir denken dabei nur an Mischung verschiedener auf der Entwicklungshöhe des Aurignacmenschen stehender Rassen) andererseits spielen hier und in wachsendem Maße im jüngsten Diluvium eine große Rolle, sie sind bis heute einer Klarstellung verwandtschaftlicher Verhältnisse außerordentlich hinderlich gewesen. In diesem Sinne ist vor allem auch die Stellung der Grimaldi-Rasse, die ebenfalls mit Artefakten des Aurignacien in den Grimaldigrotten bei Mentone gefunden wurde, noch unsicher. In den Körperverhältnissen unterscheiden sich die beiden Skelette vom Aurignacmenschen durch beträchtlichere Länge der unteren Gliedmaße, durch bedeutendere Länge des Unterschenkels und des Unterarms. Am Schädel sind wesentliche Züge dem Aurignacmenschen recht ähnlich, völlig abweichend aber ist das starke Vorragen der Kieferpartie (ausgesprochene Prognathie), das zusammen mit den Proportionen der Gliedmaße an Neger erinnert. Inwieweit in solchen negroiden Zügen, die auch sonst an europäischen diluvialen Schädeln hin und wieder sich finden, sich eine wirklich engere Verwandtschaft mit Negern dokumentiert, inwieweit sie nur der Ausdruck von Parallelentwicklungen in verschiedenen, lange getrennten Zweigen des Menschenstammes sind, läßt sich heute noch nicht entscheiden. Ehe wir nicht die gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnisse der einzelnen Merkmale festgestellt, die Summe der Merkmale in einzelne, mechanisch enger verknüpfte Merkmalskomplexe gegliedert, die Korrelationen ermittelt haben, werden wir solchen Fragestellungen nicht mit Erfolg näher treten können. Und die Zahl solcher ungelösten Fragen wächst, je weiter wir in der Geschichte des Menschengeschlechts gegen die Gegenwart vorschreiten. Schwand schon bei den Trägern der Aurignackultur eine allgemeine, die Diagnose in jedem Fall sichernde Prägung, wie sie die Menschen des Neandertalkreises trotz Rassenbildung gewissermaßen abstempelt, so weichen die Träger der Magdalenienkultur in den einzelnen Vertretern, nicht nur in Einzelheiten, so weit voneinander ab, daß ihr Zusammenfassen zu einer Rasse oder Art eine weitere Spannung des diagnostischen Rahmens voraussetzt. Der bedeutenderen Entwicklungshöhe scheint eine weitgehendere Differenzierung, eine größere individuelle Variabilität, die sich nicht ausschließlich aus der so gern herangezogenen Rassenmischung erklärt, zugeordnet. Es ist im Gegensatz zum Neandertal- und zum Aurignacmenschen eine große über 1,8 m Höhe erreichende Rasse, die uns im jüngsten Diluvium begegnet und die nach ihrem ersten Fundplatz als Cro-Magnon-Rasse bezeichnet wird. Merkmale der Aurignac- und der Neandertalleute scheinen in ihr vereinigt. Der Schädel ist auch hier noch ein ausgesprochener Langschädel, dessen Hinterhaupt aber etwas weniger stark

Digitized by Google

nach hinten vorragt. Das Gesicht erscheint unter der mächtigen Schädelkalotte niedrig und breit infolge der weitausladenden Jochbogen. Die Kieferpartie ist in wechselndem Grade, meistens nur wenig vorgezogen, teilweise aber doch so stark, daß ein negroider Ausdruck vorherrscht. Die höher gewölbte Stirn, die bedeutende Schädelkapazität und der stets vorhandene Kinnvorsprung sind jedenfalls Merkmale einer Rasse, die eine Entwicklungshöhe weit über den Moustier- und auch den Aurignacmenschen hinaus erreicht hatte. Allen dreien gemeinsam ist die Langschädeligkeit, sie charakterisiert die diluviale Menschheit. Erst im Ausklang des Eiszeitalters treffen wir als Träger der Azilienkultur neben Langschädeln zum ersten Male kurze Rundköpfe. Man hat sie nach der ersten Fundstelle, die ihrem geologischen Alter nach aber nicht gesichert ist, als Furfoozrasse bezeichnet. Soweit anthropologische Untersuchungen vorliegen, sind durchgreifende Unterschiede im Sinne eines primitiveren Verhaltens gegenüber zeitlich anschließenden nachdiluvialen europäischen Rassen nicht vorhanden.

Dieses skizzenhafte Bild von der Art und der zeitlichen Verteilung der diluvialen Menschenrassen wird bestätigt und ergänzt durch einige Funde, die zum größten Teil vor Ausbruch des Krieges gemacht wurden, aber erst während oder nach dem Kriege veröffentlicht worden sind. Unter ihnen ist noch ganz unklar, sowohl bezüglich des Alters als der anatomischen Beurteilung der sogenannte Eoanthropus Dawsoni, der 1911 in Schädel- und Unterkieferfragmenten bei Piltdown in England gefunden wurde. Nach neuesten Untersuchungen soll das Unterkieferfragment, was mir noch recht zweifelhaft erscheint, einem Schimpansen zugehören; die Stellung des Schädels, von dem verschiedene Teile vorhanden sind, ist nach den vorliegenden Arbeiten noch nicht hinreichend zu beurteilen. Eine gewisse Unsicherheit haftet auch an einem zweiten in den letzten Jahren veröffentlichten Fund, einem menschlichen Unterkiefer, der schon 1887 in diluvialem Tuffkalk in der Nähe der Stadt Bañolas in Spanien gefunden und als zum Neandertalmenschen gehörig beschrieben wurde. Bedeutungsvoller sind die Funde menschlicher Skelettreste, die 1914 und 1915 im älteren Tuffkalk (3. Zwischeneiszeit) von Ehringsdorf bei Weimar gemacht wurden und sich heute in dem für die Vorgeschichte des Menschen und der Säugetiere bedeutsamen städtischen Museum zu Weimar befinden. Sie umfassen in den paläontologisch wertvollsten Stücken den Unterkiefer eines Erwachsenen und den eines 10jährigen Kindes, von dem außerdem Teile des Brustkorbes in einigen Wirbeln und Rippen, Teile von Extremitätenknochen und einige isolierte Zähne des Unterkiefers und Oberkiefers vorhanden sind. Nachdem Schwalbe (1914) dem Kiefer des Erwachsenen die tiefste Stelle innerhalb der Neandertalform zugewiesen hatte, ist Virchow (1920) neuerdings in einer sehr gründlichen Bearbeitung zu dem Ergebnis gekommen, daß eine in den Kreis des Neandertalmenschen gehörige Menschenart vorliegt, für die es aber vorerst unentschieden bleiben muß, „ob man von einer besonderen Rasse oder Unterrasse oder von einem besonderen Lokaltyp zu sprechen habe". Mir scheint die deutliche Vorwölbung der vorderen Alveolarpartie (alveolare Prognathie) und das sehr flache Abfallen der inneren Kieferfläche hinter den Schneidezähnen (Planum alveolare) Merkmale, die beiden Kiefern zukommen, sonst aber dem Neandertalmenschen, zum wenigsten in diesem Grade, fremd sind, die Auffassung einer besonderen Rasse im weiteren Rahmen des Homo neandertalensis zu rechtfertigen. Es kommt für den Kiefer des Erwachsenen der auffallend enge Zahnbogen hinzu, der im Verein mit den genannten Merkmalen dem Kiefer ein anthropoides Gepräge verleiht, und im gleichen Kiefer die starke Verkümmerung des letzten Backzahnes, die, wenn sie auch am jugendlichen Kiefer nicht eingetreten ist, das Vorhandensein einer Reduktionstendenz an den letzten Backzähnen für die Ehringsdorfer Rasse in einem Grade erweist, wie sie den übrigen echten Neandertalmen-

Digitized by Google

schen wiederum durchaus fremd ist. Ich sehe deshalb in den diluvialen Menschen von Ehringsdorf eine 3. Rasse des Neandertalkreises, die Glieder eines Zweiges, der sich mindestens im frühen Mitteldiluvium vom Hauptstamme losgelöst und eine eigene Entwicklungsrichtung eingeschlagen hat. Als Ausfluß einer individuellen Variation möchte ich die genannten Merkmale nicht auffassen, da sie für den Neandertalmenschen eine Variationsbreite voraussetzen würden, die die für lebende primitive Rassen bekannte nicht unerheblich übertrifft.

Wie diese Ehringsdorfer Funde durch ihr Zusammenvorkommen mit einer dem Mousterien nahestehenden Kultur in Ablagerungen der 3. Zwischeneiszeit die bisher bekannte Zeitstellung der Neandertalformen im weiteren Sinne neuerlich bestätigen, so fügt ein anderer deutscher Fund sich unserer Auffassung von Art und Alter einer jungdiluvialen Rasse zwanglos ein. Bei Oberkassel bei Düsseldorf wurden 1914 mit Artefakten des Magdelenien zwei gut erhaltene Skelette gehoben, die nach Bonnets Untersuchung (1919) der „Mischrasse" des jüngsten Paläolithikum angehören, die wechselnd einmal in diesem, einmal in jenem Merkmal verschieden stark entwickelte Anklänge an den Neandertal- oder den Aurignacmenschen aufweisen, sich im ganzen aber dem Rahmen der Cro-Magnon-Rasse einpassen lassen. Als letzter, allerdings in seinem geologischen Alter nicht gesicherter Fund sind menschliche Skelettreste zu erwähnen, die bei Boskop in Transvaal etwas über 4 Fuß unter der Oberfläche aus einer lateritischen Breccie unbekannten geologischen Alters gehoben wurden. Der von der umhüllenden Gesteinsmasse stark beeinflußte Erhaltungszustand der Reste schließt ein ganz jugendliches Alter wohl aus, mit einem spätdiluvialen Alter wird man vielleicht rechnen können. Schädel und Unterkiefer, die übrigen Reste sind zu fragmentär, deuten auf engere Beziehungen zum lebenden Bantuneger und zur Cro-Magnon-Rasse, für die Haughton (1917) verwandtschaftliche Beziehungen zum Neger als unzweifelhaft bezeichnet. Es handelt sich wahrscheinlich um einen direkten Vorfahren der Bantuneger; weitere Schlüsse verbietet der fragmentäre Charakter der Fossilreste und die Unbestimmtheit des geologischen Alters.

Die stammesgeschichtlichen Zusammenhänge.

Die Feststellung verwandtschaftlicher Verhältnisse zwischen den einzelnen fossilen und zwischen den fossilen und rezenten Rassen resp. Arten hat von vornherein mit einigen Richtpunkten zu rechnen, die ich, da sie den meisten nicht geläufig sind, voranstelle. Zunächst muß die Zusammenfassung aller lebenden Rassen unter dem einen Begriff Homo sapiens als irreführend abgelehnt werden, denn sie setzt ohne den Versuch eines Beweises voraus, daß die sehr verschiedenen lebenden Rassen aus einer gemeinsamen Sammelform vor nicht zu langer Zeit sich herausgebildet haben. Daß man sich unter Klaatschs Führung allmählich der tiefgreifenden Unterschiede, der wahrscheinlich sehr langen zeitlichen Trennung einzelner Rassen bewußt geworden ist, hat in jüngeren Veröffentlichungen leider nicht gehindert, diesen Homo sapiens als Einheit diluvialen Menschenarten gegenüber zu stellen. Der zweite Punkt betrifft die Bewertung der Merkmale und ihre Variabilität. Wir wissen, daß die bedeutende Variabilität lebender Rassen in fast allen Merkmalen in hohem Maße den Einflüssen der Domestikation zuzuschreiben ist. Die meisten Merkmale werden deshalb bei den stärker domestizierten Rassen, den Kulturvölkern besonders, viel variabler sein als bei den weniger domestizierten, den meisten primitiven Rassen. Bei letzteren kann ein Merkmal einen guten, zum mindesten sehr beachtenswerten Unterschied bedeuten, das sich für die Unterscheidung der variableren Kulturvölker als ziemlich wertlos erweist. Das gleiche Merkmal ist in beiden Fällen, und das ist vielfach übersehen worden, also verschieden zu bewerten. Das dritte Postulat betrifft die Eigenschaften, die eine Vorfahrenform gegenüber ihren Abkömmlingen besitzen muß. Hier gilt unbedingt, daß ein direkter Vorfahr in keinem einzigen Merkmal spezialisier-

Digitized by Google

ter, in einer bestimmten Richtung höher entwickelt sein darf als der Nachkommen. Entsprechend der auffallenden Vereinigung von Merkmalen, die im allgemeinen getrennt bei Menschen (Hominiden) und Menschenaffen (Anthropomorphen) sich finden, hat man Pithecanthropus vielfach als die von der Entwicklungslehre geforderte Übergangsform vom „Affen zum Menschen" an das untere Ende des Stammbaums der Hominiden gestellt. Ob diese Auffassung richtig ist oder ob wir im Pithecanthropus eine Form zu sehen haben, die mit den Hominiden zwar eine ältere Vorfahrenform gemein hat, selbst aber das Endglied einer besonderen Entwicklungsreihe darstellt, läßt sich mit den immerhin spärlichen Resten auf anatomischem Wege nicht entscheiden. Daß Pithecanthropus nicht der Vorfahre der diluvialen Menschen Europas, vor allem nicht des Homo Heidelbergensis gewesen ist, muß als sicher gelten, selbst dann, wenn Homo Heidelbergensis nicht mehr dem älteren wie Pithecanthropus, sondern dem mittleren Diluvium zugerechnet werden müßte. Denn in einem solchen Falle müßte eine stammesgeschichtliche Verknüpfung beider Arten eine Westwanderung der Zwischenform über sehr weite Gebiete voraussetzen, für die alle, auch irgendwelche indirekten Beweise fehlen. Ob eine solche überwandernde Form dem Homo Heidelbergensis oder dem Pithecanthropus näher stand, spielt dabei keine Rolle, auf jeden Fall würde es sich um einen sehr primitiven Hominiden handeln, der in seinen Lebensmöglichkeiten aufs engste an die Umwelt, an Flora und Fauna gebunden war. Er kann nur ein Teil einer Lebensgemeinschaft, niemals ihr Beherrscher gewesen sein. Wäre er von Osten her bei uns eingewandert, so hätte das nur im Rahmen einer gleichzeitigen Einwanderung seiner Begleitfauna oder Teilen von ihr geschehen können. In der Zeit vom alten bis zum mittleren Diluvium sind aber derartige östliche Einwanderer nicht zu uns gekommen. Homo Heidelbergensis und Pithecanthropus können höchstens im Verhältnis von Vettern zueinander stehen, die gemeinsame Stammesform muß auf jeden Fall älter sein als diluvial, sie ist spätestens im jüngeren Tertiär zu erwarten. Scheidet Pithecanthropus als Vorfahre des Homo Heidelbergensis aus, so steht dieser selbst seinem geologischen Alter nach im unteren Teil unseres menschlichen Stammbaums; und er ist als Ausgangsform für unsere jüngeren diluvialen Arten auch in Anspruch genommen worden. Seine Auswertung für stammesgeschichtliche Fragen ist natürlich bei dem Vorhandensein nur des Unterkiefers eine beschränkte. Könnten ihn die primitiven Charaktere dieses Unterkiefers in den meisten Merkmalen auch als Vorfahren des Neandertalmenschen gelten lassen, so ist das doch aus zwei Gründen zum mindesten unwahrscheinlich. Das Foramen mentale (eine Öffnung am Kieferknochen als Austrittsstelle für Nerven und Blutgefäße) liegt weiter vorn als bei fast allen Unterkiefern des Neandertalmenschen, der sich hier also als primitiver erweist. Ferner ist sehr zu beachten, daß der letzte Backzahn bei Homo Heidelbergensis kleiner ist als der vorletzte, also unter Reduktionstendenzen steht, bei den Neandertalmenschen aber, mit Ausnahme eines Vertreters der besonderen Ehringsdorfer Unterart, stets gleich groß ist oder größer als der vorletzte. Dieses spezialisiertere Verhalten des Homo Heidelbergensis kann seiner stammesgeschichtlichen Bedeutung nicht entkleidet werden durch den Hinweis auf die Variabilität dieses Merkmals bei lebenden Rassen oder auf das Vorkommen ähnlicher Reduktionen der letzten Molaren bei Menschenaffen, insbesondere dem Schimpansen. Im ersten Fall ist die weitgehende Domestikation, im zweiten eine zum Teil sehr hohe Spezialisierung, die in vielen Merkmalen über Homo Heidelbergensis weit hinausgeht, die Ursache. Ich kann deshalb in Homo neandertalensis nicht den Nachkommen des Homo Heidelbergensis sehen, beide Stammlinien müssen schon vor dem Altdiluvium sich getrennt haben, und auch hier fällt die Gabelstelle, der gemeinsame Vorfahre ins

Digitized by Google

Tertiär, zu mindest in die Präglazialzeit zurück. Nicht unmöglich aber ist es, daß wir in Homo Heidelbergensis den Vorfahren späterer europäischer Rassen vor uns haben, oder doch eine Form, die diesem Vorfahren nahe stand. Ich teile hier Klaatschs Auffassung, „die Befunde der Mandibula Heidelbergensis lassen eher eine Überleitung zum rezenten Europäer möglich erkennen, als dies von der Mandibula mousteriensis möglich sein würde". Zur Beurteilung einer solchen Umgestaltung des gewaltigen Heidelberger Unterkiefers in einen ungleich schwächeren rezenten — auf mögliche Zwischenformen wird später hingewiesen — ist die bisher nicht bekannte Tatsache heranzuziehen, daß Mächtigkeit und Größe des Unterkieferknochens bei relativ kleinem Gebiß ein Merkmal darstellt, das auch andere alt- und mitteldiluviale Säugetierarten von ihren rezenten Vertretern unterscheidet. Auf Einzelheiten dieser für die Stammesgeschichte des Menschen sehr wichtigen Tatsache und auf den Mechanismus der Kieferreduktion, die bei den Hirschen bemerkenswerterweise mit Lageveränderungen des Gehirnschädels zum Gesichtsschädel zusammenhängt und offenbar von klimatischen Faktoren mitbeherrscht wird, kann an dieser Stelle nicht eingegangen werden. Für die stammesgeschichtliche Bewertung des Unterkiefers von Mauer ist es aber sehr beachtenswert, daß unter den Faunen des älteren Diluvium gerade die von Mauer in den verschiedenen Hirscharten und den Bisonten nur solche Formen enthält, die als Vorfahren der heute lebenden europäischen Hirscharten und Wisente gelten müssen, und daß gerade hier die Vorfahren ein kräftigerer und größerer Unterkiefer neben nicht größerem Gebiß von den lebenden Nachkommen unterscheidet. In dieser Parallele verbirgt sich ein Gesetz, das bei Menschen und anderen Säugetieren die Entwicklung maßgebend bestimmte und das in seinem Tatbestand die Annahme einer Vorfahrenschaft des Homo Heidelbergensis für spätere europäische Rassen zu stützen geeignet sein könnte. Der Neandertaler hat bei einer solchen Entwicklung als Zwischenform auszuscheiden. Er erscheint als ein lange vorher abgesonderter Seitenzweig, der, selbst weiter aufspaltend in verschiedene, oben erwähnte Rassen, in der 4. Eiszeit endgültig erloschen ist. Denn er kann keinesfalls der Vorfahre des ihm nach Aussage der Funde zeitlich direkt folgenden Homo aurignacensis gewesen sein. Diese Auffassung hat schon Klaatsch aus anatomischen Gründen mit allem Nachdruck vertreten, sie wird bekräftigt durch die geologischen Altersverhältnisse beider Rassen. Im unteren Aurignacien, der dem Mousterien direkt folgenden Kulturstufe, treffen wir, man kann fast sagen plötzlich, den Aurignacmenschen. Er kann in der kurzen Zeitspanne, die zwischen seinem und dem letzten Auftreten des Neandertalmenschen liegt, sich keinesfalls aus letzterem herausgebildet haben, selbst wenn ein direktes genetisches Verhältnis nach dem anatomischen Befund denkbar wäre. Er hat sicher einen anderen Vorfahren besessen und dieser Vorfahre muß zu Zeiten, als der Neandertalmensch bei uns hauste, schon irgendwo gelebt haben. Es ist nicht unmöglich, daß Skelettfunde wie der von Galley-Hill in diesem Sinne ihre richtige Deutung finden, daß schon neben dem Neandertalmenschen der Vorfahre des Aurignacmenschen oder ähnliche dem gleichen Kreis zugehörige Rassen bei uns heimisch waren. Vielleicht ist Klaatsch im Recht, wenn er glaubt, unter dem menschlichen Fossilmaterial von Krapina neben dem Neandertaler auch den Aurignacmenschen zu erkennen. Auf jeden Fall muß ein gemeinsamer Vorfahr des Aurignacmenschen mit dem Neandertalmenschen zeitlich außerordentlich weit zurückliegen, und wenn der Heidelberger nicht der Vorfahr des Aurignacmenschen ist, was der Fall sein könnte, so haben wir im Aurignacmenschen einen 3., in diluvialer Zeit selbständigen Zweig des Menschengeschlechts. Mit ihm wird irgendwo, aber zeitlich vor dem Jungpaläolithikum, die Stammlinie der Grimaldirasse zusammenlaufen. Es ist wahrscheinlich, daß alle diese Zweige bei uns ge-

Digitized by Google

wissermaßen wurzellos waren, Zuwanderer darstellen aus einem fremden Gebiet. Das gleiche muß für die jüngeren Rassen gelten; in keinem Fall, und das ist ausdrücklich zu betonen, ist ein wirklicher Nachweis erbracht für eine direkte Abstammung der jüngeren von bekannten älteren Formen. Ganz ungewiß ist vor allem der Anschluß der jüngsten diluvialen Rasse, der Rasse von Cro-Magnon. Die herrschende Ansicht sieht in ihr eine Mischrasse, hervorgegangen aus einer Bastardierung zwischen Neandertal- und Aurignacmenschheit. Ich muß diese Ansicht völlig ablehnen. Es ist nach allen Erfahrungen aus der Gegenwart als ausgeschlossen zu bezeichnen, daß eine so hochstehende Rasse wie die von Aurignac sich mit einer, wohl in gewissen Richtungen sehr spezialisierten, aber doch im Sinne menschlicher Charaktere ungleich tiefer stehenden wie der Neandertalrasse weitgehend vermischt haben könnte. Die Unterschiede sind größer als zwischen zwei beliebigen lebenden Rassen. Die Spezialisationsmerkmale der Neandertalmenschen bewegen sich zum Teil durchaus in der Richtung nach den Affen, die Rasse trug zum Teil ein durchaus tierisches Gepräge und es ist in diesem Zusammenhang nicht ohne Interesse, daß nach Virchows Feststellungen an dem Kiefer des Ehringsdorfer Neandertalkindes der Zahnwechsel nicht in einer für den Menschen, sondern in einer für Menschenaffen charakteristischen Reihenfolge im Durchbrechen der einzelnen Zähne erfolgte. Die Neandertalrasse ist überdies beim Einrücken der Aurignacmenschen in Mittel- und Westeuropa, das ist zweifellos, die unterliegende Rasse gewesen. In Anbetracht der bei primitiveren Menschen noch gefunden Rassenabneigung ist unter den geschilderten Umständen an eine weitgehende Mischung gar nicht zu denken. Das Nebeneinanderauftreten von Merkmalen beider älterer Rassen an der Rasse von Cro-Magnon kann für die landläufige Auffassung ihrer Abstammung nichts beweisen, da mit einer Anzahl beliebiger Einzelmerkmale für stammesgeschichtliche Fragen überhaupt nichts bewiesen werden kann, vor allem nicht bei so kompliziert gebauten Formen wie der Mensch. Nur Merkmalskomplexe, in denen ein Abhängigkeitsverhältnis der Einzelmerkmale untereinander in Art und Ausmaß der Prägung sich feststellen läßt, nur Korrelationen haben hier beweisende Kraft. Auch die Cro-Magnon-Rasse ist nach unseren heutigen Kenntnissen wurzellos in Europa; wir wissen noch nicht, woher sie kam, wo ihre Stammlinie mit der anderer diluvialer Rassen zusammenfließt. Und dasselbe gilt für die neolithischen Rassen, die man glaubte bei den diluvialen anschließen zu können. Hier beweist uns der ausgesprochene Sprung in der materiellen Kultur zwischen ausgehendem Paläolithikum und Neolithikum — das Mesolithikum ist keineswegs eine Brücke —, daß ein Zuströmen neuer Rassen stattgefunden haben muß, wie es sich in späterer Zeit ja noch mehrmals wiederholt. Es ist nicht unmöglich, daß diese späteren europäischen Rassen zusammen mit Homo aurignacensis einem großen vielverzweigten Stamm angehören. Mehr läßt sich heute nicht beweisen, nur mutmaßen. Wo man heute schon glaubt bis in diluviale Zeit hinein Stammlinien der Menschheit aufzeigen zu können, dort spiegelt sich ein primitiveres Stadium in der Beurteilung stammesverwandter Fragen, wie es die Paläontologie der übrigen Säugetiere ebenfalls durchlaufen hat. Auch hier schienen sich zunächst die einzelnen nachgewiesenen fossilen Arten mühelos zu Stammreihen verknüpfen zu lassen, erst die Fortschritte unserer Kenntnisse, genaueres Analysieren des Materials, hat gezeigt, daß ganz überwiegend Repräsentanten von Seitenzweigen, nicht des Hauptstammes, der heute noch weiterlebt und eben deshalb als Hauptstamm bezeichnet wird, vorliegen. Diese Tatsache hat ihren Grund zweifellos in Wanderungen, in Faunenverschiebungen in früherer Zeit, die die einzelnen Glieder einer Stammreihe über weite Gebiete, gelegentlich über verschiedene Festländer verteilte. Wir werden deshalb viele Stammbäume erst dann lückenlos aufzeigen können, wenn sehr große Gebiete der Erde eine weit

Digitized by Google

gleichmäßigere Durchforschung erfahren haben werden als es heute der Fall ist. In dieser Beziehung gilt für die Menschen und den ins Diluvium fallenden Teil ihres Stammbaumes das gleiche, wie für die übrigen Säugetiere. Und noch stärker empfinden wir diese Beschränkung, wenn wir im Tertiär nach den Vorfahren der Hominiden Umschau halten und über den tertiären Teil des menschlichen Stammbaumes uns Aufschluß verschaffen wollen.

Der menschliche Stammbaum im Tertiär.

Die nähere Verwandtschaft des Menschen mit den Menschenaffen ist so bekannt, daß die beweisenden Tatsachen nicht ausführlich erörtert zu werden brauchen. Wir wissen heute, daß beide auf eine gemeinsame Ausgangsform zurückgehen müssen, und daß von dieser Ausgangsform aus die Menschenaffen in eine besondere Entwicklung gezwungen wurden, die zu ihrer besonderen, zum Teil hochspezialisierten Prägung führte. Vor allem die von menschlichen Verhältnissen gänzlich abweichenden Proportionen der Gliedmaßen und die Ausbildung des Gebisses, die ihrerseits auf Schädelbildung und Ausbau des Hirnschädels von besonderem Einfluß war, sind auf einem solchen Wege herangebildet worden. Es erhebt sich die Frage, wann ist die Gabelung einer Stammform in die Menschenaffen und in die engere Vorfahrenreihe der Menschen eingetreten? Haben wir tertiäre Fossilreste, die die Anforderungen erfüllen, die an eine solche Stammform gestellt werden müssen?

In zwei Fällen haben wir oben festgestellt, daß die Sammelform zweier Hominiden in vordiluviale Zeit, wahrscheinlich ins jüngere oder jüngste Tertiär zurückfallen muß. Von solchen primitiven Hominiden, die als Ausgangsform für Homo Heidelbergensis und Pithecanthropus oder Homo Heidelbergensis und Homo Neandertalensis gelten könnten, kennen wir heute noch keine körperlichen Reste. Die aus pliozänen Bohnerztonen Süddeutschlands bekannten Einzelzähne können für unsere Frage nichts Sicheres beweisen, bis auf einen menschenähnlicheren Zahn stimmen alle mit denen des unten genannten Menschenaffen Dryopithecus weitgehend überein, und alle übrigen in Betracht zu ziehenden pliozänen Fossilreste gehören schon echten Menschenaffen zu. Aus dem indischen Oberpliozän ist eine dem Orang-Utan sehr nahestehende, vielleicht mit ihm idente Art bekannt; im Mittelpliozän Indiens treffen wir im Palaeopithecus eine Art, die möglicherweise in die engere Verwandtschaft des Schimpansen gehört, auf jeden Fall einen echten Vertreter der Menschenaffen darstellt. Unter den miozänen Funden sind sowohl Dryopithecus, eine in Europa und Indien nachgewiesene Gattung, die verwandtschaftliche Beziehungen zu Gorilla und Orang-Utan, in geringerem Maße wohl auch zum Schimpansen besitzt, als der europäische Pliopithecus, der dem Gibbon nahesteht, Glieder von Seitenzweigen, die sich im ersten Fall mehr, im zweiten Fall weniger weitgehend von einer mit dem Menschen gemeinsamen Stammform in der Richtung nach den Menschenaffen entwickelt haben, also mit der direkten Stammreihe des Menschen nichts mehr zu tun haben. Unter ihnen erscheint Dryopithecus als ein Mischtypus, der als ein besonderer im Pliozän erloschener Zweig der Menschenaffen aufzufassen ist. Direkte Beziehungen zum Orang-Utan, als dessen Vorfahre sie gelten könnte, zeigt die allerdings nur auf einen Zahn sich gründende Art Palaeosimia aus dem Obermiozän Indiens. Aus diesen Tatsachen geht hervor, daß mindestens schon im frühen Miozän oder im späten Oligozän sich vom gemeinsamen Hauptstamm der Menschen und Menschenaffen Seitenzweige in der Richtung nach den Menschenaffen abgespaltet haben. Die Glieder dieser Seitenzweige waren im allgemeinen noch nicht so spezialisiert, wie die lebenden Menschenaffen, zum Teil waren sie deren Vorfahren. Daraus, sowie aus der hohen Spezialisation der heutigen Menschenaffen, die unbedingt einen langen eigenen Entwicklungsweg voraussetzen läßt, muß geschlossen werden, daß die Abgabelung

Digitized by Google

der in den heutigen Menschenaffen dokumentierten Stammlinien vom Hauptstamme ebenfalls mindestens an der Wende vom Alt- zum Jungtertiär, vielleicht sogar noch früher erfolgt sein muß. Daß die Entwicklung dieser, in so alter Zeit abgabelnden Seitenzweige nicht stets in rein anthropomorpher Richtung erfolgte, beweist uns der erst in neuerer Zeit von Pilgrim (1915) beschriebene Sivapithecus aus dem Obermiozän Indiens. Bei dieser nur in Unterkieferfragmenten bekannten Art könnte man wirklich im Zweifel sein, ob es sich nicht um einen eigenartigen Hominiden handelt. Im Bau der vorderen Unterkieferpartie, der Kinnplatte, in der Stellung der Molaren zu den Prämolaren, in der ausgesprochenen Divergenz der Kieseräste nach hinten erkennen wir rein menschliche Züge. Der starke, hoch über die Kaufläche der übrigen Zähne aufragende Eckzahn erweist aber seine vom engeren Stamme der Hominiden abgelöste Stellung. Er ist das Glied eines Seitenzweiges, dessen Entwicklungsrichtung derjenigen des Hominidenhauptstammes in wesentlichen Merkmalen parallel lief; gewissermaßen ein verfrühter, fehlgeschlagener Versuch zur Menschwerdung. Ich möchte nicht ausschließen, daß derartige Formen, vielleicht anderen in ähnliche Entwicklungsbahnen gezwungenen Seitenzweigen angehörig, bis ins jüngste Tertiär, ja ins Diluvium hinein gelebt und in vielen Merkmalen eine sehr beträchtliche Menschenähnlichkeit erworben haben könnten. Im Jungtertiär treffen wir also schon eine so weitgehende Aufgabelung des ganzen Stammes, daß wir eine Sammelform für Menschen und Menschenaffen nur im Alttertiär erwarten können. Und hier haben von Schlosser beschriebene Funde aus dem unteren Oligozän von Ägypten besondere Bedeutung: Propliopithecus kann kaum als Vorfahre des erwähnten Pliopithecus, eher noch als eine Form gelten, die mit Pliopithecus einen gemeinsamen Vorfahren hat. Beide gehören einer engeren Stammgruppe an, die derjenigen des Gibbons parallel sich entwickelt hat und in den meisten Merkmalen primitiver, in einzelnen als fortgeschrittener gelten muß als die lebenden Gibbons. Es ist in Anbetracht der mancherlei Ähnlichkeiten, die gerade zwischen Hominiden und Gibbons bestehen, sehr bemerkenswert, daß wir gibbonoide Formen, die primitivsten unter den Menschenaffen, sich schon so früh als besonderen Seitenast vom Hauptstamm loslösen sehen. Ein noch primitiveres, altertümlicheres Gepräge trägt ein zweiter, ebenfalls dem ägyptischen Unteroligozän entstammender Affe, der Parapithecus. Er entspricht in der Tat in den meisten Merkmalen allen Anforderungen, die an eine gemeinsame Stammform von Menschen und Menschenaffen gestellt werden müssen. Aber auch hier begegnen wir neben diesen primitiven Zügen, die diese Art, wie Werth mit Recht sagt, als einen Menschenaffen im Lemurstadium erscheinen lassen, im Gebiß Eigentümlichkeiten, die sie von einer direkten Vorfahrenschaft des Hauptstammes ausschließen und sie einem dem Vorfahrenstadium noch recht nahe stehenden Seitenzweig zuweisen. Treffen wir schon im Unteroligozän einen Seitenzweig des Hauptstammes, so muß dieser selbst noch tiefer hinunter selbständig gewesen sein gegenüber anderen Stämmen; er wurzelt im Eozän und fließt hier ein in die Sammelgruppe der Uraffen, ohne daß wir heute schon die Gabelstellen der einzelnen Stämme sicher aufzeigen und ihr genaueres Alter festlegen könnten. Seit mindestens jungoligozäner Zeit aber ist der engere Stamm der Hominiden getrennt von den Stammlinien der Anthropomorphen. Seine Entwicklung ist charakterisiert durch das Beibehalten vieler primitiver Merkmale, die den Ahnen aller Altweltsaffen zukamen. Aus einer solchen Entwicklung erklären sich die Anklänge an den Gibbon, die beim Homo Heidelbergensis und Pithecanthropus noch deutlich sind, denn auch der Gibbon hat viel mehr primitive Züge bewahrt als die anderen oder die echten Menschenaffen. Es erklärt sich daraus auch die von Melchers und Klaatsch erkannte und stark in den Vordergrund stammesgeschichtlicher Betrachtungen geschobene Tatsache, daß verschie-

Digitized by Google

dene Menschenarten in verschiedener Weise in Einzelheiten des Skeletts Anklänge an Gorilla, Orang-Utan und Schimpanse aufweisen. Es sind alte Erbfaktoren, alte vererbte Entwicklungsmöglichkeiten gewissermaßen, die in dem langsam sich umbildenden Stamm der Hominiden latent blieben und erst bei der Zergabelung dieses Stammes in verschiedene Zweige zu jeweils deutlicherer Ausprägung gelangten. Direkte stammesgeschichtliche Beziehungen einzelner Menschenarten oder Rassen zu einzelnen Menschenaffenarten können damit keinesfalls bewiesen werden. Alle Menschenarten gehen auf eine, nach unseren heutigen Kenntnissen noch im Jungtertiär einheitliche Sammelform zurück. Wann im einzelnen die Aufspaltung in die verschiedenen heute bekannten fossilen, und, soweit sie nicht von ihnen abstammen, die verschiedenen lebenden Arten erfolgte, wissen wir nicht. Der primitive, einer Sammelform weitgehend entsprechende Charakter des Heidelberger Unterkiefers legt nahe, daß solche Spaltungen nicht weit vor diluvialer Zeit eingesetzt haben können, daß sie wahrscheinlich wie bei vielen anderen Säugern der Nordhemisphäre erst mit dem Aufkommen der Eiszeit eintraten, die wohl überhaupt für die Entwicklung des jungtertiären Menschenvorfahren zum Menschen von entscheidendem Einfluß war.

Wir sehen vom Stamm der Menschen und Menschenaffen wiederholt Zweige sich abspalten, sehen sie sich nach verschiedenen Richtungen hin entwickeln, spezialisieren, sehen viele schließlich erlöschen, Menschen wie Menschenaffen. Es erhebt sich die Frage nach dem Schicksal unserer eigenen Rasse, der Kulturvölker überhaupt. Die Antwort kann für den Biologen, der an vielartigen Merkmalen Werdegang und Schicksal vergangener Stämme verfolgte, kaum zweifelhaft sein. Degenerative Erscheinungen sind nicht zu leugnen. Wir sehen sie gewissermaßen symbolisiert bei einigen Kulturvölkern in einer naturwidrigen Gleichstellung beider Geschlechter; wir sehen damit eine Nivellierung eingeleitet, die schneller wirtschaftlich, langsamer, aber in wachsendem Masse biologisch für den Bestand der Rassen von den schwersten Schädigungen gefolgt sein muß. Wolfgang Soergel (Tübingen).

Über experimentelle Umstimmung des Geschlechtes.

Vergleicht man männliche und weibliche Individuen irgendeiner Tierart, so wird man meist ohne Schwierigkeit, auch abgesehen von den eigentlichen Geschlechtsdrüsen, den Hoden und den Eierstöcken, zahlreiche Eigenarten auffinden, durch die sich beide Geschlechter mehr oder weniger unterscheiden. Man bezeichnet diese als Geschlechtsmerkmale. Eine große Zahl derselben ist seit langem bekannt. Andere, wie die Verschiedenheit der Zellgröße, des Blutes, der innersekretorischen Organe, der Temperatur, des Wachstums u. a. wurden erst durch die Forschung der letzten Jahrzehnte aufgedeckt, ohne daß ein Abschluß erreicht wäre; zahlreiche Tierarten, insbesondere Wirbellose, bedürfen erst noch eingehender Untersuchung.

Den Höhepunkt ihrer Ausbildung erreichen die Geschlechtsmerkmale leicht verständlicher Weise im geschlechtsreifen, fortpflanzungsfähigen Alter, also zur Zeit der höchsten Entwicklung der Geschlechtsdrüsen, um beim alternden Tier allmählich wieder einer Rückbildung anheimzufallen. In der Jugend treten sie vielfach nur undeutlich, verschwommen hervor, so daß es bei manchen Tierarten selbst dem Erfahrenen schwer fällt, bei äußerlicher Untersuchung das Geschlecht zu bestimmen. Die Schwierigkeit wächst je jünger das Entwicklungsstadium ist, bis schließlich selbst die eingehendste mikroskopische Untersuchung (beispielsweise bei einem fünfwöchentlichen menschlichen Embryo) die Feststellung des Geschlechts nicht mehr gestattet. Wohl lassen sich bereits zu diesem Zeitpunkt die Anlagen der Ge-

Digitized by Google

schlechtsdrüsen erkennen, ihr innerer Aufbau deckt sich aber bei beiden Geschlechtern so sehr, daß es zur Zeit nicht möglich ist, eine Entscheidung über die Art des Geschlechts zu treffen.

Die Schwierigkeit wird noch gesteigert dadurch, daß der junge Embryo zu dieser Zeit die Anlagen sowohl der männlichen wie weiblichen inneren Geschlechtsorgane (wie Samenleiter, Vorsteherdrüse einerseits, Eileiter, Gebärmutter, Scheide andrerseits) besitzt, während das äußere Genitale (wie Penis und Clitoris) eine indifferente Ausgangsform zeigt. Es ist verständlich, daß sich darauf die Hypothese einer „indifferenten" Geschlechtsdrüse und einer geschlechtslosen (asexuellen) Embryonalform gründen konnte, deren Entwicklung zum Männchen oder Weibchen erst durch den Einfluß der sich herausbildenden männlichen oder weiblichen Geschlechtsdrüse bestimmt wurde. Nach anderer Auffassung ist die Anlage der Geschlechtsorgane zunächst bisexuell (also männlich und weiblich) in Erinnerung an eine vorausgegangene hermaphroditische Ahnenform. Die Geschlechtszellen selbst sind dagegen weder bisexuell noch indifferent, sondern vom Zeitpunkt der Befruchtung an entweder männlich oder weiblich und bringen von den zwitterig vorhandenen Organen nur die ihnen zugehörigen zur Ausbildung, während die andern nur als mehr oder weniger rudimentäre Reste zurückbleiben. Daraus erklärt es sich, daß das erwachsene Männchen neben Hoden, Nebenhoden, Samenleiter, Samenblase, Vorsteherdrüse und Penis als rudimentäre Organe Paradidymis, Epididymis und Uterus masculinus, das Weibchen neben Eierstock, Eileiter, Gebärmutter, Scheide und äußerer Scham als Reste das Paroophoron, Epoophoron und die Gartnerschen Gänge besitzt.

Von diesen Gesichtspunkten aus seien nun kurz die Folgen betrachtet, die die Entfernung der Geschlechtsdrüsen nach sich zieht. Wie bekannt, wird die Kastration schon seit ältesten Zeiten aus kulturellen und religiösen Gründen an Tier und Mensch ausgeführt, so daß die Fülle der Beobachtungen nicht wundernimmt. Schon ein kurzer Überblick der älteren Angaben deckt aber die stärksten Widersprüche auf; um wissenschaftlich verwertbare Grundlagen zu bekommen, blieb daher nichts anderes übrig, als von vorne zu beginnen. Die modernen, exakt durchgeführten Versuche erwiesen vor allem, wie wichtig es für die Erzeugung eindeutiger Kastrationserscheinungen ist, daß die Geschlechtsdrüsen wirklich vollständig entfernt werden, worauf die meist mit primitiven Mitteln und unzureichenden anatomischen Kenntnissen arbeitenden Züchter gewöhnlich nur wenig achten konnten.

So war bis vor kurzer Zeit keine Einigung über die Folgen der Kastration bei Hühnern zu erzielen, obwohl die Verschneidung dieser Tiere schon seit Jahrtausenden geübt wird. Die Operation wurde eben meist nur unvollständig ausgeführt, und je nach der Masse der zurückgebliebenen Hodenreste waren die Ausfallerscheinungen mehr oder weniger stark verwischt. Erst Foges, dessen Beobachtungen zuletzt von Goodale und Pézard bestätigt und erweitert wurden, stellte einwandfrei den Kastrationstypus von Hähnen und Hennen fest.

Die zahlreichen Folgeerscheinungen der Kastration lehren, daß die Geschlechtsdrüsen nicht nur Samen- und Eizellen zu liefern haben, sondern daß sie auch für Ausbildung und Erhaltung der Geschlechtsmerkmale von höchster Bedeutung sind. Dieser Einfluß der Geschlechtsdrüsen ist in vielen Fällen anreizend, fördernd, in andern hemmend, unterdrückend.

Ein Beispiel möge diese differente Wirkung deutlich machen. Wie jeder weiß, zeichnet sich der geschlechtsreife Hahn vor den Hennen durch einen großen, schwellbaren Kamm und dicke, hochrote Kopfanhänge aus. Wird das Hähnchen im Alter von wenigen Wochen völlig kastriert, so erreichen die genannten Merkmale nur unscheinbare Größe und bleiben dünn und blutleer. Beim normalen Tier übt

Digitized by Google

demnach der Hoden auf die Ausbildung der genannten Geschlechtsmerkmale einen fördernden Einfluß aus. Betrachten wir nun die Henne. Ihr fehlen normalerweise die Sporen und die schön geschwungenen, farbprächtigen Schwanzfedern. Kastriert man sie, so bekommt das Tier Sporen und Federkleid gleich einem Hahn oder Kapaun. Bei normalen Hennen verhindert demnach der Eierstock die Ausbildung der genannten Geschlechtsmerkmale, entfaltet also eine hemmende Wirkung. Da nun aber auch das kastrierte männliche Tier, der Kapaun, mit Schwanzfedern und Sporen geziert ist, so ersieht man aus dem Beispiel zum dritten, daß es Merkmale gibt, die auch ohne fördernden Einfluß einer Geschlechtsdrüse zur Ausbildung gelangen und doch als Geschlechtsmerkmale wirken können, weil ihre Entwicklung beim andersgeschlechtlichen Tier unterdrückt ist.

Während man früher bestrebt war, nach Kastration Anzeichen eines Umschlages in das andere Geschlecht aufzufinden, zieht gegenwärtig eine Reihe von Forschern aus den Beobachtungen die Folgerung, daß der Organismus durch die Kastration einer für beide Geschlechter gemeinsamen asexuellen Form angenähert wird, die eine Fortentwicklung der asexuellen Embryonalform darstelle (Lipschütz). Nach Tandler und Groß sind die sekundären Geschlechtsmerkmale zunächst Artmerkmale, also Eigenschaften, die ursprünglich für eine bestimmte Tierart charakteristisch waren und erst sekundär zum Geschlechtsmerkmal wurden.

Auf welchem Wege bringt aber nun die Geschlechtsdrüse ihren Einfluß auf die Ausbildung des ganzen Körpers zur Geltung?

Diese Frage ist einwandfrei dahin entschieden, daß die Geschlechtsdrüsen nicht nur der Fortpflanzung dienende Samen- und Eizellen hervorbringen, sondern auch Sekretstoffe, die in die Blutbahn abgegeben werden und auf diesem Wege Reizwirkungen auf die verschiedensten Organe des Körpers entfalten. Man bezeichnet diese Tätigkeit der Geschlechtsdrüse als „innere Sekretion", die abgeschiedenen Stoffe allgemein als Hormone oder Inkrete. Bei niederen Tieren erfolgt die Absonderung des Reizstoffes zweifellos durch die Geschlechtszellen selbst. Bei den höheren Wirbeltieren sind dagegen in den Geschlechtsdrüsen außer Samen- bezw. Eizellen auch noch andere Zellen (Leydigsche oder Zwischenzellen beim männlichen, Follikelzellen und interstitielle Zellen beim weiblichen Geschlecht) vorhanden. Es entsteht also die Frage, welcher Zellart die Lieferung der Hormone zugeschrieben werden soll. Hier bekämpfen sich zur Zeit zwei Anschauungen. Ancel und Bouin, Tandler und neuerdings insbesondere Steinach (und seine Schule), der die genannten Zellen des Hodens und Eierstockes als männliche bezw. weibliche Pubertätsdrüse zusammenfaßt, schreiben sie diesen zu, während Plato, Kyrle, Stieve, A. Kohn u. a. die in Frage kommende innersekretorische Tätigkeit den Geschlechtszellen zusprechen und die Aufgabe der Zwischenzellen in einer ernährenden Funktion suchen.

Die Richtigkeit der Annahme einer innersekretorischen Tätigkeit, sei es nun der Geschlechtszellen oder der Zwischenzellen, wird durch den Erfolg der Wiedereinpflanzung (Transplantation) von Hoden- bezw. Eierstockgewebe in kastrierte Tiere bewiesen. Es gelingt dadurch wenigstens für einige Zeit das Eintreten der Kastrationsfolgen zu verhüten.

Wie verhält sich aber nun der Organismus bei einem Austausch der Geschlechtsdrüsen, wenn also in ein Männchen Eierstöcke, in ein Weibchen aber Hoden eingepflanzt werden? Ist es möglich, eine Umstimmung des Geschlechtes zu erzielen? Die älteren, diese Frage berührenden Versuche führten zu keinen klaren Resultaten, da die Transplantate meist nach kurzer Zeit resorbiert wurden, ohne daß sich an den Tieren eindeutige Erscheinungen gezeigt hätten. Erst Steinachs Versuche (1912) führten zu bedeutsamen Ergebnissen. Steinach erkannte die Bedeutung einer vorausgehenden Kastration, durch die die Möglichkeit einer länger

Digitized by Google

dauernden Einheilung der implantierten andersgeschlechtlichen Geschlechtsdrüse erheblich gesteigert wird.

Steinach pflanzte in junge Ratten und Meerschweinchenmännchen, die möglichst bald nach der Geburt kastriert worden waren, Eierstöcke ein (Feminierung). Heilen die Transplantate ein, so kommen bei den Tieren allmählich weibliche Geschlechtsmerkmale zum Vorschein, deren auffallendstes für den Laien wohl die Entwicklung der Milchdrüsen darstellt.

Steinach beschreibt feminierte Meerschweinchen, die schließlich sogar Junge zu säugen vermochten. Die Entwicklung der männlichen Geschlechtsorgane, wie Samenblasen und Penis, wird gehemmt, stärker als beim Kastraten, das Wachstum des Gesamtorganismus in weibliche Bahnen gelenkt, so daß die feminierten Männchen nach Steinach in allen Körperdimensionen schließlich normalen Weibchen gleichen. Weiterhin soll auch das psychosexuelle Verhalten der Tiere in weiblicher Richtung umgestimmt werden, eine Beobachtung, die jedoch von Sand nicht rückhaltslos bestätigt wird.

Das Gegenteil der Feminierung ist Maskulierung. Steinach übertrug dazu, ähnlich wie Bucura (1907) bei Kaninchen, auf vorher kastrierte Ratten- und Meerschweinchenweibchen Hoden. In einer Reihe von Fällen gelang eine zeitweise Anheilung mit dem Erfolge, daß weibliche Geschlechtsmerkmale wie Brustdrüsen, Zitzen, Gebärmutter, Eileiter auf früher Entwicklungsstufe in völlig unausgebildetem Zustand stehen blieben, während Organe, die beim Weibchen normalerweise stark unterentwickelt bleiben, wie die Schwellkörper des Kitzlers, zu gesteigertem Wachstum angeregt wurden. Auch das Körperwachstum wird in männlichem Sinn beeinflußt, das psychosexuelle Verhalten in männlicher Richtung umgestimmt. Über ähnliche Ergebnisse berichten Lipschütz und Sand.

Diese Ergebnisse sind beweisend für die geschlechtsspezifische Wirkung der Geschlechtsdrüsen. Es läßt sich nicht Hoden durch Eierstock ersetzen und umgekehrt, was aus älteren Injektionsversuchen hervorzugehen schien.

Im weiteren Ausbau dieser Experimente versuchte Steinach durch gleichzeitige Einpflanzung von Hoden und Eierstock die experimentelle Erzeugung von Zwittern. (Ähnlich Sand). Bei den Zwittertieren entwickelten sich außer männlichen Geschlechtsmerkmalen, wie Penis und Samenblasen, auch weibliche Charaktere, wie die Milchdrüse, die in periodischen Zeitabschnitten schließlich sogar Milch absonderte. Von beiden eingepflanzten Geschlechtsdrüsen kam also die fördernde Wirkung zur Geltung, während die hemmende ausblieb. Das psychosexuelle Verhalten der künstlichen Zwitter zeigt nach Steinach periodischen Wechsel von männlicher und weiblicher Erotisierung.

Auf Grund dieser Versuche glaubt sich Steinach zu der Schlußfolgerung berechtigt, daß Hermaphroditismus wie Homosexualität letzten Endes darauf beruhen, daß in einem Individuum männliche und weibliche Pubertätsdrüsenzellen vorhanden sind. Seit langem schon versucht man die Entstehung des Hermaphroditismus durch Nachweis einer Mischung von weiblichen und männlichen Geschlechtszellen zu erklären, wobei man entsprechend der bisherigen Auffassung, daß das innere Sekret der Geschlechtsdrüsen von den Ei- und Samenzellen geliefert werde, eben nach diesen Elementen suchte. Unter den Tausenden von Beobachtungen fanden sich aber beide Geschlechtszellarten nur in einigen wenigen Fällen und auch dann die eine Art meist nur in unreifem Zustand vor (wahrer Hermaphroditismus), während in der überwiegenden Mehrzahl nur eine Art vorhanden war (Pseudohermaphroditismus). In solchen Fällen trifft man also, um zur Erläuterung des letzten Typus aus der Unzahl von Spielarten ein Beispiel herauszugreifen, bei einem mit Hoden versehenen Individuum eine vollkommen weiblich entwickelte äußere Scham mit Scheide. Nach der Hypothese Steinachs

Digitized by Google

käme als ursächliches Moment nun aber gar nicht eine Mischung von Samen- und Eizellen in Betracht, sondern lediglich eine vom Normalen abweichende Vermengung weiblicher und männlicher Pubertätsdrüsenzellen. Die seither unter diesen Gesichtspunkten untersuchten Fälle von Pseudohermaphroditismus (Bab, Schmincke und Romeis, Wagner) erbrachten für die Steinachsche Hypothese keine Beweise.

Bei den künstlichen Zwitterbildungen beobachtete Steinach auch das Hervortreten homosexueller Neigung. Da sich die homosexuelle Neigung als Teilerscheinung des psychischen Zwittertums darbot, glaubt Steinach die im Tierexperiment gewonnenen Ergebnisse auch zur Deutung der menschlichen Homosexualität verwerten zu können. Dementsprechend findet er in den Hoden Homosexueller Zwischenzellen besonderer Größe, die er als weibliche Pubertätsdrüsenzellen auffaßt und den in geringerer Zahl vorhandenen männlichen gegenüberstellt. Die von ihm im Hoden Homosexueller gleichzeitig beobachtete Rückbildung der Samenkanälchen führt Steinach auf eine hemmende, antagonistische Wirkung der genannten weiblichen Pubertätszellen zurück. Ferner werden durch die Zellen nach Steinach auch weitere Organe in feminierendem Sinne beeinflußt. Erstreckt sich ihre Wirkung nur auf das Zentralnervensystem, so entsteht reine Homosexualität, geht sie weiter, so treten auch weibliche Geschlechtsmerkmale, wie Busen, Hüftausladung, Behaarungsart u. dergl. hervor.

In weiterer Verfolgung dieser hypothetischen Gedankengänge wäre Homosexualität heilbar durch Entfernung der betreffenden Hoden und Einpflanzung rein männlicher Geschlechtsdrüsen. Auf Veranlassung Steinachs operierte Lichtenstern einige homosexuelle Männer in der entwickelten Weise. Beide Autoren glauben dabei volle Erfolge erzielt zu haben. Die homosexuellen Neigungen sind nach ihren Aufgaben verschwunden; als beweisend erachten sie insbesondere den Umstand, daß auch körperliche Merkmale, wie „weibliche" Behaarung, Fettablagerungen zurückgegangen und männlichen Charakteren Platz machten.

Vom objektiven Standpunkt aus betrachtet, muß den Schlußfolgerungen, die Steinach und seine Anhänger aus der künstlichen Zwitterbildung auf den „natürlichen" Hermaphroditismus und insbesondere auf die Homosexualität ziehen, jedoch scharf widersprochen werden. Zunächst fehlt vollkommen der Beweis, daß die von Steinach beschriebenen „weiblichen Pubertätsdrüsenzellen" wirklich weiblicher Natur sind. Nach dem Urteil erfahrener Pathologen wie Anatomen lassen sich gleiche Zellen auch in Hoden völlig normaler Individuen auffinden. Zudem darf man nicht vergessen, daß die ganze Theorie der „Pubertätsdrüse" überhaupt noch unbewiesen ist. Die psychische Besserung der Operierten kann ebensogut Suggestionserfolge darstellen, denen ja die meist sehr labile Psyche der Homosexuellen sehr zugänglich ist. Die körperlichen Veränderungen aber lassen sich als Wirkung einer Resorption von Zerfallstoffen zugrunde gehender Samenzellen des eingepflanzten Hodens erklären. Durch diese gesteigerte Zufuhr von Hodenhormon werden die männlichen Geschlechtsmerkmale, die bei einem Teil der Homosexuellen wahrscheinlich infolge der von Steinach selbst angegebenen Atrophie der Hodenkanälchen geschwunden oder nicht ausgebildet sind, wieder zur Entwicklung gebracht. Die Ansicht Steinachs, daß die von Lichtenstern zur Einpflanzung benützten Hoden (Leistenhoden) gewissermaßen reine männliche Pubertätsdrüsen darstellen, ist unbewiesen; denn die Leistenhoden enthalten neben Zwischenzellen wenn auch in verminderter Zahl stets auch noch Samenkanälchen mit Ursamenzellen und diesen der Abstammung nach gleichwertigen Sertolischen Zellen. Wir wissen aber zur Zeit noch nicht, welche Menge von Geschlechtszellen nötig ist, um männliche Geschlechtsmerkmale zur Ausbildung zu bringen bezw. zu erhalten.

Der von Steinach ausgesprochene Gedankengang wurde begreiflicherweise von Homosexuellen und ihnen Nahestehenden aufgegriffen und in einem ihnen ge-

Digitized by Google

nehmen Sinn verwertet. So läuft schon jetzt eine gewisse Presse Sturm gegen den bekannten § 175. Mit Wort und Schrift wird dafür geworben, daß der Paragraph entfernt werde, da ja die Homosexuellen als rein triebmäßig Handelnde für ihre sexuelle Betätigung nicht strafbar seien.

In der Vertretung dieser Ideen liegt eine große soziale Gefahr. Selbst wenn, was durchaus unbewiesen ist, einzelne Homosexuelle von Natur aus ihre unglückliche Veranlagung besitzen — nach Kraepelin fehlt hiefür jeder einwandfreie Beweis — so ist die Mehrzahl der Homosexuellen anatomisch normal ausgebildet und erst durch Beeinflussung seitens Homosexueller dem Urningtum zugeführt worden. Sich selbst überlassen, entwickelt sich der überwiegende Teil der Jugend heterosexuell. Bei der nicht strafrechtlichen Verfolgung des homosexuellen Verkehrs ist aber die Gefahr gegeben, daß der Verseuchung unserer heranwachsenden Jugend unbehindert Tür und Tor geöffnet ist. Welchen Umfang könnte sie nehmen, nachdem schon unter den augenblicklichen Verhältnissen in Degenerationszentren eine stete Ausbreitung der Homosexualität festzustellen ist! Das enorme Anwachsen der Zahl der Urninge in Deutschlands Kloake Berlin gibt hiefür hinreichend Zeugnis.

Benno Romeis (München).

Lichtsinn und Farbensinn der Tiere.

I.

Die Frage, ob die Tiere die Farben so wie wir sehen, hat Plato schon vor mehr als 2000 Jahren aufgeworfen und auch damit sich vielen Forschern von heute überlegen gezeigt, die lediglich, weil der Mensch Farben sieht, auch niederen Tieren Farbensinn zuschreiben zu müssen glauben. Diese Meinung bildet die Grundlage für die bekannte und noch fast allgemein herrschende Lehre, wonach bunte Farben in der belebten Natur sich entwickelt haben sollen, „um gesehen zu werden". Sie geht im wesentlichen auf den Botaniker Sprengel zurück, der 1793 die Ansicht äußerte, die Blütenfarben seien da, um Insekten anzulocken, und selbst der große Meister kritischen Naturerforschens, Darwin, stand im Banne solcher Betrachtungsweise, als er seine Lehre von den Schmuckfarben bei Tieren entwickelte.

Die Meinung ist, nicht nur unter Laien, verbreitet, die Farben, in welchen uns ein Gegenstand erscheint, seien ausschließlich Eigenschaft dieses letzteren, d. h. unabhängig von dem Auge, das sie sieht; daher müsse, wo bei Tieren Sehorgane vorhanden sind, die Umwelt diesen auch in den gleichen Farben erscheinen, wie uns. Aber wie das photographische Bild eines Gegenstandes nicht nur von diesem letzteren, sondern sehr wesentlich auch von der besonderen Art der photographischen Platte abhängt, so sind für die von einem Lebewesen wahrgenommenen Helligkeiten und Farben nicht nur die zum Auge gelangende physikalische Strahlung, sondern sehr wesentlich auch die Art des nervösen Sehorganes maßgebend. Nichts berechtigt uns, von vornherein anzunehmen, letzteres sei bei einem Fische oder einem Insekt mit dem beim Menschen identisch, wie man dies tut, wenn man jenen Tieren ohne weitere Untersuchung einen dem unseren ähnlichen oder gleichen Farbensinn zuschreibt.

Lange Zeit waren die Bemühungen der Forscher darauf gerichtet, durch anatomische Untersuchung der Sehorgane Aufschluß über deren Funktion zu erhalten, und man hat dadurch manche interessante Tatsache kennen gelernt. Aber so wenig die Mikroskopie einer Darmsaite uns im Verständnisse des Geigenklanges fördert, so wenig erfahren wir durch anatomische Erforschung der Netzhaut Maßgebendes über die Art unserer Gesichtsempfindungen.

Digitized by Google

Es war somit zu versuchen, ob das physiologische Experiment Antwort auf die uns beschäftigenden Fragen geben kann. Die wichtigste Aufgabe war, die bei den untersuchten Menschen und Tieren durch Strahlen verschiedener Wellenlänge „reflektorisch" ausgelösten Bewegungen in ihrer Abhängigkeit von letzteren systematisch kennen zu lernen. Wenn ich eine für mich rote Fläche einem anderen sichtbar mache und er nennt sie rot, so ist dies vom physiologischen Standpunkte ein solcher Reflex, der, von der betreffenden Strahlung ausgelöst, zu bestimmten Bewegungen der Sprachmuskeln führt; über die Art der Empfindung, die der Untersuchte dabei hat, erfahre ich aber so nichts Verwertbares, denn ich kann nicht wissen, ob das, was er rot nennt, ihm so erscheint, wie mir das, was ich rot sehe; jeder, der sich mit Farbensinnprüfungen beschäftigt, weiß, wie irreführend hier oft die Bezeichnungen der Untersuchten sind. Es war also auch ein Irrtum, zu glauben, wir könnten durch die Sprache genügend Aufschluß über die Sehqualitäten anderer erhalten, und ein solcher über die Sehqualitäten der Tiere sei unmöglich, weil ihnen die Sprache fehle.

Neben dem eben genannten gibt es nun aber andere vom Lichte ausgelöste Reflexe, und es war zu ermitteln, ob unter diesen für unsere Zwecke geeignete sich finden, insbesondere solche, die bei Tieren und Menschen in gleicher Weise sich beobachten lassen und uns dadurch vom Hilfsmittel der Sprache unabhängig machen. In der Tat ist dies der Fall; zur Erläuterung muß ein Beispiel genügen. Es gibt eine Reihe von Menschen, welchen die Fähigkeit farbiger Empfindung fehlt, sie sehen die Welt der Farben ähnlich so, wie wir einen Kupferstich. Die Helligkeiten, in welchen sie die verschiedenen für uns farbigen Lichter sehen, sind für diese Art des Sehens charakteristisch: ein für uns leuchtend helles Rot erscheint ihnen tief dunkel grau, fast schwarz, ein für uns dunkleres Blau sehen sie heller grau usw. Diese Helligkeitsverschiedenheiten kommen nun in entsprechenden, gleichfalls für die betreffende Störung charakteristischen Verschiedenheiten des Pupillenspieles zum Ausdruck. Es ist bekannt, daß unsere Pupille sich bei Belichtung verengt; der Grad dieser Verengerung hängt ab von der Helligkeit, in der das Licht dem Untersuchten erscheint: Ein Rot, das dem Normalen sehr hell erscheint, ruft bei diesem starke Verengerung hervor, dagegen nur äußerst geringe beim total Farbenblinden, der es ja dunkel grau sieht; das Umgekehrte gilt für Blau. Mit einem zu dem Zwecke von mir konstruierten „Pupilloskop" lassen diese wichtigen Verschiedenheiten sich leicht nicht nur feststellen, sondern auch messend genau kennzeichnen. Wir können also solche totale Farbenblindheiten objektiv, d. h. unabhängig von den Angaben des Untersuchten, feststellen, ja, ohne überhaupt ein Wort mit ihm zu wechseln.

Mit dem gleichen Apparate untersuchen wir nun verschiedene Tiere auf ihr Pupillenspiel und erfahren so unter anderem Folgendes: Der Affe sieht die verschiedenen für uns farbigen Strahlungen ähnlich oder ganz so wie wir; Hund, Katze, Kaninchen sehen zwar auch Farben, aber diese sind für sie viel mehr mit Grau verhüllt, ungesättigter als für uns; Huhn und Taube sehen Rot, Gelb und Grün ähnlich wie wir, dagegen sind sie für Blau nur in geringem Grade empfindlich und daher als relativ blaublind zu bezeichnen. Andere Methoden, bei welchen ich z. B. die Sichtbarkeit bezw. Unsichtbarkeit verschieden gefärbten Futters feststellte, führen zu denselben Ergebnissen wie jene vergleichenden Messungen des Pupillenspieles. Unter den Wirbellosen haben nur die Tintenfische eine auf Licht reagierende Pupille, das Pupilloskop ergibt hier überraschend weitgehende Übereinstimmung mit dem Verhalten des total farbenblinden Menschen.

So gibt uns schon geeignete Prüfung des Pupillenspieles klare Antwort auf eine Reihe der einschlägigen Fragen; bei anderen Wirbellosen und bei Fischen ist dieses Verfahren nicht anzuwenden, hier, weil die Pupille keine für uns in Be-

Digitized by Google

tracht kommende Lichtreaktion, dort, weil das Auge vielfach, z. B. bei Insekten und Krebsen, wesentlich anderen Bau und überhaupt keine Pupille zeigt. Darum brauchen wir aber nicht auf die Untersuchung ihrer Sehqualitäten zu verzichten; nur nach anderen Lichtreaktionen haben wir zu fahnden. Auch hier müssen einige kurze Andeutungen genügen: Viele Insekten, Raupen und Krebse, auch manche Jungfische suchen stets die hellste Stelle ihres Behälters auf und haben, wie ich fand, so feine Unterschiedsempfindlichkeit für Helligkeiten, daß die kleinsten Lichtstärkenunterschiede, die ein normales Auge noch eben wahrnimmt, schon zur Ansammlung der Tiere im helleren Behälterteile genügen. Andere Wirbellose suchen stets die dunkelste Stelle ihres Behälters auf, manche marine Röhrenwürmer ziehen sich bei der geringsten Lichtstärkenabnahme, z. B. flüchtiger Beschattung, blitzschnell in ihre Röhre zurück, Mückenlarven, die an der Wasseroberfläche hängen, fliehen bei Beschattung nach unten, bei gewissen Seesternen bewirkt Belichtungszunahme rasches Einziehen der Füßchen usw. Ich konnte zeigen, daß alle diese Reaktionen sich ganz ebensogut, wie die Pupillenreaktion zu messender Untersuchung unserer Frage benutzen lassen, denn prinzipiell ist es gleichgültig, ob wir die Wirkung von Strahlen verschiedener Wellenlänge am Pupillenspiele oder an irgendwelchen anderen Muskelkontraktionen prüfen; nur ist erforderlich, daß die Tierart konstant auf genügend kleine Lichtstärkenunterschiede reagiere, was jedesmal erst durch besondere Versuche ermittelt werden muß. Das Aufsuchen der geeigneten Arten und Reaktionen war mühsam und zeitraubend, führte mich aber zur Aufdeckung mancher merkwürdigen Erscheinungen von z. T. großem biologischem Interesse; weitere systematische Durcharbeitung des Gebietes verspricht hier noch reiche Ausbeute. Die Prüfung von etwa 100 verschiedenen Tierarten ergab übereinstimmend, daß *sämtliche bisher untersuchte Wirbellose und Fische gegenüber den verschiedenen farbigen Lichtern des Spektrums das für totale Farbenblindheit charakteristische und ein von jenem des Farbentüchtigen durchaus verschiedenes Verhalten zeigen*. Die übliche Annahme eines Farbensinnes bei Fischen und Wirbellosen ist damit endgültig abgetan.

Ein leuchtender Körper sendet Strahlen von sehr verschiedenen Schwingungszahlen aus, auf unser Auge wirken davon nur solche, deren Wellenlänge zwischen 700 und 400 Millionstel Millimeter liegt. Die kurzwelligeren „ultravioletten" Strahlen nimmt unser Sehorgan nicht wahr, aber wir können sie uns durch einen Kunstgriff sichtbar machen; es gibt Stoffe, die die Eigenschaft haben, jene kurzwelligen ultravioletten Strahlen aufzunehmen und dafür längerwellige, für uns sichtbare auszusenden. Bestrahlen wir sie mit jenem für uns unsichtbaren Ultraviolett, so senden sie ein oft ziemlich lebhaftes gelbes, grünes oder blaues Licht aus. Derartige „Fluoreszenz", wie sie z. B. für Lösungen von Chinin, Asculin u. a. allgemein bekannt ist, zeigen nun auch die Kristallkegel der Facettenaugen von Insekten: bei Bestrahlung mit Ultraviolett leuchten sie lebhaft grün.

Man hatte früher beobachtet, daß Ameisen und gewisse Krebse bei Einwirkung jenes für uns unsichtbaren Ultraviolett Reaktionen zeigen, wie sonst bei Belichtung mit für uns sichtbaren Strahlen, und alle unsere Befunde sprechen dafür, daß es sich hierbei um Wirkungen solchen Fluoreszenzlichtes handelt. Die Frage nach der biologischen Bedeutung dieser merkwürdigen Erscheinung konnte erst beantwortet werden, wenn es gelang, für die so vermittelten Helligkeitsempfindungen ein Maß zu finden.

Dahin gehende Versuche aus der jüngsten Zeit geben eine Vorstellung von dem überraschend großen Einflusse ultravioletter Strahlungen auf viele Insekten. Es seien zwei aneinander grenzende weiße Flächen sichtbar, die unserem Auge gleich

Digitized by Google

erscheinen, aber verschieden reich an Ultraviolett sind, was durch Vorschalten gewisser, nur jene kurzwelligen Strahlen zurückhaltender Glasarten vor die eine Fläche leicht zu erreichen ist. Die stets zum Hellen gehenden Bienen z. B. laufen nun sämtlich nach dem ultravioletteicheren Felde und zwar selbst dann, wenn, innerhalb gewisser Grenzen, dieses Weiß mit geeigneten Vorrichtungen ohne Änderung der Zusammensetzung des von der Fläche ausgehenden Strahlgemisches lichtschwächer gemacht wird. Bei einigen derartigen Versuchen mit Tageslicht mußte ich, damit z. B. Bienen sich auf beide Felder gleichmäßig verteilten, also für sie eine Gleichung zwischen beiden Hälften bestand, die Lichtstärke der ultravioletteicheren Fläche auf $^1/_8$—$^1/_{10}$ der anderen herabmindern, so daß sie unserem Auge neben jener für uns weißen ziemlich dunkel grau erschien. Auch in entsprechenden Versuchen mit farbigen Feldern ist bei vielen Gliederfüßern für deren Verteilung der Ultraviolettgehalt der einzelnen Felder vielfach ausschlaggebend, und man kann daher bei passender Auswahl solcher bunter Flächen leicht erreichen, daß Bienen, Krebse, Raupen usw. sich vorwiegend oder ausschließlich bei einer bestimmten Farbe sammeln, obschon sie keine Farben empfinden.

Die Erkenntnis von der ungeahnten Wirkung des Ultraviolett des Tageslichtes auf viele Gliederfüßer erscheint schon aus allgemein biologischen Gesichtspunkten, wie auch für das Verständnis der Art ihres Sehens von großem Interesse. Für die uns hier beschäftigende Frage nach ihren Sehqualitäten ist Folgendes besonders wichtig: Man hat sich lange bemüht, Bienen auf etwaigen Farbensinn in der Weise zu untersuchen, daß man ihnen verschieden gefärbte Papierstücke sichtbar machte und die zu den verschiedenen Papieren fliegenden Tiere zählte; wenn nun Bienen sich unter gewissen Bedingungen vorwiegend bei einem blauen Papiere sammelten, das zwischen verschiedenen grauen sichtbar war, schloß man auf Farbensinn, weil das blaue Papier für *unser* Auge sich nur durch die Farbe von den grauen unterscheidet. Aus dem vorher Gesagten erhellt die Unzulässigkeit dieses Schlusses und die Notwendigkeit, bei einschlägigen Versuchen das Ultraviolett genügend auszuschalten, also in erster Linie mit den Lichtern des Spektrums zu arbeiten. Dann überzeugt man sich leicht, daß von einem Farbensinne bei Bienen keine Rede sein kann.

II.

Das Vorhergehende deutet die Wege an, auf welchen es gelang, ein Gebiet streng wissenschaftlicher Behandlung zugängig zu machen, das fast allgemein für dauernd verschlossen galt und daher ein beliebter Tummelplatz für mehr oder weniger dilettantische Phantasien war. Inwieweit die bisher gefundenen Tatsachen für schwebende Fragen der Biologie wichtig werden können, sei an zwei Beispielen erörtert.

Mit der Deszendenzlehre hat auch *Darwins* Auffassung von der Bedeutung bunter Farben bei Tieren und Pflanzen allenthalben Eingang in die Wissenschaft gefunden; seiner Theorie von der geschlechtlichen Zuchtwahl gilt sie als wertvolle, wenngleich nie auf ihre Tragfähigkeit geprüfte Stütze: man spricht von Hochzeitskleidern der Fische, von dem Aufwande, den das Fischmännchen für die „Geliebte" treibe, ja von der Kostspieligkeit verschiedener Fischfärbungen; auch in den bunten Farben der Vogelfedern sieht man Mittel zur Anlockung der Artgenossen, in den Blütenfarben „Wirtshausschilder" für Insekten.

Drei Voraussetzungen müssen erfüllt sein, wenn eine solche Betrachtungsweise zulässig sein soll: Erstens müssen die von den gefärbten Lebewesen ausgehenden Strahlgemische in der gleichen Zusammensetzung, in der sie unsere Netzhaut treffen, auch zu den lichtempfindenden Elementen der betreffenden Tierart gelangen, sie dürfen auf ihrem Wege dorthin keine nennenswerte Änderung ihrer Zusammen-

Digitized by Google

setzung erfahren. Zweitens muß der nervöse Apparat des Auges bei den fraglichen Tieren von ähnlicher oder gleicher Art sein, wie der allein farbentüchtige mittlere Teil der Netzhaut des normalen Menschen, so daß die verschiedenen Strahlenarten in beiden die gleichen physischen Regungen hervorrufen, welchen dort auch die gleichen psychischen Korrelate entsprechen müssen wie hier. Drittens muß den Tieren ein gewisser ästhetischer Sinn zugeschrieben werden, der sie zwischen verschiedenen bunten Farben wählen, also einer „Vorliebe" für diese oder jene Ausdruck geben läßt. Wir können diese drei Voraussetzungen kurz als die physikalische, die physiologische und die psychologische bezeichnen.

In biologischen Abhandlungen nimmt die Erörterung der dritten Voraussetzung vielfach einen breiten Raum ein; wissenschaftlicher Behandlung ist sie noch nicht zugängig, weiteres Eingehen auf sie aber auch deshalb nicht erforderlich, weil schon die beiden anderen Voraussetzungen für große Tiergruppen nachweislich nicht erfüllt sind, daher die übliche Lehre von der Bedeutung bunter Farben für sie nicht mehr in Betracht kommt. Daß die physiologische Voraussetzung für Fische und Wirbellose nicht zutrifft, ist mit den im ersten Abschnitte angedeuteten neuen Methoden leicht zu zeigen. Die physikalische endlich war merkwürdigerweise nie Gegenstand der Erörterung; ihre Prüfung führt zu interessanten, gleichfalls von herrschenden Meinungen weit abweichenden Ergebnissen.

Wer z. B. von Schmuckfarben bei Fischen sprechen will, müßte vor allem prüfen, ob die Farben, die wir an einem Fische in Luft sehen, in ähnlicher Weise auch unter Wasser in seiner gewohnten Umgebung sichtbar sind. Das Wasser ist nie farblos, meist schon in Schichten von wenigen Metern stark grünblau bis blau; es absorbiert also schon bei so geringer Schichtdicke die roten und gelben Strahlen des Tageslichtes fast vollständig. Wenn ein Fisch, wie z. B. unser Königssee-Saibling, 60 Meter unter der Oberfläche laicht, ist also ausgeschlossen, daß selbst ein farbentüchtiges Auge in jenen Tiefen etwas von der roten Färbung wahrnehmen könnte, die uns die Flanken des aus dem Wasser genommenen Fisches zeigen. Gehen wir solchen bisher nicht erörterten Fragen systematisch nach, so finden wir z. B. wundervolle Tierfärbungen mehr als 1000 Meter unter der Meeresoberfläche, wohin kein sichtbarer Lichtstrahl gelangt; hier ist also die Annahme einer Schmuck- oder Warnfärbung schon aus physikalischen Gründen ausgeschlossen. Wie die Welt der Farben einem nur wenige Meter unter der Wasseroberfläche befindlichen Farbentüchtigen etwa erscheint, kann man sich leicht vor Augen führen, indem man sich mit einem passenden dunkelgrünen Glase bewaffnet: Sonst rote, gelbrote und gelbe Farben erscheinen uns durch ein solches dunkelgrau, fast schwarz, und da gerade sie bei den sogenannten Hochzeitsfarben eine große Rolle spielen, können schon so einfache Versuche genügen, um auch für alle diese Fälle die Unhaltbarkeit jener Lehre eindringlich darzutun.

Der für die Schmuckfarbenlehre so wichtigen Frage nach der Farbe des Wassers wird von biologischer Seite noch so wenig Beachtung geschenkt, daß wir z. B. immer wieder Abildungen begegnen, in welchen bunte Meerestiere im Wasser viele Meter unter der Oberfläche in solchen Farben wiedergegeben sind, wie wir sie tatsächlich nur in Luft wahrnehmen können. Hoch über solchen Darstellungen steht die Wiedergabe der Natur durch das unbefangene Künstlerauge: Böcklins Meeresbilder bringen an den halb in Luft, halb in Wasser befindlichen Gestalten den Einfluß des letzteren auf die Körperfärbungen in wundervoller Treue zum Ausdruck.

Unter den Lufttieren konnte ich die Irrigkeit der physikalischen Voraussetzung für Tagvögel und Schildkröten eindringlich dartun: bei beiden ist der lichtempfindenden Netzhautschicht ein farbiger Filter aus roten und gelben „Ölkugeln" vorgelagert, sie sehen daher die Welt ungefähr so, wie wir durch ein rotgelbes

Digitized by Google

Glas; für uns blaugrüne und blaue Dinge erscheinen ihnen angenähert farblos dunkelgrau, daher können die blaugrünen und blauen Farben bei Vögeln nicht als Schmuckfarben gedeutet werden. Für die Wirbellosen bedarf es nach dem im ersten Abschnitte Gesagten nicht erneuter Ausführung, daß die bunten Blütenfarben nicht um der Insekten willen da sein und daß auch alle die bunten Farben bei Krebsen, Käfern, Schmetterlingen usw. nicht mehr als Schmuck- oder Warnfarben aufgefaßt werden können. *Für die Lehre von der geschlechtlichen Zuchtwahl scheiden somit alle diese Fälle aus* und es bleiben wenige, für die sie noch in Betracht kommen könnte.

Noch ein anderes wichtiges Problem der Biologie erscheint uns nach den mitgeteilten Befunden in neuer Beleuchtung. *Descartes* hat vor 300 Jahren die Lehre aufgestellt, die Tiere seien zum Unterschiede vom Menschen lediglich automatische Maschinen[1]). In der Biologie von heute begegnen wir vielfach Anschauungen, die jenen Cartesianischen nahe verwandt sind. Man will in den Tieren nichts anders als „chemische Maschinen" sehen und selbst ein so hochorganisiertes Lebewesen wie den Ameisenlöwen als „reinen Reflexautomaten" hinstellen, der „wie eine kleine Maschine" funktioniere.

Auch hier müssen die neuen Befunde, wie ich meine, zu durchaus anderer Auffassung führen. Eine der Hauptaufgaben unserer Untersuchungen war, zu ermitteln, ob zwischen den Lichtreaktionen beim Menschen und jenen bei Tieren irgendwelche Beziehungen, Ähnlichkeiten oder Verschiedenheiten bestehen. Wir fanden, daß alle Wirbellosen und Fische gegenüber farbigen Lichtern anders als wie der normale, helladaptierte, aber durchaus so wie der normale, dunkeladaptierte, d. h. farblos sehende, und wie der total farbenblinde Mensch sich verhalten; die Strahlen verschiedener Wellenlänge lösen bei allen jenen Tieren entsprechende physische Regungen aus, wie bei diesem total Farbenblinden. Wollte man nun, wie dies tatsächlich vielfach geschieht, nur dem Menschen und etwa „höheren" Tieren Empfindungen zugestehen, nicht aber jenen „niederen", so wäre man genötigt, anzunehmen, daß irgendwann und irgendwo in der Tierreihe neben jenen bei den niederen Tieren noch „maschinenmäßigen" Reaktionen eine Helligkeitsempfindung auftrat und damit aus der Maschine ein empfindendes Wesen ward. Eine solche Auffassung erscheint mir unfruchtbar und nicht geeignet, uns im Verständnisse der stammesgeschichtlichen Entwicklung des Lichtsinnes zu fördern, so wenig etwa, als uns im Verständnis des Rätsels von dem Werden des Lebens die oft erörterte Annahme fördern kann, dieses sei von einem anderen Gestirne zu uns gekommen. Zudem gründet sich jene Maschinenhypothese vielfach auf nachweislich unrichtige Beobachtungen über das Verhalten niederer Tiere gegenüber Strahlen verschiedener Wellenlänge.

Alles, was die vergleichende Prüfung der Lichtreaktionen in der Tierreihe uns lehrt, weist übereinstimmend und, wie ich meine, eindringlich darauf hin, daß nicht nur uns, sondern auch den Tieren mit den *Organen* des Sehens bis zu einem gewissen Grade auch deren *Funktionen* gegeben sind, daß also auch jene Wirbellosen nicht empfindungslose Automaten und tote Maschinen sind, sondern lebende, empfindende Wesen wie wir. *Carl von Heß* (München).

[1]) Man erzählt, die Königin Christine von Schweden habe, als Descartes ihr seine Lehre vortrug, ihre Bedenken in die Worte gekleidet: „Zeigen Sie mir eine Uhr, die Nachkommen hat." Auch die folgenden Worte Goethes gelten, wie ich glaube, wesentlich der Descartesschen Lehre: „Wenn sich in Tieren etwas Vernunftähnliches hervortut, so können wir uns von unserer Verwunderung nicht erholen, denn ob sie uns gleich so nahe stehen, so scheinen sie doch durch eine unendliche Kluft von uns getrennt und in das Reich der Notwendigkeit verwiesen. Man kann es daher jenen Denkern nicht übelnehmen, welche die unendlich kunstreiche, aber doch genau beschränkte Technik jener Geschöpfe für ganz maschinenmäßig erklärten. .... So eingewurzelt ist bei uns der Begriff unserer inneren Vorzüge, daß wir ein für alle Mal der Außenwelt keinen Teil daran gönnen mögen."

Digitized by Google

Die Bedeutung der vergleichenden Physiologie für die neuere Lebensforschung.

Wenn man die Lebenserscheinungen verschiedener Organismen vergleichend untersucht, wie dies die Aufgabe der vergleichenden Physiologie ist, so kann dies von zwei ganz verschiedenen Gesichtspunkten aus geschehen: Entweder wir können hoffen, auf diese Weise unsere lückenhaften Kenntnisse der menschlichen Lebenslehre zu ergänzen, oder aber wir haben die Absicht, durch Vergleichung der Art und Weise, wie eine bestimmte Lebensfunktion bei verschiedenen Organismen abläuft, das Wesentliche und allen Gemeinsame des Vorganges herauszuschälen. Im ersteren Falle ist die Physiologie des Menschen, im zweiten die allgemeine Physiologie das Endziel unserer Forschung.

Die Physiologie des Menschen verfolgt in der Hauptsache praktische Ziele, sie ist die Grundlage der ganzen wissenschaftlichen Heilkunde. Denn Physiologie ist die Lehre von dem normalen Ablauf des Lebensgeschehens, und es liegt wohl auf der Hand, daß die Kenntnis dieses letzteren die notwendige Voraussetzung für die Fähigkeit darstellt, in abnormer Weise ablaufendes Lebensgeschehen zu erkennen und nach Möglichkeit in die normalen Bahnen zurückzulenken, mit anderen Worten „Krankheiten" zu diagnostizieren und zu heilen [1]). — Das Studium der Lebenserscheinungen ist nur am lebenden Organismus oder seinen lebenden Teilen möglich. Wie der Anatom, um Bau und Struktur der Organe und Gewebe zu ergründen, den Leichnam „sezieren", zergliedern muß, so muß der Physiologe, um das im Inneren des Körpers sich abspielende Lebensgeschehen der Untersuchung zugänglich machen zu können, den lebenden Organismus zergliedern, „vivisezieren", oder wie dies neuerdings in stetig wachsendem Ausmaße geschieht, die einzelnen aus dem Verbande des Organismus gelösten Organe durch geeignete Maßnahmen „überlebend" erhalten, so daß ihre Funktion in möglichst normaler Form weiterlaufen, bezw. durch künstlich veränderte Bedingungen in der zur Aufklärung erforderlichen Weise modifiziert werden kann. Beide Verfahren sind begreiflicherweise zum Studium des menschlichen Organismus nur in sehr geringem Umfange anwendbar, und das Tierexperiment muß die Forschung ergänzen, soweit sie nicht mit der „klinischen" Beobachtung, d. h. mit dem Studium der von der Natur selbst angestellten Krankheitsexperimente ihr Auslangen findet.

Die Auswahl der Versuchstiere nun wird in weitem Ausmaße von dem Problem diktiert werden, das man zu lösen wünscht. Handelt es sich um ganz spezielle Funktionen, für welche die besondere anatomische Anordnung von ausschlaggebender Bedeutung ist, so wird man nur von solchen Versuchstieren eine wirkliche Förderung der Erkenntnis erwarten dürfen, deren Körperbau mit dem des Menschen möglichst übereinstimmt. So hat man, um über die Funktion der einzelnen Teile der Hirnrinde Aufschluß zu erhalten, vor allem an Affen, besonders an Menschenaffen mit größtem Nutzen Untersuchungen angestellt. Handelt es sich dagegen um allgemeinere Funktionen, bei deren Ablauf man eine weitgehende Gleichartigkeit in den verschiedenen Klassen des Tierreiches erwarten darf, wie dies z. B. bei der Tätigkeit der Muskeln der Fall ist, so wird man unbedenklich, auch mit den billigen, leicht in größeren Mengen erhältlichen und durch ihre größere Lebenszähigkeit ausgezeichneten Fröschen wertvolle Ergebnisse erzielen können. Der Kreis der Ver-

[1]) Es ist erstaunlich, daß dieser überaus einfache Gedankengang so weiten und selbst gebildeten Teilen der Bevölkerung nicht einleuchtet, und daß dieselben Menschen, die sicher jeden für einen völligen Narren erklären würden, der seine schlecht gehende Uhr statt zum Uhrmacher etwa zu einem Schäfer in Reparatur gäbe, das schadhaft gewordene unendlich komplizierte Uhrwerk des eigenen Organismus vertrauensselig zu Kurpfuschern tragen, die auch nicht die leiseste Ahnung von dem Bau und dem Ineinandergreifen seiner Rädchen haben!

Digitized by Google

suchstiere muß möglichst weit gezogen werden, denn manche Organismenformen sind durch die Eigenart ihres Baues besonders geeignet zur Lösung ganz bestimmter Fragen. Zwei Beispiele mögen dies veranschaulichen:

Die Skelettmuskeln, welche die Glieder unseres Körpers bewegen, sind durch eine besondere mikroskopische Struktur, eine Querstreifung, ausgezeichnet, die mit ihrer Funktionsweise sicher in engem Zusammenhange steht, denn den im Prinzip gleichartig, aber unvergleichlich langsamer und träger reagierenden Eingeweidemuskeln fehlt dieses eigenartige optische Verhalten, durch dessen genaues Studium man Aufschlüsse über den Mechanismus der Muskelzusammenziehung zu erhalten hofft. Die schönste Querstreifung finden wir nun bei den Muskeln, die durch die größte Schnelligkeit ihrer Zusammenziehung ausgezeichnet sind: den Muskeln der Insekten, die daher ein besonders günstiges Objekt für solche Untersuchungen darstellen.

Das komplizierte, schwer zugänglich in das Innere von Schädelknochen eingelagerte „innere Ohr" besteht aus zwei verschiedenen Abschnitten, von denen der eine, schneckenförmig gestaltete, unzweifelhaft mit der Hörfunktion zusammenhängt, während der andere, aus drei in den verschiedenen Ebenen des Raumes angeordneten Kanälen bestehende „Bogengangsapparat" zum mindesten teilweise eine ganz andere Bedeutung hat, nämlich eine solche für die Orientierung im Raume und für die Erhaltung des Gleichgewichts. Die Frage, ob er nebenbei auch noch an dem Zustandekommen der Gehörsempfindungen beteiligt ist, ist bei höheren Tieren schwer zu lösen. Nun gibt es aber Organismen, die bloß einen Bogengangsapparat und überhaupt keine Schnecke besitzen, das sind die Fische, und von der endgültigen Lösung der vielumstrittenen Frage, ob Fische hören können oder nicht, werden wir daher auch wichtige Rückschlüsse auf das Verhalten bei den Säugetieren und dem Menschen ziehen können.

Viel bedeutungsvoller aber als eine solche gelegentliche Heranziehung einzelner Tiergattungen zur Lösung spezieller Fragen ist die vergleichend physiologische Forschung als Mittel zum Studium der allgemeinen Lebenserscheinungen. So erdrückend die Fülle, so unendlich mannigfaltig die Formen der Lebewesen sind, die aufmerksame vergleichende Untersuchung wird in all der wechselvollen Gestaltung gewisse gemeinsame Züge, allgemeine Grundprinzipien wiederfinden, deren Erkenntnis offenbar die größte Bedeutung haben muß für das Verständnis des komplizierten Geschehens, das wir unter dem Namen „Leben" zusammenfassen. Es gibt z. B. kaum ein Organsystem, das unter wechselvollerem Bilde erscheinen würde, als das der Atmungsorgane. Von einfachen Ein- oder Ausstülpungen der Körperoberfläche bei niederen Tieren, von den baumförmig sich verzweigenden in den Enddarm ausmündenden Wasserlungen der Seewalzen, dem mikroskopisch feinen System von Luftröhrchen, die alle Teile des Insektenkörpers durchziehen, den umfangreichen bluterfüllten Kiemenbüscheln, die bald außen, wie bei manchen Wassermolchen, bald im Inneren der Rachenhöhle wie bei den Fischen gelagert sind, bis zu den Lungen der Säugetiere und dem mit gewaltigen Luftsäcken versehenen schwammartigen Luftkanalsystem der Vogellunge, die wohl den leistungsfähigsten Atmungsapparat darstellt, welcher Reichtum an Formen, welche unerschöpfliche Phantasie der Konstruktion! Und doch bei allen dasselbe einfache Prinzip, einen Mechanismus zu schaffen, der durch möglichste Vergrößerung der Oberfläche und möglichst raschen Wechsel des umgebenden Mediums (Luft oder Wasser) den Gasaustausch zwischen diesem und dem Körperinneren erleichtert.

Die allgemeine Physiologie, die Lehre von den allgemeinen, das Wesen des Lebens kennzeichnenden Erscheinungen, kann offenbar nichts anderes sein als das Fazit, das Ergebnis der vergleichenden Betrachtung der verschiedenen Lebensformen. Nur diese kann lehren, was „allgemein", d. h. allen gemein, und was nur eine besondere Anpassungsform darstellt. Die Erkenntnis des Allge-

Digitized by Google

meinen aber wirkt, wie wir gleich sehen werden, vielfach auch fördernd zurück auf das Studium der speziellen Physiologie des Menschen, wie denn überhaupt jenen, die stets nur praktische Ziele vor Augen haben und die Berechtigung einer Wissenschaft um ihrer selbst willen nicht anerkennen, nicht oft und eindringlich genug dargelegt werden kann, daß es oft die fernst abliegenden Beobachtungen sind, die die größte praktische Tragweite gewinnen können. Dem Mönch Gregor Mendel, der die Farbenvererbung seiner Erbsen untersuchte, hat sicher jeder Gedanke an eine Entdeckung von Gesetzen ferngelegen, die sich auch für die menschliche Pathologie als überaus fruchtbar erweisen könnten. — An einigen bunt herausgegriffenen Beispielen wollen wir die Bedeutung solcher von allgemeinen Gesichtspunkten geleiteten, vergleichend physiologischen Untersuchungen für Fragen zu erläutern versuchen, die in der Lebensforschung der letzten Jahre im Vordergrunde stehen.

Der Muskeltonus. — Die Bewegungen des Körpers und seiner Teile werden durch die Muskeln (das „Fleisch") bewirkt, vielgestaltige, aus lauter feinen Fäserchen bestehende Gebilde, die die Fähigkeit besitzen, auf einen durch den Nerven ihnen übermittelten Impuls sich zusammenzuziehen und so, durch Annäherung ihrer Ansatzstellen an den Knochen, Bewegungen dieser herbeizuführen. Der Muskel ist eine Maschine, welche die chemische Energie bestimmter in ihm enthaltener und durch den Blutstrom stets wieder zugeführter Stoffe in mechanische Arbeit und in Wärme umwandelt. Untersucht man die Arbeitsweise dieser Maschine am ausgeschnittenen isolierten Muskel, dessen Nerven man zum Ersatz der Willensimpulse durch künstliche Reize, etwa durch den elektrischen Schlag eines Induktionsapparates, in Erregung versetzt, so sieht man auf einen einzelnen Reiz hin eine sehr rasch ablaufende „Einzelzuckung", d. h. eine Zusammenziehung mit gleich darauffolgender Wiederausdehnung eintreten. Läßt man nun eine große Zahl solcher elektrischen Schläge so rasch nach einander einwirken, daß der Muskel nicht Zeit hat, zwischen zwei aufeinanderfolgenden Kontraktionen wieder zu erschlaffen, so erhält man einen sogenannten „Tetanus", eine dauernde Zusammenziehung, während deren äußerlich nicht eine Spur irgendwelcher Längen- oder Gestaltveränderungen des Muskels erkennbar ist. Gleichwohl läßt sich zeigen, daß dieser Vorgang auf diskontinuierlichen Prozessen beruht, die ständig mit großer Geschwindigkeit im Muskel ablaufen. Jede Tätigkeit des Muskels geht nämlich mit einer elektrischen Stromschwankung, einem „Tätigkeitsstrom" einher, der mit entsprechend empfindlichen physikalischen Apparaten beobachtet und auch photographisch aufgezeichnet werden kann. Die photographische Registrierung dieser Tätigkeitsströme des in Tetanus befindlichen Muskels ergibt nun den Ablauf einer großen Zahl von elektrischen Stromschwankungen, entsprechend der Zahl der den Muskel durchlaufenden Erregungswellen, und die Untersuchung lehrt, daß alle unsere willkürlichen Muskelbewegungen auf solchen tetanischen Dauerkontraktionen beruhen, bei denen meist etwa 50—70 Wellen in der Sekunde den Muskel passieren.

Betrachten wir nun den Muskel vom Standpunkt einer Maschine, die die Aufgabe hat, etwa ein Gewicht zu heben, so ergibt sich sogleich ein eigenartiges Problem: Die Hebung des Gewichtes stellt eine mechanische Arbeit dar, deren Größe durch das Produkt aus dem Gewicht und der Hubhöhe gemessen wird. Das zu einer bestimmten Höhe emporgehobene Gewicht repräsentiert dann eine gewisse Menge potentieller Energie, die wir z. B. durch Fallenlassen des Gewichtes wiedergewinnen können. Während aber das Gewicht sich in unveränderter Höhe befindet, wird offenbar keine Arbeit in physikalischem Sinne geleistet, und es brauchte daher zum Halten des Gewichtes theoretisch auch keine Energie aufgewendet zu werden. Denken wir uns, um dies an einem einfachen mechanischen Beispiel zu erläutern, einen Kolben, der in einem Zylinder durch eingelassene Druckluft bis zu einer bestimmten Höhe emporgehoben würde. Dann brauchen wir jetzt nur die Ein-

Digitized by Google

Laßöffnung zu verschließen, und der Kolben wird dauernd ohne jeden weiteren Energieaufwand in der betreffenden Höhe gehalten werden, solange die Luft im Zylinder bleibt. Wenn sich dagegen in diesem noch eine Auslaßöffnung befindet, durch die die Druckluft entweichen kann, so wird der Kolben sogleich wieder heruntergehen, und wenn wir ihn dauernd in gleicher Höhe halten wollen, werden wir durch das Einlaßventil ständig so viel Luft einpressen müssen, daß sie der ausströmenden Menge das Gleichgewicht hält und der Kolben keine Zeit hat, wieder abzusinken. Im ersteren Falle hätten wir ein statisches, im zweiten dagegen ein mit ständigem Energieverbrauch einhergehendes dynamisches Gleichgewicht vor uns. Das zweite Verfahren hat offenbar den Vorteil, daß es durch Regulierung der Stärke des Luftstromes die Höhenlage des Kolbens in jedem Augenblick auf das feinste zu verändern gestattet; handelt es sich aber einfach darum, den Kolben dauernd in gleicher Höhe zu halten, dann erscheint der mit dieser Arbeitsweise verbundene Energieaufwand als Verschwendung.

Wie steht es nun mit den Muskeln, die das Halten des Gewichtes, etwa mit ausgestrecktem Arme bewirken? Schon die ersten Untersucher der mit der Muskeltätigkeit verbundenen Wärmebildung konnten feststellen, daß das Halten des Gewichtes mit einem beträchtlichen Energieaufwand verbunden ist, und das subjektive Gefühl der Ermüdung, das sich alsbald einstellt, lehrt dies auch ohne alle wissenschaftlichen Hilfsmittel. Die dauernde Anspannung eines Muskels geht also für gewöhnlich (in völliger Übereinstimmung mit dem, was wir oben über das Zustandekommen des Tetanus durch eine große Zahl von Erregungswellen gehört haben) mit einem ständigen Verbrauch an Energie einher. Diese Arbeitsweise sichert uns, ganz entsprechend dem eben erörterten mechanischen Beispiel, die Möglichkeit, in jedem Augenblick durch Verstärkung oder Abschwächung unserer Innervationsimpulse die Lage des ausgestreckten Gliedes zu verändern; wenn es dagegen auf eine dauernd gleichbleibende Leistung ankäme, müßte auch hier der ständige Energieaufwand als nutzlose Verschwendung erscheinen.

Es ist zuerst v. Uxküll durch das Studium der eigenartigen Bewegungsverhältnisse bei den Seeigeln zu der Vorstellung gelangt, daß es hier besondere „Bewegungs-" und besondere „Sperrmuskeln" gäbe, welche letzteren lediglich die Aufgabe haben sollen, eine bestimmte Längsspannung zu erzeugen. Das beste Versuchsobjekt für solche Sperrmuskeln ist der Schließmuskel, durch den die Muscheln ihre Schalen aneinanderpressen. Wenn man eine Auster aus dem Wasser herausnimmt, so hält sie ihre Schalen dauernd bis zu ihrem oft erst nach vielen Tagen erfolgenden Tode geschlossen, und wer einmal Austern geöffnet hat, weiß, mit wie außerordentlicher Kraft dieses Zusammenpressen der Schalen erfolgt. Parnas hat nun zeigen können, daß auch wenn man an solchen Schalen ständig das im Verhältnis zu der Größe der Tiere sicher sehr gewaltige Gewicht von 3 kg ziehen läßt, doch nicht die geringste Spur einer Erhöhung des Stoffwechsels nachweisbar ist, wie dies selbstredend der Fall sein müßte, wenn das Halten dieses Gewichtes mit einem Energieaufwand verbunden wäre. Bethe, der schon vorher auf die Möglichkeit solcher Dauerkontraktionen ohne Arbeitsleistung hingewiesen hatte, konnte gleichfalls an verschiedenen Muskeln wirbelloser Seetiere das Fehlen jeglichen Stoffumsatzes und jeglicher Ermüdung beim Tragen einer Last feststellen.

Gibt es nun Ähnliches auch bei den höheren Tieren? Schon vor Jahren ist den Klinikern aufgefallen, daß beim Menschen unter verschiedenen Bedingungen, z. B. bei Muskeln, die durch Schlaganfälle vor längerer Zeit gelähmt wurden, dauernde Muskelverkürzungen, „Kontrakturen", auftreten, die sich offenbar von dem gewöhnlichen Tetanus unterscheiden. Neuerdings haben Meyer und Fröhlich gefunden, daß bei den lang dauernden Muskelzusammenziehungen im Wundstarrkrampf, einer schweren Infektionskrankheit, die durch in der Erde lebende Bazillen erzeugt wird

Digitized by Google

und im letzten Kriege viele Opfer gefordert hat, keine Spur jener elektrischen Schwankungen festzustellen ist, die wir als Zeichen des ständigen Ablaufes von Erregungswellen im Muskel kennen gelernt haben, und ähnlich scheint es sich (nach allerdings nicht unwidersprochen gebliebenen Angaben) auch bei den eigentümlichen Dauerkontraktionen der „Enthirnungsstarre" zu verhalten, die man im Tierexperiment nach operativer Durchtrennung des Hirnstammes auftreten sieht sowie bei den „kataleptischen" Starrerscheinungen, die bei manchen Geisteskrankheiten vorkommen oder in der Hypnose sich hervorrufen lassen.

So scheinen denn in der Tat beide an dem Gleichnis des Zylinderkolbens veranschaulichten Mechanismen in unseren Muskeln vereint zu sein, die Fähigkeit eine veränderte Länge entweder durch einen arbeitslosen statischen Gleichgewichtszustand, den man als Tonus bezeichnet, oder durch das mit ständigem Energieaufwand verbundene dynamische Gleichgewicht des Tetanus zu erhalten. Diese beiden auf das engste miteinander verknüpften Mechanismen, von denen der erste der Erzielung dauernder Leistungen, der zweite der Herbeiführung rasch veränderlicher Spannungen dient, sind vielleicht (entsprechend einer schon vor langem von Bottazzi geäußerten Hypothese) in verschiedenen Teilen derselben Muskelfaser lokalisiert und scheinen auf Grund neuester Untersuchungen über ihre Beeinflußbarkeit durch Gifte auch durch verschiedene nervöse Impulse bedingt zu werden, die auf gesonderten Nervenbahnen verlaufen.

Der „Shock". — Vielleicht in einem gewissen Zusammenhange mit dem „Tonus"-Phänomen steht ein viel erörtertes Problem der Physiologie des Zentralnervensystems. Längst ist dem Physiologen die merkwürdige Erscheinung bekannt, daß nach Durchtrennung des Rückenmarks die unterhalb der Schnittstelle gelegenen Teile vorübergehend eine oft sehr starke Herabsetzung ihrer Funktionsfähigkeit zeigen. Man hat diese Erscheinung als „Shock" bezeichnet und sie als eine Art Erschütterung durch die gewaltsame Operation gedeutet, die eine zeitweise Hemmung der Funktionen bewirke. Aber diese Auffassung läßt gänzlich unerklärt, warum immer nur die unterhalb und niemals die oberhalb der Durchtrennung befindlichen Nervenzentren „erschüttert" werden und warum der Shock bei niederen Tieren viel weniger ausgebildet ist als bei höheren und bei Embryonen und Neugeborenen viel weniger als bei Erwachsenen. Sie erscheint wohl völlig unhaltbar, seitdem der Physiologe Trendelenburg zeigte, daß genau die gleichen Erscheinungen des Funktionsausfalles auch dann zu beobachten sind, wenn man gar keine operative, sondern sozusagen nur eine funktionelle Durchtrennung vornimmt, indem man einen Rückenmarksteil durch starke Abkühlung vorübergehend ausschaltet. Auch hier dürfte die vergleichende Physiologie uns der Lösung näher bringen:

Das Nervensystem ist das Telephonnetz unseres Körpers, das alle Teile des Organismus miteinander in Verbindung setzt. Die peripheren Nerven sind die Leitungsdrähte, Gehirn und Rückenmark die große Zentrale, die alle die Milliarden von Zellabonnenten in der gewünschten Weise verbindet. Wenn wir das Nervensystem niederer Tiere betrachten, so sehen wir, wie hier jeder Abschnitt, jedes Segment des oft schon äußerlich deutlich gegliederten Körpers eine eigene kleine Zentrale (ein „Ganglion") mit den zugehörigen Leitungsbahnen besitzt. Wenn der Angler einen Regenwurm in Stücke zerreißt, so bewegt sich jedes Stück selbständig; wenn man bei einer Wespe den Hinterleib abschneidet, sieht man ihn zunächst weiter Atembewegungen vollführen, während das Vordertier unter Umständen weiter Honig saugt. Alle die kleinen, diese Bewegungen beherrschenden Zentren stehen zwar zur Erzielung eines harmonischen Zusammenwirkens untereinander in Verbindung, sind aber doch weitgehend voneinander unabhängig und selbständig. Sie haben gleichsam die Verfassung eines Bundesstaates, in welchem die im Kopf gelegene Zentrale (das „Oberschlundganglion") nur die Rolle eines „primus inter

Digitized by Google

pares" spielt. Je weiter wir nun die tierische Stufenleiter emporsteigen, um so mehr tritt an die Stelle der Nebenordnung die Überordnung der höher oben gelegenen Zentren über die tiefer unten befindlichen, die, um überhaupt arbeiten zu können, vermutlich alle genau so wie die Muskeln durch eine tonische Erregung in einer Art Spannung gehalten werden müssen. Gewohnt, nur mehr die ihnen von oben zufließenden Befehle auszuführen, verlieren sie immer mehr ihre Selbständigkeit, so daß sie, auf sich allein angewiesen, zunächst sozusagen hilflos ihrer Aufgabe gegenüberstehen. Wie aber in der Schlacht nach Verlust der höheren Offiziere die untergeordneten die Befehlsgewalt zu übernehmen genötigt sind und die erforderlichen militärischen Operationen selbständig durchzuführen lernen, so lernen auch die untergeordneten Zentren nach Ausschaltung der höheren allmählich selbständig leisten, was sie vordem nur mit Hilfe der von oben kommenden Erregungsimpulse zu vollbringen vermochten, und der anfängliche Shock „klingt immer mehr ab". Je schärfer die Zentralisation der Verwaltung, um so hilfloser natürlich die sich selbst überlassenen nachgeordneten Stellen. So wird ohne weiteres begreiflich, daß der „Shock" immer nur unterhalb der Durchtrennungsstelle auftreten kann, daß er bei den niederen Tieren völlig fehlt und unter dem absolutistischen Regiment des Gehirns bei den Affen und beim Menschen sich in höchster Ausbildung zeigt. Ferner lehrt die vergleichende Anatomie, daß die Entwicklung des Individuums eine kurze und unvollständige Wiederholung der stammesgeschichtlichen Entwicklung darstellt. Dieses „biogenetische Grundgesetz" dürfte eine gewisse Gültigkeit nicht bloß für die morphologische Ausbildung der Organe, sondern auch für die Entwicklung ihrer Funktionen besitzen, die in der ersten Lebenszeit der höheren Organismen in vieler Hinsicht an das Verhalten bei den niederen gemahnen. Daher die überraschende Selbständigkeit der Rückenmarkszentren und die damit verbundene geringe Ausbildung der Shockerscheinungen während des embryonalen Lebens und in der ersten Zeit nach der Geburt.

Die Sauerstoffatmung. — Wirft so die vergleichend-physiologische Betrachtung ein Licht auf spezielle Probleme auch der menschlichen Physiologie, so schützt sie uns umgekehrt davor, Erscheinungen, die an einzelnen Klassen von Lebewesen in vielleicht besonders eindrucksvoller Weise wahrnehmbar sind, darum für allgemeine Charakteristika des Lebensprozesses überhaupt zu halten. Kaum eine Erscheinung tritt bei den höheren Organismen so augenfällig in den Vordergrund, wie die Abhängigkeit ihrer Lebensvorgänge von der Versorgung mit Sauerstoff. Genügt doch eine nur kurz dauernde Unterbrechung der Luftzufuhr, um beim Menschen, den Säugetieren und Vögeln den Tod herbeizuführen. Da wir nun ein Sauerstoffbedürfnis in mehr oder minder ausgeprägter Form auch bei allen möglichen anderen Arten von Organismen, bei Fischen und niederen Wassertieren, bei Pflanzen und Einzelligen beobachten können, so lag der Gedanke nahe, in den mit Sauerstoffverbrauch einhergehenden Oxydationen das Wesentliche der chemischen Lebensprozesse zu suchen, und bis in die neueste Zeit wurden Hypothesen ersonnen, welche die „Träger der Lebensvorgänge" in explosiblen Riesenmolekülen erblickten, die ihre Labilität durch Aufnahme von Sauerstoff erhalten sollten. Umfassendere vergleichend-physiologische Betrachtungen hätten vor diesem Irrtum bewahren können.

Schon im 18. Jahrhundert hat ein ausgezeichneter Forscher, der italienische Abt Spallanzani, die grundlegende Tatsache entdeckt, daß verschiedene Organismen, wie z. B. manche Schnecken und Würmer tagelang ohne Zufuhr von Sauerstoff zu leben vermögen, und Pasteur hat dieses „Leben ohne Sauerstoff" (Anaerobiose, oder richtiger Anoxybiose) zum Gegenstand berühmter Untersuchungen gemacht. Forschungen der jüngsten Zeit aber haben erst gelehrt, daß dieses „Leben ohne Sauerstoff" sich überall auch bei den Lebensvorgängen der höheren Tiere wiederfindet. Vom Muskel wußte man schon lange, daß er auch in einer sauerstofffreien

Digitized by Google

Atmosphäre noch geraume Zeit sich in normaler Weise zusammenzuziehen vermag; man glaubte dies jedoch, ebenso wie ähnliche am Nervensystem von Kaltblütern beobachtbare Erscheinungen durch Aufzehrung eines Vorrates an vorher aufgespeichertem Sauerstoff erklären zu können. Diese Annahme hat sich jedoch als gänzlich unhaltbar erwiesen, und es steht heute fest, daß im Muskel, wie wahrscheinlich in allen Geweben die primär ablaufenden Stoffwechselvorgänge in Spaltungen zu suchen sind, die ohne Sauerstoffaufnahme verlaufen, wie wir sie in ähnlicher Weise in den durch die niedersten Organismen, wie Bakterien, Hefezellen, bewirkten „Gärungsprozessen" vor uns haben. Ja, neuere Untersuchungen haben ergeben, daß hier nicht bloß Analogien, sondern so weitgehende Übereinstimmungen vorliegen, daß an einer Wesensverwandtschaft von Stoffwechselvorgängen, die so weit voneinander abzuliegen scheinen, wie die alkoholische Gärung des Zuckers durch die Hefepilze und die im Muskel sich abspielenden chemischen Umsetzungen, kaum gezweifelt werden kann. So hat sich gezeigt, daß der Zucker, der durch die Hefe in Alkohol und Kohlensäure zerlegt wird, zuerst eine teilweise Verbindung mit Phosphorsäure eingehen muß, und eine solche Zucker-Phosphorsäureverbindung scheint nach den Untersuchungen Embdens auch das Ausgangsmaterial der Fleischmilchsäure zu sein, in deren Bildung heute allgemein der Mittelpunkt der der Muskeltätigkeit zugrunde liegenden Prozesse gesehen wird. Aber noch mehr: Auch die Hefe zeigt bei Luftzutritt eine Sauerstoffatmung, die ebenso wie die Gärungstätigkeit nicht an das Leben der Zelle gebunden ist, sondern auch an Preßsäften oder mit Aceton behandelten Dauerpräparaten beobachtet werden kann. Extrahiert man nun die Hefe mit kochendem Wasser, so verliert sie sowohl die Fähigkeit zu gären wie zu atmen, um sie bei Zusatz des Kochsaftes wiederzugewinnen. Meyerhof hat nun entdeckt, daß diese für die Gärung und Atmung erforderlichen Substanzen, die im Kochsaft der Hefe enthalten sind, sich auch im Kochsaft von Muskeln und anderen Organen finden, da auch dieser die geschwundene Gärungs- und Atmungstätigkeit extrahierter Hefepräparate wieder zu entfachen vermag. So schlägt die vergleichende physiologische Chemie eine Brücke zwischen den Lebensvorgängen verschiedenst organisierter Gebilde.

Aber auch die so weit verbreitete und doch für den Lebensvorgang nicht schlechthin unentbehrliche Sauerstoffatmung erscheint uns heute in ganz anderem Licht. Wenn wir die in einer Substanz enthaltene chemische Energie vollständig gewinnen wollen, so müssen wir die Substanz oxydieren oder „verbrennen", d. h. in möglichst sauerstoffreiche einfache Verbindungen überführen. Die bloße Spaltung des Zuckers in Alkohol oder in Milchsäure liefert nur einen kleinen Bruchteil der Energie, die bei vollständiger Verbrennung zu Kohlensäure und Wasser gewonnen wird. Ein Muskel kann in einem sauerstoffreien Raum zwar arbeiten, ermüdet aber sehr rasch, infolge Ansammlung von Milchsäure, die andernfalls bei Sauerstoffzufuhr durch die Energie der Oxydationsprozesse zum größten Teil in ihr Ausgangsmaterial zurückverwandelt wird. Das Leben ohne Sauerstoff erfordert also unvergleichlich größere Mengen an energieliefernden Stoffen, ein Luxusdasein, das sich bloß solche Organismen gestatten können, denen, wie etwa den Schlammbewohnern oder den in fremdem Körper hausenden Parasiten (Bakterien, im Darm lebenden Würmern u. dgl.) schier unbegrenzte Nahrungsmengen zur Verfügung stehen. Die höheren Organismen mit ihrem lebhaften Stoffumsatz werden der haushälterischen Ausnutzung ihrer Betriebsstoffe durch Zuhilfenahme des Sauerstoffs nur für kurze Zeit entraten können.

Vergleichende Sinnesphysiologie. — Unser Weltbild ist aufgebaut aus den Elementen unserer Sinne und demgemäß von höchster Subjektivität. Kein Weg *unmittelbarer* Erkenntnis führt von ihm zu dem des Nächsten. Aber wenn wir uns auch ebensowenig wie in die Zeiten der Vergan-

Digitized by Google

genheit in das Sinnes- und Vorstellungsleben eines anderen Organismus zu versetzen vermögen, so kann die vergleichend-physiologische Forschung doch manches Siegel von dem geheimnisvollen Buch fremder Empfindungswelt reißen. Wie weit wir durch scharfsinnige Analyse uns über das Wahrnehmungsvermögen anderer Organismen Aufklärung verschaffen können, dafür bieten neuere Forschungen über den Lichtsinn der Tiere ein gutes Beispiel, vor allem die ausgezeichneten Untersuchungen des Münchner Ophthalmologen v. Heß, über die er selbst an anderer Stelle dieses Heftes berichtet. Mit ihrem überraschenden Ergebnis, daß den niederen Tieren bis zu den Amphibien hinauf ein Farbensinn abzugehen scheint, zeigen sie uns, wie wenig es angeht, das menschliche Wahrnehmungsvermögen ohne weiteres bei anderen Organismen vorauszusetzen.

Zeigt uns die Tierwelt im allgemeinen ein einfacheres Empfindungsleben, so sind doch vielfach auch größere Mannigfaltigkeiten möglich. Von dem Reichtum der Geruchswelt eines Hundes oder einer Ameise können wir uns vielleicht gar keine Vorstellung machen. Das immer noch ungeklärte Problem der Orientierung der Zugvögel, die wundersamen Lebensgewohnheiten der staatenbildenden Insekten, die einen ihrer hervorragendsten Erforscher, Forel, zur Annahme eines besonderen Sinnesvermögens, eines „Kontaktgeruchs" führten, weisen auf die Möglichkeit des Bestehens uns gänzlich unbekannter Empfindungselemente. Qualitativ und quantitativ ist das Weltbild unserer Sinne nur e i n e unter unendlich vielen Denkbarkeiten. Unser Sehraum erhält den Eindruck der Tiefe dadurch, daß unsere beiden Augen ein jedes Ding von zwei verschiedenen Standpunkten aus betrachten. Je verschiedener diese sind, um so stärker die Tiefenwirkung, wie der Kunstgriff der Prismengläser und Scherenfernrohre zeigt. Machen wir stereoskopische Aufnahmen des Sternhimmels von zwei weit abstehenden Punkten der Erdbahn, so gelingt es, den Eindruck der Räumlichkeit auf die Planeten auszudehnen. Ein Riese, dessen Augen Millionen Meilen auseinanderständen, würde den Sternenhimmel nicht wie wir als abgeflachte Kuppel, sondern in wundervoller Plastik erblicken. Nicht anders wie mit dem Raumbild verhält es sich mit der Empfindung der Zeit. Auch sie ist ein Produkt der besonderen Organisation und des Reaktionsverlaufes der Lebensvorgänge. Dem Bewußtsein eines australischen Baumriesen würden vielleicht 100 Jahre wie ein Tag, der Eintagsfliege der eine Tag wie ein reiches Menschenleben erscheinen. Diese psychologische Relativität des Raumes und der Zeit ist dem vergleichenden Physiologen eine altvertraute Wahrheit.

Die wenigen Beispiele — den verschiedensten Gebieten der Lebensforschung entnommen — werden vielleicht hinreichen, um eine Vorstellung von der Bedeutung der vergleichenden Physiologie zu geben. Sie ist auch heute noch das Stiefkind der deutschen Naturwissenschaft. Ein von dem Schreiber dieser Zeilen herausgegebenes Sammelwerk, das das riesige, zusammenhangslos zerstreute Tatsachenmaterial zu sammeln und so der Forschung dienstbar zu machen sucht, ist alles, was zu ihrer systematischen Förderung in Deutschland bisher geschehen ist. Ohne eigene Lehrkanzeln und Forschungsstätten ist ihre Entwicklung der Laune des Zufalls überlassen. Das Schlimmste aber ist, daß die durch den Krieg geschaffene Lage selbst die Forschungsmöglichkeit gefahrvoll beschränkt hat. Von den Stämmen der niederen Tiere sind die meisten Bewohner des Meeres, und ihre physiologische Erforschung, die ja nur am lebenden Objekt erfolgen kann, an Arbeitsstätten an der See geknüpft. Die zoologische Station in Neapel war bisher die einzige, die über ein wohleingerichtetes physiologisches Laboratorium verfügte. Wer in vergangenen Tagen das Glück hatte, dort arbeiten zu können, den hat der Entschluß der italienischen Regierung, die Station ihrem verdienstvollen deutschen Besitzer und Leiter zurückzugeben, mit größter Freude erfüllt. Aber wie wenige werden gleichwohl unter den jetzigen Verhältnissen in der Lage sein, sich den für Experimental-

Digitized by Google

arbeiten erforderlichen langen Aufenthalt dort leisten zu können. Da gilt es im eigenen Lande Hilfe zu schaffen. Auch wir haben eine Küste an einem durch Formenreichtum ausgezeichneten Meer, und in der biologischen Anstalt auf Helgoland sind alle Vorbedingungen für eine vergleichend-physiologische Forschungsstätte gegeben. Das Bollwerk deutscher Kriegsmacht mußte entwaffnet werden. Möge es den Männern, denen die Not der deutschen Wissenschaft zu Herzen geht, gelingen, das Rüstzeug für ein Bollwerk deutscher Forschungsarbeit zu beschaffen! Hans Winterstein (Rostock)

Befruchtung, Tod und Fortpflanzung.

Befruchtung, Fortpflanzung und Tod, Werden und Vergehen der Lebewesen, erscheinen nicht nur dem naiven Menschen, sondern auch dem biologischen Forscher selbst als die rätselhaftesten und wunderbarsten Erscheinungen des Lebens. Diese Erscheinungen heben, abgesehen von den psychischen Vorgängen, die lebenden Systeme von den übrigen Naturkörpern in einer Weise ab, wie sonst keine andern. Bei allen andern Erscheinungen, die das Leben darbietet (selbst das Psychische nicht ausgenommen), ist das komplexe Geschehen der höheren Formen durch allerhand Zwischenstufen mit Einfacherem verbunden und das Einfachste ist nicht ohne Analogie zu anorganischem Geschehen. Wenn wir auch weit entfernt sind von einer Erklärung und einem Verständnis in den Einzelfällen, ja wohl nie zu einer vollen Erkenntnis gelangen werden, so ist man doch allgemein mit vollem Recht in biologischen Kreisen der Überzeugung, daß wenigstens prinzipiell, theoretisch diese Lebensvorgänge (es handelt sich dabei vorwiegend um den Stoff- und Kraftwechsel) einst physikalisch-chemisch verstanden werden können. Ganz anders bei den oben erwähnten Vorgängen. Sie scheinen zunächst durch eine weite Kluft von allem Anorganischen getrennt. Beruht doch auf ihnen jene rätselhafte, im Naturgeschehen einzig dastehende Erscheinung, daß Leben nur vom Leben derselben Art entsteht. Dadurch bilden Fortpflanzung, Befruchtung und Tod die Grundlage für jene nicht minder merkwürdigen Erscheinungen der Vererbung und Artbildung.

Nichtsdestoweniger hat die neuere Forschung, fußend auf dem Ausbau der Zellenlehre, der großen Errungenschaft der biologischen Forschung in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, auch auf diesem Gebiete, wenn zunächst auch langsam und tastend, kausales Verständnis mit Erfolg anzubahnen erstrebt. Von einer Zurückführung der Erscheinungen auf physikalisch-chemische Gesetzmäßigkeiten ist allerdings bei diesen Forschungen zunächst keine Rede, und wir müssen uns zufrieden geben, wenn es gelingt, biologische Gesetzmäßigkeiten festzusetzen und die Erscheinungen vorderhand mit biologischen Begriffen zu analysieren. Neben der vergleichenden Forschung, deren Bedeutung auch für kausale Analyse in der Biologie nicht unterschätzt werden darf, war es auch hier in erster Linie die Einführung des planmäßigen, unter leitenden Hypothesen angestellten Versuches, der diese Fortschritte ermöglichte.

All diese großen Probleme des Lebens, das der Befruchtung und Fortpflanzung, sowie das des physiologischen Todes und des Alterns der Lebenssubstanz sind Zellprobleme. Wenn wir von der sogenannten künstlichen Parthenogenese [1]) tierischer Eier absehen, sind diese Fragen bisher fast ausschließlich an Protisten, pflanzlichen und tierischen einzelligen Organismen, experimentell studiert worden. Das ist natürlich kein Zufall. Denn die einzelligen Organismen bieten in viel höherem Maße die Möglichkeit, die Probleme experimentell anzupacken. Hier lassen sich infolge der verschiedenen Fortpflanzungsmöglichkeiten die Befruchtungsvorgänge willkürlich

[1]) Die Fortpflanzung durch Eier, die sich entwickeln, ohne befruchtet zu sein.

Digitized by Google

in einem bestimmten Zeitpunkt der Entwicklung auslösen, andrerseits wieder nach Belieben unterdrücken und ausschalten. Dazu kommt noch, daß sich die Folgen einer normalen sowie einer experimentell beeinflußten oder unterdrückten Befruchtung an diesen Zellen selbst, die ja zugleich die Individuen sind, sowie an deren Nachkommen direkt prüfen lassen. In den folgenden Zeilen wird daher vorwiegend von Protisten die Rede sein. Nichtsdestoweniger sind die hier gewonnenen Erkenntnisse von allgemeiner biologischer Bedeutung. Denn, wenn sich auch nur bei den einfachsten Vertretern der Lebewesen eine Erklärung der Lebensvorgänge, die sich in prinzipiell gleicher Weise bei allen Tieren, Pflanzen und Protisten abspielen, erzielen ließe, so wären diese Fragen damit auch für alle Lebewesen im Prinzip erklärt. Falls diese großen Fragen des Lebens, einst das scheinbar unantastbare Gebiet vitalistischer Betrachtungsweise, überhaupt einer kausalen Forschung zugänglich sind, dann besteht eben am meisten Aussicht auf Erfolg da, wo die Einzelprozesse noch vielfach isoliert, am wenigsten mit andern Entwicklungsvorgängen verknüpft sind, also bei den Protisten.

Befruchtung und Entwicklungserregung. Jede tierische Zelle und somit auch die Geschlechts- oder Keimzellen (Gameten) besitzen einen Zellleib, einen Zellkern und ein besonderes Teilungsorganell im Protoplasma, das Centrosom. Bei der Zellteilung teilt sich zuerst das Centrosom und bildet einen Teilungsapparat (Spindel), während der Kern eine für jede Tier- und Pflanzenart ganz bestimmte Anzahl meist fädiger oder stäbchenförmiger Elemente liefert, die sich im Äquator der Spindel anordnen, die Chromosomen. Letztere werden halbiert und bei der nun einsetzenden Kern- und Zellteilung unter Leitung der Zentren, die die Teilungskomponenten der Zelle darstellen, genau und gleichmäßig auf die Tochterzellen verteilt. Das unbefruchtete tierische Ei (weiblicher Gamet) stellt zwar auch eine typische Zelle dar, aber mit in der Regel rückgebildetem Centrosom. Auch das reife Samenkörperchen, das Spermium (männlicher Gamet) ist eine vollständige Zelle. Nur ist hier das Protoplasma bis auf einen kleinen Rest rückgebildet und umgekehrt das Centrosom in der Regel in der Verbindung mit einer langen Geißel (oder Schwanzfaden) gut entwickelt. Der Kern ist zwar ganz klein und kompakt, enthält aber die wesentlichen Elemente, die Chromosomen, in gleicher Weise wie der Eikern. Im Gegensatz zu den vegetativen Zellen eines Tieres besitzen die reifen Geschlechtszellen oder Gameten nur die halbe oder haploide Chromosomenzahl. Es kommt das daher, daß die Reifung der Gameten unter sogenannten Reife- oder Reduktionsteilungen stattfindet, bei denen die Chromosomen nicht halbiert, sondern ganze Chromosomen verteilt werden, wodurch die diploiden (mit doppelter Chromosomenzahl ausgestatteten) Gametocyten zu haploiden Gameten werden. Diese bei den höheren Tieren und Pflanzen der eigentlichen Befruchtung vorausgehenden Reduktionsteilungen sind eine Folge der Befruchtung und bilden einen wesentlichen Teil derselben. Bei der Befruchtung dringt nun ein Spermium, meist unter Verlust des Schwanzes, in das Protoplasma ein, der Spermakern quillt zu derselben Größe wie der Eikern auf und rückt mit seinem Centrosom, von dem eine Strahlung ausgeht, auf den Eikern zu. Das Spermacentrosom teilt sich, und es entsteht eine Teilungsspindel, in deren Äquator die beiden meist nun verschmelzenden Kerne rücken und eine gemeinsame Äquatorialplatte bilden, deren Chromosomen zur Hälfte vom Eikern, zur Hälfte vom Spermakern stammen. Die Halbierung der Äquatorialplatte verteilt die väterlichen und mütterlichen Chromosomenhälften genau auf die Tochterzellen. Diese erste Zellteilung leitet die Furchung und somit eine neue Entwicklung ein.

Der Vorgang der Metazoenbefruchtung besteht also in der Verschmelzung zweier geschlechtlich differenzierter, reduzierter Zellen und vor allem deren Kerne. Die weibliche Zelle, das Ei, liefert gewissermaßen den Baustoff, das Protoplasma, die

Digitized by Google

männliche dagegen das Teilungsorganell, das Centrosom, während am Aufbau des neuen Furchungskernes beide in gleicher Weise beteiligt sind, so daß der letztere, wie alle weiteren Zellkerne des Tieres, wieder die doppelte diploide Chromosomenzahl besitzt. In dem Vorgang spielen sich also mindestens zwei besondere Prozesse ab: einmal die Kernverschmelzung (O. Hertwig 1876) und dann die Erregung des sonst teilungsunfähigen Eies durch Einführung eines neuen Teilungsorganelles, das des Spermas (Boveri 1887).

Dieser letzte Vorgang erklärt das, was man ursprünglich wohl allein unter dem Namen Befruchtung verstanden hat, jene rätselhafte Rolle, durch die der Samen die Entwicklung und Teilung des in der Regel sonst nicht entwicklungsfähigen Eies bewirkt. Das entwicklungsfähige Ei, dessen Teilungsorganell rückgebildet und funktionsunfähig geworden ist, erlangt durch Einführung des Sperma-Centrosoms die Teilungsfähigkeit und entwickelt sich.

Inzwischen hatten jedoch die schon vorher gemachten Entdeckungen, hauptsächlich über das Verhalten der beiden Kerne bei der Befruchtung, die Auffassung vom Wesen dieses Vorganges beträchtlich geändert. Hierzu kamen noch Entdeckungen über ganz andersartige Befruchtungsvorgänge bei Protisten, sowie die experimentellen Erfahrungen über die sogenannte künstliche Parthenogenese, das ist die Entwicklungserregung tierischer Eier ohne Befruchtung. Alle diese Erfahrungen zeigten übereinstimmend, daß das, was früher als das wesentlichste, hervorstechendste Moment bei der Befruchtung erschien, die *Bewirkung der Entwicklung*, also der Vorgang, der auch offenbar der Prägung des Begriffes „Befruchtung" zugrunde gelegen hat, überhaupt nichts mit der Befruchtung zu tun hat, sondern erst sekundär bei höhern Tieren mit ihr verknüpft ist. So verschmelzen bei der sogenannten *hologamen Befruchtung*, die sich bei einer Reihe von Protozoen und gewissen Algen findet, zwei Zellen als Gameten, die sich von den gewöhnlichen, nur durch Zweiteilung sich vermehrenden Individuen, in nichts unterscheiden; das Verschmelzungsprodukt, die Zygote, umgibt sich mit einer Cystenmembran und die Vermehrungsvorgänge werden bis zur Keimung der Cyste völlig eingestellt. Die Befruchtung schließt also bei diesen Formen mit einer Ruheperiode, dem Eintritt einer *Teilungsunfähigkeit*, ab, gerade das Gegenteil der Metazoenbefruchtung. Erst unter veränderten Außenbedingungen und meist nach Ablauf einer längeren Zeit setzt die Entwicklung und die Fortpflanzung wieder ein. Diese Fälle lehren die vollständige Unabhängigkeit der Befruchtung von der Fortpflanzung noch insofern auf besonders offensichtliche Weise, als die Zahl der Individuen in einer Kultur bei Eintritt der Befruchtung nicht nur nicht vermehrt, sondern vielmehr, da je zwei Tiere paarweise zu einem Individuum verschmelzen, vermindert, *auf die Hälfte herabgesetzt* wird. Das gilt aber für alle Fälle von Hologamie.

Gewissermaßen umgekehrte Verhältnisse liegen bei der *künstlichen Parthenogenese* vor. Ein tierisches Ei ist in der Regel nicht entwicklungsfähig, die Teilungsfähigkeit ist gehemmt, und wenn sie nicht durch Einführung eines Spermiums wieder angeregt wird, geht das Ei zugrunde. Nun gelingt es aber durch bestimmte physikalisch-chemische Einwirkungen die Eier vieler Tierklassen experimentell zu veranlassen, sich ohne Hinzutun von Sperma, also ohne Befruchtung normal zu teilen und zu entwickeln. Der deutsch-amerikanische Forscher J. Löeb, der sich um die Erforschung und Klärung der künstlichen Parthenogenese das Hauptverdienst erworben hat, glaubte ursprünglich, damit Methoden einer künstlichen physikalisch-chemischen Befruchtung gefunden zu haben und die Befruchtung somit physikalisch-chemisch erklären zu können. Das ist aber keineswegs der Fall. Es handelt sich vielmehr nur um eine Parthenogenese, das ist die Entwicklung eines unbefruchteten Eis. Der Umstand aber, daß die Teilung tierischer

Digitized by Google

Eier experimentell ohne Befruchtung ausgelöst werden kann, zeigt in gleicher Weise wie die hologame Befruchtung die völlige Unabhängigkeit der beiden Vorgänge. *Befruchtung und Fortpflanzung sind demnach vollkommen verschiedene Vorgänge, die nur bei den meisten Tieren und Pflanzen dauernd miteinander verbunden sind.*

Befruchtung und Amphimixis. Die Erkenntnis, daß die Entwicklungserregung nicht zum „Wesen der Befruchtung" gehöre, daß Fortpflanzung und Befruchtung verschiedene biologische Vorgänge sind, kam den Biologen nicht überraschend. War doch durch die älteren klassischen Entdeckungen schon lange gezeigt, daß die Befruchtung aller Organismen in der Verschmelzung zweier Zellen (de Bary, Pringsheim) und vor allem deren Kerne bestehe. Seit dieser Entdeckung O. Hertwigs betrachtete man die durch die Befruchtung zustande kommende Vermischung zweier vorher getrennter Individuen zu einem neuen Individuum als den wesentlichsten Zug der Befruchtung. In dieser Vermischung, der *Amphimixis* oder *Keimplasmamischung*, wie sie A. Weismann genannt hat, liege ihr eigentliches Wesen und ihre Bedeutung. Die Befruchtung war hierdurch vor allem mit der Vererbung und der Artbildung in Zusammenhang gebracht worden, und diese Auffassung der Befruchtung ist heute noch unter den Biologen die herrschende, so verschieden auch untereinander wieder die Bedeutung der Amphimixis für die Artbildung angenommen wird. — Wir brauchen hier auf die Amphimixistheorie und alles, was mit ihr in Zusammenhang steht, nicht näher einzugehen. Denn trotz der außerordentlichen Bedeutung, die der Amphimixis für die Biologie zukommt, kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Amphimixislehre nicht den geringsten Aufschluß über die Physiologie, also die Ursachen der Befruchtung, zu geben vermag. Die Amphimixis oder Keimplasmamischung ist nur die *Folge* der Befruchtung. Sie vermag somit kausal über die Befruchtung überhaupt nichts auszusagen. Dadurch wird natürlich in keiner Weise die große Bedeutung der Amphimixis für die Biologie herabgesetzt. Man muß sich nur gegenwärtig halten, daß die Amphimixis keine Befruchtungs-, sondern eine Vererbungs- und Artlehre ist, die eine Fremdbefruchtung zur Voraussetzung hat. Abgesehen von diesen logischen Überlegungen, ergeben aber auch cytologisch-entwicklungsgeschichtliche Befunde über Befruchtungsvorgänge bei Protozoen, Algen und Pilzen, daß Amphimixis und Befruchtung ganz verschiedenartige Prozesse sind; denn es findet sich bei diesen Gruppen nicht nur amphimiktische, sondern auch automiktische oder Selbstbefruchtung, bei der überhaupt keine Keimplasmamischung stattfindet. Ein solcher automiktischer Befruchtungsvorgang ist dadurch gekennzeichnet, daß sich die für die Befruchtung wesentlichen Prozesse, d. i. Verschmelzung zweier haploider Kerne mit folgender oder vorausgehender Reduktionsteilung innerhalb einer *ungeteilten* Zelle abspielen. Eine Amphimixis, eine Keimplasmamischung, ist also ausgeschlossen. Trotzdem handelt es sich fraglos bei diesen weitverbreiteten automiktischen Vorgängen um echte Befruchtung. *Die Amphimixis ist eben nur die Folge eines Teiles der Befruchtungsvorgänge, und die teilweise Wirkung eines physiologischen Vorganges, kann somit nicht als physiologische Erklärung dieses Vorganges angesprochen werden.*

Befruchtung und Verjüngung. Beim Suchen nach einem kausalen Verständnis der Befruchtungsvorgänge drängt sich vor allem die Frage auf, ob sie überhaupt eine physiologische Notwendigkeit darstellen. Bütschli hat in seiner klassischen Arbeit von 1876 zuerst diese Frage aufgeworfen, und in dieser Arbeit zugleich die ersten Experimente mitgeteilt und die Versuchsidee für alle weiteren experimentellen Arbeiten angegeben, die bis auf den heutigen Tag über diesen Gegenstand ausgeführt worden sind. Er verhinderte nämlich durch öftere Über-

Digitized by Google

führung in frische Kulturflüssigkeit das Eintreten der Befruchtung bei Infusorien und konstatierte dabei das Auftreten von sogenannten „physiologischen Degenerationen" (Maupas). Ein weit erheblicheres Interesse hatten jedoch diese Experimente erst durch die Verbindung mit der 1882 von Weismann aufgestellten Idee der potentiellen Unsterblichkeit der Protozoen gewonnen. Dieselbe sagt bekanntlich, daß die Protozoen insofern potentiell unsterblich seien, als sie bei ihrer Fortpflanzung ohne Leiche in zwei Tochterzellen sich teilen und somit dieselbe Lebenssubstanz, dieselben Körper theoretisch ins Unendliche weiter zu leben vermögen. Weismann folgerte daraus weiter, daß das Altern nicht unbedingt mit dem Lebensprozeß verbunden und der Tod erst bei den vielzelligen Tieren mit der Differenzierung in Körper- und Keimzellen, in Soma und Keimplasma aufgetreten sei. Damit sprach er zugleich der Befruchtung jede Bedeutung als verjüngenden Prozeß ab. Durch Dauerzuchten mit Ausschaltung von Befruchtung, wie dies Bütschli zuerst nur zur Prüfung der Verjüngungshypothese der Befruchtung ausgeführt hat, suchte man in der Folge nicht nur diese Befruchtungshypothese, sondern vor allem auch das Problem des physiologischen Todes bei den Protozoen experimentell zur Lösung zu bringen. Hier sei zunächst von einer Einbeziehung des Todproblems völlig abgesehen und der gegenwärtige Stand dieser Versuche nur im Hinblick auf die Befruchtungsfrage behandelt. Diese Frage wurde Jahrzehnte lang fast ausschließlich an Infusorien zu lösen versucht. Bütschli und Weismann hatten nun schon auf die besondere Organisation dieser Organismen und die sich bei ihnen findende Verbindung des Befruchtungsvorganges mit andern Entwicklungsprozessen hingewiesen und betont, daß im Falle des Nachweises von Alterserscheinungen bei solchen Zuchten dieses Resultat noch nicht für die übrigen Protistenbefruchtungen Gültigkeit haben könne. Trotzdem haben hervorragende Forscher gerade zunächst an diesen Organismen alle mit der Zeit erforderlichen Kontrollen und Verbesserungen der Versuchsbedingungen (gleichmäßige Temperatur, Entfernung der Abfallstoffe, Kontrolle jeder Generation in Individualzählkulturen) ausgearbeitet. So wertvoll und interessant die durch diese Versuche errungenen Ergebnisse, besonders auch für andere biologische Probleme sind, so können sie doch in der hier zur Diskussion stehenden Frage keine Entscheidung bringen. Dieselbe ist dagegen in allerjüngster Zeit durch Versuche an einem grünen koloniebildenden Flagellat[1]) (Eudorina elegans) wohl endgültig gefallen. Nachdem es bei dieser Form gelungen war, allen Ansprüchen an die Gleichmäßigkeit und Kontrolle der Kulturen zu genügen, konnte dieselbe in beinahe sechs Jahren über 1400 Individualgenerationen hindurch rein ungeschlechtlich ohne Depression oder sonstige Kern- oder Zellregulation gezüchtet werden (Hartmann 1917, 1921). Man darf wohl mit Sicherheit annehmen, daß sie in derselben Weise dauernd weiter gezüchtet werden kann.

Durch dieses Resultat ist aber wohl endgültig allen Verjüngungs- und Regulationshypothesen der Boden entzogen; denn wenn ein Organismus, bei dem in der Natur jährlich mindestens einmal Befruchtung vorkommt, dauernd asexuell gezüchtet werden kann, ohne daß Regulationen auftreten und nötig sind, dann ist eben die Befruchtung keine physiologische Notwendigkeit und ihre Bedeutung kann nicht in einer Verjüngung oder Regulation gesucht werden, sondern muß anderswo liegen.

Befruchtung und Sexualität. Die moderne Protistenforschung hat gezeigt, daß in allen Gruppen tierischer wie pflanzlicher Protisten, von denen man früher nur ungeschlechtliche Fortpflanzung kannte, geschlechtliche Prozesse, Befruchtungsvorgänge vorkommen. Das legt aber den Gedanken nahe, daß wir es

[1]) Geißeltierchen, Klasse der Protozoen oder Urtiere.

Digitized by Google

bei der Befruchtung, ebenso wie bei der Assimilation, wie bei der Fortpflanzung usw. mit einer elementaren, allgemeinen Lebenserscheinung zu tun haben. Der Wert einer solchen elementaren Lebenserscheinung kann ihr aber nun, nachdem gezeigt ist, daß dieser Lebensvorgang kein notwendiger ist, nur dann zukommen, wenn es sich wenigstens um eine allem Leben zukommende Möglichkeit bei gegebenen äußeren und inneren Bedingungen handelt. Die einzige Hypothese, die mit den jetzt vorliegenden Beobachtungen und Experimenten in Einklang steht, und zugleich der Befruchtung als elementarer Lebenserscheinung im Sinne einer allgemeinen Möglichkeit gerecht wird, ist die Sexualitätshypothese, deren geistiger Vater ebenfalls Bütschli (1889) ist. Das Schicksal dieser Hypothese war ein sehr merkwürdiges. Die Gedanken Bütschlis wurden damals so wenig beachtet, daß, als Schaudinn (1905) von ganz andern Voraussetzungen aus zu einer fast übereinstimmenden Bedeutung der Befruchtung gekommen war, die Bütschlische Auffassung vollkommen in Vergessenheit geraten war und man erst mehrere Jahre später darauf wieder aufmerksam wurde. Nach dieser Auffassung ist gewissermaßen jede Protisten- und Geschlechtszelle, ja jede Zelle überhaupt, hermaphrodit oder zweigeschlechtlich. Je nach dem Überwiegen des einen oder andern Faktors wird eine Zelle männlich oder weiblich in Bezug auf eine andere Zelle, bei der der entgegengesetzte Faktor überwiegt. Eine solche sexuelle Verschiebung der beiden Zellfaktoren kann ohne vorhergehende Alterserscheinung potentiell jederzeit eintreten, z. B., durch eine Kern- oder Zellteilung oder durch verschiedenartige äußere Einwirkungen auf zwei getrennte Kerne oder verschiedene Zellteile. Damit werden auch die Fälle von autogamer Befruchtung ohne weiteres erklärbar. Die weiblichen und männlichen Sexual-Zellen sind jedoch nicht rein, absolut männlich oder weiblich, sondern nur relativ, besitzen also doch noch ihren bisexuellen Charakter, nur in gestörtem Verhältnis. Die mannigfaltigen automiktischen Befruchtungsvorgänge, speziell bei Algen und Pilzen, sind nur mit einer solchen Auffassung vereinbar. Bütschli und Schaudinn haben in ihren Mitteilungen diesen relativen, auf quantitativen Unterschieden beruhenden Charakter der Geschlechtsdifferenzierung nicht genügend hervorgehoben. Die neueren Befunde über Selbstbefruchtung nötigen aber ohne weiteres zu einer solchen Formulierung der Hypothese.

Man kann die hier kurz entwickelte Sexualitätshypothese auch in der Sprache der modernen Vererbungslehre ausdrücken, indem man sagt: Jede Geschlechtszelle (wie Protistenzelle) hat sowohl die vollständig männlichen wie auch weiblichen Anlagekomplexe (bei diploiden Zellen sind sie natürlich doppelt vorhanden). Dadurch, daß die einen Anlagekomplexe gefördert, die andern gehemmt werden, kommt es zu einem Überwiegen der männlichen oder weiblichen Potenz der Zelle. Diese Verschiebung der Potenz bei gleichen Anlagen kann, wie für viele niedere Organismen (Urtiere, Algen und Pilze) wohl mit Recht angenommen werden muß, durch verschiedenartige äußere Einflüsse in verschiedenen Stadien zustandekommen. Sie kann aber auch durch besondere Anlagen, sogenannte Geschlechtsbestimmer, erblich verursacht werden, so daß die verschiedene Sexualität, entweder bei der Reduktionsteilung (haploide, getrennt-geschlechtliche Organismen, z. B. manche Pilze) oder aber bei der Befruchtung festgelegt wird (diploide getrennt-geschlechtliche Tiere und Pflanzen)[1]. Es ist von ganz besonderem Interesse, daß in neuerer Zeit durch die Versuche über Geschlechtsvererbung bei höheren Tieren und Pflanzen die führenden Forscher auf diesem Gebiete, wie Correns, Goldschmidt, Morgan zu genau denselben Schlußfolgerungen über die Sexualität und ihrer Vererbung gekommen sind, eine erfreuliche Übereinstimmung der theoretischen Anschauungen zweier verschiedener Forschungsrichtungen.

[1]) Näheres über diese erblich festgelegte Geschlechtsbestimmung in dem Artikel von Goldschmidt, Vererbungslehre.

Digitized by Google

Die Sexualhypothese vermag aber nicht nur die Befruchtungsbedürftigkeit (und Geschlechtsverteilung und Geschlechtsvererbung) verständlich zu machen, sondern sie ermöglicht es, auch eine ursächliche Erklärung des Zustandekommens der Befruchtung anzubahnen, da man annehmen kann, daß mit der Entstehung geschlechtlich differenzierter Zellen bezw. Kerne in diesen zugleich die Spannung erzeugt wird, welche extrem differenzierte Zellen zur Vereinigung und zum Ausgleich der Kerndifferenz und somit der Spannung bringt.

Grundbedingung für die Richtigkeit der Hypothese ist das allgemeine Vorkommen einer sexuellen Differenzierung der Gameten bezw. der Gametenkerne, die also mit zum Wesen der Befruchtung gehörte. Allerdings muß man die äußere geschlechtliche Verschiedenheit der Gameten als sekundär erworben betrachten; denn die extreme Eibefruchtung ist mit ihrer phylogenetischen Ausgangsform, der Isogamie, bei der die Gameten äußerlich völlig gleich erscheinen, durch alle möglichen Übergangsstufen verbunden, und letztere selbst ist bei Protisten bekanntlich weit verbreitet.

Neuere Untersuchungen haben jedoch für eine ganze Reihe von Fällen, deren Gameten früher als morphologisch gleich galten, eine sexuelle Verschiedenheit ergeben, so daß bei den Protozoen die Fälle von echter Isogamie bis auf einige wenige Beispiele zusammengeschmolzen sind. In andern Fällen konnten zwar keine morphologischen Verschiedenheiten an den Gameten, dagegen deutliche Verschiedenheiten in ihrem physiologischen Verhalten aufgezeigt werden, meist in der Weise, daß die eine Gametensorte die andere aktiv aufsucht oder hinüberwandert. In dieser Weise hat sich z. B. in der letzten Zeit bei dem Sonnentierchen Actinophrys, dem Paradeobjekt isogamer Befruchtung bei Urtieren, eine deutliche physiologische Geschlechtsdifferenzierung aufzeigen lassen. In anderen Fällen wiederum können wir nur darin Zeichen einer sexuellen Verschiedenheit erblicken, daß nur Gameten miteinander kopulieren, die von verschiedenen Elternzellen abstammen. In besonders sinnfälliger und schöner Weise lehren aber wichtige experimentelle Untersuchungen an Schimmelpilzen (Blakeslee, Burgeff) und Brandpilzen (Kniep) das Vorkommen von meist streng physiologischer Anisogamie bei vollständiger morphologischer Isogamie. Nach diesen Untersuchungen finden bei den Mucorineen unter den Schimmelpilzen (und dasselbe gilt für Brandpilze) Kopulationen nur statt, wenn auf einer Kultur Sporen von verschiedener sexueller Beschaffenheit ausgesät werden (sogen. + und — Sporen). An den Stellen, an denen die scheinbar gleichen + und — Pilzfäden beim Wachstum sich treffen, bilden sich Isogameten und nach deren Verschmelzung Cysten (Zygoten). Nach den neueren Arbeiten vollzieht sich die Geschlechtstrennung bei der ersten Sporenbildung durch die Reduktionsteilung, also gewissermaßen analog, wie die Geschlechtsverteilung und -bestimmung der höheren Organismen (siehe den Artikel Goldschmidt: Vererbungslehre). Die gesamten vorliegenden Erfahrungen machen es somit schon heute in hohem Maße wahrscheinlich, ja man kann fast sagen sicher, daß auch bei morphologischer Isogamie stets eine physiologische Geschlechts-Verschiedenheit der Gameten bezw. Gametenkerne vorhanden ist und die Geschlechtsdifferenzierung im Gegensatz zur langjährigen Auffassung einen der wesentlichsten Züge bei den Befruchtungsvorgängen ausmacht.

Auch für diese Hypothese ergeben sich nun noch weitere experimentelle Prüfungsmöglichkeiten. Eine derselben bestände darin, daß bei Formen mit ganz geringer morphologischer oder nur physiologischer Verschiedenheit experimentell untersucht würde, ob hier in der Tat die Geschlechtsverschiedenheit nur eine relative, quantitativ verschieden abgestufte sei, so daß z. B. die Gameten des Individuums A

Digitized by Google

mit denen des Individuums B sich wie männliche gebärden, während sie sich den Gameten des Individuums C gegenüber als weibliche Gameten verhalten. Während planmäßig unter diesen Gesichtspunkten angestellte Versuche an Algen kurz vor dem Kriege noch zu keinem eindeutigen Resultat geführt hatten, liegt ganz neuerdings in Versuchen an Pilzen ein beweisendes Experiment in dieser Richtung vor, ohne daß der Autor die theoretische Fragestellung gekannt und ohne daß er seine Ergebnisse nach dieser Hinsicht theoretisch voll ausgewertet hat. Burger hat nämlich bei einer von ihm auf die Sexualität hin untersuchten Mucorinee unter 36 verschiedenen Pilzmycelien mindestens 6 verschiedene sexuelle Typen nachweisen können. Darunter sind solche, die miteinander kopulieren, Zygoten bilden, also nach der gebräuchlichen Bezeichnung entgegengesetzten + und — Sexualcharakter haben, dagegen sich einem dritten Myzel gegenüber beide indifferent verhalten, während sie wiederum mit einem vierten beide Zygoten geben, also sexuell gleich sind. Besonders bemerkenswert sind auch die Resultate bei Kreuzungen dieser Mycelien mit solchen einer ganz streng getrennt geschlechtlichen, nur + und — Formen aufweisenden verwandten Art, durch die sich ebenfalls die relativen, quantitativ verschiedenen Sexualitätsstufen bei diesem Schimmelpilz ergaben.

Wie ersichtlich ist das experimentelle Beweismaterial für eine Hypothese von so weittragender Bedeutung vorderhand noch sehr gering. Vor allen Dingen wäre es erwünscht, daß dieser Grundversuch noch an Formen gelänge, die nur physiologische Anisogamie aufweisen, bei denen jedoch im Gegensatz zu diesen Pilzen das eine Geschlecht von dem andern äußerlich z. B. durch die Beweglichkeit unterscheidbar ist. Bei derartigen Formen müßte sich eine relative Sexualität, also Isogameten mit quantitativ verschiedener Potenz direkt durch Augenschein darlegen und damit der endgültige Beweis für die Richtigkeit der Sexualhypothese erbringen lassen.

Tod und Fortpflanzung. Wie schon oben erwähnt, ist die Verjüngungshypothese der Befruchtung seit den Tagen Weismanns mit dem Todproblem in Zusammenhang gebracht worden. Wenn wir uns an das halten, was Weismann, abgesehen von teleologischem Beiwerk bei seiner Unsterblichkeitslehre der Protisten zunächst sachlich im Auge hatte, daß nämlich „der Kreislauf ihres Lebens Teilung, Wachstum durch Assimilation und wiederum Teilung niemals endet", so ist ohne weiteres klar, daß durch die oben mitgeteilten Eudorinaversuche diese Lehre als rein sachlich erwiesen gelten kann. Aber diese Möglichkeit des Fehlens von Alterserscheinungen bei Generationen als Unsterblichkeit zu bezeichnen, scheint eine wissenschaftlich unzulässige, weil zweideutige Begriffsbildung. Ist diese Möglichkeit doch einfach der Ausdruck der Kontinuität des an individualisierte Systeme gebundenen Lebens und beweist nur, daß die Befruchtung für das Leben keine Notwendigkeit ist, ihre Bedeutung daher nicht in einer Verjüngung besteht. Einen Tod kann es nach dem Sinne, der diesem Begriff innewohnt, nur bei Individuen geben. Nur hier hat die Frage nach Tod oder Unsterblichkeit einen Sinn.

Daß die vielzelligen Tiere als Individuen altern und sterben, ist eine wohl unbestrittene Tatsache. Nur die Keimzellen leben weiter und erhalten die Kontinuität der Art. Der Körper oder das Soma geht früher oder später zugrunde, er stirbt, wird zur Leiche. Weismann hat das Auftreten einer Leiche, bei den höheren Tieren die auffallendste Erscheinung beim Tode, als das Merkmal eines natürlichen physiologischen Todes angesprochen, und das Vorkommen einer Leiche bei den Protozoen und so den physiologischen Tod hier in Abrede gestellt. Die neuere Protistenforschung hat jedoch auch hier in Zusammenhang mit Fortpflanzungsvorgängen Leichenteile, ja direkt Leichen, die den Formwert von Zellen besitzen, kennengelernt. Am auffälligsten ist das bei der Fortpflanzung von

Digitized by Google

großen vielkernigen Formen mit sogenannter Zerfallsteilung. So kann es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß die großen vielkernigen Radiolarien, die nur im vielkernigen Zustand wohl charakterisierte Individuen der Art darstellen, bei ihrer Fortpflanzung sterben. Denn die ganze wunderbare Organisation dieser Formen wird bei der Fortpflanzung zerstört, wobei große Körperteile mit einer größeren oder geringeren Anzahl von Kernen zur Leiche werden. Diese Radiolarien müssen zwangsläufig bei ihrer Fortpflanzung eines natürlichen Todes sterben, wenn auch bei dem Zerfall in die Tausende von einkernigen Fortpflanzungszellen selbstverständlich die Fortdauer ihres besonderen Aufbaus, wenn man so will „die potentielle Unsterblichkeit des Keimplasmas" gewahrt bleibt. Was hier für die Radiolarien näher ausgeführt wurde, gilt aber für alle Protisten mit multipler Fortpflanzung. Wechselnd ist bei ihnen nur der Umfang bezw. das Vorkommen oder Fehlen einer Leiche. Es finden sich alle Stufen, von dem Vorhandensein einer echten, direkt den Formwert von Zellen besitzenden Leiche, über kernlose sogenannte Restkörper hinweg bis zur einfachen Einschmelzung von Organellen. Gemeinsam ist ihnen allen aber der scharfe Abschluß einer individuellen Entwicklung, der mit der Fortpflanzung zusammenfällt und der darauf einsetzende Beginn einer neuen Entwicklung. Die typische Organisation der Individuen wird aufgegeben und eine neue typische Individualentwicklung begonnen. Das ist aber nichts anderes als ein Individualtod. Aber auch jedes Infusor endet bei der einfachen Zweiteilung, und wenn dabei oft auch keine Organellen zur Leiche werden (in vielen Fällen trifft das aber zu), so werden doch stets neue Organellen gebildet. Das Soma wird hier nicht zur Leiche, sondern von den Tochter-Individuen übernommen.

Eine größere Unsicherheit besteht natürlich bei den einfachsten, sich durch Zweiteilung vermehrenden Protisten ohne Organellen, wie Amöben und Bakterien. Hier erscheint es vielleicht in der Tat als Geschmackssache, ja als willkürliche Umprägung des Todbegriffes, den Vermehrungsvorgang durch Zweiteilung mit dem Tod zu identifizieren. Man könnte ja mit demselben Recht den hier vorliegenden Tatbestand etwa so ausdrücken, daß der Tod sich allmählich durch Summierung somatischer, zur Leiche werdender Zellelemente auf dem Punkt der Fortpflanzung im Laufe der Protozoenphylogenie entwickelt habe. Die gleiche Schwierigkeit liegt jedoch auch bei den sich vegetativ vermehrenden vielzelligen Tieren, wie Strudelwürmern und Hydroidpolypen, vor, für die neuerdings ebenfalls gezeigt werden konnte, daß sie aller Wahrscheinlichkeit nach unter Ausschaltung der geschlechtlichen Fortpflanzung ins Unendliche durch Zweiteilung sich vermehren können. Diesen Organismen wird aber kaum jemand Altern und Tod absprechen.

Fortpflanzung und Verjüngung. Aber abgesehen davon, wird durch die obige Formulierung das tiefe physiologische Problem, das hier vorliegt, zu leicht verwischt und übersehen. Denn nicht der formale Nachweis eines physiologischen Todes ist das Wesentliche, sondern die Frage nach einem individuellen Altern; das heißt: sind mit der Assimilation und dem Wachstum auch bei Protisten, die sich nur durch Zweiteilung vermehren, nicht umkehrbare Entwicklungsvorgänge, also ein Altern verbunden, und bedeutet die Fortpflanzung (Zellteilung) bereits eine Verjüngung dieser Systeme? Damit ist aber eine physiologische Fragestellung erreicht, die wiederum experimentell geprüft werden kann. Denn von einer Unsterblichkeit kann streng genommen nur dann die Rede sein, wenn an einem biologischen System Assimilation und Wachstum dauernd erhalten werden könnten, ohne Reduktion des Systems durch Teilung oder sonstige Regulierung. Man mußte also versuchen, bei einem Protozisten unter sonst optimalen Lebensbedingungen die Teilung zu unterdrücken, ohne Ausschaltung von Assimilation und

Digitized by Google

Wachstum. Derartige Versuche gelangen in der Tat an Hefenpilzen (Rubner) und grünen Geißeltierchen (Hartmann). Besonders bei letzteren konnten Individuen von vierfacher Größe gezüchtet werden, die wochenlang weiter lebten, während normale Individuen innerhalb 24 bis 46 Stunden zur Fortpflanzung gelangen. Schließlich aber führte das weitergehende Wachstum bei Unterdrückung der Teilfähigkeit, also der Lebensvorgang an sich, stets zum Untergang, zum Aussterben der ganzen Kulturen. Diese Versuche sprechen jedenfalls sehr eindringlich (wenn auch noch nicht mit absoluter Sicherheit) für ein mit dem Lebensprozeß verbundenes Altern der Zellindividuen, und erweisen die Fortpflanzung nicht nur als eine Vermehrung, sondern zugleich als eine Verjüngung der lebenden Substanz.

Über die inneren physiologischen Ursachen des Alterns und die Art seiner Wirkung auf die Protistenzellen ist zur Zeit noch wenig Sicheres bekannt. Gewisse experimentelle Erfahrungen deuten darauf hin, daß die Anhäufung von Exkretstoffen der Tiere selbst die Entwicklung der Zellindividuen in ungünstige Bahnen lenkt und zu einer gewissen Entartung der Kerne führt. Andrerseits hat man die Vorstellung entwickelt, und durch gewisse Beobachtungen und Experimente zu begründen versucht, daß die Teilung und die dadurch bewirkte Verkleinerung des Systems insofern mit einer Verjüngung verbunden sei, als die schädigenden Stoffe hernach wieder fortgeräumt werden könnten. Das raschere Wachstum des Protoplasmas gegenüber dem Kern bei frisch geteilten Infusorienzellen und die größere Widerstandsfähigkeit frisch geteilter Tiere gegenüber der Einwirkung von Giften hat man zugunsten dieser Ansicht ins Feld geführt. Wenn nun diese Gedankengänge einen richtigen Kern enthalten, dann müßte es aber möglich sein, durch eine ganz andersartige Regulation, nämlich durch künstliche Verkleinerung des biologischen Systems vor Eintritt der natürlichen Teilung, die verjüngende Wirkung zu erzielen und auf diese Weise eventuell für längere oder kürzere Zeit die Fortpflanzung ganz auszuschalten. Solche Versuche sind in der jüngsten Zeit an Strudelwürmern und Infusorien vom Verfasser durchgeführt worden und sie haben in der Tat ergeben, daß es möglich ist, lange Zeit hindurch ohne nachweisbare Schädigungen für die betr. Organismen die Fortpflanzung auszuschalten und die Tiere in dauerndem Wachstum zu erhalten. So konnten z. B. in einem Versuche bei einem Infusorium 34 Zellteilungen durch 25 Amputationen mit folgender Regeneration ersetzt werden. Die künstlich bewirkte Verkleinerung des Systems hatte also gleiche Wirkung wie die normale Zweiteilung, was wohl in hohem Maße für die Richtigkeit der obigen Ausführungen spricht.

Künftige Versuche müssen zeigen, was an Wahrheitsgehalt diesem Hypothesengebäude, das den sachlichen Inhalt einer Reihe älterer Hypothesen in sich vereinigt, innewohnt und wieviel von ihm in künftige Theorien übergehen wird. Denn mit Leben und Vergehen guter Hypothesen verhält es sich genau so wie mit Sein und Vergehen der Lebewesen, die auch nur in ihren Nachkommen dauernd weiterleben, und von denen der große Physiologe Johannes Müller einstmals sagte: „Die organischen Körper sind vergänglich; indem sich das Leben mit einem Schein von Unsterblichkeit von einem zum andern Individuum erhält, vergehen die Individuen selbst.“ Max Hartmann (Berlin-Dahlem).

Digitized by Google

Die physiologische Bedeutung des Eiweißes.

Der Stickstoff (weiterhin mit der chemischen Abkürzung N bezeichnet) der Atmosphäre kann an andere Elemente gebunden werden und weiter als Nahrungsmittel der Pflanze über den Aufbau zu Aminosäuren und ähnlichen Verbindungen die höchste Form seiner Erscheinung im Eiweiß gewinnen, als einer der unentbehrlichsten Grundstoffe des Zellbestandes.

In fast unübersehbaren Kombinationen fügen sich die verschiedenen Bausteine des Eiweißes zu Verbindungen besonderer Art, die Möglichkeiten der Eigenart durch den physikalischen Aufbau zu Kolloiden ändernd und umbildend oder durch die biologische Ordnung in verschiedenen Geweben der Ausprägung der Individualität den reichsten Spielraum lassend.

Im Eiweiß liegt jenes Zauberhafte, das wir Leben nennen, immer neu schaffend und aufbauend und zugleich wieder vergehend, das ewige „Alles fließt", das seit dem ersten Entstehen auf der Erde nie wieder unterbrochen worden ist. Rasch wird das nährende Eiweiß in den Lebensverband eingefügt. In wenigen Minuten vollzieht sich in der Kleinlebewelt das Erwachen toten Eiweißes zur Lebesubstanz mit allen ihren Eigenschaften chemischer und biologischer Natur, mit dem Einschlag des Vererbten.

Die Grundzüge der Umwandlung des Eiweißes aus einem chemischen Individuum zum Lebensverband sind wahrscheinlich in der ganzen Entwicklungsreihe der Tiere wohl dieselben, im einzelnen aber modifiziert mit der Stellung in der Entwicklungsreihe und der Differenzierung der Organe.

Das Schicksal des Eiweißes, wie es bei der Ernährung in unseren Körper kommt, näher zu verfolgen, ist eine wichtige Aufgabe für Theorie und Praxis.

Die Mittel zur Forschung waren von Anfang an, wenn wir uns an die Beobachtungen von Bischoff und Voit erinnern, sehr einfach; es war die Feststellung der Art der N-Bilanz bei Eiweißzufuhr, wobei sich entweder Gleichgewicht von Einfuhr und Ausfuhr oder ein Defizit gegenüber dem Einfuhr-Ansatz oder ein Überschuß der Ausfuhr über die Einfuhr erweisen ließ.

Eine Variable, die Vertiefung des Problems ermöglichend, war das Verhalten des Körpers des Ernährten. Der eiweißreich ernährte Körper und der eiweißarm gefütterte zeigten sich in der nachfolgenden Hungerzeit ganz verschieden, der erstere liefert nachträglich viel, der letztere wenig N-haltige Ausscheidungen, wodurch Voit zu dem Gedanken der Doppelnatur des im Körper zurückbleibenden Eiweißes als zirkulierendes und Organeiweiß geführt wurde. Weiterhin ließ sich in allen Gemischen von Eiweiß mit anderen Nährstoffen das Vorherrschen des ersteren in der Zerlegung erweisen. Die Art dieses Vorganges ist, wie man später erkannt hat, sicherlich nicht immer der endgültige Abbau des Eiweißes, sondern vielmehr eine Spaltung in einen N-haltigen Teil und dessen Abbau bis zu den üblichen Ausscheidungsprodukten und in einen N-freien Teil, der sowohl zum Glykogen wie zur Fettbildung führen kann.

Was späterhin die Erkenntnis erweitert hat, war die Heraushebung des Eiweißstoffwechsels aus seiner Isolierung für sich und die Einordnung des Eiweißumsatzes in den ganzen Energieverbrauch. Dadurch hat sich das Verhalten des Eiweißes wesentlich geklärt. Wir haben im Eiweiß einen Nährstoff kennengelernt, der nach isodynamen[1]) Werten das Kraftbedürfnis befriedigt, aber auch einen ganz besonderen Einfluß auf die Wärmebildung haben kann, wie kein anderer, durch die spezifisch-dynamische Wirkung, durch die wir es in der Hand haben, die Wärmeproduktion bei Körperruhe und Erhaltung der Eigentemperatur um 40% zu steigern. Es ist der einzige Nährstoff, mit dem wir beliebig heizen können.

[1]) Heißt: die gleiche Energiemengen enthaltend.

Digitized by Google

Die theoretischen Vorstellungen, welche man sich von diesem Vorgange zu machen hat, gehören nicht hierher.

In seiner Zellmasse verfügt jeder Mensch und jedes Tier über eine große N-Reserve, von der im Notfall gezehrt wird. Andere Formen der Aufspeicherung spielen als „totes" Eiweiß merkwürdigerweise nur eine untergeordnete Rolle.

Jedem verständlich ist die Notwendigkeit des Eiweißes für das Wachstum und den Aufbau im allgemeinen. Aber auch für den Beharrungszustand der entwickelten Zelle gibt es kein Leben ohne Eiweißbedarf.

Was ich bis jetzt kurz skizziert habe, ist aber nicht das, was die meisten die Eiweißfrage nennen. Unter letzterer verstehen heutzutage die meisten eine rein praktische Frage, nämlich die Feststellung der dem Menschen notwendigen und bekömmlichen Eiweißmenge. Dieses Problem beschäftigt die weitesten Kreise mehr, als die näheren Vorgänge bei der Ernährung mit Eiweiß.

Seit nahezu 40 Jahren ziehen sich die Diskussionen über das Eiweißbedürfnis hin. Während der Kriegszeit haben die Fragen der Eiweißversorgung eine ausführliche, praktische Erörterung erfahren. Bei dieser Gelegenheit war besonders auffallend, daß in einer Unzahl von Broschüren und Artikeln diese Probleme so behandelt wurden, daß man über die Ahnungslosigkeit der Autoren in Sachen der Ernährungsphysiologie nur befremdet sein konnte.

Gewiß, auf dem Gebiete der menschlichen Ernährung lag es nahe, daß das Praktische seine besonderen Wege ging, wie das zu allen Zeiten bis ins Altertum zurück gewesen ist. Die Anschauung, den Nahrungsmitteln besondere Nebenwirkungen zuzuschreiben, war allezeit üblich und ist auch heute nicht erloschen. Sie verdichtete sich zum Vegetarismus, zur Vollkornbrotbewegung, zur Rohkostnahrung, zur eiweißreichen Kost und zur möglichst N-armen Kost. Alle diese Bewegungen laufen neben der eigentlichen Ernährungsphysiologie ihre besonderen Bahnen, verlaufen sich und tauchen wieder auf. Wollen wir aber eine praktische Frage lösen, so muß der Weg dahin über die wissenschaftliche Erkenntnis gehen.

I. Abfallsquote und N-Minimum.

a) Die Abfallsquote.

Wenn man den Verlauf der Eiweißernährung verstehen will, muß man irgendeinen allgemeinen, bei jedem Organismus sicher aufzufindenden Ausgangspunkt wählen, wie man etwa nach einem Nullpunkt eines Pegels den Wasserstand bezeichnet. Man glaubte früher logisch am richtigsten vorzugehen, wenn man den Hungerzustand wählte; jahrzehntelang und bis vor kurzem haben manche Autoren an diesem Grenzpunkt festgehalten. Dieser ist aber keineswegs eine konstante, sondern sogar eine sehr variable Größe. Ich habe einen anderen Zustand gefunden, der gesetzmäßig bei jedem Tier, ob groß und klein, auffindbar ist, den ich die Abnützungs- oder Abfallsquote nannte.

Die allgemeine Ernährungslehre der Kalt- und Warmblüter bis zu den Bakterien besagt (s. Rubner, Kraft und Stoff im Haushalte der Natur, 1909), daß zum Leben Energiezufuhr und N-haltiges Material gehört. Von letzterem ist aber nur ein sehr kleiner Teil der Gesamtnahrung notwendig, um die unabweislichen Bedürfnisse zu bestreiten. Diese Eiweißmenge ist abhängig von der Lebensintensität überhaupt. Die Abnutzungsquote habe ich zuerst 1883 nach ihrer Größe bestimmt, sie bedeutet jenen Teil des Stoffwechsels, der keine isodyname Vertretung durch andere Nährstoffe erlaubt. Sie besteht in der Abschilferung der Haare, Epidermis, Epithel, Verlust von Darmsäften, in Untergang von Blut und der Abnützung aller Organe überhaupt; sie wurde geprüft beim Menschen, Hund, Vogel, beim Erwachsenen und Säugling und umfaßt rund 4—5% der Kalorien des Ruhestoffwechsels der Tiere (für 15°). 95– 96°/o der

Digitized by Google

Nahrung ist also für dynamische Zwecke vorhanden und kann beliebig anderweitig gedeckt werden. Somit unterscheiden wir zwischen stofflichen und dynamischen Anteilen des Nahrungsverbrauchs als wesentlich verschiedenen Dingen.

Die Abnützungsquote läßt sich, wie ich auch beobachtet habe, in wenigen Tagen mit N-freier Kost ohne besonderen großen N-Verlust vom Körper erreichen. Die Tatsache einer in jedem Zustande leicht zu erreichenden „Abnützungsquote" stand mit einer Voraussetzung der Ernährungsphysiologie der achtziger Jahre nicht in Einklang, nämlich mit der Behauptung, der Gehalt des Körpers an Organmasse sei in direkter Abhängigkeit von dem N-Umsatz.

Ich selbst habe 1897 zuerst darauf hingewiesen, daß man mit Kartoffeln in wenigen Tagen auf ein tiefes Minimum an Eiweißverbrauch herabkommen könne, wobei nicht nennenswert an Körperstickstoff verloren gehe. Und einige Jahre später zeigte ich beim Säugling, daß dieser bei Mutterbrusternährung so wenig Eiweiß verbraucht, als der von mir früher angegebenen Abnützungsquote entspricht. Man spricht heute sehr häufig nicht von der Abfallsquote, sondern vom N-Minimum, obschon diese beiden Begriffe nicht dieselben Dinge umfassen.

Unter der Herrschaft der Abfallsquote tritt eine enorme Verarmung des Körpers an N-Stoffwechselprodukten ein, und eine minimale N-Menge, hält dem enormen N-Bestand des Körpers gegenüber das Gleichgewicht. Es ist bewundernswert, daß trotzdem die Spuren von N-Nahrung Gelegenheit finden, überall zu richtiger Zeit die Ernährung zu unterhalten.

Wenn man die Abnützungsquote zu 0,044 g N pro 1 Kilo Körpergewicht und Tag beim Erwachsenen annimmt (für den Harn), so trifft auf die Minute gerade 0,0303 mg N als Ausscheidung, das ist im Verhältnis zu dem Eiweiß, aus welchem die Organe bestehen, für den Tag 0,23% und für die Minute 0,0016%, geradezu nur eine Spur von Eiweiß.

Daß so kleine Mengen Nahrung im Körper immer zu rechter Zeit vorhanden sind, kann man nur verstehen, wenn man sich klar macht, daß das Blut mit 27 Pulsschlägen einmal im Körper kreist, also in 23,2 Sekunden bei dem Erwachsenen. Die ganze Masse der Organe wird also in dieser Zeit einmal von rund 5,2 Liter Blut durchrieselt. In 1 Sekunde treffen $\frac{0{,}0303 \times 70}{60} = 0{,}0353$ mg Protein als Nährstoff und für 23,2 Sekunden 0,8119 mg Protein = in 5,2 Liter Blut. Im Durchschnitt braucht also in 1 Liter Blut von diesem Nährmaterial nicht mehr als $\frac{0{,}892}{5{,}2} = 0{,}156$ mg Protein vorhanden zu sein; wahrscheinlich ist aber stets ein Vorrat vorhanden, wie auch der Zucker im Blut in einem Vorratsverhältnis zum wirklichen Verbrauch steht.

Je kleiner ein Individuum wird, desto größer wird sein Bedarf an Eiweiß pro Kilo Lebendgewicht. So beträgt bei einer neugeborenen Maus im Verhältnis zum erwachsenen Menschen der Energieverbrauch annähernd das 20fache, also auch die absolute Höhe der Abnutzungsquote. Dem großen Bedarf an Nahrung entspricht dabei auch die Abnahme der Umlaufzeit des Blutes.

Merkwürdigerweise haben zahlreiche Autoren in praktischen Ernährungsversuchen — fast ausschließlich am Menschen — sich bemüht, die Eiweißnahrung immer mehr einzuschränken, um auf diesem Wege wie sie meinten, das richtige Maß der notwendigen Eiweißernährung zu finden. Die Versuche haben keine Anknüpfung bei den energetischen Fragen gesucht, während die Erkenntnis der Bedeutung der Abnützungsquote und die leicht zu findende Technik sie zu erreichen, bei dem ersten Versuch hätten zum Ziele führen müssen. Statt dieses Weges sehen wir die Experimente und Diskussionen über die Probleme sich erfolglos Jahrzehnte hinziehen; schließlich ist man in der neuesten Literatur unbewußt bei der Abnützungsquote angelangt.

Digitized by Google

Die niedrigsten N-Werte haben Folin, Landergren, Klemperer, Röhl, Siven und C. Thomas erhalten (s. Thomas, Arch. d. Phys. 1909, S. 244). Die Einzelbeobachtungen schwanken; als Gesamtmittel ergibt sich für Männer von rund 67 Kilo pro Kilo Körpergewicht berechnet 0,0446 g N im Harn, wozu man etwa noch 0,008 g für den Kot wird rechnen dürfen = 0,053 g im ganzen. Diese Menge entspricht 1,38 Kal., so daß bei einem Umsatz von 32 Kal. bei Hunger und Ruhe 4,3% des Umsatzes Eiweißkalorien ausmachen würden [1]). Dies entspricht also annähernd der Höhe der Eiweißkalorienmenge, die ich in allerdings kürzer dauernden Versuchen schon für die Abnützungsquote angegeben habe.

Die neuen Versuche mit reduzierter Eiweißkost sind zweifellos zu dem von mir zuerst ausgesprochenen Satze der Abnützungsquote gelangt. Die Hauptmasse des Energieumsatzes (95—96%) ist rein dynamischer Natur, das Wirkungsfeld isodynamer Vertretung der Nährstoffe, der Rest 4—5% ist nur durch Eiweiß zu decken.

Zu den Bedingungen, welche zur Erreichung des Minimums bezw. der Abnützungsquote führen, gehört, wie ich schon 1883 zeigte, die relativ reichliche Zufuhr von Kohlehydraten, besonders leicht löslicher. Man hat später vielfach behauptet, es lasse sich ein niederer Eiweißumsatz nur durch eine den Nahrungsbedarf überschreitende Kalorienzufuhr erreichen. Dies ist nach meinen Experimenten sicher nicht allgemein gültig. Es gibt Fälle, bei denen man auf die Abnützungsquote kommt, ohne daß eine Vollernährung vorhanden ist. Hauptbedingung bleibt eine Kohlehydratkost, besser Zucker als Stärke. Unter Umständen habe ich das Minimum erreicht bei einer Kost, die nur ein Drittel der nötigen Kalorien bot, einer Kost, die allerdings nur vorübergehend ertragen werden kann. Aber auch bei einer gerade ausreichenden Vollernährung erhält man bei manchen Personen unter Umständen kein Minimum, sondern erst bei einem Überschuß von Nahrung (abundanter Kost). Letzteres ist gerade bei sonst sehr gut genährten Personen der Fall.

Nach allen bisherigen Erfahrungen gelang es bei jedwedem Zustand des Körpers auf annähernd dieselbe prozentige Abfallsquote zu kommen.

Die Vorgänge, welche sich bei dem Übergang von eiweißreicher Ernährung zur Abfallsquote und wieder beim Eintritt einer vermehrten Eiweißzersetzung ergeben, bedürfen noch einer eingehenden Betrachtung, weil sie Erscheinungen sind, die nach bestimmten Regeln verlaufen, deren Kenntnis theoretisch wie praktisch von Bedeutung ist.

Wie man bei jedwedem Zustand der Zellabmagerung zu einem Tiefstand des Eiweißverbrauches, der Abfallsquote kommen kann, so kann man durch Erhöhung der Eiweißkonzentration der Nahrung eine beliebige Erhöhung der Eiweißzersetzung und ein N-Gleichgewicht erreichen.

In allen Fällen verbleibt bei der Steigerung des Eiweißes in der Zufuhr ein Teil desselben im Organismus; dieser findet dreierlei Verwendung:

1. zur Mehrung des Organeiweißes d. h. der wahren Zellbestandteile,
2. zur Ablagerung von Übergangseiweiß,
3. zur Bildung von etwas Vorratseiweiß.

Diese drei Vorgänge stehen unter sich in einem näheren Zusammenhang. Jede Änderung des Zellenzustandes ändert das Verhältnis, in dem das N verwertet wird. Ein bestimmter Prozentsatz der Eiweißzufuhr wird außerdem dynamisch verbraucht.

Im äußersten Grenzfall, bei maximalem Eiweißbestand findet überhaupt kein Ansatz von Organeiweiß statt, bei tiefstem Eiweißbestand des Körpers, ein sehr

[1]) Der Vergleich entspricht nicht genau den Angaben bei Tieren, da ich diese bei Ruhe und 15° C im Hunger zum Vergleich genommen habe. Nimmt man den Ruhestoffwechsel des Menschen zu 24 Kalorien pro Kilo, so berechnen sich rund 5,6 Prozent Eiweißkalorien.

Digitized by Google

großer unter weitgehender Einschränkung der Eiweißzersetzung (Rubner, Das Problem der Lebensdauer, 1908, S. 66). Die Bildung von Vorratseiweiß entspricht namentlich diesen Ernährungsvorgängen bei den höchsten Prozentsätzen an Eiweiß in der Nahrung.

Der interessanteste Vorgang ist die Ablagerung von Übergangseiweiß. Ein bestimmter N-Anteil bleibt im Körper zurück; und um so mehr, je höher der neue Gleichgewichtszustand über dem Minimum liegt, und dieses Eiweiß muß abgegeben werden, ehe man wieder das frühere Minimum erreicht. Dieses Eiweiß steht also mit einem höheren Prozentgehalt der Nahrung an Eiweiß in direktem Zusammenhang (Zeitschr. f. Phys. 1911, S. 61). Nur ist seine Menge nicht so bedeutend, daß dadurch die Funktionsfähigkeit z. B. der Muskelmasse irgendwie nachteilig beeinflußt werden könnte.

Schematisch betrachtet kommt andrerseits eine höhere Eiweißzersetzung und Eiweißvollernährung nur zustande, nachdem eine bestimmte Menge von N im Körper zurückgehalten worden und eine bestimmte Zustandsänderung eingetreten ist. Welche ist diese? Ich möchte zunächst daran erinnern, daß Külz zuerst bei Eiweißfütterung an Tieren eine gewaltige Vergrößerung der Leber, und unter gleichzeitiger Abnahme des Glykogen, eine Einlagerung von Eiweiß in die Leber gesehen hat. Die Versuche sind später auch von anderer Seite nachgeprüft worden. Mit der Zunahme des Eiweißumsatzes ändert sich übrigens auch die Gallebildung. Viel Gallebildung bedeutet aber viel Blutzersetzung und diese wieder reichliche Neubildung von Blut. Man mag vielleicht an dieser Zusammenstellung noch manches hypothetisch finden, immerhin scheint mir ein solcher Zusammenhang mit der Bildung von Übergangseiweiß möglich.

Daraus ergeben sich für das Leben im N-Minimum und Eiweißminimum eine Reihe höchst bemerkenswerter Unterschiede, auf die man in Zukunft wird besser achten können. Sie bestehen in dem Fehlen oder der starken spezifisch-dynamischen Ausprägung, der arbeitslos erhöhten oder verminderten Wärmeproduktion, der Änderung der Organzusammensetzung und der funktionellen Leistung.

Ich habe den Irrtum der früheren Jahrzehnte über die Beziehungen von Bestand an Körper-N und N-Umsatz schon erwähnt. Jede Verringerung der Eiweißzufuhr sollte eine erhebliche Änderung der N-Masse der Muskeln und anderer Organe herbeiführen. Das ist in dieser Form ausgesprochen unrichtig. Die Versuche von Thomas haben für eine Reihe von Fällen (s. o.) gezeigt, daß die Verluste gar nicht so erheblich sind, daß man sich vielmehr bald auf das Minimum einstellt. Alles aber, was man früher über die Bedenklichkeit des N-Verlustes vom Körper gelehrt hat, trifft in vollem Maße zu, wenn man nicht mehr so viel N zuführt, um das Minimum zu befriedigen. Mangelt es in dieser Hinsicht an N, dann sind allerdings die Verluste schließlich zerstörende; sie haben aber das Merkwürdige, daß sie sich außerordentlich lange hinziehen können. Diese Seite des Problems ist bisher gar nicht beachtet und die Konsequenzen eines etwaigen N-Verlustes dieser Art, der während der Blockade eine so große Rolle spielte, nicht gewürdigt worden.

Die Sachlage läßt sich an ein paar Beispielen leicht dartun. Ich habe oben auseinandergesetzt, daß im Begriff des N-Minimums die Erhaltung des ganzen N-Bestandes durch eine sehr kleine N-Menge der Nahrung liegt.

Da man unter Umständen mit 4 g N den ganzen N-Bestand des Körpers intakt halten kann, also beim Erwachsenen $(70 \times 30) = 2100$ g N des Körpers, so „erhält" ein Umsatz von 1 g N 520 g Körper-N. Enthält die Nahrung um so viel zu wenig N, daß täglich 1 g N fehlt, d. h. nur 3 g pro Tag, so muß das Gesamtgewicht des Körpers um ein Viertel zurückgehen. Dies geschieht aber erst in langer Zeit, denn 1 g N wird nur am ersten Tag verloren, dann immer weniger,

Digitized by Google

bis endlich mit 3 g N das Gleichgewicht entsteht, also der tägliche Verlust = 0 wird. Der mittlere Verlust ist 0,5 pro Tag, woraus folgt, daß der Verlust sich über $\frac{520}{0,5} = 1040$ Tage hinzieht, also fast über drei Jahre. Es ist begreiflich, daß man im Tier- und Menschenexperiment solche Verhältnisse bisher übersehen hat, weil eine Versuchsdauer von 3 Jahren für ein Experiment denn doch nicht aufgewendet zu werden pflegt. Nur Ragnar Berg spricht einmal davon, daß im Körper nach Eiweißfütterung „Schlacken" stecken, die erst nach einem Jahre und länger entfernt werden. Was R. Berg Schlacken nennt, ist wohl nichts anderes als ein langsamer Verlust von Organeiweiß infolge ungenügender Eiweißzufuhr. Voraussetzung eines so langwierigen Verlaufes ist ausreichende Nahrung in energetischer Hinsicht, also zureichende Fett- und Kohlehydratzufuhr. Diese Betrachtungen über den Verlust von Organeiweiß haben etwas ungemein Belehrendes gerade für die Blockadezeit gehabt, die uns die länger dauernden Wirkungen der Eiweißentziehung vor Augen geführt hat.

b) Das N-Minimum.

Man kann zwar mit Bestimmtheit annehmen, daß es möglich sein muß, bei allen Körperzuständen durch geeignete Gabe von Kohlehydraten und Fett die Abnützungsquote zu erreichen, aber es ist immerhin notwendig, verschiedene körperliche Zustände direkt experimentell zu untersuchen.

Jedenfalls ist die Abnützungsquote die wichtigste Basis für die Frage des Eiweißverbrauches. Die Ernährung ist dazu bestimmt, die Abnützungsquote in der Bilanz zu decken und wenn das gelingt, so haben wir das N-Minimum erreicht.

Gehen wir aber von der Abnützungsquote aus, so haben wir einheitliche Verhältnisse. Es hat sich herausgestellt, daß mit manchen Eiweißstoffen das N-Minimum auf der Höhe der Abnützungsquote erreicht werden kann; aber nicht bei allen Eiweißstoffen verhält es sich so. Diese Verschiedenheit ist der Ausdruck ihrer biologischen Wertigkeit, auf die ich zuerst aufmerksam gemacht habe. Sie ist näher von C. Thomas untersucht, von Mendel und Osborne auf die Wachstumsverhältnisse angewandt worden. Damit haben wir ein neues Feld der Forschung aufgeschlossen. Die ältere Physiologie sprach nur von „Eiweiß" als einheitlichem Begriff, heute aber differenzieren wir nach Eiweißstoffen verschiedener Herkunft. Jedenfalls spielt die Konstitution dabei die ausschlaggebende Rolle. Die Fragen sind noch in Fluß. Aber das eine steht sicher, daß das Muskelfleisch und ähnliches vollwertige Eiweißstoffe enthält, wie auch die Milch. Unter den pflanzlichen Eiweißstoffen finden sich dagegen vielerlei Unterschiede. So ist das „Kartoffeleiweiß" wertvoller als das Broteiweiß.

Wenn man bedenkt, daß die Eiweißstoffe aus vielen, z. T. noch unbekannten Aminosäuren in mannigfacher Kombination aufgebaut werden, und wahrscheinlich für das Leben eine scharf begrenzte Konstitution des Eiweißes notwendig ist, so begreift man, daß das Fehlen vielleicht eines Bausteines die Bildung von Organeiweiß hindern kann.

Nach einigen Erfahrungen von Löwi, Abderhalden scheint es aber gleichgültig, ob ein wertvoller Eiweißstoff als solcher oder ob derselbe in hydrolysierter Form einverleibt wird.

Im Pflanzen- und Tierreich kommen neben den Eiweißstoffen noch andere N-haltige Körper verschiedener Art vor, die man häufig mit dem Namen Extraktivstoffe bezeichnet. Ihre Rolle im Eiweißersatz ist im einzelnen noch nicht genau aufgeklärt. Insoweit es sich um die Extraktivstoffe tierischer Organe und Sekrete handelt, wird man ihnen im allgemeinen den Charakter von Abfallstoffen zusprechen müssen, ohne damit sagen zu wollen, daß jedwede Gruppe dieser

Digitized by Google

Stoffe diesen Charakter trägt. Anders hat man wohl viele der N-haltigen nicht eiweißartigen Produkte, in den Pflanzen, besonders in Wurzelgewächsen, Blattgemüsen und Kartoffeln, zu beurteilen.

Bei diesen wird es darauf ankommen, ob sie Eiweißbausteine in solcher Mischung enthalten, daß ein Aufbau zu Organeiweiß möglich ist. Die Frage hat noch keine definitive Lösung gefunden und kann auch nicht für jede Pflanze gesondert geprüft werden, weil man mit der Möglichkeit rechnen muß, daß vielleicht durch Kombinationen zweier oder mehrerer Pflanzen gerade diejenige Mischung der Bausteine erreicht wird, die zur Eißweißsynthese notwendig ist.

Das N-Minimum ist ein Ausnahmezustand, der für die Erhaltung der Spezies insofern bedeutungsvoll ist, als es lange Zeit dem Körper einen ziemlichen Schutz bietet und infolge der Langsamkeit des körperlichen Zusammenbruchs unter natürlichen Verhältnissen bei den Tieren und wohl auch bei den Menschen durch Perioden besserer Ernährung wieder gutgemacht werden kann.

Gehen wir einen Schritt weiter und denken wir uns die praktische Lösung der Deckung des Minimums durch die Zufuhr unserer gewohnten Nahrungsmittel, so treten funktionelle Neubelastungen des Körpers durch den Verdauungsakt ein. In dieser Hinsicht ist besonderer Nachdruck auf die Anregung des Darmes zu größerer Sekretion zu legen, was ich für manche pflanzlichen Nahrungsmittel erwiesen habe.

Wir sehen jetzt mit jedem Schritte klarer, daß das N-Minimum der äußerste Grenzwert ist, der für einen beliebigen Körperzustand gilt. Vom N-Standpunkt betrachtet, bedeutet seine weitere Einschränkung den Verlust an Zellsubstanz, der gegebenenfalls auch die motorischen Funktionen zu schädigen in der Lage ist. Der Grenzwert wechselt seiner Größe nach mit der Konstitution des eiweißartigen Materials. Die Gesetze des Stoffwechsels legen weder den Zwang noch die Berechtigung auf, diese unsichere Grenzlinie, welche von so mannigfachen Begleitumständen abhängig ist, als Maß normaler Ernährung zu wählen.

Ernährung auf dem Minimum bedeutet selbstredend eine Begrenzung in der Wahl der Nahrungsmittel, die alle zusammen ja nur einen Gehalt von 4—5% Eiweißkalorien besitzen dürfen. Die Ernährungsmöglichkeit ist beim Menschen, bei den Warm- und Kaltblütern so ziemlich durch die gleiche Höhe der Abnützungsquote und des N-Minimums begrenzt. Aber ihre Größe ist nicht unveränderlich, weil gewisse funktionelle Vorgänge in den Organen sich ändern können, wobei erhöhte Ansprüche an die Eiweißzufuhr gestellt werden. In welcher Weise der Eiweißbedarf des Minimums auf die verschiedenen Organe verteilt ist, wissen wir nicht, doch habe ich wahrscheinlich gemacht, daß die Blutbildung einen erheblichen Teil in Anspruch nimmt. Daraus folgt, daß die Abnützungsquote und das N-Minimum der einzelnen Organe von dem Gesamtdurchschnitt (4—5% Eiweißkalorien) abrückt. Das eine und andere Organ muß bescheidener im N-Verbrauch sein als das Blut, d. h. es muß beständiger sein, sich weniger abnützen. Da die einzelnen Organe so wenig N verlieren, so besteht ihr eigentlicher Verbrauch in N-freiem Material. Für den, der eine Drüse betrachtet, ist die Sekretion die Hauptsache, er bedenkt nicht, daß auch hier der sonstige Verbrauch an Energie am bedeutungsvollsten ist. Trotz Differenzierung der Zellen spielt in ihnen allen die Erhaltung der Oxydation und des Umsatzvermögens gegenüber der Nahrung die Hauptrolle.

II.

Der Körperzustand.

Die gesamten äußeren Erscheinungen einer Individualität können unter verschiedenen Umständen recht verschieden sein. Zwar hält sich die Körpermasse beim Erwachsenen jahrzehntelang konstant, aber Krankheiten und

Digitized by Google

andere Umstände, auch das Alter verändern uns sehr erheblich. Die einzelnen Individuen haben gewisse habituelle Eigentümlichkeiten, die zwischen Fettsucht auf der einen Seite, und äußerster Magerkeit auf der andern schwanken können. Es gibt auch nationale Typen und charakteristische Merkmale des Körperzustandes. Man hat bisher auf diese Eigentümlichkeiten im Zusammenhang mit den Stoffwechselfragen und mit den gesamten funktionellen Leistungen nur wenig geachtet, obschon sie tiefeinschneidender Natur sind. Ich kann an ihnen hier nicht vorübergehen und will das wenige, was sich darüber sagen läßt, ganz kurz zusammenfassen, wenn ich mir auch bewußt bin, daß es nur grobe Umrisse sind.

Rein materiell gesagt besteht die Verschiedenheit des Körperzustandes darin, daß die Relation zwischen dem Bestand an Zellmasse und Vorratsstoffen, wie Fett und Glykogen, eine verschiedene sein kann und daß die Organmasse aus Zellen mit reichlichem Eiweißgehalt und solchen mit wenig Eiweiß bestehen kann. Äußerlich prägt sich die Relation von Zellmasse und Vorratsstoffen als Magerkeit und Fettreichtum aus. Dagegen ist die Beurteilung des Zellzustandes selbst nicht ohne weiteres möglich.

Der Körperzustand ist das Resultat zwischen Nahrungs-Angebot und -Bedarf. Die Beziehungen zwischen beiden beruhen teils auf sozialen Verhältnissen, teils auf angeborenen oder anerzogenen Eigentümlichkeiten der Nahrungswahl. Die wesentlichsten Momente, welche zur Ausbildung besonderer Formen des Körperzustandes führen, sollen im einzelnen behandelt werden.

Es wäre unverständlich, wenn man sich auf die Beziehungen zwischen Körperzustand und Stoffwechsel allein beschränken wollte. Entscheidend ist die Frage, welche funktionellen Leistungen dem einen oder anderen Körperzustand zugehören, ja den Ärzten wird gerade diese Seite der Zustandsprobleme die allerwichtigste sein müssen.

a) Körperzustand und Stoffwechsel.

Im Zusammenhang mit der Eiweißfrage läßt sich folgendes hier anführen. Im Hunger ist der Fettgehalt entscheidend für den Eiweißverbrauch. Bei meinen fettesten Versuchstieren machten im Hunger die Eiweißkalorien nur mehr 6% der Gesamtkalorien aus, während man sonst meist 10—12% Eiweißkalorien beobachtet. Es kann sehr viel Fett vom Körper eingebüßt werden, ehe die Eiweißzersetzung im Hunger größer wird. Der Fettgehalt geht bei hungernden Tieren schließlich bis auf Spuren herunter. Sinkt der Fettgehalt unter 6% des Lebendgewichtes, so nimmt nach meinen Versuchen die Eiweißzersetzung zu, erst allmählich, dann rasch, bis bei einigen Zehntel Prozenten Fett sozusagen nur mehr Eiweiß verbraucht wird.

Je niedriger im Hunger der Eiweißverbrauch ist, um so leichter läßt sich bei Kohlehydratzufuhr die Abnützungsquote erreichen. Wahrscheinlich erklären sich hieraus manche Widersprüche, da von einigen behauptet wird, man müßte mehr Kohlehydrate geben als zur Erhaltungsdiät notwendig ist, während andere auch mit geringeren Kohlehydratmengen Erfolg hatten.

Neben der Fettabmagerung kommt beim Hunger die Eiweißabmagerung in Betracht, die bis unter 50% des früheren Bestandes ausmachen kann. Da die Fettbildung nicht vom Eiweißbestand des Körpers abhängig ist, so kann neben jedem Eiweißgehalt theoretisch jeder beliebige Fettgehalt vorhanden sein. Experimentell sind auch solche Verschiebungen leicht herbeizuführen. Also gibt es, in den Extremen des Eiweißbestandes betrachtet, sowohl Magerkeit bei Fettarmut und optimalen Eiweißbestand des Körpers und Magerkeit bei Fettarmut und minimalstem Eiweißbestand.

Wird der Eiweißgehalt der Tiere stark erniedrigt, während der Fettgehalt

Digitized by Google

sich unvermindert hält, so nimmt relativ das Eiweißbedürfnis erheblich ab, wie ich beim Hunde nachgewiesen habe (Problem d. Lebensdauer, 1908).

Aus dieser Darlegung ersieht man, wie der Körperzustand die Möglichkeit der Erzielung der Abnützungsquote bald erleichtert, bald erschwert.

b) Schwankungen in der Deckung des Kalorienbedarfs.

Trotz der zumeist jahrelangen Gleichmäßigkeit des Körpergewichtes der Erwachsenen darf man nicht glauben, daß deshalb auch der Ernährungszustand Tag für Tag genau der gleiche sei. Unsere funktionellen Leistungen, die sich im Kalorienbedarf ausdrücken, zeigen ein Auf und Ab und die Nahrung ist schon um deswillen nicht immer den Bedürfnissen angepaßt, weil wir ja erst nachträglich und durch vorhergegangene Leistungen, also post festum zur Nahrungsaufnahme veranlaßt werden. Die Inkongruenzen in kalorischer Hinsicht üben einen wichtigen Einfluß auf Eiweißumsatz und -bedarf aus.

Um dies zu verstehen, wollen wir uns erinnern, daß ein Defizit an N bei kalorisch zureichender Kost, erst bei langer Dauer einen merklichen Verlust an Organmasse herbeiführt. Demgegenüber liegt der Eiweißverbrauch bei vollständigem Hunger ganz anders. Er übersteigt stets das N-Minimum und zwar um so mehr, je weniger Fett der Körper enthält.

Fällt im Laufe des Tages ein Teil der Kalorienzufuhr aus, so reicht die Nahrung zwar für eine bestimmte Anzahl von Stunden zur Vollernährung aus, dann aber folgen sozusagen Stunden einer Hungerperiode und während dieser wird die N-Ausscheidung über dem Minimum liegen. Ein anderer Fall betrifft einen Körperzustand mit hohem Eiweiß- und Fettgehalt. Dann bleibt der Eiweißverlust nur solange auf die Abnützungsquote eingeschränkt, als ein Überschuß von Nahrung über den durchschnittlichen Bedarf hinaus zugeführt wird. Verringerung des Überschusses führt zu N-Verlust. Jede Einschaltung eines solchen Hungerzustandes führt neben der Vermehrung der N-Ausscheidung einen Fettverlust des Körpers herbei.

Aus dem Gesagten erhellt die besonders wichtige Bedeutung, welche bei niederer Eiweißzufuhr die genügende Versorgung mit Kalorien hat.

Anders liegen die Verhältnisse, wenn statt des Minimums ein Ernährungsverhältnis gewählt war, in welchem der Eiweißgehalt höher steht, als er dem Hungerzustand entspricht; dann entfällt die ganze Einwirkung insuffizienter Kost auf die meist reichlichen Vorratsorgane der Fettgewebe. Die Eiweißkonzentration der Kost wird nur richtig und zweckmäßig sein, wenn sie dem durch den Körperzustand bedingten Hungerstoffwechsel angepaßt ist. In den beiden gewählten Beispielen haben wir auch den Weg zur natürlichen Umgestaltung des Körperbestandes, einmal in der Richtung einer Enteiweißung der Zellen — neben einem mäßigen Fettschwund, — andererseits zur Herausbildung einer mageren Persönlichkeit.

Diese Rückwirkungen lassen sich nur dann völlig verstehen, wenn man die Gesetze kennt, nach denen der Aufbau verlorener Körpermasse vor sich geht. Die einfachste Vorstellung wäre die eines umkehrbaren Vorganges. Was an einem Tag etwa an N eingebüßt wird, wird am folgenden wieder ersetzt. Tatsächlich liegen aber die Verhältnisse, die für die Rekonvaleszenz ihre Bedeutung haben, nicht so einfach. Einmal bringt die gleiche Menge Eiweiß nicht bei jedem Körperzustand den gleichen Nutzeffekt des Aufbaues und zweitens kann man nicht jeden Überschuß an Eiweißnahrung über den Bedarf voll zur Ablagerung bringen. Ich will dies nach meinen Erfahrungen näher erläutern.

Ich darf als aus den Versuchen von Voit bekannt voraussetzen, daß man mit ausschließlicher Eiweißfütterung keinen nennenswerten Aufbau erzielt. Reine

Digitized by Google

Eiweißkost dient zum größten Teil dynamischen Zwecken, die Verbrennung steigt infolge der spezifisch dynamischen Wirkung des Eiweißes an. Günstiger wirkt die Mischung von Eiweiß und N-freien Stoffen und dabei besonders günstig die Zugabe von Kohlehydraten. Den Beginn der Eiweißablagerung bringt im Durchschnitt ein Gemisch bis 60% Eiweißkalorien.

Systematische Versuche dieser Art finden sich in meinem Buch („Problem der Lebensdauer 1908, Bd. 43) am Hunde bei Fleisch-Fett-Ernährung, angeführt, bei denen sich gezeigt hat, daß dieselbe Nahrung keineswegs immer den gleichen Nutzeffekt des Ansatzes gibt. Ich habe vor kurzem Gelegenheit gehabt, Versuche, die H. v. Hößlin an Gefangenen über die Auffütterung gemacht hat (Arch. f. Hyg. 1919), eingehender zu bearbeiten, wobei sich auch für den Menschen sehr wichtige gesetzmäßige Beziehungen der Nahrung zum Aufbau haben ableiten lassen.

Diese gesetzmäßigen Beziehungen sind keineswegs einfach, sonst wären sie natürlich schon längst aufgefunden worden; die Möglichkeit der Aufklärung hängt von der richtigen Basis der Betrachtung ab und diese Basis stellt auch hier das N-Minimum oder die Abnutzungsquote dar. Es zeigt sich, daß die Zurückhaltung von N im Körper bei Herabgekommenen sehr groß ist. Dies fällt besonders auf, wenn man viel Eiweiß gibt. Noch bemerkenswerter wie die Größe ist die lange Dauer dieses N-Ansatzes. Die Menge des Ansatzes ist direkt proportional dem prozentigen Eiweißüberschuß der Nahrung über das N-Minimum.

Niemals aber findet nur N-Ansatz statt, auch unter diesen Umständen nicht, sondern stets eine Steigerung des Eiweißumsatzes und zwar so, daß bei großen oder kleinen Eiweißmengen stets ein bestimmter Prozentsatz angesetzt und ein bestimmter umgesetzt wird. Der stark Herabgekommene verhält sich fast wie der Säugling, der viel N ansetzt und wenig umsetzt.

Man ersieht aus dem Gesagten, daß das Herunterkommen des Körpers durch Hunger oder partielle Entkräftung rascher erfolgt, als sein Wiederaufbau.

Erholen sich die Zellen und werden eiweißreicher, so ändert sich das Verhältnis zwischen dem Eiweiß, das zur Organverbesserung dient und dem, das dynamisch verbraucht wird. Die natürliche Überlegung sagt uns, daß es eine obere Grenze des Eiweißgehaltes der Zellen geben muß, bei der jede Steigerung des Eiweißgehaltes der Nahrung lediglich eine Steigerung des Verbrauchs zur Folge hat.

Ohne weitere Rechnung ist also verständlich, daß man dem Körper das verlorene Organeiweiß niemals dadurch ersetzen kann, daß man ihm einfach den verlorenen Teil als Überschuß über das Minimum reicht.

Der Weg nach abwärts, d. h. zu Verlust von Eiweiß ist leider ein recht rascher, der Aufbau aber langsam.

Im praktischen Leben kommt es nicht nur darauf an, daß eine Ernährungsform überhaupt die Möglichkeit eines Neuaufbaues bietet, sondern darauf, daß dieser Aufbau mit einer gewissen Geschwindigkeit erfolgt. Dieser Erfolg läßt sich nur mit bestimmten höheren Eiweißkonzentrationen erreichen. Um eine Zahl zu nennen, leisten Gemische mit 30% Eiweiß bereits sehr günstiges, wenigstens dann, wenn ein mittlerer Ernährungszustand der Zellen erreicht werden soll. Mit steigendem Eiweißgehalt der Zellen muß, wenn auch die weitere Ablagerung in raschem Tempo erfolgen soll, weiter Eiweiß zugelegt werden.

Was das Alltagsleben an zeitweiligem N-Verlust fordert, dem muß die Möglichkeit des Wiederersatzes angepaßt sein. Dem körperlichen Gesamtzustand muß sich auch der Konzentrationsgrad der Eiweißmischung der Nahrung in entsprechender Weise anfügen.

Das N-Minimum haben wir als Schutzeinrichtung der Zellen gegenüber der Möglichkeit ihres Zerfalles erkannt. Die variable Eiweißkost vermag aber ein schnelles Auf und Ab im Körperzustand zu erzeugen. Mit letzterem hängt eine Fülle wichtiger

Digitized by Google

funktioneller Leistungen zusammen, so daß man also im Eiweiß die Substanz sehen darf, die uns die gewünschten Transformationen des Körpers ermöglicht.

Der Körperzustand ist aber nicht etwas Zufälliges, er geht vielmehr aus den Bedürfnissen des Menschen hervor, da die funktionellen Bedürfnisse bei der Hauptmasse der Menschen das Entscheidende und Regulierende für ihre Nahrungsaufnahme sind. Das Entscheidende für die Entstehung und Erhaltung eines besseren Körperzustandes liegt, wenn man den Gang des allmählichen Körperaufbaues vom Kind zum Jugendlichen und Erwachsenen betrachtet, in der Erhaltung eines mittleren Eiweißbestandes der Zellen durch einen das Minimum erheblich überschreitenden Eiweißgehalt der Nahrung. Ein vorübergehender Fettmangel erzielt entweder eine gewünschte Verminderung dieses Reservestoffes oder kann leicht wieder ergänzt werden.

c) Körperzustand und funktionelle Leistungen.

Es wäre eine halbe Tat, wenn wir unsere Forschungen über den schwankenden Körperzustand ausschließlich auf die Größe und Art des N-Verlustes und des N-Aufbaues der Zellen beschränken wollten. Daß die Zelländerungen bloß als Massenwirkungen in die Erscheinung treten, ist von vornherein ziemlich unwahrscheinlich. Die Massenabnahme führt zu Zuständen, die wir kurzweg als Unterernährung bezeichnen wollen, wenn schon heute eine scharfe Begrenzung des Beginns dieses Zustandes außerhalb des Machtbereiches unserer Erkenntnisse liegt. Wo vieles lückenhaft ist, müssen wir versuchen, nach der Teilerkenntnis unseres Wissens ein angenähertes Bild zu zeichnen.

Die nächstliegende Betrachtung wäre die, ob infolge Eiweißverlust auch der Energieverbrauch relativ (pro Kilo) abnimmt. Dabei haben wir zwei Dinge auseinander zu halten: a) den Energieverbrauch bei völliger Ruhe, b) die Abnahme des normalen Tätigkeitstriebes. Nur die erste Frage soll hier behandelt werden.

Man kann zur Beantwortung zunächst die Verhältnisse des ausschließlichen Hungers heranziehen. Bei Kaninchen, die bis zum Tode nach ihrem Eiweißverbrauch und Kalorienumsatz kontinuierlich untersucht wurden, habe ich gefunden, daß in den ersten Tagen eine Minderung des Umsatzes eintritt, die sicherlich nichts anderes bedeutet, als eine größere Einschränkung der natürlichen, auch im Ruhezustande noch gegebenen Bewegungen. Dann hält sich der Verbrauch konstant und würde sogar am Ende des Lebens eine gewisse Steigerung erfahren, wenn nicht die Körpertemperatur abgesunken wäre. Dieses Steigen des Verbrauchs wird bedingt durch die ausschließliche Eiweißzersetzung der Hungertiere, nachdem das Fett des Körpers aufgebraucht wird.

Beim Menschen sank bei einem Versuch von Benedict der Energieverbrauch im Hunger pro Kilo ab, aber nur sehr wenig. Über Unterernährte liegen Beobachtungen von Magnus Löwy und von Allan und du Bois vor, aus denen, pro Kilo Körpergewicht berechnet, sich keine nennenswerte Veränderung ergibt.

Auch die neuen, während der Hungerblockade bei absoluter Muskelruhe erhaltenen Ergebnisse zeigen zum Teil kein nennenswertes Absinken, zum Teil wie bei Löwy nur ein vorübergehendes Sinken, das später wieder ausgeglichen wurde. Magere Leute von geringem Körpergewicht lassen, wie man aus Versuchen von Benedict errechnen kann, ebenfalls keine Veränderung ihres Kalorienbedarfes erkennen. Das Gesamtergebnis scheint zu sein, daß im Hunger- und Unterernährungszustande ein Absinken der Oxydation pro Kilo nicht eintritt.

Hierher gehören auch neue Versuche von Lusk und Anderson, aus denen hervorgeht, daß eine Muskelarbeit bestimmter Größe von einem herabgekommenen Körper keinen größeren Aufwand an Energie fordert als von einem gutgenährten

Digitized by Google

Die Feststellung bloßer N-Bilanzen, auf die man allein die Stoffwechsellehre aufzubauen pflegte, genügt uns für die Erfassung des gestellten Problems nicht mehr. Es ist vielmehr unerläßlich die Veränderung der Funktionen bei Veränderungen des Körpers ins Auge zu fassen. Der gleiche absolute N-Verlust oder N-Bestand der Zelle ändert ihre Eigenschaften, also haben Ansatz und Verlust jedesmal die Bedeutung, die der Zelle selbst im Momente der Veränderung zukommen.

Eine funktionelle Änderung haben wir schon vorher mit Rücksicht auf die Änderung des Ruhestoffwechsels überhaupt behandelt. Das ist aber nur ein kleiner Bruchteil der ganzen Erscheinungen. Ein systematisches Studium dieser Verhältnisse der Funktionen, nicht nur der vegetativen, sondern auch der animalen und psychischen, ist bis jetzt noch nicht vorgenommen worden. Bei den Tierversuchen ist die Feststellung der Beziehungen zwischen Körperzustand und Funktionen überhaupt nur teilweise möglich. Dagegen haben wir bei den Experimenten an Menschen wegen der langen Zeitdauer solcher Versuche eher Gelegenheit auch pathologische Prozesse zu sehen. Außerdem ergibt sich aus den Eigengefühlen der Versuchspersonen, inwieweit etwa die Leistungen des Körpers sich verändert haben. Freilich liegen systematische Versuche noch nicht vor, doch genügt es auf solche Veränderungen hinzuweisen, welche im Laufe der Blockade sich entwickelt haben. Die bisher veröffentlichte Literatur bietet kein so klares Bild, wie es die mir zur Verfügung stehenden Mitteilungen aus Städten und geschlossenen Anstalten gegeben haben. Diese Mitteilungen werfen ein ganz neues Licht auf den Prozeß der Eiweißminderung und Unterernährung, der nach Experimenten allein nicht aufzudecken ist. Die Durchführung des Experimentes geht von ganz anderen psychischen Voraussetzungen aus, als sie sich im freien Leben einer Bevölkerung gegeben finden.

Der Fettverlust, wie er in den letzten Jahren so häufig beobachtet wurde, zeigt in seinen Folgen die große Bedeutung, welche das Fett sozusagen anatomisch für die Lagerung der Organe hat. Brüche, Einstülpungen der Gedärme, Senkung der weiblichen Geschlechtsorgane wurden häufig gemeldet.

Ein ganz regelmäßiges Vorkommen war bei herabgekommenen Personen die Pulsverlangsamung auf 50—60, aber auch auf 40 Schläge in der Minute. Die beobachtete Verkleinerung des Herzens ist eine Folge jeder stärkeren Organabnahme überhaupt und auch von den Hungerexperimenten her bekannt. Das Herz leistet auch bei dem Versuch Anstrengungen zu machen, nicht mehr viel, da die Maximalwerte, sich je nach der Anfangszahl der Herzschläge nur auf 60—100 Pulse erheben. Da man besondere Eigentümlichkeiten der Innervation nicht gefunden hat, so liegt es nahe, den Grund der geringen Leistung in der Veränderung der Organe und der Nährstoffzufuhr zu sehen. Innerhalb dieser Grenzen geringer Leistungsfähigkeit bleibt der Blutdruck annähernd normal. Jedenfalls ist die ganze Leistung des Kreislaufes stark verringert. Vielfach zeigten auch Leute ohne Abmagerung die Erscheinung der Pulsverlangsamung.

Ein anderer Komplex von Erscheinungen hängt zweifellos mit der starken Verminderung des Eiweißgehaltes der Kost zusammen, der sich häufig auf der Höhe des N-Minimums oder darunter bewegte. Hierher gehört das Versagen der Menstruation, das monatelang, auch manchmal über Jahresfrist anhielt. Eine *starke* Abmagerung ist keineswegs die Voraussetzung dafür, denn der Ausfall der Menstruation trat, wie ich selbst sah, bei vielen Personen, auch bei mäßiger Abmagerung, in der Zeit der größten Eiweißnot, Ende 1916, Anfang 1917, ein und dauerte, wie gesagt, sehr lange an. Das nächstliegende ist es, an eine Einschränkung der Blutbildung zu denken. Damit beantwortet sich dann auch die Frage, ob das N-Minimum eine Konstante sei, dahin, daß die Einschränkung

Digitized by Google

der Funktion eine Tiefereinstellung des Minimums möglich macht. Inwieweit hiermit die klinischen Erfahrungen über gelegentliche Rückbildung der weiblichen Genitalien zusammenhängen, vermag ich nicht zu entscheiden.

Naturgemäß war über das Verhalten der männlichen Geschlechtsdrüsen weniger zu erfahren, aber manche Beobachter bemerkten eine deutliche Abnahme der libido sexualis. Weiterhin gilt als festgestellt die Minderung der Milchmengen bei stillenden Frauen ohne Veränderung der Zusammensetzung der Milch. Zum Vergleich könnte man die Erfahrungen über Milchsekretion bei schlecht genährten Tieren in den letzten Jahren heranziehen. Eingehende Untersuchungen leugnen die Änderung der prozentigen Zusammensetzung und sehen den Einfluß des Futtermangels lediglich in der Reduktion der Quantität der Milch.

Die in ausgedehntestem Maße 1917 beobachtete Polyurie scheint erklärlich durch die enorm wasserhaltige Kost, da man sich bei dem Fettmangel auf Brot, Kohlrüben, Gemüse und allenfalls Kartoffeln, vor allem auf suppenartige Gerichte beschränken mußte. Auffallend blieb aber immerhin das Hinausschieben der Wassersekretion in die Nachtstunden, das überaus häufige Vorkommen von Bettnässen, selbst bei Erwachsenen, wofür die langsame Resorption der Nahrung und andererseits die stärkere Schlaftiefe bei den geschwächten Personen und Fehlen der Diurese durch Harnstoff Anlaß bieten mochte.

Die lange dauernde Unterernährung mit der starken Eiweißreduktion in der Kost hat zur Ödemkrankheit geführt, die zu manchen Zeiten in ungeheurer Ausdehnung auftrat. Sie ist offenbar eine Pointierung der bei überreichlicher Kohlehydratzufuhr schon bekannten Einlagerung von Wasser in die Gewebe. Schließlich kam es dabei auch zum Wassererguß in die serösen Höhlen. Die funktionellen Störungen sind sehr schwere gewesen, und schwanden manchmal auch nach Rückbildung von Ödemen nicht gleich.

Das Ödem begleitet eine ausgeprägte Hydrämie. Die inneren Veränderungen sind so tiefgehend, daß manchmal auch die beste Ernährung den Tod nicht mehr aufhalten kann. Niemals habe ich bei Tierexperimenten im Hunger auch nur Andeutungen von Ödemen gesehen, und auch von anderer Seite ist dies meines Wissens nie berichtet worden. Bei akutem Verlauf des Hungers ist die „reichliche N-Ernährung", welche dabei die übrigbleibenden Zellen durch die Auflösung von Organbestandteilen erfahren, offenbar das wesentliche Moment für die Verhütung der Ödeme. Bei der chronischen Inanition, die sich über viele Monate und Jahre hinzieht, liegen die Verhältnisse anders.

Unter den Erscheinungen, die sich bei zunehmender Unterernährung beim Menschen aufdrängen, stehen die Veränderungen der geistigen und körperlichen Arbeitskraft an erster Stelle. Handelte es sich während der Blockade auch um mehr kasuistische Beobachtungen, so ist doch ihre große Masse eine ausreichende Stütze für den Zusammenhang der Erscheinungen und weit bedeutungsvoller als Experimente, bei denen die psychischen Motive nur allzu leicht ausschlaggebend auf das Verhalten wirken können.

Maßgebend für die Arbeitskraft ist natürlich die Muskelmasse. Diese nimmt bei Sinken des Eiweißbestandes etwa so ab, wie dieser selbst. Damit ist aber nicht gesagt, daß die Leistungen in dem gleichen Maße sinken wie die Muskelmasse. Aus Tierversuchen wissen wir hinsichtlich dieses Punktes nur, daß bei fortschreitendem Hunger die Tiere gleichmäßige Ruhe bewahren, über ihre eigentliche Leistungsfähigkeit und die Grenzen ihrer Arbeitsfähigkeit ist nichts bekannt.

Im Leben des Menschen handelt es sich nicht um die Muskelfunktion im engeren Sinne, sondern um die zerebrale Ermüdung und wahrscheinlich auch um jenen Ermüdungsakt, den Weber in der Blutversorgung anschaulich nachgewiesen hat. Dieser zerebrale Akt hängt mit der ganzen Stimmung der Persönlich-

Digitized by Google

keit aufs engste zusammen. Wenn man den schlechten Ernährungszustand einzelner Volks- oder Berufsklassen betrachtet, so ergibt sich ein sehr ungleiches Bild, das den Unerfahrenen völlig irreführen kann. Der schlechte Ernährungszustand wird einen Schreiber, eine Schneiderin und eine Näherin nicht hindern, dem Beruf, der so wenig körperliche Leistung beansprucht, nachzugehen. Er wird aber auch da eine Einschränkung in der allgemeinen Lebensführung insofern bedingen, als solche Leute das Gehen nach und nach vermeiden und irgendein Verkehrsmittel benutzen, wie das in der Kriegszeit so auffallend war.

Bei körperlicher Schwäche wird auch die zeitliche Arbeitsgröße verändert. So wußten wir schon lange aus Rechenbergs Versuchen, daß ein schlecht genährter Weber eine erhebliche Leistung nur unter starker Verlängerung der Arbeitszeit erreichen kann. Ein schlecht genährter Weber kann bei 14—16 stündiger Heimarbeit denselben Umsatz haben wie ein mittlerer Arbeiter (3000 Kal.); dabei aber so schwach sein, daß er keinerlei Feldarbeit ausführen kann. Das hat Rechenberg bei den sächsischen Handwebern besonders betont.

Die Gewichtsabnahme während der Blockade erreichte 20%. Man muß bestreiten, daß jede Untergewichtigkeit an sich schon Verminderung der Leistungen bedeutet, denn die Gewichtsabnahme kann sich bei verschiedener Zusammensetzung des Körpers im Verlust sehr verschiedener Stoffe ausdrücken.

Man sieht genug Leute, die um 15—20% untergewichtig sind und durchaus ihren Berufen gewachsen sind, weder über Schwäche noch sonst etwas zu klagen haben. Gerade unter den Jugendlichen sind doch die Mageren in der Überzahl zu finden. Hieraus kann man eben schließen, daß die schädlichen Gewichtsänderungen wesentlich den Bestand der Zellen vermindert haben müssen, also durch Eiweißmangel bedingt waren.

III.

Die Ernährungspraxis.

Die Forschung ist einem Schiffer gleich hinausgesteuert, um die praktische Frage der Ernährung hinsichtlich des Eiweißbedarfs aufzufinden. Nach jahrelangem Suchen ist man bei dem N-Minimum gelandet. Die experimentelle Untersuchung hat uns gelehrt, daß das N-Minimum ein wichtiger biologischer Kardinalpunkt des Lebensprozesses der Zellen ist, daß aber damit gar nichts ausgesagt ist über die Art der Ernährung überhaupt, denn N-Minima lassen sich auf jeder Stufe der Ernährung erzeugen.

Die theoretischen Betrachtungen haben uns hineingeführt in die Ernährungsschwankungen des praktischen Lebens, in die Änderungsmöglichkeiten der Konstitution, wie sie unter bestimmter Voraussetzung durch eine geeignete Eiweißkost bedingt werden kann. Wir haben weiter gesehen, daß vom Eiweißgehalt der Zellen wichtige physiologische und pathologische Vorgänge abhängen. Wenn wir jetzt wieder auf die praktische Seite des Eiweißernährungsproblems zurückkommen wollen, auf welchem Wege können wir es erreichen, einer rationellen Lösung der Frage mit einiger Sicherheit näher zu kommen?

Wir wollen für eine kurze Zeit einmal darauf verzichten, zu lehren, was sein sollte, und uns darauf beschränken, zunächst aus dem Leben zu erfahren, was unter dem Walten der natürlichen Triebe geschieht.

Es gibt da einen Weg, der uns mit Rücksicht gerade auf die rein hygienischen Ziele der Gesundheitserhaltung richtig führen wird. Das ist die Feststellung des Nahrungsverbrauches bei gesunden Menschen. Diesem Unternehmen gegenüber kann man allerdings einwenden, die Praxis gebe den zufälligen, aber nicht den notwendigen Bedarf. In ähnlichem Sinne haben Chittenden und andere geurteilt, als sie vorschlugen, die üblichen Kostformen umzuwandeln.

Digitized by Google

Diesen Einwand kann man leicht beseitigen, wenn man bei diesen Studien sich nicht auf ein paar Dutzend oder einige Hundert Menschen beschränkt. Wenn man also Kinder, Erwachsene, Greise, alle möglichen Berufe nach dem Aufbau der Bevölkerung in ein großes Ganzes zusammenfaßt, d. h. die Ernährung einer ganzen Nation betrachtet. In diesen Massen verschwindet die Eigentümlichkeit der Individualität und der besonderen Richtungen der Ernährungsweise. Man kann nicht annehmen, daß Millionen von Menschen einen Nahrungsmißbrauch treiben, vielmehr kommt in der Massenbeobachtung das Triebhafte der Bedürfnisse klar und eindeutig zum Ausdruck.

Als ich zuerst vor vielen Jahren einen solchen nationalen Wert der Ernährung für Deutschland aufstellte, hatte man für solche Dinge wenig Interesse und wußte auch die Tragweite eines solchen Versuchs kaum einzuschätzen. Im Laufe des Krieges hat dann Ballod es unternommen, auch für andere Nationen den Nahrungsverbrauch zu berechnen und schließlich habe ich aus Aufstellungen einiger Ententeländer die Mitteilungen Ballods ergänzt.

Die Resultate, welche ich aus diesen Unterlagen gezogen habe, sind von allergrößter Bedeutung. Das Ergebnis, wenn ich mich hier auf die Frage des Eiweißkonsums beschränke, stellt fest, daß nennenswerte Unterschiede im Eiweißkonsum pro Kopf der Bevölkerung kaum vorliegen.

Dies ist um so bemerkenswerter, als es sich um Nationen handelt, deren Ernährungsweise, was Animalien und Vegetabilien anlangt, grundverschieden ist. Der Japaner versorgt sich bis zu 95% seiner Gesamtnahrung aus dem Pflanzenreich, auch beim Italiener spielen die Vegetabilien noch eine erhebliche Rolle, beim Franzosen hebt sich der Konsum an Animalien und erreicht beim Deutschen, Engländer, Amerikaner die höchsten Werte. Wir haben heute die Resultate der Ernährung von mehr als 500 Millionen Menschen als Unterlage für unsere Betrachtung. Die klare Überlegung sagt uns, daß wir es hier nicht mit Zufälligkeiten zu tun haben, sondern mit einem Tatbestand, der mit der zweckmäßigsten Ernährung in engem Zusammenhang stehen muß.

Solch ein nationaler Mittelwert will aber noch weiter zergliedert werden, der Energieverbrauch und Eiweißverbrauch müssen auf die für unsere Betrachtung richtige Vergleichsgröße zurückgeführt werden.

Reduziert man die nationalen Werte auf den Maßstab, den wir bei den Minimumversuchen angewandt haben, d. h. auf den Ruhewert, so stehen wir vor der Tatsache, daß der Durchschnittswert vier- bis fünfmal so hoch ist, als das Minimum erfordern würde. Er liegt etwa so hoch, wie man ihn bisher aus Einzelbeobachtungen heraus für die Ernährung eines Handarbeiters anzunehmen pflegte, wenn man den Eiweißkonsum auf den Ruhewert des Menschen umrechnet. Er entspricht seiner Größe nach jenen Werten, die wir für eine mittlere Konstitution nach den theoretischen Betrachtungen voraussetzen durften. Damit fallen alle Bedenken wegen der Schädlichkeit des Eiweißes in der Nahrung, wie sie namentlich von Chittenden und Hindhede behauptet worden ist. Die 500 Millionen Menschen, die mit den eben erwähnten Mittelwerten leben, können doch unmöglich alle als durch Eiweiß gefährdet angesehen werden. Im Gegenteil, es gehören ihnen jene Nationen zu, welche gerade als die Träger des Fortschritts und der Kultur angesehen werden müssen.

Der Grund für diese bei allen Nationen annähernd gleichen Menge von Nahrungseiweiß ist für den ersten Moment nicht leicht verständlich. Doch liegt es nahe, ihn in der allgemeinen Lebensweise der Kulturmenschen zu suchen. Der annähernd gleiche Kalorienaufwand bei allen Nationen, der hoch über einem Ruhestoffwechsel liegt, läßt uns erkennen, daß funktionell überall ein lebhafter Muskelstoffwechsel besteht als Ausdruck der Rührigkeit und Betätigungslust des

Digitized by Google

Menschen. Diesen Funktionen angepaßt ist auch die mittlere körperliche Beschaffenheit. Dann dürfen wir auch nach den Anschauungen, die früher schon auseinandergesetzt wurden, annehmen, daß die Möglichkeit des Eiweißverlustes mit den schwankenden Bedürfnissen des Tages häufig ist, andererseits daß ihr aber zeitweilig durch einen Eiweißstrom von erheblicher Größe das Gleichgewicht geboten wird. Ein Eiweißstrom von 25—30% Eiweißkalorien ist ein Faktor, der rasch den Ausgleich von Verlusten ermöglicht. Greifen wir auf die individuellen Beobachtungen und Erhebungen praktischen Nahrungsbedarfs beim Menschen zurück, so zeigt sich ein merkwürdiges Verhältnis zwischen Eiweißzufuhr und Arbeitsleistung. Im allgemeinen nimmt der Eiweißruhestrom mit der Größe der geleisteten Berufsarbeit zu. Das kann kaum Zufälligkeit sein. Dem Schwerstarbeiter bringt offenbar diese Eigenart der Ernährung Vorteile; sie ist seinem Organismus angepaßt, dem mageren Körper, wie auch den Strapazen der Arbeit, welche bei gutem Muskelbestand leicht überwunden werden.

Der Körperzustand seinerseits steht mit den Stimmungen und Gefühlen im wesentlichen Zusammenhang. Der Gesunde und richtig Genährte fühlt den Trieb zur Muskelarbeit, wie der schlecht Genährte bestrebt ist, Arbeit zu vermeiden.

Die Erhöhung des Eiweißumsatzes bedingt nach Maßgabe der spezifisch dynamischen Wirkung eine dauernde, auch in der Ruhezeit anhaltende Steigerung der Wärmebildung, die dazu beiträgt, bei niederer Temperatur die Behaglichkeit zu steigern. Ob zwischen erhöhtem Eiweißumsatz und der Funktion der Verdauung und Resorption irgendein Zusammenhang besteht, darüber haben wir bisher nichts Näheres feststellen können.

Wie die eiweiß- und zum Teil kalorienarme Kost einen Volkskörper zermürbt, haben wir durch die Blockade gesehen. Die Volksgesundheit ist auf Jahrzehnte hinaus untergraben. Trotz aller Friedensschlüsse und Verhandlungen steht unsere Nahrungswirtschaft immer noch im Zeichen einer gemilderten Blockade. Es ist bezeichnend für manche Sachverständige der Entente, daß sie auch heute noch mit vollem Bewußtsein die Blockade wollen und auch heute noch sich brüsten, für Deutschlands Ernährung nichts getan zu haben. Wir könnten uns selbst helfen, wenn nicht durch den Versailler Vertrag uns überall die Hände gebunden wären, eine reichere produktive Tätigkeit zu entfalten. Durch die Massen geht das Sehnen nach Freiheit der Ernährung und dieser instinktive Trieb hat seine volle Berechtigung. Nur in der Freiheit der Wahl der Nahrungsmittel liegt die Gewähr für die Durchführung der traditionellen Kost, die ihrerseits, wie sie ist, zur richtigen Ernährung führt. Max Rubner (Berlin).

Vom Seelenleben der Tiere.

Der Ausgangspunkt zu exakten Forschungen über die Seele mußte natürlich die Beobachtung des Menschen und zunächst die des eigenen Ich sein. Sobald die Betrachtung sich auf andere Individuen bezieht, verlieren die Beobachtungen an Zuverlässigkeit, und das wird um so ausgesprochener, je ferner dem Beobachter die beobachteten Individuen stehen. Fremde Völker, fremde Rassen, Blindgeborene, Taubstumme, psychisch Abnorme und vor allem normale Kinder sind im Lauf der Entwicklung der Psychologie als Beobachtungsobjekte vielfach herangezogen worden. Das, was solchen Untersuchungen einen erheblichen Grad von Exaktheit verschafft, ist vor allem die Sprache. Bei einem sprachbegabten Organismus können wir mit einem hohen Grad von Wahrscheinlichkeit Seelenvorgänge nachweisen. Sehr viel schwerer wird es beim Taubstummen, beim Säugling und beim noch nicht sprechenden Kind; da sind wir genötigt, viele Schlüsse aus Signalreaktionen, aus Ausdrucksbewegungen zu ziehen.

Digitized by Google

In der gleichen Lage befindet sich der Psychologe beim Studium des Tieres. Eine Erschwerung für die Forschung stellt dabei die ungeheure Fülle und Vielseitigkeit des Tierlebens dar. Wir haben es mit niederen und höheren Tieren zu tun, Organismen von sehr verschiedener Organisationshöhe. Theoretisch ist man zu der Überzeugung gekommen, daß die Organisation der Tiere in einer Stufenleiter von niederer zu höherer Organisation fortschreite, wobei man, jedenfalls für die Organisation, den Menschen als eine höchste Stufe ansieht. In der Stufenleiter sehen wir Organe und Funktionen denjenigen des Menschen immer näher stehend und ähnlicher.

Niedere Tiere, je niedriger sie stehen, entfernen sich in ihrer Organisation immer mehr vom Menschen, ihr Verhalten wird immer schwerer zu verstehen und mit dem des Menschen zu vergleichen. Und das gilt in besonders hohem Maße von denjenigen Bestandteilen des Verhaltens, die mit Seelenleben in Zusammenhang zu bringen möglich ist.

Exakte Forschungen auf der Suche nach einer Tierseele hat man denn trotzdem systematisch bei niederen Tieren begonnen. Man hat versucht, wie in der Anatomie und Physiologie, vom möglichst Einfachen auszugehen; und in der Annahme, daß mit der Komplikation des Körperbaues auch eine Komplikation des Seelenlebens verbunden sei, hat man die analytische Methode wie beim Studium der körperlichen Beschaffenheit der Organismen in den Vordergrund gestellt.

Diese Methodik hat in vieler Beziehung gute Erfolge gehabt. Die Handlungen der Tiere, ihr Verhalten zu ihrer Umgebung wurden in ähnlicher Weise und auf Grund der Erfahrungen der Morphologie und Physiologie untersucht. Amerikanische und deutsche Forscher haben hier an niederen Tieren von den Protozoen bis zu den Mollusken und Arthropoden sehr interessante Ergebnisse erzielt. Ich erinnere nur an die Forschungen von Verworn, Jacques Loeb, Jennings, Mast und vielen anderen.

Bei den meisten dieser Untersuchungen war das Resultat, daß man die meisten Erscheinungen im Leben dieser Tiere ohne Annahme eines Seelenlebens erklären könne. Vielfach traten uns da Organismen entgegen, die nach Art von Automaten reagierten, die man als Reflexautomaten bezeichnen durfte. Während bei den niederen Formen, den Protisten, das Protoplasma mit seinen Differenzierungen die körperliche Grundlage für alle diese Erscheinungen darstellt, finden wir, je höher wir in der Tierreihe steigen, um so mehr die Nervenzellen, das Nervensystem als Vermittler zunächst einmal der Reflexe. Auch bei den einfacheren Instinkten, die man als Reflexketten auffassen kann, kommen wir ohne Vorstellung von Psychischem bis auf weiteres aus.

Sowie wir aber bei den modifizierbaren Instinkten anlangen, bei Bienen und Ameisen, wo unzweifelhaft Gedächtnis für sinnliche Wahrnehmungen eine Rolle spielt, wo auf Grund von Erinnerungen Handlungen modifiziert werden können, da sind wir an der Grenze angelangt, wo wir uns die Frage nach psychischen Zusammenhängen stellen müssen. Hier genügen zur Erforschung die bei den niederen Formen angewandten Methoden nicht mehr, hier sind wir genötigt, mit Empfindung, Wahrnehmung, Vorstellung zu rechnen; wir lernen Vorgänge kennen, die nicht anders als durch Assoziationen zu erklären sind. Wollen wir tiefer hier in die Zusammenhänge eindringen, so sind wir genötigt, die Ausdrücke der menschlichen Psychologie anzuwenden.

Dabei müssen wir dieselben Vorbehalte machen, welche der menschlichen Psychologie Grenzen setzen. Sollte nicht hier ein Grenzgebiet liegen, in welchem es möglich ist, in die Zusammenhänge tiefer einzudringen?

Hier angelangt, hörte die Wissenschaft bis zu einem gewissen Grade auf, sich auf das Experiment zu verlassen, und man fing an zu philosophieren. Ist es

Digitized by Google

notwendig, eine Grenze nach oben oder unten anzunehmen? Ist es nicht richtiger, alles Leben als beseelt zu betrachten? Man dachte sogar daran, die Grenze des Beseelten unter diejenige des Belebten zu rücken.

Das war ungefähr die Lage in der Tierpsychologie, in der man in dem Jahrzehnt vor dem Krieg angelangt war. Damals begann eine Periode für die Psychologie, in der man den umgekehrten Weg, wie bei jenen Forschungen einschlug, bei denen man die Handlungen der Tiere, welche beim naiven Denken auf seelische Vorgänge zu schließen veranlaßten, immer mehr auf rein mechanische Zusammenhänge zurückgeführt hatte. Dort glaubte man alles erklären zu können unter dem Verzicht auf eine Annahme seelischen Geschehens. Dabei war allerdings nicht dessen Fehlen oder Unmöglichkeit bewiesen.

Nun versuchte die Forschung den umgekehrten Weg, den von oben einzuschlagen und da Gesetzmäßigkeiten zu suchen, wo man mit Seelischem am ehesten rechnen konnte, also bei mit dem Menschen nahe verwandten Tieren. Hier wollte man nicht mehr aus dem Einfachen, Niederen aufbauen, sondern man sah die Möglichkeit zum Ziel zu gelangen im Analysieren, Zerlegen des Komplizierten.

Eine solche Auffassung paßte gut zu der Ideenentwicklung, welche in jener Zeit aufzutreten begann und die sich über den Krieg in die Gegenwart und zwar sehr machtvoll fortgesetzt hat. Es war dies die Reaktion der jungen Generation auf den Mechanismus und Materialismus der Vorgenerationen. Eine starke Tendenz entwickelte sich gegenüber der beherrschenden Stellung, welche das Körperliche, in der Weltanschauung gewonnen hatte, das Seelische eine größere Rolle spielen zu lassen, ihm womöglich die Übermacht zu verschaffen. Kein Forscher auf diesem Gebiet kann leugnen, daß das Seelische existiert, daß es ein Reich für sich darstellt und eigene Gesetze besitzt. In der Wissenschaft der Biologie sprach sich diese Tendenz in dem Auftreten des Vitalismus, in der Philosophie in den Ideen, wie sie Bergson vertrat, in der Öffentlichkeit durch eine Neigung zur Mystik aus. Diese Bewegung hat sich ganz entschieden immer mehr ausgebreitet. Es ist zuzugeben, daß in dem Seelischen etwas zu Erforschendes vorliegt, was durch keine Theorie aus der Welt zu schaffen ist. Nicht nur die Philosophen und Psychologen, auch die kritischen Psychiater haben für die exakte Erforschung des Seelischen Bahn gebrochen.

So kam man ganz methodisch über Völkerpsychologie, über die Psychologie körperlich und geistig Defekter, über die Psychologie des menschlichen Kindes, vom oberen Ende aus, an die Tierpsychologie.

Schon längst war viel am Seelenleben der Tiere beobachtet worden, wobei Vögel und Säugetiere als Untersuchungsobjekte schon eine große Rolle spielten. Dabei war aber viel Dilettantismus unterlaufen. Je besser einer mit dem Leben eines Tieres vertraut war, je enger er mit ihm umging, desto besser sollte er das Tier erkennen können; dabei übersah man, daß Menschen mit Tierliebhaberei leicht der Verführung unterliegen, dem Tier Menschliches unterzuschieben.

Es wurde vielfach übersehen, daß, um Wahrheiten zu finden, kritischste Durchführung der Methodik, eine weitgehende Kritik der Grenzen unserer Erkenntnismöglichkeiten notwendig ist. Ein Mangel an solcher spielte nicht nur im Jägerlatein, sondern auch in den Darstellungen von Vogel- und Säugetierbeobachtern vom Niveau von Brehm und andern sehr guten Tierkennern eine sehr große Rolle. Das alles konnte dem Hand in Hand mit dem Materialismus vordringenden kritischen Denken, dem Sieg der Erkenntniskritik nicht standhalten.

Es blieb aber der Entwicklung der Tierpsychologie in der Forschung von oben herab, von höheren Tieren ausgehend, das Narrenspiel nicht erspart. Ein solches war die Episode der „Denkenden" und „Rechnenden" Tiere. Es war die Zeit, in der der Spiritismus blühte; und man muß sagen, daß die Lehre und

Digitized by Google

Literatur, die damals über Pferde und Hunde entstand, mit diesem Methodik und Humbug gemeinsam hatte. Absolut dilettantische Methoden wurden zunächst angewandt, und es erforderte sehr viel Kritik und Arbeit, die Sinnlosigkeit dieser Märchen nachzuweisen. Damit soll nicht gesagt sein, daß bei den untersuchten Haustieren nicht psychische Erscheinungen vorkommen; aber es wurde vollkommen vergessen, daß, wenn ein Pferd eine Seele hat, dies ganz sicher eine Pferdeseele ist, und daß ebenso der Hund keine Menschenseele und keine menschlichen Gedanken haben kann. Es ist nicht der Mühe wert, an dieser Stelle noch einmal auf diese Periode der Tierpsychologie eingehender zu sprechen zu kommen, wenn auch namhafte Gelehrte auf die scheinbaren Ergebnisse dieser Methoden hereingefallen sind. Es ist schade, daß die dressierten Tiere nicht mehr zum Studium wahrer Tierpsychologie sachgemäß und kritisch ausgenützt wurden als es geschah.

Sicher entsprach es einer gesetzmäßigen Entwicklung, daß man zur Enträtselung psychologischer Probleme versuchte, von oben in die Tierwelt Bresche zu legen, daß man anfangen wollte, neue Erfahrungen bei den höchsten Tieren zu sammeln. Nicht lange vor dem Krieg begann man nun endlich systematisch an den dem Menschen nächststehenden Organismen, den Affen, psychologische Studien durchzuführen. Es waren vor allem Amerikaner, die sehr kritische Untersuchungen machten, wobei die Methoden der sogenannten Behavior-Untersuchung, der Analyse der Handlungen der Tiere in den Vordergrund traten. Wie bei der Untersuchung des Verhaltens der niederen Tiere wurden von Thorndike und anderen Forschern jener Zeit mit dieser Methodik nur antipsychische Resultate erzielt. Es kamen auch da nur Reflexerscheinungen und Instinkte zum Vorschein. Ich denke dabei natürlich nicht an die ziemlich wertlosen Untersuchungen des Amerikaners Garner, welcher die Affensprache entdeckt haben wollte.

Die Methoden der hier gemeinten ernsthaften und kritischen Forscher, gingen von den Erfahrungen an niederen Tieren aus, womit eine gewisse Voreingenommenheit verknüpft war. Auch wurde vielfach ohne genügende Berücksichtigung der Lebensweise des Tiers experimentiert und die Fragestellungen waren daher oft zu schwer.

Kurz vor dem Krieg wurde nun auf der Kanareninsel Teneriffa von der Berliner Akademie der Wissenschaften eine Station errichtet, welche vielseitige Studien an Menschenaffen durchführen sollte. Dabei waren in erster Linie psychologische Studien ins Auge gefaßt. Ausgebildete Psychologen mit Erfahrung in den Methoden der experimentellen Psychologie des Menschen wurden mit den Untersuchungen beauftragt. Ich nenne die Namen von Rothmann, Teuber und Köhler; vor allem der letztere hat ausgedehnte Untersuchungen an Schimpansen durchgeführt, die auch die morphologischen und physiologischen Grundlagen richtig berücksichtigten. Die Untersuchungsmethoden waren durchaus kritisch und wurden an Tieren ausgeführt, welche möglichst frisch aus der Natur stammten, also außer beim Fang noch nicht viel mit Menschen in Berührung gekommen waren.

Die Tiere stammten aus Kamerun und von der Guineaküste. Die meisten gehörten zu der Schimpansenart, welche als Troglodytes niger wissenschaftlich bezeichnet wird, ein Exemplar zu der als Tschego unterschiedenen Art. Die meisten der 9 Affen, die hauptsächlich zu den Versuchen herangezogen werden, waren Kinder, zum Teil noch im Zahnwechsel, im Alter zwischen 4 und 6 Jahren. Besonders viel ergab sich bei den Untersuchungen eines fast ausgewachsenen Weibchens, einem Tschego, welches schon 32 Zähne besaß, und bei welchem vierwöchentliche Menstruation festgestellt wurde.

Ich füge hier eine Liste der Tiere ein, welche zu den Experimenten verwandt wurden, mit kurzer Charakterisierung ihrer Individualität. Sie hatten alle Namen erhalten, auf welche sie hörten und mit denen sie im Text genannt sind.

1. Konsul, Ölflüsse (Nigeria); Männchen, 5 Jahre, besonders zart, nie aufrecht gehend, nach 2 Jahren gestorben.

Digitized by Google

2. Sultan, Kamerun, Männchen, 5—6 Jahre, Egoist, begabt; Frechheit, lebhaft. Mitten im Zahnwechsel; scharfsinnig, „Chronische Empörung"; der begabteste von allen.

3. Tschego, Kamerun, Weibchen, 11—12 Jahre, 32 Zähne. Geschlechtsreif; Menstruation, ruhig und gesetzt, fast träge, nicht viel leistend, obwohl sehr intelligent, Neigung zu Sultan.

4. Rueva, Kamerun, Weibchen, 4 Jahre, freundliche Milde, zutrauliches Wesen, geduldig feines Spielen, charakteristisch für kranke Schimpansen, recht geschickt; vorwiegend linkshändig (starb nach einiger Zeit).

5. Koko, Kamerun, Männchen, 3 Jahre, Egoist, ähnlich begabt wie Sultan, Aufgeregtheit („Chronische Empörung"). Wutanfälle, Glottiskrämpfe; vorwiegend rechtshändig.

6. Chika, Kamerun, Weibchen, 5—6 Jahre, Akrobat, ungeduldig, weniger begabt, relativ rasch.

7. Tercera, Kamerun, Weibchen, ca. 4 Jahre alt, mäßig begabt, oft versagend.

8. Grande, Kamerun, Weibchen, ca. 7 Jahre alt. Andere Rasse. Tschegoähnlich, minder intelligent, ungeschickt, turnt schlecht, besonders gut aufrecht gehend.

9. Rana, Kamerun, Weibchen, etwa 4 Jahre alt, ziemlich begabt; unzertrennlich von Konsul, schläft immer mit diesem zusammen, turnt sehr gut, löst Aufgaben mit großer Geschwindigkeit.

Die Tiere wurden auf der Insel Teneriffa mit ihrem fast tropischen Klima in einer Bananenpflanzung untergebracht, in einem Raum, der mit einem festen Drahtgitter von allen Seiten, also auch von oben, abgesperrt war. Sie gewöhnten sich sehr leicht ein, auch an die Menschen, die mit ihnen umgingen, an die Wärter sowohl als an die Untersucher.

Daß gerade Menschenaffen zu den Versuchen herangezogen wurden, war durch ihre große Ähnlichkeit in Morphologie und Physiologie mit dem Menschen wohl begründet. Der Bau des Gehirns nähert sich am meisten dem des Menschen, die Chemie des Körpers ist eine übereinstimmende.

Die Forscher hatten sich die Aufgabe zu stellen, zunächst ohne jede theoretische Voreingenommenheit zu beobachten und kritische Methoden anzuwenden. Allerdings ist zu bedenken, daß sie ihrer Schulung nach Menschenpsychologen waren.

Es muß anerkannt werden, auch von meiner Seite, der ich Zoologe bin, daß sie alle Aufmerksamkeit auf das Studium des natürlichen Verhaltens verlegten, um nicht in Deutungsfehler zu zerfallen.

Die Untersuchungen begannen zunächst mit Beobachtungen der Lebensweise der Schimpansen. Eine erste Mitteilung von Rothmann und Teuber berichtet darüber. Für die Durchführung aller derartigen Untersuchungen ist es von großer Wichtigkeit, wenn es sich um gesellige Tiere handelt, die in größerer Zahl zusammen zu leben gewohnt sind. Ich hatte dies auch sehr zu berücksichtigen bei einer Untersuchung, welche ich über die Psychologie von Kakadus im Gang habe. Das bringt gewisse Schwierigkeiten, aber auch große Erleichterungen mit sich.

Hier bei den Schimpansen war das Zusammengehörigkeitsgefühl der Tiere auffällig.

Die Schimpansen haben eine ausgesprochene Neigung zusammenzuhalten. Das zeigt schon ihr Marschieren im Zug hintereinander; in der Regel pflegen sie gemeinsam zu schlafen. Sehr häufig sieht man sie Hand in Hand gehen; dabei zeigen sich auch Freundschaften zwischen den einzelnen Tieren, so waren z. B. Rana und Konsul unzertrennlich.

Gemeinsame Spiele kommen sehr vielfach vor; dabei jagen sich die Tiere gegenseitig umher, oder sie spielen mit Gegenständen. Besonders auffallend war die Vereinigung zu gemeinsamem Spiel, wenn sie sich damit vergnügten, eine Ei-

Digitized by Google

dechse zu jagen, dann schlossen sie einen Kreis und jagten die Eidechse in der Mitte zwischen sich herum. Bemerkenswert ist, daß die Spiele meist mit sexuellen Erregungen und Bewegungen verbunden sind.

Eigenartig sind Äußerungen von Rhythmus bei ihnen, die sich in einer Art von Tanz zeigen; dabei laufen die Tiere im Kreis herum und schleppen häufig dabei einen Strohwisch hinter sich her. Beim Tanz spielt ein dreiteiliger Schlagrhythmus mit beiden Füßen und einer Hand eine wichtige Rolle. Die Schimpansen reagieren auf rhythmische Geräusche; so löst Klatschen mit den Händen das Tanzen bei ihnen aus.

Als die Schimpansen frisch eingebracht wurden, waren sie zuerst sehr unbändig; sie schlugen gegen die Wände, schüttelten an den Gittern.

Das hörte aber bald auf. Sie gewöhnten sich an den Menschen und an ihre eigene Gesellschaft und wurden dann ganz ruhig und friedlich. Wie schon oben erwähnt, schlossen sich die verschiedenen Individuen in verschiedener Weise aneinander an; ja es kam zwischen manchen zu ausgesprochenen Freundschaften und selbst Liebesverhältnissen. Tschego z. B., sammelte sich bei der Fütterung Bananen, dann nahm er zwei in seine Hand und reichte die eine Sultan, mit dem er besonders befreundet war.

Von großer Bedeutung sind die Untersuchungen über das Mienenspiel der Schimpansen. Bei der Beobachtung und Deutung von solchen Erscheinungen ist es natürlich sehr schwer, eine Vermenschlichung zu vermeiden. Es werden Äußerungen von Lachen und Weinen beschrieben, die Lachbewegung soll ein stummes Aus- und Einatmen sein; das, was als Weinen bezeichnet wird, ist nicht von Tränenfluß begleitet. Andere Reaktionen werden als Angst, Wut, Begehren, Enttäuschung und Eifersucht beschrieben.

Die Deutungen sind zum Teil veranlaßt durch Ausdrucksbewegungen der Arme und Beine; dabei zeigt sich keine ausgesprochene Rechtshändigkeit. Wenn die Tiere auf etwas zeigen, so benützen sie die ganze Hand und deuten nicht etwa mit dem Finger.

Gewisse Bewegungen mit Armen und Händen werden als Bittbewegungen bezeichnet; der Beobachter deutete sie als ein Bitten um Mitleid oder Verzeihung.

Das Winken findet, wie bei vielen Völkern, durch Greifbewegung statt. Auch sonst sind Bewegungen Ausdruck von allen möglichen Affekten. Berührung der äußersten Fingerspitzen ist eine Liebkosung. Äußerst charakteristisch ist die Bewegung, durch welche Freundschaft bezeugt wird; es ist die Absuchbewegung, wie sie auf der Jagd nach Ungeziefer ausgeführt wird. Sie wird auch dann angewandt, wenn der Freund kein Ungeziefer hat.

Kopfnicken erfolgt in den Augenblicken, wo man bei dem Tier eine freudige Erwartung voraussetzen kann. Bemerkenswert ist die Bewegung, welche als freundschaftliche Unterordnung gedeutet wurde. Sie besteht im Zukehren des Hinteren. Es ist wohl sicher diese Gewohnheit auf sexuelle Zusammenhänge zurückzuführen.

Eigenartig ist das, was von der Mimik des Tieres beschrieben wird. Die Bewegungen des Mundes, vor allem die der Oberlippe, sind viel mannigfaltiger als beim Menschen. Die Menschenähnlichkeit mancher Mundbewegung ist außerordentlich; so ist der Ausdruck der Verwunderung, des Erstaunens ein Offenstehen des Mundes.

Bei den Schimpansen kommen eigenartige kußähnliche Mundberührungen vor, die sicherlich ein Ausdruck von Zärtlichkeit sind. Teuber sucht den Ursprung dieser Gewohnheit in der ursprünglichen Abgabe gekauter Obststücke von Mund zu Mund zurückzuführen. Übrigens wurde auch beobachtet, daß die Schimpansen die Kußbewegungen des Menschen nachahmen.

Was die gegenseitige Verständigung anlangt, so werden Warnungslaute und Begrüßungsrufe unterschieden. Von den Liebkosungen durch Berührung, von dem

Digitized by Google

Winken usw. haben wir ja oben schon gesprochen. Sehr reich ist die Lautgebung, von A—U werden alle Vokale verwendet, und zwar dienen sie zur Charakterisierung verschiedener Affekte. So wird bei Begrüßung O verwandt, beim Weinen ertönt ein dumpfes U. A ist der Laut der Warnung; bei Furcht werden ganz hohe JJJ-Laute ausgestoßen.

Auf Worte menschlicher Sprache lernen die Schimpansen sehr bald reagieren; doch verhalten sich dabei die verschiedenen Individuen verschieden. Bei Sultan war das Wortverständnis am besten. Die meisten reagieren auf spanische Worte ihrer Wärter. Auf „come" (iß!) und „entra" (herein!) wird mit entsprechenden Handlungen reagiert. Ein komplizierter Befehl wird aber nicht verstanden.

Wenn der Mensch spricht, wird allerdings sein Gesichtsausdruck scharf beobachtet, wobei die Unterschiede im Charakter der verschiedenen Schimpansen auffällig zutage treten.

Bekanntlich schlafen die Menschenaffen in Nestern, die sie sich auf Bäumen aus belaubten Zweigen zurechtbiegen. Eine Tendenz zum Nestbauen zeigten auch die Beobachtungstiere in der Gefangenschaft. Beim Schlaf nehmen sie eine menschliche Lage ein, decken sich sorgfältig mit der Wolldecke zu, die in ihrem Käfig liegt. Im Schlaf stoßen sie manchmal Laute aus, was zu der vielleicht etwas zu anthropomorphistischen Deutung als Traum führte, was noch weiter durch den Hinweis auf ähnliche Erscheinungen bei Hunden betont wird.

Die Untersuchungen über die Sinnesorgane sind meistens nur vorläufige; in einer besonderen Arbeit von Köhler sind genauere psychologische Untersuchungen über das Sehen durchgeführt.

Das Riechen spielt im Leben der Schimpansen eine große Rolle. Jeder fremde Gegenstand, besonders Nahrung, wird berochen. Sehr eigenartig ist die Methode, einen Gegenstand mit dem Zeigefinger zu betasten, diesen dann an die Nase zu führen und zu beschnuppern.

Der Geschmack ist sehr differenziert, was an der Auswahl der Speisen beobachtet werden kann. Bananen sind ganz besonders beliebt, auch andere Früchte, Tomaten und Mohrrüben werden gerne genommen, Kartoffeln sind nicht unbeliebt. Keks und Kakao sind ganz besonders geschätzt. Beim Fressen von Früchten werden diese sorgfältig geschält und die Kerne weggeworfen.

Auffallend ist die starke Neigung der Schimpansen, ihren eigenen Kot oder den ihrer Genossen zu fressen; das ist ihnen sehr schwer abzugewöhnen.

Wasser wird von ihnen gern und viel getrunken; dabei beugen sie sich immer über das Wasser und schlürfen es. Das Trinkgefäß wird nie in die Hand genommen und an den Mund gehoben. Gerne spielen die Tiere mit dem Wasser.

Vom Sehen wollen wir zunächst erwähnen, daß die Schimpansen sehr scharf zu sehen vermögen. Sie unterscheiden Farben; charakteristisch ist für sie das Wiedererkennen von menschlichen Individuen durch den Gesichtssinn.

Auch das Gehör ist sehr scharf. Sie reagieren auf ganz geringe Geräusche. Merkwürdigerweise erregt Musik bei ihnen stets Angst, nie Wohlgefallen.

Die Schimpansen schlafen so gut wie niemals bei Tage. Sie sind empfindlich gegen direkte Sonne und ziehen sich gern in den Schatten zurück. Allerdings macht sie große Hitze durchaus nicht schlaff, vielmehr eher unruhig und laut. Bei der Hitze schwitzen sie oft ausgiebig, und es wird angegeben, daß sie dabei einen ausgesprochenen Negergeruch ausströmen.

Gegen Regen sind sie sehr empfindlich; er ist ihnen offenbar unangenehm, sie flüchten vor ihm und suchen ihre Schlafräume auf.

Schon während des Einlebens in ihren neuen Aufenthaltsort zeigten die Schimpansen allerlei Erscheinungen, welche auf intelligente Handlungen zu schließen erlaubten. Sie lernten sehr bald den Wasserhebel zu regulieren, eine Tür mit Klinke auf und zu zu machen. Auch in der Verwendung des Schlüssels erwarben sie bald eine große Geschicklichkeit.

Digitized by Google

Das Scheuern des Fußbodens mit regelrechter Besenbenützung machte ihnen großen Spaß. Bockspringen und Turnen mit allen möglichen Geräten belustigte sie. Bei diesen Handlungen trat deutlich Nachahmungstrieb und Gedächtnis hervor.

Für die nach Beobachtung des Lebens und Gebarens der Tiere alsbald beginnenden exakten Intelligenzprüfungen war es wichtig, Tiere vor sich zu haben, die möglichst frisch aus der Wildnis stammten und noch nicht Nachahmen des Menschen sich angewöhnt hatten. In den jetzt zu schildernden Versuchen wurden unter möglichst vorsichtiger Anordnung der Experimente ohne theoretische Voreingenommenheit Tatsachen und Beobachtungen gesammelt. Dr. Köhler stellte sich von vornherein die Aufgabe, sich nicht beeinflussen zu lassen von irgend einer herrschenden Theorie, vor allen Dingen nicht durch die von Thorndike angenommene reine Assoziationspsychologie.

Zur Durchführung der Intelligenzversuche wurden die Tiere vor eine Aufgabe gestellt, bei welcher ihnen der selbstverständliche Weg zur Lösung versperrt war; ein Umweg war möglich und wurde dann eingeschlagen. Diese Art von Versuchen war bisher bei Tieren, die niedriger stehen als Menschenaffen, im allgemeinen negativ ausgefallen.

Als Beispiel für einen die Gewohnheiten des Tieres nicht genügend berücksichtigenden Versuch sei der „Henkelkörbchenversuch" angeführt. Ein Körbchen mit Bananen wurde an einer Schnur aufgehängt, die oben durch einen Ring geführt war. Die Schnur, die durch den Ring gezogen war, war unten mit einer Schlinge an einem Baumast befestigt. Der Mensch würde die Schnur gelöst haben, um das Körbchen herunter zu lassen; der Schimpanse dagegen riß an der Schnur, bis das Körbchen kippte oder die Schnur riß. Damit stellte sich der Versuch als ergebnislos heraus.

Ergebnislos war er insofern, als er in der Frage der Einwirkung von Intelligenz nicht zu durchschauen war. Man konnte nicht erschließen, ob der Schimpanse erwartete, daß der Korb herunterfällt.

Die späteren Versuche wurden weit kritischer vorbereitet. Bei allen höheren Tieren kann man beobachten, daß sie ein Ziel, also z. B. Futter, welches an einer Stelle des Gesichtsfeldes gelegen ist, in der geraden Verbindungslinie zum Ziel erreichen, wenn diese Tiere sich mit den Augen orientieren. Dies Verhalten liegt für ihre Organisation fest, sobald Nerven und Muskel die nötige Reife, welche die Ausführung möglich macht, haben.

Die Aufgabe, die man einem solchen Tier stellen kann, besteht darin, daß das Ziel nur auf einem Umweg zu erreichen ist, den es finden muß. Also der gerade Weg muß abgeschnitten sein, aber Ziel sowohl als Hindernis und der Gesamtraum möglicher Umwege muß optisch wahrnehmbar bleiben. Die Variation der Umwege erlaubt alle möglichen Abstufungen der Schwierigkeiten.

Die Umwegversuche bei den Schimpansen wurden vorbereitet durch Versuche an anderen Wirbeltieren und einem jugendlichen Menschen.

Hühner wurden von ihrem Futter durch ein Gitter getrennt; sie waren zunächst ratlos, selbst wenn es sich um die Region bei ihrem Stall und um allbekannte Umwege handelte. Immerhin gelang nach einiger Zeit das Finden des Umwegs; allerdings bei manchen Individuen erst nach langer Zeit.

Entsprechende Versuche beim Hund gelangen sehr gut, wenn das Futter weit über das Gitter hinausgeworfen wurde; dann lief der Hund in weitem Bogen ihm nach. Wurde dagegen das Futter ganz nahe an das Gitter geworfen, so bleibt der Hund ratlos vor diesem stehen, stößt mit der Schnauze gegen das Gitter und rührt sich nicht vom Fleck.

Ganz besonders interessant war der Versuch mit einem kleinen Mädchen im Alter von 15 Monaten; sie drängte sich zunächst gegen das Gitter, lachte plötzlich vergnügt und rannte in einer knappen Kurve zum Ziel.

Digitized by Google

Bei den Schimpansen von 5—7 Jahren erfolgte jeweils eine prompte Wahl des Umwegs, wobei sie über eine Wand klettern mußten, ein Seil, einen Baum verwandten, über das Dach kletterten oder sich durch einen Spalt zwängten.

Bei den Versuchen mit dem Huhn und dem Hunde bin ich nach Art der Darstellung im Zweifel, ob wirklich aus ihnen auf Intelligenz geschlossen werden kann. Die Ausführung erinnert mich eher an die typischen Suchbewegungen niederer Tiere.

Bei den Schimpansen liegt es offenbar anders, das zeigt sich auch bei den Erschwerungen des Umwegversuchs. Bietet man ihnen z. B. als Ziel Bananen in einem steinbeschwerten Korb, der an einem Faden vom Drahtdach herabhängt und der hin und herpendelt, so verstehen sie mit großer Geschicklichkeit an einen Punkt zu springen und an der Wand in die Höhe zu klettern, wo sich der Korb auf die Länge ihres ausgestreckten Armes ihnen nähert. Fast alle Schimpansen finden dann den passenden Ort und richten sich auch mit der Zeit so geschickt ein, daß sie den Korb erwarten können.

Eine weitere Versuchsreihe geht darauf aus, die Tiere an Werkzeuggebrauch zu gewöhnen. Um das Ziel zu erreichen, muß irgend ein Hilfsmittel verwendet werden. Wir kennen ja solche Erscheinungen schon bei wirbellosen Tieren, und auch da ist die Frage lebhaft diskutiert worden, ob wir die Handlungen jener Tiere als intelligent bezeichnen dürfen. Die bekannte Darstellung, daß Raubwespen beim Nestbau einen Stein zum Festdrücken und Festklopfen des Untergrundes verwenden, und meine Beobachtungen an den Weberameisen, welche ihre Larven als Weberschiffchen beim Gespinstbauen an ihren Nestern verwenden, wären hier zu erwähnen. Hier liegen wohl die Deutungsmöglichkeiten anders; da handelt es sich wohl noch um Instinkte.

Anders mag die Sache bei einem Kakadu zu deuten sein, den ich beobachtete; dieser schnitzte sich einen Stock zurecht, mit welchem er sich dann das Gefieder putzte und durchkämmte.

Das erste Hilfsmittel, welches den Schimpansen zum Erreichen eines fernen Zieles dargeboten wurde, waren Seile. Ein Ziel, welches an ein Seil gebunden war, wird durch Fassen des Seiles und Ziehen an diesem herangezogen. Auch ein Korb wird zu einem Fenster hinein mit einem zum Fenster führenden Seil emporgehoben. Pferde und Hunde beachten das Seil nicht, während das Ziel ihre regste Aufmerksamkeit erregt.

Interessante Ergebnisse brachten Versuche mit 4 Fäden, die nach verschiedenen Richtungen lagen und von denen nur einer mit dem Ziel wirklich verbunden war. Hier lernen die Schimpansen sehr schnell das richtige Seil, das angebundene, gleich von vornherein zu fassen, wenn die Zielnähe innerhalb von 2 m liegt; bei größerem Abstand reagieren sie in der Regel nicht exakt. Ähnliche Seilversuche sind mit gleichem Erfolg von Hobhouse ausgeführt worden.

Eine Serie weiterer Versuche können wir als Stockversuche zusammenfassen. Ein Stock wurde den Schimpansen dargeboten, wenn das Ziel, durch ein Gitter getrennt, so weit von ihnen entfernt war, daß sie es mit ihren Händen nicht erreichen konnten. Dabei zeigte sich bei den verschiedenen Schimpanseninbividuen eine große Verschiedenheit in der Verwendung des Stocks. Manche kamen sehr rasch dahinter, andere sehr langsam, manche waren von Anfang an in seiner Verwendung sehr geschickt; die von Natur ungeschickten blieben ungeschickt.

Der Stock wird von ihnen offenbar nicht als solcher erkannt. Alle möglichen Ersatzmittel, in ihrer Wirkung oft sehr mangelhaft, werden an seiner Stelle verwendet. Die Schimpansen versuchten oft mit einem Strohhalm, mit einem kurzen grünen Zweig, mit einem Tuch, einer Decke, ihrem Trinkgeschirr oder einem Stiefel, den sie zufällig erblickt hatten, die Bananen heranzuholen.

Sehr interessant war bei den Stockversuchen, wie der Erfolg erleichtert wurde,

Digitized by Google

wenn Stock und Ziel für die Affen gleichzeitig sichtbar waren. Waren beide optisch getrennt, so erwies sich dadurch die Aufgabe außerordentlich erschwert.

Wenn es sich darum handelte, ein hochgelegenes Ziel zu erreichen, so wurden ihnen Kisten als Mittel dazu in den Raum gestellt. Ihr Verhalten dabei war sehr interessant und vielseitig; meist lernten sie bald eine Kiste in die Nähe des Ziels zu stellen, um von ihr aus den Sprung zu riskieren. Auch hier spielte es eine große Rolle, daß Kiste und Ziel gleichzeitig von ihrem Blick umfaßt werden konnten. Mit der Zeit gewöhnten sich alle Schimpansen an die Verwendung einer Kiste. Schwer fiel es aber den meisten, zwei Kisten zu verwenden, von denen die eine auf die andere gestellt wurde. Gar nicht selten wurden alle möglichen Ersatzstücke anzuwenden gesucht z. B. einmal ein Tisch, vor allen Dingen aber versuchten sie sich gegenseitig, den Wärter oder den Beobachter selbst zu besteigen.

Der Schimpanse Sultan, der in der Regel einer der geschicktesten war, lernte beim Erreichen eines hochgelegenen Zieles das Steigen auf eine Kiste mit der Anwendung eines Stockes zu verbinden. Die sämtlichen Schimpansen gewöhnten sich bald daran, eine Tür so zu drehen, daß sie auf ihr sitzend ein an der Decke hängendes Ziel erreichen konnten. Die richtige Einstellung des Winkels, um bei der Stellung der Tür an das Ziel hinüberreichen zu können, erfolgte unter wiederholtem Auf- und Absteigen durch Korrekturen. Das machten alle auffallend gut. Auch lernten sie mit einem Turnseil im richtigen Winkel sich auf das Ziel loszuschwingen.

Merkwürdig war, wie langsam sie gerade bei der Verwendung von Hilfsmitteln die richtige Anwendung lernten. Das Wegräumen eines Hindernisses fällt ihnen offenbar sehr schwer und sie ließen leicht den Versuch liegen, wenn irgend eine Störung eintrat.

Einen besonderen Abschnitt seiner Untersuchungen überschreibt Dr. Köhler als „Umgang mit Dingen". In früheren Abschnitten war oft schon das merkwürdige Verhalten der Schimpansen gegen die Dinge, mit denen sie Versuche ausführen sollten, geschildert worden. Gar nicht selten waren sie als ungeduldig oder wütend gegen ihre Kisten und ihre Stöcke bezeichnet worden. Vielfach zeigte sich aber auch in ihrem Verhalten etwas Spielerisches. Der Werkzeuggebrauch wurde sehr oft von ihnen ins Spiel übernommen, wobei er in der Regel ohne Beziehung zum praktischen Vorteil blieb, doch nicht selten in solchen einmündete.

Das zeigte sich sehr bald bei der Verwendung des Stockes als Springstock. Mit einer bis 4 m langen Bambusstange pflegten sie ausgiebig zu spielen; sie kletterten an der Stange, die sie senkrecht hielten, so schnell hinauf, daß sie oben waren, ehe sie umfiel. Diese Spielresultate nutzten sie dann sehr bald aus, um zu Zielen zu gelangen. Von Monat zu Monat wurde dabei die Verwendung des Stockes mannigfaltiger. Sie begannen bald mit dem Stock zu hebeln; dabei wandten sie ihn genau so an, wie ein Mensch, und kamen bald dahinter mit ihm den Deckel der Abflußgrube zu öffnen. Kleine Stöckchen wurden nicht selten zum „Löffeln" verwendet, wozu sie nicht selten auch Grashalme nahmen. Das war besonders beim Ameisenfang der Fall; dabei hatten sie die Gewohnheit, wie Menschen Bleistifte ihre Stäbchen anzulecken und dann die Ameisen am Stöckchen angeklebt zum Munde zu führen.

Vielfach gebrauchten sie den Stock auch zum Graben. Sie wühlten in der Erde und suchten dort nach Wurzeln.

Sehr bemerkenswert war die Art, wie sie den Stock anwandten, bei Berührung von Unangenehmem, so z. B. bei Feuer, vor dem sie ihre Fingerspitzen hüteten, während sie gern mit dem Stock in ihm stocherten.

Bemerkenswert war die Ähnlichkeit mit menschlichen Bewegungen, wenn sie sich mit Mäusen oder Eidechsen abgaben. Sie fuhren mit spitzen Fingern zu;

Digitized by Google

wenn die Tiere auf sie losrannten, streckten sie zur Abwehr den Ellenbogen vor und schlossen die Augen. Bei Flucht des Tieres verwandten sie die Stöckchen, um es zu erhaschen und es kam häufig vor, daß sie im Spiel die Tiere töteten.

Eigenartig war ihr Verhalten gegen Beschmutzungen; sie wischten sich immer mit Papier, Lappen und Blättern ab, auch rieben sie den Schmutz an der Wand oder an einem Baum ab. Obwohl sie den Kot mit der Hand fraßen, wischten sie ihn nie direkt mit der Hand ab.

Ebenso interessant ist die Art und Weise, wie sie mit Blättern oder Lappen Blut abwischen, was auch für das Menstruationsblut gilt.

Mit den oben beschriebenen Vorgängen ist die Verwendungsfähigkeit des Stocks bei den Schimpansen bei weitem nicht erschöpft. Besonders eigenartig war seine Anwendung, als die Schimpansen zum erstenmal die Bekanntschaft mit Elektrizität von hoher Spannung machten. Sie fuhren mit vollkommen menschlichen Bewegungen zurück, schüttelten die Hand und zeigten entsetzte Gebärden.

Gerade in diesen Abschnitten ist es auffallend, wie schwer es selbst einem geübten Psychologen wie Köhler fällt, anthropomorphisierende Ausdrücke bei der Beschreibung des Verhaltens der Schimpansen zu vermeiden. Ja selbst die Beschreibung fällt manchmal aus, als sei von einem menschlichen Wesen die Rede.

Das ist besonders der Fall, wenn von der Verwendung des Stockes als Waffe gesprochen wird. Eine Verführung stellt natürlich für die Ausdrucksweise das verschiedene Temperament der Schimpanseninbividuen dar. Nach der Schilderung Köhlers ist der Stock mehr oder minder nur eine Spielwaffe, es wird mit ihm nur gedroht, sozusagen Krieg markiert; er dient zu keinem ernsten Angriff. Bei einem ernstlichen Kampf werden sofort Füße, Hände und Zähne angewandt. Mit dem Stock wird in der Hauptsache geneckt. Das tun überhaupt die Schimpansen gern; Objekte für Neckereien waren besonders die Hühner, denen sie mit dem Stock das Brot wegzogen; allerdings fütterten sie jene auch ganz regelrecht mit Brot, lockten sie mit solchem an und stießen sie dann mit dem Stock fort.

Sehr bald lernten sie mit dem Stock werfen, wobei sie ebenso geschickt waren wie beim Steinwerfen; letzteres war im Jahre 1915 einmal direkt zur „Mode" bei den Schimpansen geworden, sie erwarben dabei eine sehr große Treffsicherheit. Bei Streitereien warfen sie sich auch gegenseitig.

Sehr verschieden verhielten sich die verschiedenen Individuen, wenn man ihnen dadurch, daß man ihnen verschiedene Kisten zur Verfügung stellte, ermöglichte, ein höher gelegenes Ziel durch Aufeinanderstellen von diesen zu erreichen. Die meisten waren sehr ungeschickt beim Aufstellen der zweiten Kiste auf die erste. Selbst nach langem Lernen blieb es immer ein Probieren, eine Kiste auf der andern in die richtige Stellung zu bringen. Es kam nie zu einer ruhigen, sicheren Leistung. Ein Verständnis für die Statik eines solches Gebildes, wie einer Kiste, wie es beim Menschen als ganz naive Fähigkeit vorkommt, scheint bei den Schimpansen vollkommen zu fehlen, oft wurde immer wieder versucht, eine Kiste auf eine Kante oder eine Ecke zu stellen. Immerhin gelingt ihnen nach einiger Zeit ein Aufbau, man merkt aber stets eine prinzipielle Behinderung in der optischen Einsicht dessen, was sie machen. Sie sehen nicht richtig, was sie machen. Niemals wurde z. B. eine Brücke hergestellt. Die äußerste Zahl von Kisten, die die Tiere aufeinanderstellen lernten war vier; die meisten brachten es nur zu zwei.

Wichtig sind Versuche, die Tiere, die sich einmal an die Verwendung eines Stabes gewöhnt hatten, dazu zu bringen, sich ihr Werkzeug selbst zu verlängern. So gab man ihnen Rohrstücke in die Hand, die ineinander paßten; so schob z. B. Sultan zunächst das eine mit dem andern weiter, er steckte sie nicht von selbst ineinander; als aber die Rohre ihm zufällig richtig zusammengerieten, benützt er den so verlängerten Stab in vollkommen zweckentsprechender Weise. Und

Digitized by Google

als sie ihm auseinanderfallen, setzt er sie sofort wieder zusammen; er beherrscht die Methode bald vollkommen und übt sie mit „Vergnügen".

In den Einzelheiten besonders interessant waren Versuche mit drei Rohren. Da probierte der Schimpanse zuerst, welches der beiden breiteren Rohre mit dem dünnen kombiniert brauchbarer ist. Plötzlich zieht er das Doppelrohr heran und setzt das dritte Rohr auf das dünne.

Dies „Plötzlich" ist zu betonen. Nach den Aussagen des Beobachters ist oft der Moment der Einsicht so überraschend, daß man kaum vermeiden kann, den Vorgang mit Erscheinungen beim Menschen, besonders beim Kind, zu vergleichen.

Hat man dem Schimpansen das Rohr durch Pfropfen verschlossen, so macht er mit ihm keinen Versuch, ehe er nicht den Pfropfen herausgezogen hat. Besonders merkwürdig ist die Tatsache, daß ein Stück Holz gespitzt wird, um es in das Rohr hineinzubringen und auf diese Weise ganz selbständig eine Verlängerung zu erreichen. Der Doppelstock wird ganz sachgemäß zum Herabschlagen eines Ziels und auch als Springstock verwandt.

Auch hier stellen sich gelegentlich die merkwürdigen optischen Schwierigkeiten ein, die Köhler immer wieder bei den Schimpansen hervorhebt. Liegen beide Röhren etwas gekreuzt und bilden damit eine neue optische Einheit, so wird das Tier unsicher.

Für die Annahme eines einsichtigen Verhaltens ist folgende Beobachtung von großer Bedeutung. Sultan hat für ein entferntes Ziel nur einen kleinen Stab zur Hand, ein längerer Stab liegt außerhalb des Gitters. Nachdem er sich eine Zeitlang umgeschaut hat, nimmt er plötzlich den kleinen Stab, holt mit ihm den großen heran und erreicht mit diesem das Ziel. Die meisten andern Schimpansen lösen die gleiche Aufgabe ebenso prompt; die schwachbegabten unter ihnen bringen es aber überhaupt nicht fertig.

Für die Begabten lassen sich aber noch weitere Aufgaben lösen. So wird z. B. ein Stock am Dach der Behausung angebracht. Das Ziel liegt außerhalb des Gitters, eine Kiste steht im Raum. Sobald Sultan den Stock sieht, holt er die Kiste, mit deren Hilfe den Stock und mit diesem nun das Ziel. Für die ganze Handlung braucht er nur eine halbe Minute. Trotz aller möglichen Komplikationen und Erschwerungen der Lösung, so z. B. der Füllung der Kiste mit Steinen, werden alle diese Aufgaben von den begabteren Schimpansen nach allerhand Umwegen gut gelöst.

Je komplizierter aber die Versuche wurden, desto deutlicher zeigten sich die Schwierigkeiten, welche den Schimpansen der „Umgang mit Formen" bot. Es war immer wesentlich für eine richtige Lösung einer Aufgabe, daß die Distanzen, die Größenverhältnisse der Objekte, ihre Richtungen zueinander nicht allzu verschieden waren.

Wo die Formaufgabe komplizierter wurde, begann der Schimpanse zu versagen.

Ein charakteristisches Beispiel dafür ist folgendes: Ein Ziel wird jenseits des Gitters außer Reichweite angebracht. Im Raum befindet sich ein Stab mit starker Schnur, an deren freiem Ende sich ein Ring befindet, der über einen Nagel an der Wand gestreift ist. Wird der Stab ergriffen, so reicht er bei gespannter Schnur nicht bis ans Gitter; zum Gebrauch des Stabs muß also der Ring vom Nagel abgenommen werden.

Sultan macht zuerst vergebliche Versuche, bei denen er sogar den Stock zerbricht. Erst bei einem zweiten als Ersatz gebrachten Stock bemerkt er die Bewegungen des Ringes und hängt diesen dann vom Nagel ab; so findet er eine klare Lösung.

Die anderen, selbst die begabteren Schimpansen finden für diese Aufgabe keine eigene Lösung. Sie zerren nur an der Schnur, und selbst, wenn der Ring ab-

Digitized by Google

fällt, kommen sie nicht auf den Zusammenhang. Offenbar erfordert es vollste Aufmerksamkeit des Schimpansen, um den optischen Komplex „Ring-Nagel" zu erfassen. Mit der Zeit konnte man allerdings allen die Lösung andressieren.

Wir sehen, daß diese Versuche schon schwere Aufgaben für die Schimpansen darstellen. Die Ergebnisse sind hier weniger klar, wie bei den früheren einfachen Aufgaben. Das liegt aber nicht an der Anstellung der Experimente, sondern in der Natur der Tiere. In ihrer Sehrinde und in den andern Großhirnteilen geht es offenbar in diesen Fällen weniger klar zu. Die meisten Versuche an Säugetieren, die früher von verschiedenen Autoren beschrieben wurden, stellten diese vor zu komplizierte Situationen, und mußten daher ohne klare Ergebnisse bleiben.

Ein besonders komplizierter Versuch, den wir zum Schluß anführen wollen, zeigt deutlich, wie die Schwierigkeiten für den Schimpansen immer schwerer zu überwinden werden. Die als Ziel bestimmte Banane wird in einen Kasten gelegt, in welchen der Schimpanse nur von einer Seite durch einen Spalt im Brett hineinsehen kann; der Spalt ist aber zu eng, als daß er mit der Hand durchgreifen kann. Die Hinterwand des Kastens ist durch ein Gitter versperrt, durch welches der Schimpanse nur mit einem Stock durchgreifen kann. Ein solcher Stock ist seitlich an einem Baum angebunden.

Sultan ist der einzige der Schimpansen, welcher nach einiger Zeit zu einer Lösung der Aufgabe gelangt. Er holt sich den Stock und versucht zunächst eine interessante, aussichtslose Lösung. Er hat an der Seite des Kastens ein Astloch entdeckt, geht zu diesem und versucht die Banane durch dieses zu greifen. Das gelingt nicht. Dann versucht er mit dem Stock an der Banane zu schieben und zwar entsprechend der Forderung der Versuchsanordnung von dem Blickspalte aus; dabei gerät die Banane näher an das Gitter, Sultan läßt den Stock fallen, läuft zum Gitter, langt mit der Hand hinein und greift die Banane.

Bei Wiederholung des Versuchs wird die Banane direkt auf das Gitter losgeschoben und dann von diesem aus geholt. Im Anfang wird die Banane oft übertrieben weit gegen das Gitter geschoben, weiter als bei der Armlänge des Schimpansen notwendig wäre. Sehr charakteristisch ist, daß er bei weiteren Versuchen mit dem unnötigen Schieben gegen das Gitter früher aufhört. Diese ganze Versuchsordnung fand nur bei den begabtesten überhaupt eine Lösung.

Aus allen diesen Beobachtungen schließt Köhler, daß die Schimpansen einsichtiges Verhalten von der Art des beim Menschen bekannten zeigen. Das gilt selbst für die unbegabtesten unter den Versuchstieren. Der Menschenaffe ist nicht nur morphologisch menschenähnlich, sondern zeigt auch in seinem Verhalten eine spezifische Menschenähnlichkeit. Die Untersuchungen berechtigen zu dem Schluß, daß die Menschenaffen auch auf dem Gebiet der Einsicht dem Menschen näher stehen, als niederen Affen.

Wenn auch sicher bei den Deutungen des Verfassers anthropomorphe Auffassungen sich nicht haben ganz vermeiden lassen, wird man im großen und ganzen seinen Schlüssen zustimmen dürfen. Allerdings bleibt immer noch zwischen dem Menschen und dem Menschenaffen ein wesentlicher Abstand. Die Versuchsanordnungen konnten nicht erweisen, wie weit „Nichtgegenwärtiges" den Schimpansen zu bestimmen vermag, ob „Nur-Gedachtes" ihn irgend wie beschäftigt. Es ist nicht geklärt, wie weit sein Leben eine „größere Zeitspanne" umfaßt, wenn auch Wiedererkennen und Reproduzieren nach längerer Zeit feststeht. Außer im Fehlen der Sprache zeigt sich also in dieser Beziehung ein gewaltiger Unterschied zwischen Schimpansen und niedersten Menschenrassen.

Köhler hat wohl Recht, wenn er aus seinen Ergebnissen vorläufig schließt, daß den Menschenaffen Vorstellungen fehlen und daß damit eine Unmöglichkeit für nur geringste Anfänge von Kulturentwicklung vorliegt.

Digitized by Google

Bemerkenswert ist an seinen Resultaten vor allem die bemerkenswerte Abhängigkeit des Verhaltens des Schimpansen von dem optischen Aufbau der Situationen. Offenbar liegt bei dem Tier eine relative Gestaltungsschwäche in dieser Beziehung vor. Die Sehpsychologie der Schimpansen wird sicher noch eine eingehende Untersuchung verdienen, die noch sehr interessante Ergebnisse verspricht. In den optischen Untersuchungen, welche Köhler schon ausgeführt hat, hat sich gezeigt, daß die Raumfunktion des Doppelauges ganz derjenigen des Menschen entspricht; ferner daß die Größenschätzungen auf Entfernungen und die Farbenbeurteilungen der Schimpansen auch mit den Leistungen des Menschen übereinstimmen.

Weitere Untersuchungen, die offenbar schon im Gange sind, versprechen viel für die Zukunft. Vermutlich haben Untersuchungen der Engländer und Amerikaner während des Krieges auch schon manches Wichtige zutage gefördert. Eine Abhandlung von Yerkes, die sich offenbar mit einem Orang-Utan beschäftigt, ist mir bisher nur dem Titel nach bekannt. Hoffentlich werden auch deutsche Gelehrte sich an der weiteren Erforschung dieses Gebietes beteiligen können.

An den vielfach bis in die Einzelheiten verfolgten Darstellungen dieses Aufsatzes wird man sehen, daß die Tierpsychologie in einer erfreulichen Entwicklung sich befindet. In allen ihren Bereichen ist noch außerordentlich viel zu tun. Wie viel wird zum Vergleich noch notwendig sein an Forschungen über die entsprechenden Vorgänge beim gesunden und kranken Menschen, besonders beim Kind. Auch beim Menschen sind wir vielfach geneigt, gewisse Handlungen der Intelligenz zuzuschreiben, die in Wirklichkeit durch Dressur oder alle möglichen anderen Zusammenhänge bedingt sind.

Wir werden nicht verzichten dürfen, nach allen Richtungen die Tierpsychologie zu verbreitern und zu vertiefen. Ein Gesichtspunkt wird dabei nicht zu übersehen sein. Es ist das Problem, welches ich in meiner Abhandlung über den Ameisenlöwen formuliert habe. In der Tierreihe finden wir häufig gewisse komplizierte Handlungen der Arten in engster Abhängigkeit von einem spezialisierten Bau ihres Körpers. Es wird darauf zu achten sein, daß viele Tiere, wie in ihrem Bau auch in ihren Instinkten Spezialisten sind. Ihnen gegenüber sind es manchmal in körperlicher Entwicklung weniger fortgeschrittene Formen, bei denen nur die körperlichen Grundlagen für psychische Leistungen höher entwickelt sind und damit gerade diese überraschende Vollkommenheit erreichen können.

Tierpsychologisch sind scharf zu unterscheiden die Tiere von festangepaßtem Typus, die einseitig angepaßten, die wir als „Lebensspezialisten" bezeichnen können, von den Tieren des „regulatorischen Typus". Letztere haben die Fähigkeiten, sich in die verschiedenen Lebensbedingungen einzufügen, sie können Abänderungen ihrer Umgebung folgen, sich ihnen einschmiegen. Erstere dagegen sind so von den Lebensverhältnissen, denen sie angepaßt sind, abhängig, daß sie hilflos zugrunde gehen, erfahren jene eine stärkere Umwandlung.

Die bestfliegenden Vögel gehören z. B. zu den extremen Spezialisten, während viele Säugetiere noch über ein viel reicheres Regulationsvermögen verfügen. Unter den Wirbellosen sind Termiten und Ameisen z. B. Formen, bei denen die Regulierbarkeit der Handlungen eine beträchtliche Breite erreicht. Ihnen gegenüber stehen solitäre Bienen und Ameisenlöwen als Spezialisten von extremem Grade. Unter den Säugetieren sind offenbar die Menschenaffen charakteristische Repräsentanten des regulatorischen Typus. Sie werden darin noch weit übertroffen vom Menschen.

Für die weitere Forschung wird es wichtig sein, die geeigneten Tiere auszuwählen. Will man Tierpsychologie im eigentlichen Sinne des Wortes studieren, so muß man sich an Tiere von regulatorischem Typus wenden, und als solche haben die Menschenaffen sich erwiesen. Franz Doflein (Breslau).

Digitized by Google

Rundschau.

Der Frankfurter Friede.

„Im Vertrag von Frankfurt hat Deutschland den Grundsatz aufgestellt und durchgeführt, daß die Nation, welche für die Anstiftung des Krieges verantwortlich ist, verpflichtet sei, die Kriegskosten zu bezahlen. Wir Alliierten von heute verlangen die Kriegskosten von Deutschland nicht. Nicht einen Pfennig. Nicht einen einzigen Pfennig. Wir gehen nicht so weit wie der Grundsatz des Frankfurter Friedens."
Lloyd George zu den deutschen Vertretern in London am 3. März 1921.

Mit dem Januar 1871 war der deutsch-französische Waffengang beendet. Nach sechsmonatlichem blutigen Ringen war Frankreich militärisch völlig zu Boden gestreckt. Seine kaiserlichen Heere waren im atemlosen Siegeslauf weniger Wochen niedergeworfen worden, zerschlagen, samt ihrem Kaiser gefangen; das napoleonische Kaisertum selbst gestürzt. Der regellose Volkskrieg, den die junge Republik sofort mit heldenhaftem Opfermut entfesselte, kam gegen die organisierten deutschen Truppen nicht auf. Die neuen republikanischen Heere, die Gambettas Energie im Süden, im Norden, im Osten aus dem Boden stampfte, erlagen eines nach dem andern den deutschen Schlägen. Alle Festungen im Rücken des Feindes, im Elsaß, in Lothringen, in der Champagne, mit all ihren Vorräten, Geschützen, Munitionslagern, waren in dessen Hand. Ganz Nordfrankreich, einschließlich der Normandie, lag im Besitz der Deutschen. Zuletzt hielt auch Paris dem Hunger und der Beschießung nicht mehr stand: am 28. Januar streckten alle seine Forts die Waffen; seine Besatzung bis auf 12 000 Mann wurde gefangen. Schon breiteten die deutschen Truppen sich immer weiter auch in den Süden aus. Kein kriegerischer Widerstand bot mehr die geringste Aussicht.

Auch die Hoffnungen auf eine diplomatische Unterstützung durch die neutralen Mächte hatten versagt. So wenig sie alle eine übermäßige Schwächung Frankreichs wünschten, keine war bereit, tätig zu seinen Gunsten einzugreifen. England war von Kriegsbeginn an entschlossen gewesen, sich diesmal den festländischen Händeln fernzuhalten, Italien hatte nach anfänglichem Schwanken seinen Nutzen aus der französischen Niederlage gezogen, Rußland vollends sprengte mit der einseitigen Kündigung des Meerengenvertrags jedes gemeinsame Vorgehen, das Österreich erstrebt hatte. Thiers' flehende Rundreise an die Höfe der Großmächte war ergebnislos verlaufen. Niemand war auf dem Plan, der dem Sieger in den Arm fallen konnte.

Unter diesen Umständen schloß der Besiegte am 28. Januar einen Waffenstillstand auf drei Wochen. Während dieser Zeit sollten in ganz Frankreich die Wahlen zur Nationalversammlung stattfinden, um dem erschöpften Land eine Regierung zu geben. Denn wer war seit dem Sturz des Kaiserreichs befugt, über Krieg und Frieden zu entscheiden? Wer war berechtigt, im Namen Frankreichs zu verhandeln? Noch lag seine innere Entwicklung völlig im Dunkel. Alle Parteien, die in den letzten hundert Jahren einmal seine Geschicke gelenkt hatten, standen noch unbezwungen nebeneinander; jede glaubte die Stunde für ihr Recht jetzt gekommen. Die Nationalversammlung, die am 13. Februar in Bordeaux zusammentrat, war in ihrer Mehrheit royalistisch gesinnt. Aber schon bildete sich ihr gegenüber (am 15.) in Paris ein radikales Zentralkomitee, das auf den Bürgerkrieg hintrieb.

In der Fülle der Macht stand Bismarck den französischen Unterhändlern gegenüber, die am 21. Februar in Versailles eintrafen, um den Präliminarfrieden zu erbitten. Es ist der Anfang der Verhandlungen, von denen Lloyd George sagte, daß sie die Grundsätze des heutigen Friedens von Versailles zuerst aufgestellt und in der Strenge der Durchführung weit übertroffen hätten. Bismarcks Lage

Digitized by Google

war in der Tat der der Alliierten von 1918/19 zu vergleichen. Der Gegner war nicht mehr imstande, sich gegen seine Bedingungen zu wehren. Er konnte sie steigern, wie er wollte. Er konnte sie diktieren, ohne darüber zu verhandeln. Aber diese Grundsätze finden wir in jenen Versailler Konferenzen, die das siegreiche Deutschland leitete, nicht. Sie blieben den späteren vorbehalten, die Frankreich auf der Bank des Siegers sahen.

Bismarck bestand gegenüber dem Unterlegenen auf den alten Bedingungen, die er seit dem Herbst 1870 angekündigt hatte: der Abtretung Elsaß-Lothringens mit den Festungen Metz, Straßburg, Belfort und einer hohen Kriegsentschädigung. Fünf Tage lang rang und feilschte er in endlosen Sitzungen, bis zur körperlichen Erschöpfung, mit ihm um jede Bestimmung des Vertrags: erst am 26. Februar unterzeichneten Thiers und Jules Favre die 10 Artikel der Präliminarien. Belfort hatten sie für Frankreich gerettet. Die Kriegsentschädigung war auf 5 Milliarden Francs begrenzt, zahlbar binnen drei Jahren nach der Ratifikation des Friedens. Mit ihrer Tilgung spätestens verschwand der letzte Rest der Besetzung französischen Gebietes durch deutsche Truppen. Ausdrücklich wurde vereinbart, daß der Vertrag diesen keinerlei Recht auf Landstriche gäbe, die sie nicht bereits jetzt in Händen hatten. Der Austausch der Kriegsgefangenen sollte auf der Stelle beginnen.

Schon am 4. März traten die beiderseitigen Sachverständigen auf neutralem Boden, in Brüssel, zusammen, um über die Einzelheiten der Durchführung, die im endgültigen Friedensvertrag geregelt werden sollten, zu beraten. Die Besprechungen rückten jedoch nicht vom Fleck; die Diplomaten erwarteten, daß Deutschland sie abbreche und die Feindseligkeiten wieder aufnehme. Denn inzwischen begann in Paris, unter den Augen der deutschen Besatzung, die Revolution. Am 28. März erhob unter sozialistischer Führung die Kommune ihr Haupt. Sie verkündigte die Grundsätze der Jakobiner, proklamierte die gleiche Verteilung von Gewalt und Besitz unter alle, und forderte die Auflösung ganz Frankreichs in autonome Gemeinden. In Lyon, St. Etienne, Toulouse, Limoges, Marseille züngelte das rote Feuer empor. Nur die bereits aus Deutschland zurückkehrenden Gefangenen ermöglichten der Nationalversammlung ein nationales Heer unter Mac Mahons Führung gegen Paris aufzustellen. Aber noch Anfang Mai waren die Vorbereitungen hiezu nicht beendet, der Ausgang ungewiß. Bismarck hatte es in der Hand, den inneren Zwist zu schüren, die Zerreißung Frankreichs zu fördern. Wie, wenn er die Verhandlungen wirklich abbrach, seine Bedingungen gegenüber dem im Bürgerkrieg befindlichen Feind verschärfte?

Am 10. Mai unterzeichnete er in Frankfurt a. M. den endgültigen Frieden. Es blieb beim deutschen Verzicht auf Belfort, bei der Begrenzung der Kriegsentschädigung auf 5 Milliarden binnen 3 Jahren, bei der schrittweisen Zurückziehung der deutschen Truppen vom französischen Boden, wie die Präliminarien es vereinbart hatten. Die französischen Untertanen in Elsaß-Lothringen erhielten das Recht, ihren Wohnsitz nach Frankreich zu verlegen, ohne ihren Grundbesitz in den abgetretenen Provinzen zu verlieren. Sämtlichen Bewohnern dieser Provinzen wurde Straffreiheit für alle politischen oder militärischen Handlungen während des Krieges zugesichert. Der Handel zwischen den bisherigen Gegnern wurde auf der Grundlage der gegenseitigen Meistbegünstigungsklausel wieder eröffnet. Alle infolge des Krieges aus Deutschland ausgewiesenen Franzosen sollten ungeschmälert in alle ihre Rechte und Güter wieder eintreten, genau wie die Deutschen in Frankreich. Beide Regierungen verpflichteten sich gegenseitig, die Soldatengräber auf ihrem Gebiet in Ehren zu unterhalten. In den ganzen kurzen 18 Artikeln findet sich kein Wort moralischer Überhebung, kein Wort von Schuld und Verantwortung und Strafe, kein Ton, der eines ebenbürtigen Gegners unwürdig wäre. „Ich hatte sehr viel von Bismarcks äußerlicher Gewandtheit ge-

Digitized by Google

hört," faßte der französische Unterhändler Jules Favre später sein Urteil über diese Verhandlungen zusammen, „aber er hat mich nie getäuscht. Oft hat er mich durch seine Forderungen und Härten verletzt und empört, aber in den großen wie in den kleinen Dingen habe ich ihn immer gerad und pünktlich gefunden."

Am 18. Mai ratifizierte die französische Nationalversammlung den Vertrag. Durch ihn gestärkt warf sie vom 21.—28. Mai in furchtbaren Straßenkämpfen die Pariser Kommune nieder; 17 000 Leichen fand man nachher in den Trümmern, über 46 000 Verhaftete wanderten ins Gefängnis. Die Autorität der Nationalversammlung war aufgerichtet. Schon im September hatte sie 1½ Milliarden an Deutschland bezahlt, zwei Drittel des besetzten Gebietes wurden sofort von den deutschen Truppen geräumt. Am 15. Juni 1872 wurde eine neue Anleihe von 3 Milliarden aufgelegt und in Frankreich allein siebenfach überzeichnet. Zweieinhalb Jahre nach dem Waffenstillstand — ungefähr nach dem gleichen Zeitraum, der Deutschland heute vom November 1918 trennt — hatten die Franzosen bereits die gesamte Kriegsschuld auf Heller und Pfennig abgetragen. Am 16. September 1873 verließen die letzten deutschen Truppen ihr Land.

Schon 1871/2 waren die Gesetze über den Wiederaufbau der zertrümmerten französischen Armee erlassen worden: die allgemeine Dienstpflicht mit fünfjähriger Dienstzeit wurde eingeführt; Frankreich war imstande, sofort jährlich 500 Millionen dafür aufzuwenden — bald stieg die Summe auf eine volle Milliarde an. Im gleichen Jahr begann die Anlage des neuen Festungsgürtels gegen Deutschland, der Ausbau des modernen französischen Verkehrsnetzes im größten Stil. Schon streckte seine Diplomatie die ersten Fühler nach dem russischen Bündnis aus, der Gedanke des neuen großen französischen Kolonialreiches in Afrika wurde ins Auge gefaßt. In wenigen Jahren war seine innere Staatsform gekräftigt. Seine Wirtschaft rüstete sich zu der großen Weltausstellung von 1878 in Paris, welche Frankreichs ungeschwächte Kraft triumphierend der Welt verkündete.

Dies war der Friede von Frankfurt, von dem Lloyd George heute die Lüge verbreitet, daß er das Versailler Diktat an Härte übertraf.

Karl Alexander v. Müller

Bemerkungen zur deutschen Geschichte.

Im allgemeinen vertreibt jede Vogelart jede andere vom Futtertrog und duldet die Vögel der eigenen Art. Wenn es eine Art gäbe, die umgekehrt veranlagt, alle anderen essen ließe, nur nicht die Artgenossen, so wäre ihr Fortbestand unwahrscheinlich.

* * *

Es darf nicht vergessen werden, daß die Zeit der Raubzüge Ludwigs XIV. und Napoleons zugleich die Zeit war, in der französische Art und Kunst zahllose Verehrer in Deutschland hatten; ja, Ludwig XIV. und Napoleon hatten sie.

* * *

Wenn man wissen will, was die Deutschen jetzt für einen Frieden gemacht hätten, wenn sie ihn zu machen gehabt hätten, so darf man nicht an 1871 denken, wo Bismarck ihn gemacht hat, sondern an den Verständigungsfrieden von 1815, auf den die deutschen Hungerjahre 1816 und 1817 folgten.

* * *

In Deutschland ist Politik der schlimmste Krieg, Krieg gegen Landsleute.

* * *

Ich habe nie einer Partei angehört. Aber seit Kriegsausbruch kommen mir Parteistreitigkeiten so vor, wie wenn auf einem Schiff, das in einem Sturm mit einem Leck auf dem Weltmeer umhergetrieben wird, einer sagte: bevor wir uns zusammentun, um unser Leben zu retten, muß erst abgestimmt werden, ob künftig die Speisekarten des Schiffes in Fraktur oder in Antiqua gedruckt werden. C.

Digitized by Google

Voltaire in Berlin.

Es gibt eine deutsche Tugend, das ist die Gerechtigkeit, und es gibt ein deutsches Laster, das ist die Selbstbeschmutzung. Und es gibt eine Schwäche des deutschen Intellekts, die uns dazu geneigt macht, dieses Laster für jene Tugend zu halten und uns vor der ganzen Welt als traurige Hanswurste lächerlich zu machen, während wir uns einbilden, gerade eine besonders edle und großartige Rolle zu agieren.

Ein Beispiel: Man mag die deutsche Ausgabe von Voltaires Pamphlet „Mein Aufenthalt in Berlin" (O. C. Recht Verlag, München 1920) noch als Ausfluß des deutschen Gerechtigkeitstriebes begrüßen, der beide Teile hören will, auch wenn die Äußerung des einen ein diabolisches Pasquill ist. Aber wenn der Verlag selbst diese einseitige Parteischrift als „die ungeschminkte Wahrheit über Friedrich den Großen und sein Verhältnis zu Voltaire" anpreist, wenn ausgerechnet deutsche und preußische Blätter von ihr rühmen, daß sie „durch die Gerechtigkeit verblüfft, die Voltaire seinem königlichen Freund widerfahren läßt", daß „wir aus zwei Seiten dieser Schrift Friedrich oder seinen Vater besser kennen lernen als aus einem dickleibigen Werk über ihre Regierungszeit", so ist von jener Tugend nicht mehr die Rede, und die Gebärde der edlen Menschlichkeit wird zur Grimasse bedientenhafter und hanswurstiger Selbstbeschmutzung.

In Wirklichkeit: diese „ungeschminkte Wahrheit" ist glänzende, aber dickste französische Theaterschminke. Niemand wird die Schrift lesen, ohne einen Begriff von der infernalischen Kraft des geistreichen und plastischen Hohnes zu bekommen, in dem Voltaire Meister war. Sie gehört zu den gefährlichsten Waffen, die je nicht nur gegen Friedrich den Großen, sondern gegen die Hohenzollern, ja gegen den preußischen Staat geschliffen worden sind, und daß man eine deutsche Ausgabe bisher verboten hatte, gewährte nicht mehr Schutz vor ihr, als das bewußte Hilfsmittel des Vogels Strauß meistens zu gewähren pflegt.

Hier wie sonst ist volle Wahrheit die beste Abwehr. Ein unternehmender Verlag veröffentliche doch einmal im Zusammenhang den ganzen Briefwechsel zwischen Friedrich und Voltaire samt allen Beilagen, die dazu gehören, samt den aktenmäßigen Belegen über die Zeit des Beisammenseins, die Voltaire hier mit der bengalischen Beleuchtung der gekränkten Unschuld schildert: den Zeugnissen über seine unersättliche Habsucht, seinen schmutzigen Prozeß wegen verbotener Wuchergeschäfte mit dem Juden Abraham Hirschel, über seine grenzenlose schriftstellerische Eitelkeit, seine sadistische persönliche Rachgier, die das Bild seiner eigenen „Menschlichkeit" erst ungeschminkt machen. Die Veröffentlichung wäre der Mühe wert. Die Geschichte des Verhältnisses zwischen einem deutschen und einem französischen Genie, geistigen Wahlverwandten und Antipoden zugleich, die sich suchen, sich abstoßen, sich hassen und doch nicht voneinander lassen können. Es gibt wenige Dokumente, die menschlich und völkerpsychologisch interessanter sind.

Wer sich allgemein darüber unterrichten und zugleich sehen will, was ein guter deutscher Schwabe schon mitten im monarchischen und hohenzollerischen Deutschland an ungeschminkter Wahrheit darüber sagte, dem empfehlen wir aufs wärmste den Abschnitt in Paul Sakmann, Voltaires Geistesart und Gedankenwelt (S. 38 bis 59). Er wird keine Zeile bereuen, die er in diesem Buche liest, und eine Lektion über echte deutsche Gerechtigkeit und einige Gedanken über das alte und das neue Deutschland unterwegs noch mitbekommen. K. A. v. Müller.

Digitized by Google

Wie sie Greuel erfinden, damals wie heute:

Der Anfang wurde damit gemacht, daß man den Grundsatz aufstellte, der Feind sei ein reißendes Tier. Niemals hatte die Sonne schlimmere Verwüstungen gesehen, niemals ärgere Greuel beschienen als diejenigen, die die deutschen Horden — ich bediene mich hier des von den Zeitungen und den amtlichen Aufrufen durchgängig angewandten Ausdrucks — die die deutschen Horden also zutage förderten. Selbst in den übelsten und verschrieensten Tagen des Römerreichs, als die Hunnen mit ihrer Wut das Donaugelände durchzogen hatten, war niemals etwas derart Scheußliches erlebt worden. Alle Dörfer, durch die sie kamen, wurden geplündert, die verwüsteten Kirchen dienten als Stall, und mit Hohngelächter stürzten die Soldaten die geweihten Standbilder auf die verstreuten Trümmer der Altäre. Die Männer wurden aus ihren Wohnsitzen verjagt, geschlagen, oft sogar getötet, die Kinder erwürgt, Frauen und Mädchen dienten den Streiftruppen zum Spielwerk, die Nonnen wurden vergewaltigt. Man wußte deren eine anzuführen, die im Elsaß von den wüsten Gesellen aufgegriffen worden war und der man beide Hände abgeschnitten hatte. Der Eindruck der Geschichte war stark genug, um sie von Ort zu Ort fortzupflanzen; sie wurde auch in der Champagne erzählt und ist ein paar Meilen von meinem Wohnsitz noch heute im Umlauf; nur ist dort aus der Nonne eine bekannte Gastwirtin geworden, die beide Arme verloren hat; glücklicherweise hat sie sie wiedergefunden, und ich füge nur so im Vorbeigehen hinzu, daß es sich bei dem traurigen und furchtbaren Fall, gelegentlich dessen sie verstümmelt wurde, um das Auftauchen von zwei oder drei sächsischen Soldaten handelte, die das Wirtshaus betreten hatten, um Branntwein zu verlangen, und nach Bezahlung ihres Getränks wieder abgezogen waren.

Desgleichen wurde männiglich zur Kenntnis gebracht, daß die Deutschen alle Möbel, Matratzen und sogar die hölzernen Bettstellen aus den Häusern entnähmen, in die sie eindrängen. Von Wäsche ließen sie überhaupt nichts übrig, das verstand sich von selbst, und all diese Beute schickten sie an den Rhein. Dort wartete eine Menge von Frauen und Kindern auf den Ertrag des Raubs und beförderte ihn auf gut Glück in die verschiedenen Gegenden Deutschlands, wo man dergleichen noch nie gesehen hatte. So wurde es denn allbekannt, daß Preußen und seine Verbündeten Frankreich durchaus nur aus Lust am Plündern bekriegten. Eine der verbreitetsten Zeitungen veröffentlichte einen langen Aufsatz unter dem Titel „Die Wölfe", in welchem dargetan wurde, Deutschland sei ein unfruchtbares Land, wo alle gesellschaftliche Kultur unbekannt sei; seine Bewohner, die danach lechzten, aus ihrem Elend hinauszukommen, hätten sich deshalb entschlossen, sich wie Rasende auf das unglückliche Frankreich zu stürzen, und alles was sie dort in Stücke schlagen und wegschleppen könnten, scheine ihnen für ihre tiefe Barbarei ein hoher Gewinn.

Um ihr Räuberhandwerk besser ausüben zu können, hatten sich die Deutschen der Beihilfe eines gewissen asiatischen Stammes versichert, der die Ulanen hieß. Viele Leute blieben überzeugt, daß die Ulanen und vielleicht auch so ziemlich alle anderen Preußen Neger seien, und ich selbst bin auf dem Hauptplatz von Chaumont-en-Vexin mitten in einer vor Schrecken halb sinnlosen Menge gefragt worden, ob es wahr sei, daß die Ulanen das Fleisch der Kinder verzehrten, die sie umbrächten, und der Mann, der diese Frage an mich richtete, war ein Bürger, keineswegs etwa ein Landbewohner. Man ersieht daraus, was das Erziehungswerk der Verwaltung aus Frankreich gemacht hat.

(Gobineau, Frankreichs Schicksale im Jahre 1870, Leipzig, Reclam.)

Digitized by Google

Die Franzosen am Rhein.

(Aus Voltaires „Geschichte Ludwigs XIV.)

Wie Straßburg „erobert" ward.

Aber es war dem König nicht genug, daß er nun Herr war über die zehn elsässischen Reichsstädte, genau wie vor ihm die deutschen Kaiser. Von Freiheit traute man sich ohnehin schon in keiner dieser Städte mehr sprechen. Bloß Straßburg war noch übrig, eine große reiche Stadt, die den Rhein durch ihre Brücke beherrschte, ein mächtiges Gemeinwesen für sich, berühmt durch sein Zeughaus mit 900 Stück Geschützen. Louvois hatte von langer Hand den Plan gefaßt, es seinem Herrn zu verschaffen. Bestechung, Hinterlist und Einschüchterung, die ihm schon die Tore mancher Städte geöffnet hatten, bereiteten Louvois' Einzug auch in Straßburg vor. Die Stadträte wurden durch Gold gewonnen. Das Volk sah zu seiner Bestürzung auf einmal 20000 Franzosen rings um die Wälle; die Vorwerke gegen den Rhein zu wurden überrumpelt und im Nu genommen; Louvois steht schon an den Toren und die Bürgermeister erklären, so müsse man sich eben ergeben. Tränen und Verzweiflung der Bürger, die an ihrer Freiheit hingen, hinderten nicht, daß am nämlichen Tage der Übergabevertrag vom Magistrat aufgesetzt wurde und Louvois von der Stadt Besitz ergriff.

„Désannexion."

Die Machtgier Ludwigs XIV. ließ sich durch diesen allgemeinen Frieden nicht hemmen. Das Deutsche Reich, Spanien, Holland entließen ihre für den Krieg eigens gewonbenen Truppen; er behielt alle die seinen. Er machte aus dem Frieden eine Zeit der Eroberungen; nunmehr war er seiner Macht so sicher, daß er in Metz und Breisach Gerichtsbarkeiten errichtete zu dem Zweck, alle Gebiete, die einstmals möglicherweise zu Metz oder zu den Drei Bistümern gehört hatten, die jedoch seit undenklicher Zeit an andre Herren übergegangen waren, mit seiner Krone zu vereinigen. Viele regierende Fürsten des Deutschen Reichs, der Pfalzgraf am Rhein, sogar der König von Spanien, der in diesen Landen ein paar Vogteien hatte, der König von Schweden in seiner Eigenschaft als Herzog von Zweibrücken, wurden vor diese Reunionskammer zitiert, um dem König von Frankreich zu huldigen oder sich ihre Güter konfiszieren zu lassen. Seit Karl dem Großen hatte man es nicht mehr erlebt, daß ein Fürst als Herr und Richter derart mit gekrönten Häuptern umsprang und Länder auf dem Verordnungsweg eroberte.

Dem Pfalzgrafen und dem Kurfürsten von Trier wurden die Herrschaften Falkenburg, Germersheim, Veldenz usw. einfach weggenommen. Vergeblich brachten sie ihre Beschwerden beim Regensburger Reichstag vor; der ließ es bei ohnmächtigen Protesten bewenden.

Verwüstung der Pfalz.

Der König hatte beschlossen, die Pfalz zur Wüste zu machen, sobald diese Städte [Philippsburg, Mannheim, Frankenthal, Speyer, Trier, Worms, Oppenheim] genommen wären; weniger um sich am Pfalzgrafen zu rächen, der ja, wenn er sich mit dem übrigen Deutschland gegen Frankreich vereinigte, lediglich seine Pflicht getan hatte, als vielmehr um den Feind zu hindern, sich in der Pfalz zu halten. Ans Heer kam ein Befehl Ludwigs, gezeichnet Louvois, alles in Asche und Rauch aufgehen zu lassen. Die französischen Generäle, denen nichts übrig blieb als zu gehorchen, ließen daher im tiefsten Winter den Bürgern all dieser so blühenden und wieder so wohnlich gemachten Städte, den Bewohnern der Bauerndörfer, den Herren auf mehr denn 50 Burgen den Befehl zukommen, ihre Heimstätten zu verlassen man werde sie mit Eisen und Flammen vernichten. Männer, Weiber, Greise, Kinder flohen in größter Eile; ein Teil irrte auf freiem Feld herum, ein andrer floh in die Nachbarländer, derweil der Soldat, der immer noch unerbittlicher ist als ein unerbittlicher Befehl niemals aber so mild wie ein milder, ihre Heimat anzündete und brandschatzte. Mit Mannheim und Heidelberg machte man den Anfang da dort die Kurfürsten hausten: ihre Schlösser wurden zerstört wie simple Bürgerhäuser; ihre Gräber aufgerissen durch die Raubgier des Soldaten, der dort Schätze zu finden wähnte; ihre Asche in den Wind gestreut Zum zweitenmal wurde dieses schöne Land unter Ludwig XIV. so verheert; aber die Flammen, mit denen Turenne zwei pfälzische Städte und 20 Dörfer verbrannt hatte, waren harmlose Funken im Vergleich mit diesem letzten Brande. Europa schauderte; ... die Offiziere, die ihn ins Werk setzten, schämten sich, daß sie die Werkzeuge solcher Härte sein mußten. Man schob die Schuld auf Louvois, der durch die mit einem langen Ministerium verbundene Verhärtung unmenschlicher geworden war. Freilich war er es gewesen, der den Rat gegeben; aber Ludwig wäre Herr genug gewesen, einen solchen Rat nicht ausführen zu lassen.

Redaktionell abgeschlossen am 15. März 1921.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A.G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

Deutsche Schuld und deutsches Gewissen.

Lloyd George hat bei der Londoner Konferenz die unschätzbare Äußerung getan: der Versailler Friede beruhe auf der Schuldfrage. Etwas Besseres als die Anerkennung dieses Satzes können wir uns überhaupt nicht wünschen. Wir werden auch in Zukunft Herrn Lloyd George unablässig neues Material liefern, nachdem wir uns nun mit ihm auf einer gemeinsamen Plattform befinden. An sich ist die ganze Schuldfrage ein Teil, und zwar der wesentlichste, der geistigen Kriegsführung in der immer englischer werdenden Welt. Der Engländer Oskar Wilde läßt in einem seiner Stücke den überlegensten Lord aussprechen: „Wer in England nicht zweimal wöchentlich über Moral spricht, kann sich als Politiker nicht halten." Früher hat man bei Kriegen angenommen, daß jeder der Kriegführenden seinen Vorteil suche und daß am Schluß der Unterliegende die Kosten trage, während — soweit wir sehen zum erstenmal als der entscheidende Faktor eines Krieges — entsprechend dem heuchlerischen und hysterischen Charakters des Zeitalters, bei diesem Krieg als selbstverständlich vorausgesetzt wurde, daß es sich in der auswärtigen Politik, wie beim Jüngsten Gericht, um ein Urteil über den moralischen Wert der Menschen handle, und jetzt so getan wird, als ob die von Northcliffe verbreiteten Drucksachen, so wie der Schwefelregen in Sodom und Gomorrha, ein Gottesgericht zur Vernichtung der Sünder gewesen wären. Diese ganze Einstellung wurde rund um die Erde durch die, der deutschen so himmelweit überlegene, englische Propaganda zur Anerkennung gebracht. Die Engländer waren seit Jahrhunderten auf die moralische Kriegsführung eingeübt. Zur Ausbreitung des Christentums und der Zivilisation haben sie einen großen Teil der Erde unterworfen. Zur Aufrechterhaltung der „gottgewollten Abhängigkeit der niederen Rassen" haben sie einen großen Teil der afrikanischen Urbevölkerung bis ins 19. Jahrhundert hinein als Sklaven verkauft und damit die Grundlage des englischen Nationalreichtums geschaffen; die zuerst von ihnen großenteils ausgerotteten Ureinwohner Amerikas haben sie beim amerikanischen Unabhängigkeitskrieg gegen die eigenen Landsleute aufgewiegelt, weil es gegen Gott nicht zu verantworten sei, ein gottgegebenes Mittel nicht anzuwenden. Als wirtschaftliche Notwendigkeit zur Förderung des englischen Handels war die Vergiftung ganzer Völker durch Alkohol und Opium sittlich geboten, die Unterwerfung und Aushungerung des ältesten Kulturlandes Indien außer durch sittliche, insbesondere durch religiöse Gründe erfordert. In Europa haben sie den Kampf gegen die erste ihnen entgegentretende Großmacht, Spanien, als Religionskrieg geführt, Irland an der Ausnützung seiner Seehäfen verhindert durch die Auffassung des Katholizismus als einer hochverräterischen, schmutzigen und unehrlichen Sekte, so daß sie schon unter Cromwell ein gutes Drittel der irischen Bevölkerung töten konnten. Die Kriege gegen Frankreichs europäische Großmachtstellung hatten zuerst den pazifistischen Zweck der Herstellung des „Europäischen Gleichgewichts", späterhin den der Bekämpfung „pestilenzialischer Grundsätze" (Revolution) und unmittelbar darauf den der Vernichtung „des Reiches des Satans" (Napoleon). Seit hundert Jahren bis auf diesen Tag wird hauptsächlich die „Unabhängigkeit kleiner Nationen" geschützt, um das Aufkommen einer zweiten Weltmacht neben England zu verhindern und immer weitere Teile der Erde in Abhängigkeit von England zu bringen. Zur Unterwerfung der nach den Buren an die Reihe gekommenen Deutschen mußte die, dieses Mal die ganze Welt umspannende englische Propaganda den preußischen Militarismus verwenden. Und die Welt glaubt, daß dieser „schuld am Kriege" ist. Nachdem es nun einmal so weit ist, können wir nichts tun, als die Vorgeschichte und die Geschichte des Krieges aufzuklären bis zum letzten. Möchten alle Schichten des deutschen Volkes, insbesondere der Arbeiterschaft einsehen, daß die sogenannte Schuldfrage keine Parteiangelegenheit, sondern die wichtigste gemeinsame Angelegenheit des ganzen Volkes ist. C.

Am 18. Januar 1871 ist im Spiegelsaale von Versailles die Geburt des Deutschen Kaiserreiches feierlich verkündet worden. In dem gleichen Saale haben die deutschen Vertreter am 28. Juni 1919 den Schmachvertrag unterschreiben müssen, der nach der Absicht unserer Feinde Deutschlands Ende besiegeln sollte. Es gibt seit der Reichsgründung kein Dokument, das sich an Wichtigkeit mit diesem messen könnte, denn von der Art und dem Maße, wie diese, sehr zu Unrecht Friedensvertrag genannte Kriegswaffe von unseren Feinden

Digitized by Google

gehandhabt wird, hängt die gesamte Zukunft des Deutschen-Reiches, hängt das Leben der deutschen Nation und jedes einzelnen von uns ab. In diesem schicksalsschweren Bande aber ist das Kernstück der Abschnitt, welcher lautet (§ 231):

„Die a. u. a. Regierungen erklären und Deutschland erkennt an, daß Deutschland und seine Verbündeten als Urheber aller Verluste und aller Schäden verantwortlich sind, welche die a. u. a. Regierungen und ihre Angehörigen infolge des ihnen durch den Angriff Deutschlands und seiner Verbündeten aufgezwungenen Krieges erlitten haben."

Dieser Satz, der Deutschland die alleinige Schuld, die vorbedachte Schuld an all dem unsäglichen Elend der letzten sechs Jahre zuschreibt, ist nichts anderes als die Quintessenz der unermüdlichen Bestrebungen, mit denen unsere Feinde seit Kriegsbeginn den Haß der ganzen Welt gegen uns entfacht und geschürt haben, bis er in lodernden Flammen fast die gesamte Menschheit umfaßte, den Haß gegen ein Volk, das fluchbeladen und nichtswürdig und jeder Strafe wert erschien. Jener Satz des Vertrages von Versailles ist zwar von den deutschen Vertretern immer wieder als Lüge gebrandmarkt worden — und daß er trotzdem von ihnen unterschrieben werden mußte, bildet den verruchtesten Fall von Gewissenszwang und Vergewaltigung in der neueren Geschichte — er ist zwar den Führern unserer Feinde in seiner Unwahrheit voll bewußt, aber er bildet dennoch die eigentliche Grundlage des Vertrages. Ohne Deutschlands alleinige Schuld kein Straffriede, kein Ausschluß des deutschen Volkes aus der Gemeinschaft zivilisierter Nationen, kein Hinnehmen der unerhörten Härte der Vertragsbedingungen bei den gerechter denkenden Kreisen der Entente. Die von unseren Feinden meisterhaft vorbereitete und geführte Vernichtung Deutschlands, die moralische Vernichtung nicht minder als die materielle, sie sind aufgebaut auf jenem Axiom von unserer alleinigen Schuld. Und deshalb gilt von der Schuldfrage in vollem Maße das Wort des englischen Pazifisten E. D. Morel (Pre-War Diplomacy 7): „Auf dem unaufhörlichen Streben nach Wahrheit in dieser Frage beruht letzten Endes das Heil der Menschheit."

Es ist nötig, dies mit aller Dringlichkeit zu betonen. Sogar zwei der anständigsten und gerechtesten und zugleich der am genauesten unterrichteten Engländer, Lord Loreburn, der ehemalige Justizminister, der aus dem englischen Kabinett 1912 austrat, weil ihm dessen Geheimdiplomatie unerträglich wurde, und Keynes, der englische Finanzvertreter bei den Friedensverhandlungen, der die Konferenz verließ, als seine gerechten und maßvollen Ansichten dort nicht durchdrangen, diese beiden wahrlich kompetenten Beurteiler haben sich über jenes Axiom von Deutschlands Schuld am Kriege offenbar weiter keine Gedanken gemacht, die offizielle Version hingenommen[1]). Viel gefährlicher noch ist aber die Gleichgültigkeit bei uns. Unter den gebildetsten und patriotischsten Deutschen, unter Gelehrten und hohen Beamten, sogar unter solchen, die wahrlich nahe genug beteiligt sind, fand ich immer wieder die Auffassung: Das ist Vergangenheit, abgetan, wir wollen nichts mehr davon hören. Diese Männer sprechen so, weil für sie die Sache längst entschieden, Deutschlands alleinige Schuld eine widerlegte, erledigte Fabel ist. Aber sie wissen weder, daß die

[1]) Carl Loreburn, How the War came, S. 249: „Ohne Frage sehnten sich die Militärkaste und noch mehr die Professoren und Lehrer nach einem Kriege, um völlige Herrschaft über freie Nationen zu erlangen und Europa ihrem Willen untertan zu machen." S. 280: „Die Männer, welche die Natur geschändet haben, indem sie sich zu diesem Krieg verschworen." J. M. Keynes, Die wirtschaftlichen Folgen des Friedensvertrages (München 1920), S. 1: „Durch krankhafte Täuschung und rücksichtsloses Selbstbewußtsein getrieben, stürzte das deutsche Volk die Fundamente, auf denen wir alle lebten und bauten." Man beachte, daß in beiden Fällen die Anklage sich gegen das deutsche Volk, nicht bloß gegen dessen Regierung richtet.

Digitized by Google

überwältigende Mehrheit der Welt heute noch an diese Fabel glaubt, daß Deutschlands Verfemung sich darauf gründet, noch hätten sie in einer Erörterung der Frage, mit Feinden außerhalb oder innerhalb unserer Grenzen, die Waffen zur Hand, um jene ungeheuerliche Beschuldigung zu widerlegen. So sind die allermeisten von uns gerade auf diesem unendlich wichtigen Gebiet wehrlos.

Ich verstehe ja nur zu gut, wie natürlich und innerlich berechtigt, besonders bei der Jugend, gleichgültige oder widerwillige Ablehnung der Schuldfrage ist. Ich kann es ihr völlig nachfühlen, wenn sie sagt: wir haben jahrelang an der Front gestanden, wir haben in tausend Gefahren und Qualen unsere Pflicht getan, unsere Jugend freudig dem Vaterland geopfert. Nun wollen wir arbeiten, unser Leben zimmern und es auch genießen, damit dienen wir Deutschland besser als mit dem alten Diplomatenkram, den ja doch der Krieg weggefegt hat, für den wir nicht verantwortlich sind. Gewiß, wenn sie so spricht, hat sie recht, und es ist wohl die schlimmste Ungerechtigkeit der Katastrophe, daß die, die dem Vaterlande nur ihr Bestes gegeben haben, mittragen sollen an den Sünden oder Schwächen einer anderen Generation. Ich, als ein Vertreter dieser Generation, der Männer zwischen 40 und 70, wäre glücklich, wenn wir allein, wie die Verantwortung, so auch die furchtbaren Folgen tragen müßten, und die Jugend dafür frei in die Zukunft schauen könnte. Aber dem ist nicht so: Die Jugend ist an uns gekettet, kommt von unserer Verantwortung nicht los, ist in der Lage eines Sohnes, der das verschuldete Gut oder das verkrachte Geschäft seines Vaters übernehmen muß, ob er mag oder nicht. Und ich weiß, daß ihr die Ehre Deutschlands so heilig ist wie die ihres Vaters. Sie zu retten, uns alle zu befreien, gibt es aber nur einen wirklich wirksamen Hebel: Revision des Vertrages von Versailles und vor allem Revision seiner Grundlage, der Frage nach Deutschlands Schuld oder Unschuld.

Diese Revision beträfe die Schuld der Zentralmächte gegenüber dem übrigen Europa. Es gibt eine andere, tiefere: die Schuld unserer Generation gegenüber der Jugend, die Rechenschaft, die wir ihr für das schulden, was aus dem ruhm- und machtvollen Erbe unserer Väter geworden und in jammervoller Zertrümmerung ihr verblieben ist. Sie greift sehr viel weiter und tiefer als die Frage nach den treibenden Kräften des Kriegsbeginns, sie umfaßt eine Kritik der gesamten Weltanschauung unserer Generation; ich kann sie hier natürlich nur flüchtig streifen, eben so weit sie mit den Ursachen des Krieges zusammenhängt. Mein Ziel aber ist, in aller Kürze eine Übersicht über diese Fragen zu geben, den Lesern Forschungen zu ersparen, die man von jedem gebildeten Deutschen im Grunde fordern könnte und vor allem die Waffen zu zeigen, die jeder Deutsche haben muß gegenüber den Beschuldigungen, die von äußeren und inneren Feinden immer wieder erhoben werden.

Äußere und innere Feinde: ich möchte gleich betonen, daß ich mich jeder Parteistellung enthalten will. Die Frage nach Deutschlands Schuld steht weit über den Parteien, sie ist gerade eine der wenigen großen Grundfragen, in denen sich alle Deutschen, die ihr Vaterland lieben, zusammenfinden können und sollten. Ich habe selbst die Erfahrung gemacht, wie leicht es ist, sich gerade auf diesem Gebiet, trotz aller sonstigen politischen Gegensätze, zu einigen. Freilich, eines tut not: die Liebe zu Deutschland — nicht eine farblose „Unparteilichkeit", die nie wirklich eine ist, nicht ein sogenanntes Europäertum oder Weltbürgertum, das im Grunde ein Bevorzugen des englisch-französischen gegenüber dem deutschen Geiste ist, sondern bewußte und wahre, wenn auch klar sehende Liebe zum Deutschtum. Wem Deutschland nicht das Höchste bedeutet, mehr als Europa und die Welt, unendlich viel mehr als Partei und Richtung oder gar seine Person, mit dem ist keine Zusammenarbeit möglich.

Digitized by Google

Und darum stehen unsere gefährlichsten Feinde nicht draußen, sondern im Lande. Sie sind auf verschiedene Parteien verteilt, ihre wirksamste und eifrigste Gruppe nennt sich Bund Neues Vaterland — man könnte sie nach ihrem Geist und ihren Erfolgen besser den Bund gegen das deutsche Vaterland nennen. Ich will hier keine Polemik gegen diese Männer und ihre Beweggründe üben. Sie predigen die alleinige Schuld Deutschlands und helfen dadurch nicht nur allen unseren Feinden im Auslande aufs beste, sondern richten bei uns heillosen Schaden an, weil der Deutsche gerade durch einige seiner besten Eigenschaften, Wahrheitsdrang, Streben nach Objektivität und Gerechtigkeit, nur zu bereit ist, Anklagen gegen sich selbst Glauben zu schenken. Was aber jenen Leuten völlig fehlt, ist die Liebe, und darum bilden sie das Staunen und die Verzweiflung des kürzlich noch kleinen, aber täglich wachsenden Häufleins der Gerechten in Feindesland, die sich um die Wahrheit bemühen und die Lüge der Alleinschuld Deutschlands erkannt haben: die französische Gruppe der Clarté um Barbusse und die englische Union of Democratic Control um den hochherzigen und hochverdienten E. D. Morel[1]). Beide Gruppen sind stark radikal, etwa unseren Unabhängigen gleich. Aber ihr unparteiischer Geist in der Schuldfrage und ihr gesundes Nationalgefühl treten sofort aus ein paar Äußerungen der Führer zutage. Da schreibt der Franzose Demartial (For. Aff. Jan. 1920, S. 7): „Als erste Regel legen wir zugrunde, daß kein größeres Unglück einen Mann befallen kann als sein Vaterland ungerecht zu tadeln; wenn wir uns daher in der schmerzlichen Zwangslage befinden, diesen oder jenen Punkt gegen unser Land zugeben zu sollen, wollen wir es nicht tun, ehe wir alle Dokumente wieder und wieder untersucht und alle Gegenargumente erschöpfend geprüft haben." Und Morel in seiner Antwort auf einen Artikel von Dr. Fried, dem österreichischen Zionistenführer, der in den Foreign Affairs selbst sich nicht entblödet hat, Deutschlands Alleinschuld zu verfechten (For. Aff. Febr. 1920, S. 5 ff.): „Kein russischer, französischer oder englischer Kriegsforscher hat je behauptet, daß ihre Länder allein für den Krieg verantwortlich seien. Die Stellung Dr. Frieds und seiner Freunde ist daher einzigartig: denn in ihren Augen waren alle kriegführenden Regierungen schuldlos außer der deutschen ... Daß irgendein guter Zweck dadurch schließlich erreicht werden kann — dies zu begreifen übersteigt menschliche Einsicht (passes the wit of man to understand) ... Sie (Dr. Fried und seine Genossen) schädigen aber nicht das deutsche Volk allein. Das ist schließlich ihre Sache. Unser Streit mit ihnen ist, daß sie die Kräfte unterstützen, die hinter den Verträgen von Versailles stehen, und daß diese Verträge, wenn sie durchgeführt werden, Ruin und Unheil für uns alle bedeuten."

Ich brauche diesen Worten ausländischer Beurteiler — die notabene Deutschland und unsere Sprache nicht selbst kennen, also keinesfalls voreingenommen sind — nichts beizufügen: sie sprechen unseren Feinden im Lande das beste Urteil. Ich rate aber der Jugend, diese Aufsätze in Foreign Affairs selbst zu lesen, denn sie geben das klarste Bild der Lage, deren Hauptpunkte ich hier nur ganz kurz zusammenfasse, auf Grund der ungemein stark angewachsenen Publikationen von Akten und Memoirenwerken, die allmählich ein klareres Bild ergeben haben, als man noch vor Jahresfrist ahnen oder erhoffen konnte.

Man kann die Schuld am Kriege in zwei Teile scheiden: die Vorgeschichte, seit 20 oder 30 Jahren und die Ereignisse der Juliwochen 1914. Die deutschen — oder wenigstens deutschschreibenden Feinde Deutschlands können

[1]) Morel, Truth and the War, London 1918 (deutsche Ausgabe von Lutz: Ein gerechter Engländer über die Schuld am Kriege, Berlin 1920); Derselbe, Pre-War Diplomacy, London 1919 (6 pence), Abdruck aus Morels ausgezeichneter Zeitschrift Foreign Affairs, die jeder gebildete Deutsche lesen sollte (durch H. R. Engelmann, Berlin W 15, für 8 Mk. jährlich zu beziehen).

Digitized by Google

beim besten Willen die Fiction nicht aufrecht erhalten, daß Deutschland allein an der internationalen Spannung schuld sei, die das ganze 20. Jahrhundert beherrscht und schließlich zum Kriege geführt hat. Ebensowenig können sie uns einen planmäßigen Kriegswillen während all dieser Jahre nachweisen. Darum beschränken sie sich darauf, diesen Willen und diese Schuld für die letzten Friedenswochen auf Deutschland und Österreich-Ungarn zu häufen und erfüllen damit das Postulat des Vertrages von Versailles. Aber auch aus dieser Position können wir sie jetzt vertreiben, dank den letzten Publikationen, gerade auch den bei unseren Feinden erschienenen. Zuvor aber müssen wir die Vorgeschichte wenigstens überfliegen. Nur ein paar Marksteine der Entwicklung rufe ich ins Gedächtnis[1]). Man weiß, daß die Besorgnis vor einer feindlichen Koalition gegen das so ungünstig zwischen Frankreich und Rußland eingekeilte Deutschland ständig wie ein Alp auf Bismarck lastete. 1887 hat er vergeblich ein Bündnis mit England gesucht, dafür aber wenigstens mit Rußland den sog. Rückversicherungsvertrag abgeschlossen, der in einer ganz geheimen, jüngst erst bekannt gewordenen Klausel Rußland das Recht auf die türkischen Meerengen, d. h. auf Konstantinopel, zugestand. Das war für Rußland unendlich wertvoll, denn die Eroberung Konstantinopels bildete seit Peter d. Gr. den alten Traum des Zarenreichs. — 1890 schon ließ man nach Bismarcks Abgang den Rückversicherungsvertrag verfallen. Die Folge war, daß sich Rußland an Frankreich wandte und mit ihm schon 1892 den Zweibund schloß, dessen aggressive Tendenz gegen uns auch erst vor einem Jahre bei der Veröffentlichung des Wortlautes völlig klar wurde. 1895 machte sich Deutschland Japan zum bleibenden Feinde, indem es ihm, ganz unnatürlich mit Rußland und Frankreich gepaart, die Früchte seines Sieges über China nahm. England hat im Frühjahr 1898 dreimal mit wachsender Dringlichkeit ein Bündnis mit uns gesucht, zuletzt mit ungeheuren Anerbietungen, die aber die Aufteilung der Türkei und dauernde Feindschaft, wahrscheinlich sogar Krieg mit Rußland und Frankreich bedingten. Wie wir jetzt aus den Kaiserbriefen an den Zaren wissen, hat der Kaiser abgelehnt, sich mit England gegen Rußland zu verbünden[2]). Das entsprach durchaus der Richtung Bülows, der seit 1897 Staatssekretär des Äußeren, bald darauf Reichskanzler, im Verein mit dem im Auswärtigen Amt allmächtigen Geh. Rat v. Holstein unsere Außenpolitik zwölf Jahre gelenkt hat, meiner Überzeugung nach in sehr unheilvoller Weise. Es war die Politik der zwei Eisen im Feuer, die es weder mit Rußland noch mit England verderben wollte und schließlich zuwege brachte, daß sich Alle gegen uns vereinigten. Das zeigte sich schon 1899 bei der ersten Haager Friedenskonferenz, wo sich Deutschland allein offen gegen Abrüstung und obligatorische Schiedsgerichte stellte: sehr unklug war diese Offenheit, sie setzte uns ins Unrecht, während die andern ebenso wenig an wirkliche Abrüstung dachten wie wir, nun aber die Rolle der Friedfertigen gegenüber dem Störenfried spielen konnten[3]). 1899—1904 hat England noch ein paarmal Bündnisfühler

[1]) Vgl. Graf E. Reventlow, Politische Vorgeschichte des großen Krieges, Berlin 1919, und desselben vorbildlich knappe und klare Übersicht: Deutschland vor Gericht, Südd. Monatsh. XVII, 1919/20, Heft 3. Zuletzt H. Martin, Die Schuld am Weltkriege, Leipzig 1920, ein inhalt- und gedankenreiches Buch, lesenswert auch für den, welcher in manchem anderer Ansicht ist.

[2]) Briefe Wilhelms II. an den Zaren Nr. XV, S. 50 der Ausgabe von W. Goetz (Berlin 1920). Vgl. Rohrbach, Deutsche Politik 16. 1. 1920, S. 67 ff. Was der Freiherr von Eckardstein in seinen Lebenserinnerungen und politischen Denkwürdigkeiten (Leipzig 1919) über die englischen Bündnisversuche und überhaupt über die englische Politik gegenüber Deutschland ausführt, ist nur mit größter Vorsicht zu genießen. Vgl. Thimme, Deutsche Politik 26. 3. 1920, S. 371 ff.

[3]) Wie England wirklich über Abrüstung und Völkerversöhnung dachte, lehren die Äußerungen seines Delegierten Lord Fisher, der im Haag 1899 amtlich er-

Digitized by Google

ausgestreckt, aber es ist nie etwas daraus geworden — wie weit es den Engländern damit Ernst war, läßt sich heute schwer sagen, jedenfalls war es für uns seit 1904 mit der englischen Freundschaft gründlich vorbei.

Während Englands Bündnis mit Japan zum Russisch-Japanischen Krieg führte und damit Rußland als gefährlichen Rivalen Englands im fernen Osten ausschaltete, suchte König Eduard mit ungemein geschickter Diplomatenkunst die Annäherung an Frankreich und fand sie leicht. Unterdessen war seit 1900 Italien durch Geheimverträge mit Frankreich und dann mit England dem Dreibund entfremdet worden[1]). Deutschland stand immer einsamer da inmitten einer Welt von wachsender Feindseligkeit, gestützt auf einen schwachen Bundesgenossen, Österreich, und einen noch schwächeren Freund, die Türkei. Im Laufe der letzten Jahre hatten die anderen fast unausgesetzt Kriege geführt, England gegen die Buren, Italien und Frankreich in Afrika, Rußland gegen Japan, die Vereinigten Staaten gegen Spanien, fast durchweg schamlose Raubkriege; ein paarmal hätte Deutschland Gelegenheit gehabt, England oder Frankreich und Rußland durch einen Krieg in schwacher Stunde auf Jahre unschädlich zu machen, uns Luft und Ruhe für lange Zeit zu schaffen: stets hat der Kaiser in unerschütterlicher Friedensliebe solche Abenteuer abgelehnt — aber seine kriegerischen Reden und die Politik seiner Regierung machten es unseren Feinden leicht, die Wahrheit auf den Kopf zu stellen, uns als Ruhestörer erscheinen zu lassen.

Dann kam 1905 die erste Kraftprobe der neugeschaffenen englisch-französischen Entente: die Marokko-Affäre. Über der unglückseligen Kaiserfahrt nach Tanger — die übrigens der Kaiser selbst gar nicht wollte[2]) — vergißt man, auch bei uns, viel zu leicht, daß wir sachlich vollauf im Recht waren: denn Frankreich hatte unbestreitbar den Marokkovertrag von 1880 gebrochen. Auch damals hätten wir alle Aussicht auf einen vollen Sieg gegen Frankreich und das kriegsgeschwächte, revolutionär zerrüttete Rußland gehabt. Aber wiederum wählten wir den Frieden, blieben auf der Konferenz von Algeciras allein mit Österreich gegen alle und vermehrten noch die Feindschaft gegen uns. Dies war die Zeit, da Lord Fisher, der geniale Neuschöpfer der englischen Flotte, in den König Eduard drang, mitten im Frieden die noch ganz bescheidene deutsche Flotte zu überfallen und zu vernichten. Man muß das in Fishers Memoiren nachlesen, um die intensive Deutschfeindlichkeit zu verstehen, die damals schon in England herrschte, ganz besonders auch bei dem königlichen Gönner Fishers[3]). Zu jenem Überfall kam es zwar nicht, wohl aber zu den ersten geheimen Abmachungen des Triumvirats Grey-Asquith-Haldane mit den Franzosen. Ohne Wissen ihres Volkes und sogar ihrer Kollegen im Ministerium, aber natürlich mit Wissen des Königs, der die äußere Politik Englands tatsächlich viel stärker lenkte als Kaiser oder Zar die ihre, verwickelten diese Männer England in ein geheimes Einverständnis mit Frankreich, das sich jederzeit ableugnen ließ, aber darum

klärte: „Das Wesen des Krieges ist Gewaltsamkeit, Mäßigung im Kriege ist Blödsinn ... Wenn der Krieg kommt, ist Macht Recht, und die Admiralität wird wissen, was sie zu tun hat; es ist ganz dumm, einen Krieg nicht für die ganze Masse der feindlichen Bevölkerung zur Hölle zu machen" (durch Handelskrieg und Blockade; Fisher, Memories, S. 211). Vgl. im Allgemeinen: Zorn, Deutschland und die beiden Haager Friedenskonferenzen, Berlin 1920. — [1]) Französisches Gelbbuch, italienisches Grünbuch von 1919. Vgl. O. Müller, Deutsche Politik 16. 1. 1920, S. 74 ff.
[2]) Hammann, Zur Vorgeschichte des Weltkrieges, Berlin 1919, S. 204 ff.
[3]) Der Plan der Vernichtung der deutschen Flotte kehrt in Fishers Memories immer wieder, in Gesprächen und Denkschriften an den König. Es war freilich „not quite a gentlemanly sort of thing, but la raison du plus fort est toujours la meilleure" („nicht ganz gentleman-mäßig, aber das Recht des Stärkeren ist immer das beste Recht"). Der Engländer darf ungerügt so sprechen und planen: welch ein Geschrei würde die Welt erfüllen, wenn ein Deutscher Ähnliches wagte!

Digitized by Google

nicht weniger bindend war als eine Allianz. Dieses Einverständnis bedingte die Reorganisation des englischen Heeres durch Lord Haldane, der sich dazu, unter dem Deckmantel seiner persönlichen freundschaftlichen Beziehungen zu Deutschland, beim Großen Generalstab in Berlin mit ausdrücklicher Genehmigung des Kaisers und der Regierung die Belehrung holte. Auch das kann man jetzt in seinem Buche nachlesen, das im Gegensatz zu Fishers brutaler Offenheit jedem Kasuisten Ehre machen würde[1]). Und während der Kaiser vergeblich um die Freundschaft des Zaren warb, zog König Eduard Rußland immer mehr in den Kreis der Entente, bis diese 1908 in Reval besiegelt wurde.

Damit war der Ring um Deutschland fertig. Man kann ihn wegleugnen, wie das auch bei uns viele tun: die Tatsache bleibt nicht minder bestehen. Was nun kam, war eine ganz logisch folgerichtige Entwicklung, die allerdings mit einer sehr unglücklichen Tat der Zentralmächte begann: der Annexion von Bosnien und der Herzegovina durch Österreich-Ungarn im Jahre 1908. Es war ein Vertragsbruch, aber wie Morel treffend sagt, das 20. Jahrhundert hat eine wahre Epidemie von Vertragsbrüchen gesehen. Bei Frankreich hatte es die Welt ruhig hingenommen, nun schäumten die Entente und ihre Freunde vor Wut. Deutschland war durch diese Tat seines Bundesgenossen vollkommen überrascht worden: ein unverantwortliches Unrecht Österreichs. Wir aber stellten uns ohne Zögern neben oder besser vor den Bundesgenossen und die Entente wagte keinen Krieg, der damals ihr zum Unheil ausgegangen wäre. Wieder hatte Deutschland seine Friedensliebe klar gezeigt, wieder trug sie ihm nur Haß und Verleumdung ein. Die alte Wut der Serben gegen Österreich-Ungarn wuchs ins Ungemessene, geschickt wurde sie von Rußland genährt, das von nun an Serbien planmäßig als vorgeschobenen Bauern im Spiel gegen die Zentralmächte verwendet. Jeder gute Deutsche sollte die aufreizenden, zum Krieg anspornenden Äußerungen der Russen, vom Zaren bis zu Ministern und Gesandten, lesen, um zu verstehen, wie sorgsam serbischer Irredentismus auf Siedehitze erhalten wurde[2]). Aus der bosnischen Krise leiten sich folgerichtig ab: der italienisch-russische Vertrag von 1909, der Tripoliskrieg Italiens, die beiden Balkankriege. So stand unsere Sache im Osten so schlecht wie möglich. Im Westen aber hatte die zweite Marokkokrise 1911 neuen Zündstoff zwischen uns und Frankreich-England aufgehäuft, wieder hatten wir sachlich recht und setzten uns ins Unrecht — fortiter in modo, suaviter in re, wie König Eduard einmal treffend von unserer Politik sagte[3]). Der Riß wurde verkleistert, unter der Oberfläche wuchs er andauernd; in demselben Jahre 1912, wo Lord Haldane zum zweiten Male zu einer „Verständigung" nach Berlin fuhr, knüpften sich die geheimen Bande zwischen England, Frankreich und Rußland noch enger, wiederholte Beratungen und Konventionen zwischen den Generalstäben und Admiralstäben der Entente bereiteten alle Einzelheiten des kommenden großen Krieges vor — auch was

[1]) Viscount Haldane, Before the War, London 1920. Das Buch enthält vielleicht keine einzige direkte Lüge und ist doch eine einzige große Unwahrhaftigkeit. Zur Einkreisung Deutschlands vgl. man jetzt auch den II. Band der Tagebücher des englischen Diplomaten Wilfrid Scawen Blunt, The Coalition against Germany, 1900—1914; dazu Lutz, Deutsche Politik, 5. 3. 1920, S. 296 ff. Morel, Foreign Affairs, Mai 1920, S. VI ff.

[2]) Zusammengefaßt im Deutschen Weißbuch über die Schuld am Kriege (1919) und in dem wichtigen Buche des serbischen Diplomaten Boghitschewitsch, Kriegsursachen (Zürich 1919). Dazu Karo, Südd. Monatsh. Okt. 1919, S. 38 ff. Am schwersten von allem wiegt vielleicht folgende Stelle der russisch-bulgarischen Geheimkonvention von 1909: „Die Verwirklichung der hohen Ideale der slawischen Völker ist nur nach einem günstigen Ausgang des Kampfes Rußlands mit Deutschland und Österreich-Ungarn möglich." (Boghitschewitsch, S. 117.)

[3]) Frh. v. Eckardstein, Denkwürdigk. II, 145.

Digitized by Google

Belgien betraf, denn der Schlieffensche Plan unseres Durchmarsches durch Belgien war den Feinden längst bekannt[1]). Nicht auf Vermutungen und Kombinationen sind wir mehr für dies alles angewiesen, es läßt sich aus Akten und Äußerungen der führenden feindlichen Staatsmänner mit voller Sicherheit beweisen. Zum Beleg zitiere ich nur die Worte Greys an Sazonow: „wir werden Deutschland den fühlbarsten Schlag versetzen" und des Königs Georg an denselben (Herbst 1912): „wir werden jedes deutsche Handelsschiff versenken, dessen wir habhaft werden"[2]).

Daß Deutschlands Friedfertigkeit ein hohes Verdienst daran zukommt, wenn die gewitterschweren Jahre 1912/13 ohne europäische Konflagration vorübergingen, die Balkanfragen vorläufig gelöst werden konnten, das wurde damals von der Entente allgemein anerkannt. Das wertvollste Zeugnis für uns bieten aber die Berichte der belgischen Gesandten, die während des ganzen Jahrzehnts vor dem großen Kriege nicht müde werden, die Einkreisung und Kriegstreibereien der Entente und den Friedenswillen Deutschlands zu betonen — und zwar die Gesandten in London, Paris, Petersburg nicht minder als die in Berlin und Wien[3]). Das sind doch wahrlich unparteiische und gut informierte Beurteiler!

Das Jahr 1914 zog drohend am europäischen Himmel herauf. Rußlands Sprache, besonders die der Organe des Kriegsministeriums, wurde immer offener kriegerisch, in Frankreich regierten die Nationalisten reinster Färbung, und die unerträgliche Last der dreijährigen Dienstzeit trieb zum Kriege. Serbien und Montenegro wurden immer von neuem ermutigt, auf die Beute aus dem zerfallenden Österreich-Ungarn zu hoffen und sich zu rüsten. In aller Stille, die jetzt durch die Publikation der Akten sonnenklar erhellt wird, bereitet sich Rußland auf die Eroberung Konstantinopels vor, die, wie Sazonow ausdrücklich betont, nur im Rahmen eines europäischen Krieges möglich war, aber trotzdem eifrig betrieben wurde[4]). (Gegenüber der entstellenden Berichterstattung der Kautsky und Genossen reden hier gerade, wie in der Frage der Ermunterung Serbiens, die Akten eine völlig eindeutig klare Sprache, die Morel und Demartial genau ebenso verstehen wie deutsche Beurteiler.) Man erinnere sich auch daran, daß Lord Fisher den Krieg für den Sommer 1914 voraussagte, weil zu einer späteren Zeit Deutschland England gegenüber in maritimer Hinsicht weniger ungünstig stehen würde[5]). Der genaue Zeitpunkt, für den der Ausbruch geplant war, läßt sich vorläufig nicht erweisen, der Kriegsplan und Kriegswille steht für jeden unparteiischen Beurteiler fest. Ebensowenig kann aber von einer Gefahr die Rede sein, daß Deutschland Europa bezwänge oder ihm seinen Willen aufnötigte. Zur Weltherrschaft, die nach der albernen aber für uns so verhängnisvoll weit verbreiteten und tief gewurzelten Fabel — auch Kautsky hält heute noch daran fest! — Deutschland erstrebte, gehört doch vor allem eine überwältigende Macht. Vergleicht man aber die Statistiken, so sieht man mit Über-

[1]) Erklärung Churchills vom 21. 9. 1914: Morel, Truth and the War, S. 11.
[2]) Geheimbericht Sazonows an den Zaren, Deutsches Weißbuch über die Schuld am Kriege, S. 195, nach der russischen Publikation von M. Pokrowski.
[3]) Zur Europäischen Politik, Unveröff. Dokumente herausg. v. Schwertfeger, Doren, Köhler, Berlin 1919 (5 Bände, zusammengefaßt von dem Schweizer E. Sauerbeck, Die Großmachtspolitik der letzten 10 Friedensjahre, Basel 1918 und jetzt vorzüglich von Schwertfeger, Der Fehlspruch von Versailles, Berlin 1921.
[4]) Weißbuch 169 ff. Sazonows Bericht an den Zaren und das sog. Memorandum Basilis über die Meerengen (23. 2/8. 3. 1914); vollständiger in dem leider nicht käuflichen Weißbuch des Ausw. Amtes, Dokumente aus russischen Geheimarchiven bis 1. Juli 1918, S. 308 ff.
[5]) 1914 war die englische Flotte mehr als doppelt so stark als die deutsche. Fisher legt eingehend dar, wie er alles für einen um diese Zeit erwarteten Krieg von langer Hand vorbereitet hatte. Und ebenso hat schon im Herbste 1911 der Botschafter Cambon in London 1914 oder 1915 als Termin des Weltkrieges bestimmt: Deutsches Weißbuch zur Schuldfrage, S. 119 ff.

Digitized by Google

raschung, wie viel geringer als die der anderen unsere Rüstungen gewesen sind, obwohl sie nach dem Geschrei der Entente seit Jahren in steigendem Maße den Weltfrieden angeblich bedrohten und sie zu Gegenmaßnahmen zwangen. Von 1904 bis 1914 hatte England 7,8, Frankreich 3,2, Rußland 2,4 Milliarden für seine Flotte ausgegeben, Deutschland 3,7 (wenig mehr als Frankreich allein, halb so viel wie England!), Österreich nur eine. Da kann von Bedrohung doch wahrlich keine Rede sein. Und wirklich war nach englischen Quellen 1914 die englische Flotte allein mehr als doppelt so stark wie unsere. Und was das Heer betrifft, betrug unsere Friedensstarke 1914 761000, die Österreichs 478000, zusammen 1239000 Mann, die Kriegsstärke der Zentralmächte 3358000 Mann: dagegen hatte Frankreich im Frieden 791000 + 86000 Eingeborne = 880000, Rußland 1845000, beide zusammen 2725000, im Kriege 5070000 Mann, also eine ungeheure Übermacht[1]). Die Langsamkeit der russischen Mobilmachung aber war 1914 im Sommer dadurch ausgeglichen, daß man ihr seit dem Frühjahr durch eine Reihe geheimer Vorbereitungen vorgearbeitet hatte.

Nein, Deutschland bedrohte Europa vor sieben Jahren wahrlich nicht. Es lauschte mit Freuden der Friedensschalmei, die England gerade in jenen Monaten spielte, und die zu einem Kolonialabkommen geführt hatte, als die Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand in Sarajewo die Lunte zur russisch-serbischen Mine entzündete[2]).

Es kann kein Zweifel bestehen, daß diese Mordtat von Belgrad aus in Szene gesetzt war; und wenn man auch der serbischen Regierung damals keine unmittelbare Mitschuld nachweisen konnte, hat sie sie doch seither selbst auf sich genommen, indem sie 1919 die Mörder durch eine offizielle religiöse Feier am Orte ihrer Tat zu Nationalhelden stempelte (Morel, Pre-War Diplomacy S. 40 ff.). Daß die Serben in der Siedehitze nationaler Begeisterung mit allen Mitteln eine Befreiung ihrer Stammesbrüder von der österreichischen und besonders der ungarischen Herrschaft erstrebten, können wir Deutsche ihnen heute am besten nachfühlen, wo so viele Millionen unserer Brüder an allen Grenzen unter fremdem Joche schmachten. Aber dieser Mord bleibt doch eine verruchte Bluttat, und daß man in Wien entschlossen war ihn zu sühnen und mit Serbien abzurechnen, daß man darin eine Lebensfrage der Monarchie erkennen mußte, das wird jeder billig Denkende begreifen. Die österreichischen Staatsmänner durften nicht ruhig zuschauen, wie die slawische Wühlarbeit die Monarchie zersetzte, die zu erhalten sie berufen waren. Freilich sind sie, wie die Veröffentlichungen der Wiener Akten lehren[3]), über diese berechtigte

[1]) Über diese Fragen am Besten: Graf Max Montgelas, Glossen zum Kautsky-Buch (Berlin 1920), S. 13 ff. Morel, Truth and the War, 91 ff., 138 ff., 156 ff.

[2]) Zur Geschichte der letzten Wochen vor dem Kriegsausbruch liegen jetzt außer den österreichisch-ungarischen (s. nächste Anm.) auch die deutschen Akten lückenlos vor: Die deutschen Dokumente zum Kriegsausbruch, Berlin 1919, 4 Bände (zusammengefaßt von R. Wolff, Die deutsche Regierung und der Kriegsausbruch, Berlin 1919). Diese sog. „Kautsky-Akten" hat Kautsky selbst in deutschfeindlichem Sinne verarbeitet: Wie der Weltkrieg entstand, Berlin 1919 (zuerst in den Londoner Times vom 29. 11. 1919 im Auszug veröffentlicht!). Dagegen Montgelas, Glossen zum Kautsky-Buch, Berlin 1920; Delbrück, Kautsky und Harden, Berlin 1920 (die Erwiderung von Kautsky, Delbrück und Wilhelm II, Berlin 1920, geht auf Montgelas vernichtende Kritik wohlweislich nicht ein!); Helmolt, Kautsky der Historiker, Berlin 1920. — Das beste ältere Quellenwerk ist E. Sauerbeck, Der Kriegsausbruch, Stuttgart 1919; eine ganz ausgezeichnete, knappe und doch erschöpfende Darstellung der verwickelten Probleme gibt ihr vielleicht kompetentester Kenner B. W. v. Bülow, Die Grundlinien der diplomatischen Verhandlungen bei Kriegsausbruch, Berlin 1920.

[3]) Diplomatische Aktenstücke zur Vorgesch. d. Krieges 1914 (Rotbuch), 3 Hefte, Wien 1919/20; erläutert von R. Gooß, Das Wiener Kabinett und die Entstehung des Weltkrieges, Wien 1919.

Digitized by Google

Defensive hinausgegangen. In dem Kriege, den sie von vornherein gegen Serbien planten, verbargen sich Annexionsgelüste; und der schwerste Vorwurf gebührt den Berchtold und Genossen für das Doppelspiel, das sie Berlin und auch ihrem alten Kaiser gegenüber getrieben haben. Anderseits kann man unserer Regierung den vernichtenden Vorwurf nicht ersparen, daß sie einem Bundesgenossen, der uns in der bosnischen Frage rücksichtslos überrumpelt hatte, so viel Vertrauen schenkte, ihn drei Wochen lang gewähren ließ, obwohl vom ersten Tage an klar war, daß wir auf Gedeih und Verderb mit ihm verknüpft waren. Weder in bezug auf Serbien noch vor allem auf Italien, das unter San Giuliano für Kompensationen vielleicht noch zu haben gewesen wäre, haben wir unseren Standpunkt durchgesetzt gegenüber der Handvoll ungarischer und tschechischer Aristokraten, die Österreich-Ungarns Politik leiteten. Und es war ein unbegreiflicher, unverzeihlicher Irrtum zu glauben, in einer so gewitterschweren Spannung Europas ließe sich der österreichisch-serbische Konflikt „lokalisieren". Aber gerade diese mangelhafte und schwächliche Politik lehrt am klarsten, wie wenig unsere Regierung den Krieg wollte. Und als sie dann endlich, nach der serbischen Antwort auf das österreichische Ultimatum, den Abgrund so nahe sah, hat sie, der Kaiser voran, alles getan, um Österreich zu bremsen, zum Einlenken, zur Verständigung zu bringen. Das ist ja auch in jenen heißen Julitagen von allen Seiten anerkannt worden, und der Krieg wäre vermieden worden, wenn die Entente es ernstlich gewollt hätte. Denn es ist eine Fabel, daß die Entente überrumpelt worden sei; der „ahnungslose Wanderer", wie Kautsky den Präsidenten Poincaré zu nennen wagt, wußte bei seiner Ankunft in Petersburg am 21. 7. genau so gut über das Ultimatum an Serbien Bescheid wie Berlin: am 16. war darüber aus Wien nach London, am 20. nach Paris telegraphiert worden[1]). Und es kann nicht mehr zweifelhaft sein, daß Poincaré und Viviani die russische Regierung in dem Plane der Mobilmachung bestärkt haben, die versteckt schon am 25. begann, zunächst auch vor dem Zaren halb geheim gehalten, immer wieder den Deutschen gegenüber aufs Feierlichste abgeleugnet, vom Kriegsminister dem Militärattaché, von Sazonow dem deutschen Botschafter Pourtalès, vom Zaren dem Kaiser, bis sie endlich am 31. Juli an allen Straßenecken Petersburgs angeschlagen, am gleichen Morgen aber schon, nach englischem Zeugnis, in einem entlegenen sibirischen Dorf an der mongolischen Grenze bekannt wurde[2]). Dies allein ist schon ein Beweis dafür, daß die sogenannte Teilmobilmachung gegen Österreich vom 25. 7. nur ein Vorspiel zu der früher schon im Einverständnis mit den Franzosen beschlossenen allgemeinen Mobilmachung war. Und diese bedeutete den Krieg, für Frankreich und Rußland wie für die deutsche Auffassung, die man uns so oft vorgeworfen hat. Das beweisen jetzt französisch-russische Akten mit voller Klarheit: und sie lehren uns auch den Zweck all' dieser verschleiernden Manöver: Rußland sollte uns so lange hinhalten, bis es voll gerüstet schon an unserer Grenze stehe, bereit, uns zu erdrücken[3]). Sehr geschickt hat man versucht, die klare Abfolge der einzelnen Mobilmachungen zu verwirren und den Anschein zu erwecken, als seien die russischen Maßnahmen nur gerechtfertigte Antworten auf österreichische gewesen. Mit dieser tendenziösen Verwischung, in der die Feinde unserer Sache in Deutschland den äußeren Feinden auch heute noch Handlangerdienste erweisen, haben

[1]) Telegramm des englischen Botschafters in Wien, 16. 7. 1914, Blaubuch Nr. 161, des französischen Konsulatskanzlers in Wien, 20. 7. 1914, Gelbbuch Nr. 14, v. Bülow, Grundlinien, S. 27.
[2]) Stephen Graham, Times 11. 9. 1914: Morel, Truth and the War, S. 29.
[3]) Französ. Gelbbuch von 1919, Nr. 71 und 53. Dazu v. Bülow, Grundlinien, S. 89 ff.; Montgelas, Glossen, S. 27 und 44 ff.

Digitized by Google

vor allem Hoeniger und Montgelas, sowie Morel, unwiderleglich aufgeräumt[1]). Montgelas, Bülow und die Akten widerlegen auch für jeden, der die Frage ehrlich und unparteiisch prüft, die Fabel, daß wir wenig oder gar nicht oder nur zum Schein die Österreicher zum Einlenken, zu einer Verständigung mit Rußland, gedrängt hätten. Dieses Drängen hat, wie schon gesagt, in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit erst spät eingesetzt, wurde dann aber mit solchem Nachdruck betrieben, daß tatsächlich die Grundlage eines Einvernehmens zwischen Wien und Petersburg gelegt war, als am 31. Juli die Verkündigung der allgemeinen russischen Mobilmachung dazwischenplatzte. Was dann geschah, unsere Mobilmachung und die Kriegserklärungen an Rußland und Frankreich, das wissen ja alle. Wie weit es möglich gewesen wäre, mit diesen Kriegserklärungen, die uns die Rolle des Angreifers zuschoben, so wenig wir die Angreifenden waren, noch ein paar Tage zu warten, ob das nicht um so größeren Schaden angerichtet hätte, darüber wird viel gestritten. Ich meine, ohne mir natürlich militärisch irgendein Urteil anzumaßen, daß bei dem festen Kriegswillen der maßgebenden Männer in Rußland (ob der Zar dagegen war oder auch der zugleich fanatische und schwache Sazonow ab und zu schwankte, tut wenig zur Sache) der Krieg unvermeidlich war und durch die meisterhafte Regie unserer Feinde unter allen Umständen Deutschland ins Unrecht gesetzt worden wäre. Freilich, unsere Ungeschicklichkeit hat reichlich dazu beigetragen, und die fast phänomenale Unfähigkeit sich in die Psychologie anderer Nationen hineinzuversetzen, die Morel mit Recht unserer Diplomatie nachsagt.

Und England? Es hat sich natürlich stets den Schein des unparteiisch Gerechten gegeben, der bis zum letzten Augenblick den Frieden mit allen Kräften zu erhalten strebt, um dann dem Bedrängten zu Hilfe zu eilen. Daß seine Handlungsfreiheit durch die Triumvirn Asquith-Grey-Haldane schon seit Jahren gefesselt, daß es ein Werkzeug des russischen Hofes geworden war, das hat zu vielen anderen Lord Loreburn, der ehemalige Ministerkollege der Triumvirn, unwiderleglich bewiesen[2]). Noch im Frühjahr 1914 hatte Grey seinen König nach Paris begleitet und sich dort Frankreich und Rußland gegenüber noch fester verpflichtet. Als dann die Krisis kam, ist es sehr lehrreich, sein Spiel zu beobachten. Der englische Botschafter in Petersburg warnt, offenbar aus persönlicher Friedensliebe, zweimal Sazonow vor den verhängnisvollen Folgen der russischen Mobilmachung[3]). Sein Chef, Sir Edward Grey, hat ihn offenbar dazu nicht weiter ermutigt, vielleicht gebremst: die Warnungen hören auf! Grey überbietet sich in Vorschlägen für deutsche Intervention in Wien, die er dem deutschen Botschafter Lichnowsky aufträgt; dieser, der Grey für einen Halbgott ansieht, ihm in allem Recht gibt, leitet die Vorschläge nach Berlin weiter und bis auf einen, den ersten, werden sie von uns mit allem Nachdruck in Wien vertreten. Aber unsere Bitten, Grey möge nun seinerseits in Petersburg vorstellig werden, verhallen oder führen bloß zu leeren, matten Scheindemarchen. Vor allem aber: Alle bestürmen Grey, doch nur wenigstens klar zu reden, zu erklären, was England tun werde, Berlin bittet ihn angstvoll um seine Ent-

[1]) Hoeniger, Deutsche Rundschau 1918, S. 15 ff. (Akten des Suchomlinow-Prozesses); Rußlands Mobilmachung für den Weltkrieg, Berlin 1919; Oberstleutnant v. Eggeling, Die russische Mobilmachung und der Kriegsausbruch, Berlin 1919 (aktenmäßige Darstellung unseres Militärattachés in St. Petersburg). Besonders gut und klar Montgelas, Deutsche Politik 23. 1. 1920, 26. 2. 1921, und Deutsche Nation, August 1919 (auch Glossen, S. 24 ff.); v. Bülow, Grundlinien, S. 76 ff. Zu unserem Druck auf Österreich Montgelas, Deutsche Politik 12. 9. 1919, S. 327 ff.; 19. 9. 1919, S. 359 ff. Glossen, S. 20 ff. v. Bülow, Grundlinien, S. 61 ff., 101 ff.

[2]) Carl Loreburn, How the War came, besonders S. 79 ff., 98 ff.

[3]) Blaubuch Nr. 17, 44. Dazu sehr gut v. Bülow, Grundlinien, S. 77.

Digitized by Google

scheidung, Petersburg und Paris fragen bei ihm an. Es ist klar: wenn Grey wie Gladstone 1870 erklärt hätte: England stellt sich gegen den Verletzer der belgischen Neutralität, so wäre Belgien gerettet worden. Hätte er gesagt: um Serbiens willen kämpfen wir nicht, ein Krieg des Zweibundes gegen die Zentralmächte wegen Balkanfragen geht uns nichts an, so wäre der Weltkrieg vermieden worden. Von seinem Wort hing alles ab. Er aber hüllte sich in sphinxhaftes Schweigen, behielt sich Entscheidung und Freiheit des Handelns vor.

Heute ist die Maske der Sphinx gefallen, wir wissen, daß Grey seine Freiheit längst verloren, seine Entscheidung längst in andere Hände gelegt hatte. Die zynischen Berichte des russischen Botschafters Benckendorff an Sazonow, die man in Bülows ausgezeichnetem Buche nachlesen kann[1]), enthüllen die Geschicklichkeit, mit der Grey durchlaviert, bis er die öffentliche Meinung so weit gebracht sieht, daß er das Unterhaus um die Zustimmung zu dem längst beschlossenen Kriege bitten kann: Man darf sagen, zu dem fast schon begonnenen Kriege: denn seit dem 27. war die englische Flotte am Ende einer großen Parade mobil „gehalten", d. h., da man ja zu einem Manöver nicht wirklich mobil macht, mobil gemacht worden. Und wenige Stunden nach Greys Rede im Unterhaus war das ganze englische Expeditionskorps, 160000 Mann erlesener Truppen, kriegsbereit, ohne daß man es ahnte, und das anderthalb Tage vor der Kriegserklärung an Deutschland[2]). Man sieht, wie glänzend alle die harmlosen „Konversationen" zwischen den Stäben der Entente sich bewährten. Grey hat wirklich, wie Graf Reventlow in seiner meisterhaften Schilderung („Deutschland vor Gericht", S. M., XVII., 3) sagt, mit Deutschland gespielt wie die Katze mit der Maus, und Berlin hat alles nur Menschenmögliche getan, um den Krieg mit England zu vermeiden.

Ich sagte schon, daß Grey Belgien hätte retten können. Er hätte, wenn ihm so viel an dem kleinen Lande lag, es schon seit Jahren schützen müssen. Denn einerseits wurde der im Kriegsfall bevorstehende Durchmarsch seit Jahrzehnten in der militärischen Literatur aller Länder besprochen, er war geradezu ein Axiom geworden. Dann aber hat Churchill, der Kriegsminister, erklärt, er habe seit 1911 von dem Schlieffenschen Operationsplan, der durch Belgien führte, gewußt, und anderseits mußten die englischen und französischen Stäbe gemeinsam den französischen Kriegsplan Nr. 16 beraten haben, der ebenfalls Belgien bedrohte und erst 1913 durch einen andern ersetzt worden war[3]). Warum hatte das mütterliche England nicht im Frieden durch Besprechungen oder eine Konferenz für die Sicherheit seines Schutzbefohlenen gesorgt? Es hat es nicht getan, weil gerade die Vergewaltigung Belgiens die denkbar beste Kriegsparole sein mußte. Nichts hat uns in der ganzen Welt, auch bei den Ehrlichsten und Besten so furchtbar geschadet wie Belgien; und es zeigt wieder unsere psychologische Unfähigkeit, daß man das bei uns nie begriffen hat.

So wenig wir gegen Serbien oder Rußland, Frankreich oder England schuldig sind, so klar ist unsere Schuld gegenüber Belgien. Sie wird erschwert, weil wir als Großmacht gegen ein kleines Land standen, und noch viel mehr,

[1]) Grundlinien, S. 53 ff. Über Grey, an dessen Ehrlichkeit und Friedensliebe auch Lord Loreburn glaubt, s. das vernichtende Urteil des hervorragenden englischen Forschers Conybeare bei Brie, Südd. Monatsh., Juli 1916, 435 ff.

[2]) Haldane, Before the War, S. 35. Er wie Fisher heben mit berechtigtem Stolze hervor, wie tadellos alles klappte. Über die kriegsfördernde Wirkung der englischen Flottenmobilmachung, auf die Grey die Russen nachdrücklich schon am 27. 7. hinwies, vortrefflich v. Bülow, Grundlinien, S. 106 ff.

[3]) Montgelas, Glossen, S. 37 und Nachschrift. Zur belgischen Frage vgl. man das ausgezeichnete Buch des Obersten Schwertfeger, Der geistige Kampf um die Verletzung der belgischen Neutralität, Berlin 1919; dazu Karo, Südd. Monatsh. Oktober 1919, 43 ff.

Digitized by Google

weil wir seine Neutralität mit garantiert hatten. Der Generalstab betrachtete den Schlieffenschen Feldzugsplan als den einzig möglichen. Jagow hat Moltke vor dem Kriege gebeten, ihn wegen der englischen Gefahr abzuändern, Belgien nicht zu berühren: Moltke hat nach einiger Zeit dies für unmöglich erklärt[1]). Darüber steht mir selbstverständlich kein Urteil zu. Wenn der Weg durch Belgien der einzige war, der uns im Kriege aus dem Verderben zum Siege führte, war es selbstverständliche Pflicht jeder deutschen Regierung, diesen Weg einzuschlagen. Es war ein Akt berechtigter Notwehr, aber darum doch ein Unrecht gegen Belgien. Und das Allertörichteste war es, dieses Unrecht hinterher aus den sogenannten anglo-belgischen Konventionen zu rechtfertigen, welcher immer ihr Wert sein mag. Denn erstens kannten wir sie nicht, als wir einmarschierten, und dann hatten wir kein Recht, Belgien Abmachungen mit England vorzuwerfen zum Schutze gegen einen Angriff, den wir ja tatsächlich seit Jahren als einzigen Feldzugsplan im Falle eines Krieges fest planten. Unser Unrecht an Belgien bleibt bestehen, und eine der wenigen gerechten Bestimmungen des Vertrages von Versailles ist die Wiedergutmachung der belgischen Verluste und Schäden. Aber freilich, niemand hat weniger Recht, dies von uns zu fordern als die drei Spießgesellen der Entente, die uns in den Krieg und so nach Belgien hineingetrieben haben und die dann als „Schutzmächte" Griechenlands dieses kleine Land in viel ärgerer Weise vergewaltigt haben[2]) — am wenigsten aber die englische Regierung, die aus Belgien ein Schlagwort gemacht hat, um ihr widerwilliges Volk von Kriegsbegeisterung gegen uns zu entflammen.

Fassen wir zusammen: Rußland hat seit Jahren den Krieg gewollt, vorbereitet und endlich entfesselt, um den alten Kaisertraum von Byzanz zu verwirklichen. Frankreich hat seit 1870 den Revanchegedanken niemals aufgegeben, es hat in den kriegerischen Vorbereitungen vielleicht nicht die Führung übernommen, aber stets auf den günstigen Augenblick gehofft und gewartet und zum mindesten nichts getan, um den Krieg zu verhindern, der ihm 1914 willkommen war. England war jede Lösung recht, die es von dem gefährlichen Rivalen Deutschland befreite; wenn ohne eigenen Krieg, um so besser, sonst auch mit einem Krieg. Wie leicht es diesen nahm, wie sicher es des Sieges war, lehrt Greys Äußerung im Unterhause, Krieg werde Großbritannien kaum mehr kosten als Neutralität. In Österreich-Ungarn waren manche zum Kriege vielleicht bereit als einem verzweifelten Mittel gegen den drohenden inneren Zerfall der Monarchie. Deutschland hatte im Kriege nichts zu gewinnen und alles zu verlieren; es ist wider Willen, aber zum großen Teil durch seinen Mangel an Vorsorge und Einsicht, an Schlauheit und Energie in das Verhängnis hineingezogen worden[3]).

---

[1]) v. Jagow, Deutsche Politik 24. 10. 1919, S. 523 ff. Vgl. auch Montgelas, Glossen, S. 37 ff.

[2]) Vgl. Die Entente in Griechenland, Südd. Monatsh. XV, Heft 8, und die letzten Publikationen der französischen Oberbefehlshaber: Vice-Amiral Dartige du Fournet, Souvenirs de guerre d'un Amiral; Général Sarrail, Mon Commandement en Orient, sowie das ehrliche Buch des Amerikaners Paxton Hibben, Constantine I. and the Greek People. New York 1920.

[3]) Daß auch die militärischen Stellen nicht zum Kriege getrieben haben, ergibt sich klar aus dem trefflichen Buche des Generals v. Kuhl, Der deutsche Generalstab in Vorbereitung und Durchführung des Weltkrieges, Berlin 1920. Die Friedensliebe des Generalstabschefs v. Moltke ist allbekannt. Der angebliche Kronrat in Potsdam, in dem am 5. Juli 1914 der Krieg beschlossen sein sollte, ist längst als Fabel erwiesen (Weißbuch über d. Schuld am Kriege, S. 77 ff. „Kautsky-Akten" I, S. XIII ff. Montgelas, Glossen, S. 15 ff.). Großadmiral von Tirpitz, der einzige Mann an leitender Stelle, dessen Genie und Kraft für den Wagemut eines Kriegswillens ausreichte, hat in seinen Erinnerungen unwiderleglich bewiesen, daß er

Digitized by Google

So läßt sich Deutschlands und seiner Feinde Schuldanteil allmählich klar aus dem Wust der Akten und Schriften, der Ereignisse und Entstellungen lösen. Aber hier hat es sich noch gar nicht um die schwierigere und tiefere Frage gehandelt: *die Schuld der deutschen Regierung gegenüber dem eigenen Volke*. Auch da, meine ich, können wir klarer sehen als noch vor kurzem. Wenn man die deutsche auswärtige Politik der letzten 30 Jahre überschaut, macht sie zunächst einen erstaunlich planlosen, oft hilflosen, taumelnden Eindruck. Man versteht sie besser, wenn man die ungeheuren Schwierigkeiten und Gefahren erwägt, die uns stets umstellten, und man wird dann weniger leicht zum Tadeln bereit sein. Zickzackkurs, jawohl! Eben der Zickzackkurs eines Schiffes, das U-Booten entrinnen will. Oder wählen wir ein anderes Bild: den deutschen Adler in einem weiten Netz verstrickt: er sucht sich durch Vorstöße nach allen Seiten daraus zu befreien, und wer von weitem das Netz nicht sieht, findet sein Hin- und Herschießen kopflos, unverständlich. Aber freilich, man kann oft mit voller Kraft ein Netz *zerreißen*. Und es läßt sich nicht leugnen, daß die deutsche Politik vor dem Kriege und im Kriege Fehler gemacht hat, die unbegreiflich sind. Wie konnte man in diesem Grade alle Sympathien einbüßen, so wenig zuverlässige Bundesgenossen wählen, sie so wenig kennen, durchschauen, beherrschen? Wie ist es denkbar, daß der seit Jahren bestehende Feldzugsplan nicht auch diplomatisch vorbereitet war, daß so wenig Zusammenwirken zwischen Auswärtigem Amt und Generalstab, zwischen Heer und Marine bestand — Tirpitz schreibt, er habe den Schlieffenschen Plan nicht gekannt! Woher das Vertrauen zur Friedensliebe des Auslandes, wo jeder Tag fast das Gegenteil lehrte? Wie konnte man die führenden Männer der Entente so wenig kennen! — denn solche Kenntnis der Persönlichkeiten führt oft zu tieferer Erkenntnis als alle Dokumente. Wie erklärt es sich, daß die Regierung zu Anfang 1914 den Vorschlag der Landwirte und Industriellen, Vorräte von Lebensmitteln und ausländischen Rohstoffen anzulegen, als unnötig ablehnte, in demselben Gewitterjahr 1914, wo sich im Januar die Stadt Paris mit Mehl für eine möglicherweise nahe bevorstehende Mobilmachung eindeckte![1]) Begreift man, daß der Verproviantierungstermin der Festungen Straßburg und Neubreisach noch Anfang Juli 1914 (3 Wochen vor Kriegsausbruch!) verschoben wurde?! Alles das sind ja klare Beweise, daß wir den Krieg nicht wollten, sie entlasten unsere Regierung gegenüber den Feinden, *belasten sie aber um so schwerer vor dem deutschen Volke*, das alle diese Fehler und Sünden so furchtbar gebüßt hat. Wen trifft die Schuld, diese wahrhaft erdrückende Schuld?

Eine Unzahl von Deutschen wird auf diese Frage unbedenklich antworten: *den Kaiser*. Und zwar nicht nur alte Gegner wie Kautsky und Gerlach, die ihrer Verbitterung nun endlich freien Lauf lassen können, oder Herrschaften wie der Frh. v. Eckardstein, die ehemals dem Kaiser Stellung und Glanz verdankten und nun tapfer die Schale ihres Hohns über ihn ausgießen — auch zahllose edel und ehrlich denkende Patrioten sehen in Wilhelm II. den Hauptschuldigen. Nach meiner vollsten Überzeugung mit Unrecht. Die Macht und der Einfluß des Kaisers werden maßlos überschätzt, er ist sehr viel mehr der Exponent, das Produkt seiner Zeit, dieses in aller Welt verhaßten „wilhelminischen" Deutschland zwischen 1890 und 1914 — als daß *er* ihm den Stempel aufgedrückt hätte. Manche Reden und Gesten des Kaisers sind so recht der Ausfluß des hohlen Geistes unserer Generation. Im Auslande — ich

weniger als irgendwer den Krieg im Jahre 1914 wünschen konnte; und sein großer Gegner Fisher bestätigt dies durch sein Drängen zur Entscheidung vor 1915. Daß Kaiser und Kanzler nur den Frieden erstrebten, muß selbst Haldane an mehreren Stellen seines Buches zugeben. Wer vertrat dann aber den deutschen Kriegswillen?

[1]) v. Bülow, Grundlinien, S. 12 ff. Deutsche Allg. Zeitg. 4. 3. 1920, Nr. 118.

Digitized by Google

kann das aus jahrzehntelanger vielseitiger Erfahrung in fast allen Ländern Europas bezeugen — war viel weniger der oft im Gegenteil bewunderte Kaiser verhaßt als der unerträgliche Typus, den man mercator gloriosus Germanicus nennen kann. Und was vollends seinen Friedenswillen anlangt, seinen guten Willen überhaupt, so haben selbst so wenig der Parteilichkeit verdächtige Zeugen wie Gerlach[1]) ihn widerwillig anerkennen müssen. Er täuschte niemanden, aber er wurde fortgesetzt getäuscht. Feindselige Hände haben jetzt in seinen Papieren gekramt, flüchtige Bemerkungen, private Briefe sind schamlos auf den Markt geworfen worden. Und sicher zur tiefen Enttäuschung vieler, ist zwar viel Unüberlegtes zutage gekommen, aber nichts Gemeines, nichts was bösen Willen oder Pflichtvergessenheit verriete. Wenn man es mit den Anklägern ebenso machte, wieviele würden wohl so gut bestehen?

Das schließt Kritik und Tadel nicht aus. Daß Kaiser Wilhelms Persönlichkeit, trotz seiner leidenschaftlichen Liebe für Deutschland, die einem unparteiischen Beurteiler wie dem Grafen Czernin so tiefen Eindruck machte[2]), für uns dennoch ein Unglück war, wird man nicht bestreiten können. Aber viel größer war ein anderes Unglück: man wirft dem Kaiser vor, nicht wie sein Großvater, die richtigen, bedeutenden Männer um sich geschart zu haben. Wo waren denn diese großen Männer? Gewiß, es hat geniale und heldenhafte Heer- und Flottenführer gegeben: sie sind auch heute im Elend noch unser Trost und Stolz, wie überhaupt die Armee und Marine, Offizierskorps und Generalstab, sich von allen Ständen im Laufe der letzten Generation am besten bewährt haben. Aber sonst? Das „alte System" ist gefallen, die „Bahn für jeden Tüchtigen frei", und nun erst erkennen wir mit Schrecken unsere ganze entsetzliche Armut an Männern. Heute werden Großindustrielle zu Botschaftern, Arbeitersekretäre zu Ministern gemacht, die Standesvorurteile sind abgetan. Und da stehen wir vor der verzweifelten Erkenntnis, daß wir keine großen Männer haben, daß keiner einen zu nennen weiß, dem wir in London oder Paris oder Washington mit vollem Vertrauen auf sein Genie die Geschicke Deutschlands anvertrauen könnten. Und die paar leider zu früh verstorbenen hervorragenden Männer, Marschall, Wangenheim, waren doch schon im alten Regime in den höchsten Stellen. Es ist im ganzen ein kleines Geschlecht, das Bismarcks Erbe angetreten hat und ein paar Jahrzehnte lang sich mit großen Worten und Gesten behalf, während es das Erbe aufbrauchte. Und das gilt auch auf anderen Gebieten als dem politischen. Es hat eine Unmenge fleißiger, gewissenhafter, auch oft vortrefflicher Männer in dieser Generation gegeben, aber furchtbar wenige schöpferisch geniale Talente. Das kann man an sich keine Schuld nennen — Genius ist Gottesgabe — aber es war ein verhängnisvolles Unglück. Wohl aber war es eine furchtbare Schuld, daß so viele von uns sich selbstgefällig zufrieden gaben, sich und Deutschland groß dünkten, weil wir reich wurden, und daß von den anderen, die den Niedergang, die verhängnisvolle Abkehr von den deutschen Idealen, klar erkannten, so verzweifelt wenige Mut und Kraft fanden, frei, laut und immer wieder ihre Stimme zu erheben. Lagarde, der „nicht müde wurde zu predigen, daß wir entweder vor einer neuen Zeit oder vor dem Untergange stünden", war ein Prediger in der Wüste. Wir lebten von den schöpferischen Ideen der Väter, und unser materialistisch-mechanistisches Zeitalter verwechselte nützlichen Fortschritt mit tieferer Kultur. Das war vielleicht der tiefste Grund unserer Katastrophe. Wollen wir uns aus ihr erheben, so tut uns vor allem eine neue tiefere Weltanschauung not. Und wer unsere akademische Jugend kennt, weiß, daß sie mit einer Intensität, die meine Generation beschämt, nach einer solchen Weltanschauung strebt.

[1]) In der Vorrede seiner Ausgabe der Kaiserbriefe an den Zaren, Wien 1920.
[2]) Czernin, Im Weltkriege (Berlin 1919), S. 67 ff.

Digitized by Google

Ich bin am Ende: Trotz allem darf der junge Deutsche den Kopf hoch tragen, in freiem Stolz auf die unzähligen und unerreichten Heldentaten dieses Krieges. Er lasse sich von den Ententeanbetern und Flagellanten nicht täuschen, allen diesen alten, verbissenen Leuten, die aus Haß und Ressentiment gegen das alte System die Schuld Deutschlands suchen und verkünden. Er halte ihnen und dem Ausland die Tatsachen entgegen, die klar beweisen, daß Rußland, Frankreich, England in wechselndem Maße und mit verschiedenen Zielen, aber in einmütigem Haß gegen das Deutschtum — keineswegs bloß gegen den deutschen Militarismus! — den Krieg vorbereitet und entfesselt haben, daß Deutschland den Frieden wollte, bis zuletzt, wenn es auch durch Ungeschick und Mangel an kraftvoller Führung kläglich daran scheiterte[1]). Wir dürfen nicht aufhören, dies zu verfechten und zu beweisen, denn die Wahrheit bricht sich stets nur allmählich Bahn und die Erkenntnis dieser Wahrheit ist unerläßlich — dem Ausland gegenüber zur Revision des Vertrages von Versailles und der Verfemung Deutschlands in der Welt, und vor allem im Innern, für uns selbst. Denn nur mit klarer Erkenntnis dieser Dinge, mit bewußt ruhigem Gewissen kann die Jugend an das große Werk gehen, an dem unsere Generation versagt hat, das wir von jener erhoffen, wenn wir zum alten Eisen geworfen sind: ein neues geistiges Deutschland aus den Trümmern aufzubauen, ein echtes, nicht international verwässertes Deutschtum. Ich könnte nicht besser schließen als mit einem zweiten Wort Lagardes: Es gibt für den Menschen nur eine Schuld, die, nicht er selbst zu sein .... das gilt auch von den Nationen. Georg Karo (Halle).

Während des Druckes erscheint die Schrift von Rohrbach, Die Beweise für die Verantwortlichkeit der Entente am Weltkriege (Stuttgart, J. Engelhorn, 3 Mk.), die auf wenigen Seiten in musterhafter Klarheit und Eindringlichkeit das gewaltige Material verarbeitet. Zusammen mit den erwähnten Darstellungen von Bülow und Reventlow bildet diese neueste ein vollkommen ausreichendes Rüstzeug gegenüber den Angriffen unserer Feinde. Es zu besitzen genügen wenige Mark, und wenige Stunden es zu beherrschen: Beides ist Pflicht jedes denkenden Deutschen[2]).

Görres über die deutsche Not.

Der große Görres legt in seinem „Rheinischen Merkur" vom 9. Mai 1814 dem nach Elba verbannten Napoleon eine Charakteristik der damaligen Deutschen in den Mund, die den heutigen Deutschen zur ernstesten Gewissenserforschung dienen muß: „Gegen Teutschland habe ich vor allem zuerst den Blick gewendet. Zwiespalt durfte ich nicht stiften unter ihnen, denn die Einigkeit war aus ihrer Mitte längst gewichen. Nur meine Netze durfte ich stellen, und sie liefen mir wie ein scheues Wild von selbst hinein. Untereinander haben sie sich erwürgt, und glaubten redlich ihre Pflicht zu tun. Leichtgläubiger ist kein Volk gewesen, und töricht toller kein anderes auf Erden. Keine Lüge ist so grob ersonnen worden, der sie nicht in unbegreiflicher Albernheit Glauben beigemessen hätten. Nichts Schandbares für sie ist vorgegangen, dem sie nicht eine schöne Seite abgewonnen. Die törichte Mißgunst, womit sie sich untereinander angefeindet, hab ich zu meinem Gewinnste wohl gehegt; immer haben sie mehr Erbitterung gegeneinander als gegen den wahren Feind gezeigt."

[1]) Gerade zu Weihnachten hat uns Lloyd George, einer der Hauptschuldigen von Versailles, den unschätzbaren Satz geschenkt: „Je mehr man die Memoiren und Bücher über die Begebenheiten vor dem 1. August 1914 liest, desto mehr begreift man, daß niemand an leitender Stelle zu jener Zeit geradezu den Krieg gewollt hat." — [2]) Besonders empfehlenswert auch G. Demartial, Die Schuld am Kriege, die Vaterlandsliebe und die Wahrheit, Berlin 1921.

Digitized by Google

Deutsche Kunstpflege im Kriege.

Es empfiehlt sich, denjenigen Kunstbesitz, der sich in zerstörten oder gänzlich verlassenen Baulichkeiten befindet, zur Aufbewahrung an gesichertem Orte der nächsten Behörde des Landes oder in Ermangelung einer solchen einer Kommission angesehener und zuverlässiger Persönlichkeiten zu übergeben, Kircheneigentum in erster Linie Geistlichen benachbarter Ortschaften. Grundsätzlich wird die Sicherung an Ort und Stelle anzustreben sein. In erster Linie sind die Landesbehörden, oder beim Fehlen solcher, zuverlässige Einwohner hierzu heranzuziehen. Eine weitere Sicherung kann durch geeignete polizeiliche Maßregeln und die Androhung strenger Strafen gegen Zerstörung, Beraubung und Beschädigung geschaffen werden. Müssen solche Gegenstände im Interesse ihrer Erhaltung weggeführt werden, so wird auch dieses grundsätzlich durch die nächste Behörde des Landes oder angesehene Landeseinwohner zu besorgen sein. Mit diesen Bestimmungen sollen die Sicherungsmaßnahmen, die vielfach von den örtlichen Verhältnissen abhängen, nicht erschöpft werden. Auch sollen sie nicht zu einer übertriebenen Suche nach verlassenen kunstgewerblichen Gegenständen führen. Sie sollen vielmehr das Augenmerk der Truppen und besonders der längere Zeit in einem Ort befindlichen Ortskommandanten auf ihre Pflicht der Erhaltung des wertvollen Kunstbesitzes hinlenken und einige Maßnahmen andeuten."

Ergebnis dieser Verordnung war die Schaffung einer Anzahl lokaler Sammlungen, in denen alles aus der Umgebung Zusammenströmende vereinigt wurde, um so die Altertümer besser schützen und erhalten zu können. So erhielt, wie das Journal des Débats vom 20. Dezember 1918 meldet, (nach einem Bericht Herrn Bauchonds, des Konservators des Museums von Valenciennes) dies Museum erst eine Bilder- und Uhrensammlung der Frau Marquise d'Aoust de Saint-Léger, dann die Privatsammlungen des Marquis d'Havrincourt, des Grafen de Franquevilles, des Prinzen von Monaco, Bilder und Skulpturen der öffentlichen Sammlungen in Lille, Cambrai, Douai, La Fère, Handschriften und Wiegendrucke der Bibliotheken zu Cambrai, Douai, Laon, die sorgfältig abgenommenen romanischen Reliefs der Abtei von Honnecourt, Ausgrabungsfunde beim Ziehen von Schützengräben, kirchliche Geräte, geschichtliche Denkmäler aus dem Gemeindebesitz u. a. All diese Schätze bildeten ein vielbesuchtes und bewundertes Museum, und was hier geschah, fand sich ähnlich in Maubeuge. Erst vor den immer drohenderen Angriffen der Franzosen und Engländer, die sich Valenciennes und Maubeuge näherten, mußten die Schätze, wie einst von St. Quentin und Cambrai, Lille, so jetzt von ihrem neuen Aufbewahrungsort nach Brüssel geflüchtet werden. Denn es waren nicht etwa die französischen Behörden, die im eignen Land vor dem Feind ihr Hab und Gut durch die eben genannten Befehle und Maßnahmen zu retten suchten, sondern es war dieser Feind selbst, der unter den schwierigsten Umständen sich an die Bergung des Kulturgutes der Menschheit machte. Und der nicht nur die Schätze barg, sondern auch durch Fachleute ausstellen, ordnen, katalogisieren und so weit als möglich von Schäden befreien ließ. Selbst die französische Kommission, die im Frühjahr 1919 die Pastelle Latours übernahm, mußte anerkennen, daß nur geringfügige Schäden vorhanden waren, von denen nicht einmal feststand, ob sie erst während des Krieges entstanden waren. Denn dem deutschen Kriegswerk über diese Bilder hatte die französische Kunstwissenschaft nichts an die Seite zu stellen. Und das, während in unserem Vaterland viele Kunstwerke in Kellern vor feindlichen Angriffen Zuflucht suchen mußten, die Rohstoffe zu notwendigen Erhaltungsarbeiten, das Papier zu wünschenswerten Veröffentlichungen fehlten.

Digitized by Google

Man braucht nur die Verwüstungen anzusehen, die französische Fliegerbomben unter den unersetzlichen Neumagner Denkmälern in Trier angerichtet haben (Clemen, Kunstschutz im Krieg 1, S. 9), um zu erfahren, daß unsere Feinde weit hinter der Front sich nicht gescheut haben, rücksichtslos alle Mittel des Angriffs auch zum Schaden von Wissenschaft und Kunst anzuwenden.

Die Bergung des in feindlichen Gebieten aufbewahrten Kunstbesitzes (in dem Sinne, in dem die Alliierten von feindlichem Kunstbesitz sprechen, ist es keinem Deutschen eingefallen zu sprechen oder zu handeln, und die rohe Zerstörungswut, mit der das siegreiche Frankreich die Denkmäler toter deutscher Helden in Metz und anderswo, ja sogar die Erinnerungsmale an die Bestattung von Freund und Feind auf den Friedhöfen geschändet hat [Kunstschutz, S. 139, S. 70 ff.] ist uns unfaßbar, wäre es viel mehr, wenn wir nicht den Frieden zu Versailles und seinen Lobredner im Berliner Tagblatt, Herrn Gesandten und einstigen Universitätsprofessor Förster erlebt hätten); die Bergung der durch den Krieg bedrohten Kunstwerke wurde durch eine Reihe begleitender Umstände noch außerordentlich erschwert. Einmal, wenn auch nicht allzuhäufig durch den Widerstand der Lokalbehörden, die dabei zuweilen an bestimmte Befehle der abziehenden französischen Regierung gebunden waren. So glaubte sich der ungemein pflichttreue und gewissenhafte Direktor des Museums in Lille, der in seinen Kellern die Kostbarkeiten barg, so gut er nur konnte, und unablässig zu ihnen zur Kontrolle hinabstieg, gehalten, alle äußeren Schäden, die das Bombardement an Glaskästen usw. angerichtet hatte, zu belassen. Kunstwerke waren nur in geringem Umfang in Mitleidenschaft gezogen worden, aber die Verwahrlosung, der auf diese Weise Teile der Sammlung anheimfielen, war kein Gewinn. Staub und Schmutz, vielleicht auch Schlimmeres hatten so Zutritt zu den Kästen und Schränken. Auch in Belgien sind ähnliche Fälle vorgekommen. Die deutschen Behörden hatten bei der Nachforschung nach verschwundenen Denkmälern, bei den Maßnahmen, die sie zur Sicherheit der Altertümer vorschlugen, immer wieder mit dem Vorurteil zu kämpfen, sie gingen auf Kunstraub aus. Es muß mit aller Entschiedenheit betont werden: die im Krieg gemachten Erfahrungen berechtigten die Behörden der besetzten Gebiete in keiner Weise zu solchem Verdacht. Gewiß sind hie und da, mehr von unverantwortlicher als von verantwortlicher Seite, Mißgriffe vorgekommen, gewiß hat es in der viele Millionen umfassenden deutschen Armee unter Offizieren wie Mannschaften (die Revolution hat ja offenbart, was für Elemente hier wie dort in den Heeresverband Aufnahme gefunden hatten) Leute gegeben, die Mein und Dein nicht zu scheiden wußten, die aus Sammlerfreude, selbst aus reiner Bereicherungslust sich mehr oder minder herrenlos gewordenes Gut aneigneten. Wo solche Fälle zur Kenntnis der verantwortlichen Stellen gebracht wurden, ist unerbittlich Remedur geschaffen worden, auch da, wo Enthusiasmus und bester Glaube an das geschichtliche Recht, wie im Fall des mit sächsischem Wappen gezierten Teppichs zu Valenciennes, zum Transport in die Heimat geführt hatten. Aber psychologisch ist auf französisch-belgischer Seite die Furcht vor dem Kunstraub recht begreiflich. Die Erinnerungen an Napoleons Vorgehen, an die Schicksale der kyprischen Sammlungen unter englischem Schutz, den Parthenon, waren noch lebendig; wie sehr sie den eignen Instinkten entsprachen, bewiesen nicht nur die zahlreichen Stimmen, die sich für eine rücksichtslose Ausplünderung Deutschlands und Deutsch-Österreichs aussprachen, und denen leider der Genter Altar in Berlin gegen jedes Recht zum Opfer gefallen ist. Das Auftreten der italienischen Kunstgelehrten in Wien, die mit militärischen Mitteln der Erpressung die Museen und Bibliotheken plünderten, zeugen unmißverständlich für die „Mentalität" unserer Feinde. Man sucht den andern in dem Winkel, wo man selbst

Digitized by Google

steckt. Leider hat unser Auswärtiges Amt den vorauszusehenden Vorwürfen Rechnung getragen und gegen jede vorzeitige Bergung und jedes Verbringen von Kunstwerken nach Deutschland außer, wo es gar nicht zu umgehen wäre, Einspruch erhoben. So sah sich die Militärbehörde vielfach verurteilt, abzuwarten, bis die Not zum höchsten stieg, und die Räumung einer Sammlung wie der von Peronne, St. Quentin, u. a., mußte unter dem Einschlagen feindlicher Granaten, zum Teil bei der Nacht vor sich gehen. Mit Recht fragt der Bericht (Kunstschutz, S. 92 Anm.), ob wohl unter ähnlichen Umständen französische Truppen ihr Leben zur Bergung fremden Eigentums gewagt hätten? Wer beachtet, daß Anfang des Krieges Maurice Barrès ausrief: „Ich ziehe den bescheidensten französischen Infanteristen unseren Meisterwerken vor", und im Mai 1918 Jean Debrit erklärte, „welche künstlerische Kostbarkeit wiegt das Juwel ohne Preis, das menschliche Leben auf?", wird geneigt sein, sie zu verneinen, und vielleicht sogar zu finden, daß die Feinde im Rechte sind. In St. Quentin ließ die dem Oberkommando des Deutschen Kronprinzen unterstehende 11. Armee von Pionieren, die wir wahrhaftig nicht im Überfluß hatten, nachts die kostbaren gotischen Glasfenster herausnehmen, unter Hinzuziehung eines eigens aus Köln geholten erfahrenen Technikers: das Schicksal der nicht von unseren Truppen besetzten, darum auch nie geschützten Reimser Kathedrale sollte sich nicht wiederholen.

Reims pflegt das Paradestück der Feinde bei ihren Angriffen auf unser Heer zu sein. Schon in einer 1914 erschienenen französisch geschriebenen Broschüre von Anacharsis le jeune „Les monuments et la guerre" ist hervorgehoben worden, daß die Beschädigungen der Kathedrale hervorgerufen wurden durch die Abwehrmaßregeln der französischen Heeresleitung. Niemand habe ein Recht, sie anzugreifen, wenn sie die Verteidigung von Reims nicht preisgäbe, niemand aber dürfe dann den Deutschen Vorwürfe machen, wenn sie zum Angriff übergingen. Daß Reims verteidigt worden sei, ist von den Franzosen niemals bestritten worden, ebenso geht aus ihren Berichten deutlich hervor, daß die kurze deutsche Besetzung der Stadt keinerlei Schäden gebracht hat. Aber die Gegner leugnen, daß wir ein Recht hatten, die Kathedrale zu beschießen, daß dafür eine Notwendigkeit vorlag. Die „Times" vom 22. September 1914 berichten: „Herr Sidell, unser Berichterstatter, sah beim Verlassen der Kathedrale am oberen Ende der Hauptstraße einen französischen Artilleriepark mit starker Infanteriebedeckung". Da Herr Sidell wohl nicht an Halluzinationen litt und kaum von deutscher Seite bestochen sein dürfte, wird auch unser Gegner sein Zeugnis anerkennen müssen. Aber wir können mehr beweisen: Der Bischof von Dijon gibt zu, daß im August 1914 auf dem Nordturm eine Station für drahtlose Telegraphie und ein Scheinwerfer aufgestellt wurden, daß die Posten mit Feuerwerkskörpern für Signale versehen waren. Und zwar war das auch noch im September der Fall, als die erste deutsche Granate einfiel. Versuche, Scheinwerfer auch später, nach der Wiedereinnahme der Stadt durch die Franzosen, aufzustellen, haben nicht gefehlt. Man hat immer wieder aus sehr verschiedenen Gründen davon abgesehen. Die Beschädigungen, die unsere Artillerie verursachte, waren schwer, schwerer aber die Schäden, die der Einfluß der Witterung mit sich zog. Zwei Winter hatte der Bau mit den arg mitgenommenen Gewölben ohne Notdach durchgehalten. Trotz der Mahnungen einiger Abgeordneter war die französische Heeresleitung nicht dazu zu bewegen, mit der deutschen über die Inangriffnahme der notwendigen Arbeiten zu verhandeln. Die deutsche Heeresleitung, von deutschen Gelehrten auf die traurigen Folgen der Verwahrlosung des herrlichen Baus aufmerksam gemacht, war zu weitem Entgegenkommen bereit. Da griff Seine Heiligkeit Papst Benedikt in einem Schrei-

Digitized by Google

ben an Seine Majestät den Deutschen Kaiser ein. Die Antwort lautete entgegenkommend (Kunstschutz, S. 49 ff.), aber das Echo auf der andern Seite blieb aus. Im Gegenteil, Reims wurde zum Ausfallstor der großen Offensive im Frühjahr 1917 bestimmt, und damit die Kirche neuen Gefahren ausgesetzt. Erst im Winter 1917/18 entschloß man sich in Paris zu Bergungsarbeiten, nicht aber zu einem umfassenden Schutz des Bauwerks. Man könnte bei der auch von französischen Zeitungen gemachten Beobachtung, daß überall in Reims, in Arras, andernorts, die französische Regierung mit dem Abtransport und der Sicherung der Kunstwerke zu lange gezögert habe, Absicht vermuten, um der deutschen Kriegsführung möglichst viel Schwierigkeiten und Verantwortung in den Weg zu legen, wüßten wir nicht aus Maurice Barrès' Werken, aus Renans, Doumics, vieler anderer Klagen, wie wenig Volk und Regierung in Frankreich sich um die Denkmäler der Vergangenheit kümmern, wie bei unsern westlichen Nachbarn die Gedanken der italienischen Futuristen, durch Zerstörung alles Gewesenen dem Neuen Platz zu machen, Eingang gefunden hatten.

Bei Reims ist die Mitschuld der Franzosen an den Zerstörungen eine passive, in sehr vielen, ja den meisten Fällen, ist sie eine auch aktive. Laon, St. Quentin, Lille, die Mehrzahl der belgischen Orte haben durch die Beschießung der alliierten Heere, Ypern, Nieuport, Dixmuiden zum guten Teil durch die Verteidigungsmaßnahmen der Belgier und Engländer mehr als durch deutsche Schuld gelitten. Wie von etwa 100 000 Einschlägen deutscher Granaten in Reims im April nur drei die Kirche streiften (woraus man mit Recht, Kunstschutz, S. 61 Anm. 2, auf die Absicht der Schonung, nicht der Zerstörung geschlossen hat), so gibt noch nach den heftigen Kämpfen im Herbst 1914 Pierre Mille zu, daß die deutsche Artillerie Ypern geschont habe. Wir wissen, daß das auf besonderen Wunsch unseres Kaisers geschehen ist. Niemand wird die Aufnahmen der Trümmer belgischer, französischer oder auch italienischer Kunststätten ohne tiefe Betrübnis ansehen. Aber er halte daneben, was in Ostpreußen, in Galizien geschah, was unter englischen Augen in den Baltischen Landen vor sich ging; er vergesse nicht die Fliegerangriffe auf deutsches, dem Feind weit entrücktes Land, er stelle vor allem, so gut er's kann, den gewaltigen Anteil der Alliierten an den Zerstörungen fest. Ungerechter als die Bestimmung, daß wir ersatzpflichtig sein sollen für alles, was in diesem, von uns nie gewollten Krieg zugrunde gegangen ist, ist wohl keine in dem Friedensvertrag. Menschen sind kostbarer als Kunstwerke, sagten die Franzosen. Gebt uns unsere durch die jedes christlichen Gefühls bare „Blockade" verwüstete Volkskraft wieder!

Wer den Beratungen des auf Anlaß meines Vaters nach Brüssel berufenen Tages für Denkmalpflege beigewohnt hat, wird sich des außerordentlich weiten Entgegenkommens erinnern, das die militärischen Stellen gegenüber allen Wünschen der Kunstgelehrten, Künstler, Techniker zeigten. Aber für das Problem eines wirksamen Schutzes, ja einer weit sichtbaren Kenntlichmachung der Kunstwerke fand sich keine befriedigende Lösung. Um so weniger als leider unsere Feinde niemals davor zurückzuschrecken schienen, das rote Kreuz und ähnliche Abzeichen mißbräuchlich zu verwenden. Da ich nun mit Herrn Heinz Potthoff (Volk oder Staat, S. 48) der Meinung bin, daß auch in Zukunft Gegensätze zwischen den Staaten bestehen werden, und diese Gegensätze auch künftig zu Kriegen führen werden, so wünschte ich, daß recht bald die Beratungen über den Schutz der Denkmäler wieder von allen Seiten aufgenommen würden. Es sollte dann nach dem Muster der deutschen und österreichischen Heeresleitung in allen vom Krieg betroffenen Gebieten sofort ein Denkmälerschutz eingeführt werden. *Vor dem Eingreifen der Mittelmächte ist etwas Ähnliches nie geschehen.* Es sollte dann aber, womöglich mit

Digitized by Google

rückwirkender Kraft für 1914 ff. beschlossen werden, daß jeder Kunstraub, jede Reklamation von Kunstwerken unstatthaft ist. Ich habe diesen Standpunkt im ganzen Krieg eingenommen und halte das Vorgehen der Feinde für unwürdig.

Kampf ist der Vater aller Dinge, lehrte ein alter griechischer Philosoph. Der Krieg, der gewaltige Zerstörer, hat doch selbst auf dem ihm so fernen Gebiet der Kunst befruchtet und geschaffen: Nicht nur die stattliche Reihe der Ehrenfriedhöfe, von denen doch wohl nicht alle der Zerstörung durch Rache brüllende Feinde anheimfallen werden, sondern auch die zahlreichen Denkschriften über einzelne Orte, wie Dinant, Mecheln, die großen belgischen Abteien, die Städteführer und Kataloge. Bis in die Fernen Mazedoniens, Syriens und der Ukraine, bis Polen und hinauf nach Esthland sind deutsche und österreichische Wissenschaftler gedrungen und haben Material gesammelt, verarbeitet, gerettet. Der erste Band von dem bei Seemann erscheinenden Werk „Kunstschutz im Kriege" behandelt die Westfront. Der zweite ist dem Osten, dem Balkan und dem Orient gewidmet. Möchten bald in gleich guter Ausstattung weitere folgen, möchten auch die philologischen und naturwissenschaftlichen Ergebnisse der Kriegsarbeit deutscher Gelehrter bald vorgelegt werden. Wenn einmal die Grenzen wieder offen sind und Deutschland, befreit von der sozialistischen Knechtschaft, unter der es seufzt, sich wieder aufrichtet, dann werden Unbefangene auch erkennen, innerhalb und außerhalb unserer Landesgrenzen, daß zur Vermenschlichung der Kriege und zur Bewahrung unserer höchsten Kulturgüter im Waffenlärm von uns Deutschen eine stille Arbeit getan ist, die zwar nicht unter Wilsons 14 Punkten steht, die aber vielleicht ebendarum eine Zukunft haben muß.

Fr. W. Frhr. von Bissing (München-Oberaudorf).

Eine Äußerung Wilhelms II.

Aus der Familie des verstorbenen Generaldirektors des Norddeutschen Lloyd, Heinrich Wiegand, erhalten wir eine Aufzeichnung, die gemacht wurde unmittelbar nachdem Wiegand am 30. Januar 1906 mit dem Kaiser bei einem Festessen beim Minister Budde zusammengewesen war.

Bei dieser Gelegenheit äußerte sich der Kaiser über die Konferenz von Algeciras (Januar bis April 1906) wie folgt:

„Ich halte es für absolut ausgeschlossen, daß aus dieser Konferenz eine ernste Lage entstehen könnte. Ich weiß sehr wohl, daß ich keinen Krieg führen kann, wenn nicht das ganze Volk einmütig hinter mir steht. Ich kann einen Krieg nur dann führen, wenn es sich um eine Frage handelt, bei der das ganze deutsche Volk darin übereinstimmt, daß diese Frage nur mit dem Schwert gelöst werden kann. Bei einem Kriege mit Frankreich und England können wir nichts gewinnen, sondern nur verlieren. Ich weiß auch, daß den Kabinetten in Washington, Tokio und Petersburg ein solcher Krieg sehr willkommen sein würde."

Auf die Entgegnung Wiegands, daß man immer wieder von einer Kriegspartei rede, antwortete der Kaiser: „Es gibt keine solche Kriegspartei. Sie kennen doch meine Umgebung. Sehen Sie sich doch um! Wo ist denn diese Kriegspartei? Und selbst wenn eine solche Partei vorhanden wäre, würde sie dann einen Einfluß auf mich haben?"

Digitized by Google

Was ist Völkerkunde?

Wenn wir Beamte eines ethnographischen Museums an einem Besuchstage durch die Räume der uns anvertrauten Sammlungen gehen, haben wir gewöhnlich Eines mit den Besuchern gemeinsam, nämlich das, was der Volksmund „gemischte Gefühle" nennt. Aber aus ganz verschiedenen Gründen: dem Besucher kommt das ein bißchen kraus vor, was er zu sehen bekommt, dem Beamten der Besucher. Der erstere, in neunundneunzig unter hundert Fällen ein Laie, wundert sich über die Zusammenstellung; es kommt ihm komisch vor, daß anscheinend so wertloser Plunder, wie ein rohgeformter, schiefgeratener Topf, ein Paar Stecken zum Feuerreiben, ein Grabstock, ein gleichgültiges Stück Ziegenhorn mit dem Inhalt etwa einer Abc-Schützentasche, ein anspruchloses Steinbeilchen, ein durchlöcherter Knochen, ein Stück Gewebe, wie es der Lumpensammler aus dem Müllkasten holt, eine alte Messerklinge einträchtig zusammenliegen in demselben Schrank, der unter Umständen einen kunstvoll geflochtenen Korb, eine fein geschnitzte Tierfigur, eine farbenfreudige Perlenstickerei, eine prachtvolle Schale, einen mit vollendetem Verständnis für künstlerische Raumausnützung aus einem Holzblock herausgearbeiteten Hocker enthält. Der letztere, der Beamte, ist wohl ebenso enttäuscht, aber über den Besucher, der es nicht begreift, daß alle diese unschönen und schönen Dinge zusammengehören, wie das Ei und das Huhn, die nackte fette ekle Raupe und das gaukelnde Juwel, der Schmetterling, Stahl, Feuerstein, Schwamm unserer Vorfahren und das moderne Taschenfeuerzeug, das wir bei uns führen, um die teuren Zündhölzer zu ersetzen.

Was dem Durchschnittsbesucher eben fehlt, das ist das Verständnis für den Gang der Kultur. Er meint, diese müßte immer gerade ausschreiten, fest und ohne abzuweichen, auf ein bestimmtes Ziel los, das der höheren Entwicklung, des harmonischeren, vollendeteren Daseins. Darum enttäuscht es ihn, in allen Kulturen fast ein Stückwerk finden zu müssen, ein Vollendetes neben Anfänglichem, ein Unzulängliches neben Zielbewußt-Zweckmäßigem. Er hat vielleicht nicht Recht, und doch ehrt ihn sein Denken, weil es ein Streben nach Vollendung, nach voller Harmonie der Kulturerscheinungen ist. Und schließlich dämmert es ihm doch, alle diese verschiedenartige Dinge müßten zusammengehören und seien vereint, um ihm ein Bild zu geben von dem, was die Menschheit sich ersonnen, erdichtet, erdacht, erkämpft habe — von ihrer Kultur.

Das ist es ja auch — ein ethnographisches Museum soll ein Zeugnis sein von der Kultur der Völker, soweit diese in materiellen Zeugnissen sich ausspricht. Zunächst sind es gewöhnlich die außereuropäischen Völker, die man vertreten findet, unter Ausschluß wenigstens der europäischen Hochkulturvölker, und diese Beschränkung, die dem Laien meist gar nicht bewußt wird, hat ihre Gründe. Welcher Art diese sind und ob sie berechtigt sind, werden wir sehen.

Wer hundert Jahre alt wäre, könnte sich vielleicht noch erinnern, manche der Dinge, die er jetzt in einem Museum für Völkerkunde sieht, in seiner Jugend zusammen mit ganz anderen Sachen, mit ausgestopften Tieren, Mineralien, Muscheln, Seesternen, alten Möbeln, Gemälden und Sonstigem in einer „Kunstkammer" oder einem „Kuriositätenkabinett" angetroffen zu haben. Er freute sich vielleicht über das Wiedersehen und ahnte nicht, daß es ihm so und nicht anders beschert worden ist durch den Ausbau der Wissenschaft vom Menschen.

Aus ganz naheliegenden Ursachen ist diese ja erst möglich geworden durch das Zeitalter der Entdeckungen. Erst dies hat den Gesichtskreis der europäischen Menschheit soweit ausgedehnt, daß ein umfassendes Studium des Menschen möglich wurde. Damit ist noch nicht gesagt, daß dieses Studium auch gleich in Angriff genommen wurde; nein, es hatte damit noch seine guten Wege. Es ist hier auch nicht der Ort, auf die Vorgeschichte der Völkerkunde einzugehen, etwa bis zu der Zeit, wo

Digitized by Google

sie sich allmählich von den anderen Zweigen der Wissenschaft um den Menschen, unter deren Fittichen sie lange gestanden hatte, loszulösen begann um flügge zu werden und selbst die Schwingen zu regen. Hier soll nur erörtert werden, was Völkerkunde heute ist, was sie will.

Goethe hat das Wort geprägt, End und Ziel aller Wissenschaft sei der Mensch. So muß die vornehmste die Wissenschaft vom Menschen selbst sein. Was gehört nun dazu? Wenn wir vorläufig, bis Besseres geboten wird, die alte Einteilung von Leib und Seele annehmen, so haben wir schon eine, wenn auch schließlich recht rohe Zweiteilung, die aber tatsächlich noch den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft vom Menschen entspricht: der vom leiblichen und der vom geistigen Menschen. Wie roh diese Zweiteilung aber ist, zeigt uns ein selbst flüchtiger Blick auf das Gebiet der Medizin, die Leib und Seele immer weniger getrennt zu betrachten sich gezwungen sieht. Aber wir müssen's auseinanderhalten, schon weil die Methoden verschieden sind: Der Naturwissenschaftler — und dazu gehört ja z. B. auch der Arzt, — wendet andere, experimentale Methoden an, die dem Geisteswissenschaftler, der auf Beobachtung und Vergleichung angewiesen ist, unzugänglich bleiben.

Nun ist alle Wissenschaft Geschichte, mit anderen Worten, jede Wissenschaft, und dies gilt von den Naturwissenschaften ebenso gut wie von den Geisteswissenschaften, muß aufs Frühere, aufs Werdende zurückgreifen, will sie das Gewordene ordentlich begreifen lernen. Was wäre ein Zoologe, ein Botaniker, der nicht versuchen würde, die heute lebenden Organismen mit denen früherer Zeitalter zu vergleichen, was wäre ein Mineraloge, ein Geologe, dem die Geschichte der Erde ein verschlossenes Buch bliebe? Was brächte der Romanist ohne Latein zustande, was der Indogermanist ohne die toten Sprachen der Inder, Römer, Griechen und anderer? Ihr Wissen bliebe Stückwerk, weil es auf der Oberfläche kleben bleiben würde. Was dem Zoologen recht ist, das muß dem Menschenforscher billig sein; gleichviel ob er den leiblichen oder den geistigen Menschen zum Gegenstand seiner Studien gemacht hat. Wie der Zoologe die lebenden Tiere unter sich und mit den ausgestorbenen vergleicht, so vergleicht der Menschenforscher die Menschen unter sich und sucht sie zu verknüpfen mit den Generationen, die da waren und nie wiederkehren.

Doch wird es Zeit, auf unsere Grundfrage zu antworten: Was ist die Völkerkunde, was will sie? Sie, die spätgekommene, die fast jüngste aller Wissenschaften vom Menschen? Wir kommen der Antwort vielleicht am nächsten, wenn wir uns fragen, „woraus sie entstanden ist". Diese Antwort lautet kurz: aus dem Studium der nach den Entdeckungsreisen bekannt gewordenen Völker außereuropäischer Erdteile. Sie kam also, nachdem das Studium der geistigen und materiellen Kultur der sogenannten Geschichtsvölker unseres damals ziemlich eng begrenzten Horizonts schon lange in treue, sorgsame, fleißige Hände gelegt war. Mit dem Hineinrücken dieser exotischen Völker nun aber auf einmal ein ungeahntes Dehnen und Weiten des geistigen Horizonts, eine Fülle neuer Gesichtspunkte, neuer Fragen, neuer Probleme!

Ich muß mir auch hier wieder versagen zu schildern, wie sich die Völkerkunde fand, wie sie ihre Kinderkrankheiten durchmachte, wie sie ihren Namen wechselte, trotzdem sie immer nur das eine Ziel verfolgte, mitzubauen am Gebäude der Wissenschaft vom Menschen. Aber der Gang der Sache war ungefähr folgender: Aus dem bloßen Kuriositätsinteresse, aus den Handelsbeziehungen, dem freundschaftlichen und feindlichen Verkehr mit jenen Völkern wuchs allmählich das wissenschaftliche Interesse hervor. Man begann ihre oft so fremdartigen Sitten, Gebräuche, Einrichtungen, Geräte, Sprachen, ihre Lieder und Sprichwörter, ihre Religionen ernst zu nehmen, sie als würdig eines tieferen Studiums zu betrachten. Man fand allmählich heraus, daß hinter der bunten Mannigfaltigkeit doch im Grunde genommen eine große Einförmigkeit sich barg, daß dieselben Elemente

Digitized by Google

des geistigen Lebens, dieselben Dinge der materiellen Kultur sich bei den verschiedensten, weit voneinander entfernten Völkern wiederholten. Man sah, daß fast alle Stufen der überhaupt möglichen Lebenshaltung da waren, von den einfachsten, dürftigsten, ärmlichsten an geistigem und materiellem Besitz bis zu den reichsten, üppigsten. Man verglich und als nun gar noch in die Naturwissenschaften der Begriff der Entwicklung eingeführt wurde und man die Kulturen jener Völker mit dem verglich, was man von den Lebensformen der eigenen Vorfahren wußte, da war der Schluß wohl zwingend: jene einfacheren, primitiveren Stufen der Kultur, die man in Afrika, in Amerika, in der Südsee, in Asien beobachten konnte, müssen Stufen sein in der Entwicklung der Menschheit und jede Hochkultur, die europäischen und asiatischen nicht ausgenommen, müssen einmal jene einfacheren Stufen durchlaufen haben. Man begriff den hohen Wert dieses Studiums, glaubte den Schlüssel zum Verständnis aller Kultur und allen Fortschrittes überhaupt gefunden zu haben. Man suchte die Hochkulturen durch die niedrigen — man nannte und nennt sie gerne primitive — zu erklären, man fand in jenen z. B. ganz unzeitgemäße, mit der übrigen Kultur nicht vereinbare Bräuche, Anschauungen oder Werkzeuge und erklärte sie als Überlebsel (survivals) aus früheren Zeiten.

Sowie aber der Begriff der Entwicklung einmal feststand, sowie es als ausgemacht gelten durfte, daß jedes Volk mit Hochkultur einmal Stadien einfacherer, ja einfachster durchlaufen haben mußte — wobei man nach darwinistischen Gedankengängen unabweisbar kulturlose Anfänge postulieren mußte — wurde es notwendig, wenn man nicht bei dem unphilosophischen bloßen Feststellen von Tatsachen bleiben wollte, zunächst eine Reihe auftauchender Fragen so zu beantworten, daß die Antwort die Form einer Arbeitsmethode annahm. Vielleicht die wichtigste dieser Fragen lautete so: Wie ist es zu erklären, daß man bei den allerverschiedensten Völkern an weit auseinander liegenden Punkten, wo also eine Entlehnung ausgeschlossen scheint, immer wieder dieselben Gedankengänge, dieselben Gebrauchsgegenstände findet? Wohl die beste, wenn auch bis heute am meisten umstrittene Antwort darauf fand ein deutscher Gelehrter, Adolf Bastian. Er fand die Vorbedingungen zu dieser Einförmigkeit in den auf der ganzen Welt gleichartigen Anlagen der Menschen, die unter gleichen Bedingungen zu den gleichen Resultaten führen müßten. Es ist das die Bastiansche Lehre vom Elementargedanken, den ein anderer großer Deutscher, Schiller, lange vor Bastian schon ausgedrückt hatte. In seiner Abhandlung über den Sinn der Universalgeschichte sagte er: „Die Weltgeschichte würde nie etwas anderes als ein Apparat von Bruchstücken werden und nie den Namen einer Wissenschaft verdienen. Jetzt also kommt ihr der philosophische Verstand zu Hilfe und indem er diese Bruchstücke durch künstliche Bindungsglieder verkettet, erhebt er das Argument zum System, zu einem vernunftmäßig zusammenhängenden Ganzen. Seine Beglaubigung dazu liegt in der Gleichförmigkeit und unveränderlichen Einheit der Naturgesetze und des menschlichen Gemütes, welche Einheit Ursache ist, daß die Ereignisse des entferntesten Altertums, unter dem Zusammenfluß ähnlicher Umstände von außen, in den neuesten Zeitläuften wiederkehren, daß also von den neuesten Erscheinungen, die im Kreise unserer Beobachtung liegen und diejenigen, welche sich in geschichtlose Zeiten verlieren, rückwärts ein Schluß gezogen und einiges Licht verbreitet werden kann." Was Schiller hier als eine Methode für den Geschichtsforscher aufstellt, übersetzt Bastian ins Kulturhistorische.

Es ist klar, daß ein so philosophisch veranlagter Kopf wie Bastian dabei nicht stehengeblieben ist. Schon seine Lehre von den geographischen Provinzen, in der er versucht, die Variationen des Elementargedankens durch die Verschiedenheiten der geographischen Umwelt zu erklären, zeigt dies. Er, der Meister des schlechten Stils, hat dafür sogar eine recht glückliche Formel gefunden: „Die Elementar-

Digitized by Google

gedanken treten uns unter den Differenzierungen der geographischen Provinz entgegen, im Nationalkostüm der Völkergedanken."[1]) Es sei an einem Beispiel erläutert, wie er sich Elementar- und Völkergedanken und geographische Provinz in ihrer Wechselwirkung denkt. Ein Elementargedanke ist z. B. die Frage nach dem „Woher?" der Menschheit, ein Elementargedanke die Herkunft des Menschen von der Erde. „Im übrigen wird das Hervortreten des Menschen aus der ‚Matrix', seiner Erdenmutter, welcher er mitunter direkt entwachsen sein mag ... nach den Bedingungen der Surroundings (im Milieu der geographischen Provinz) entsprechend variieren, und während die Navajo, in ihrem zerklüfteten Bergland, aus Höhlungen hervorkommen ... so ladet ein Küstenstrand zu Anlandungen ein ..."[2])

Es ist klar, daß der „Elementargedanke" leicht befruchtend für die ethnologische Forschung sein konnte, er konnte aber auch recht gefährlich werden, wenn er aprioristisch mißbraucht wurde zur Ablehnung doch wohl möglicher Entlehnungen von Volk zu Volk, zur Ablehnung der Wanderungshypothese, als deren bekanntester Vertreter Fr. Ratzel gelten darf. Er hat die Bastianische Lehre abgelehnt, für ihn ist die Aufgabe der Völkerkunde der Nachweis des Zusammenhanges der Menschheit, der Verbreitung einer allerdings etwas hypothetischen ältesten Kultur: „... je weiter der forschende Blick in die Tiefen der vorgeschichtlichen und der außergeschichtlichen Völker dringt, um so mehr wird er in allen Kulturkreisen und auf allen Kulturstufen wesentlich derselben einzigen Kultur begegnen, die sich vor langer Zeit, als die Bedingungen zur Entwicklung zahlreicher besonderer Kulturzentren noch nicht gegeben waren, von Volk zu Volk über die Erde hin mitteilte ..."[3]) Man sieht, es handelt sich bei Bastian und den Ethnologen seiner Schule um die Möglichkeit des Entstehens der Kultur an verschiedenen Orten, wobei Gleichartigkeiten durch die gleichartige Veranlagung des menschlichen Geistes erklärt werden, bei Ratzel um eine von einem nicht näher bezeichnenden Herd ausgehende und sich über die Welt verbreitende Kultur. Der Streit dauert eigentlich heute noch fort, wenn er sich auch zum Teil einer anderen Ausdrucksweise bedient.

Eine weitere, ebenso wichtige Frage ist die: Ist es ausgemacht, daß die heutigen Hochkulturvölker Stadien niederer Kultur durchlaufen haben, und können diese letzteren zur Beleuchtung und Erklärung des Entwicklungsganges der Kultur benützt werden? Hier muß gleich bemerkt werden, daß der weitaus größte Teil der ethnologischen Literatur eine Bejahung dieser Frage darstellt. Die Frage kann auch so gestellt werden: „Sind die heute lebenden Völker der niederen und Halbkulturformen wirklich auf gewissen Entwicklungsstufen[4]) stehengebliebene Völker oder stellen sie verkümmerte Formen einer ehemals höheren Kultur dar? Niemand vermag heute eine bündige Antwort auf diese Frage zu geben; es wird wohl Vertreter beider Arten, stehengebliebene und verkümmerte geben, aber selbst das von Fall zu Fall zu bestimmen, ist heute noch unmöglich und eine Aufgabe der Zukunft. Aber es bietet sich uns hier die willkommene Gelegenheit, von ethnologischen Methoden überhaupt zu sprechen.

Es ist ganz klar, daß die Geschichtsforschung, die sich nur auf geschriebene Dokumente stützen kann, nie zu einer eigentlichen Geschichte der behandelten Völker kommen kann, selbst wenn sie, wie dies ja immer der Fall ist, wo es angeht, zur Archäologie ihre Zuflucht nimmt. Die „geschichtlichen" Erlebnisse eines Volkes sind ja fast immer nur seine Kulminationspunkte, die Zeiten seiner Hochkultur. Es taucht plötzlich aus der Versenkung auf, macht sich im günstigsten Falle ein

[1]) Die Denkschöpfung umgebender Welt aus kosmogonischen Vorstellungen in Kultur und Unkultur. S. 1. — [2]) A. a. O., S. 5. — [3]) Völkerkunde, 2. Aufl. 1, S. 4f. — [4]) Die Ausdrücke „Wilde" oder „Primitive" müssen unbedingt vermieden werden. „Wilde" würde ein ganz kulturloses Volk voraussetzen, und ein solches gibt es nicht; „primitiv" drückt das Niveau der uns bekannten Kulturen gleichfalls zu sehr herab.

Digitized by Google

paar Jahrtausende lang breit und taucht eben wieder unter. Wie es mit den einzelnen geschichtlichen Völkern ist, so ist es mit der Menschheit im allgemeinen; um die Wende der vorigen und der jetzigen geologischen Periode ist sie aufgetaucht, macht sich jetzt furchtbar wichtig und wer weiß, ob die nächste, die Quintärperiode, sich ihrer noch erfreuen wird. Nimmt der Historiker seine Aufgabe ernst, so schaut er sich, und nicht nur bei Dingen — über die seine Dokumente schweigen — danach um, was Schwester- und Hilfswissenschaften seiner Spezialität zu sagen haben; er frägt etwa seinen Kollegen von der Sprachwissenschaft, was diese über die sprachliche Verwandtschaft des von ihm (dem Historiker) behandelten Volkes zu sagen weiß, oder den Philologen, den Religionsforscher, was sie ihm mitteilen können. Oder er holt sich beim Prähistoriker Rat: wie lange wohl ist jenes Land, das jetzt meine Südsemiten z. B. innehaben, schon von Menschen bewohnt und was wissen die stummen Zeugen, die du ausgräbst, darüber zu berichten? Aber es können Fragen sein, wo auch der Archäologe, der Philologe, der Religionsforscher, der Prähistoriker keine rechte Auskunft geben können, etwa wenn der erste nach dem Ursprung der Säule, der zweite nach der Entstehung des Hexameters, der dritte nach der Herkunft einer bestimmten religiösen Idee, der vierte nach dem Woher eines gewissen Werkzeuges gefragt werden. In solchen Fällen nun glaubt die Ethnologie Antwort geben zu können. Die Ethnologie als das Forschen nach der Herkunft und der Entwicklung der geistigen und materiellen Kultur der Menschheit. Wir werden in der Folge untersuchen, ob diese Definition nicht zu anmaßend ist, schon weil sie sogar die sogenannten geschichtlichen Völker umfaßt und wollen zunächst uns fragen, aus welcher Machtvollkommenheit heraus sie sich es anmaßt, auf Fragen der oben angedeuteten Art antworten zu wollen.

Aus einem eigentlich sehr einfachen Grunde heraus. Die Ethnologen sagen: wir haben im Umkreise der Ökumene — des auf der Erde für den Menschen bewohnbaren Gebietes — die allerverschiedensten Kulturen studiert, von den einfachsten bis zu den verwickeltsten Formen und wir vermuten, 1. daß die einfachen die Vorläuferinnen der verwickelten sind, 2. daß die verwickelten selbstverständlich die einfacheren durchlaufen haben müssen, denn es ist Gesetz der Entwicklungslehre, daß das Zusammengesetzte aus dem Einfachen entsteht. Wir haben verglichen und wir behaupten, daß wir die Kompliziertheit der Kultur der heutigen Völker aus den noch einfacher und durchsichtiger liegenden Verhältnissen der anderen erklären können. Wir haben ihren Mythus und Ritus, ihre Künste und Handwerke, ihre Lieder, Tänze und Musik, ihre Märchen und ihre Sprichwörter, ihre Wirtschaftsformen und ihre Tracht untersucht, wir haben alles verglichen, und wenn heute jemand in kulturhistorischen Dingen mitreden darf, so ist es der Ethnologe.

Und im Grunde genommen, haben sie Recht, wenn auch zunächst einmal einige Einwände gemacht werden können. Der eine davon wäre der, daß auch dem Ethnologen die eigentlichen Anfänge der Kultur, kühn gesagt: die Menschwerdung des vormenschlichen Vorfahren, den die Naturforschung doch postuliert, aus Mangel an materiellen Zeugen wohl für immer verschlossen bleiben werden. Der zweite wäre etwa der, die Ethnologie hätte noch nicht bewiesen, daß die Völker niederer Kultur wirklich auch bloß „stehengebliebene", „nicht weiter entwickelte" und nicht etwa rückgebildete, Kümmerformen seien. Ein dritter und sehr gewichtiger wäre der, daß nichts beweist, daß überall der Gang der Entwicklung derselbe gewesen wäre, daß also z. B. ein Volk A die Stufe der Promiscuität durchgemacht habe, weil eine solche angeblich in Resten allenthalben auf der Erde nachweisbar sei.

So stichhaltig nun solche Einwände auch sein mögen, sie ändern doch nichts an der Tatsache, daß die Ethnologie eine Methode der Kulturgeschichtsforschung ist. Soll diese ihre vornehmste Aufgabe, ein Bild von der Entwicklung der Menschheit zu geben, lösen, — dies Wort braucht hier durchaus nicht bloß im Sinne von Entwick-

Digitized by Google

lung von Niederem zu Höherem genommen zu werden — so muß sie dies auf universeller Grundlage tun. Für diese Wissenschaft muß es dann letzten Endes gleichgültig bleiben, ob sie für gewisse Völker ein Stehenbleiben oder ein Herabsinken von früherer Höhe konstatiert, die Hauptfrage ist und bleibt für sie, ob sie mit ihrer Methode des Vergleichens und Folgerns auf dem rechten Wege ist, und diese Frage muß, da es die einzige, mögliche Methode ist, unbedingt bejaht werden. Man definiert heute die Ethnologie gern als die „Lehre von den willkürlichen Lebensäußerungen der außerhalb des europäischen Kulturkreises stehenden Menschheit“[1]). Oder mit anderen Worten: „Man begreift darunter (unter Völkerkunde, Ethnologie)... alles Forschen, das sich auf die Kulturgeschichte derjenigen Völker bezieht, die außerhalb der europäischen und der alten Mittelmeerkultur stehen (und für die es sonst an einer eignen wissenschaftlichen Disziplin fehlen würde)[2]). Oder: „Das Zusammentragen und Erhalten des Kulturbesitzes der Naturvölker[3]) ist für uns aus dem Grunde von allerhöchstem Interesse, weil seine vom Einfachsten und Primitivsten aufsteigenden Formen uns zwar nicht den genauen Weg unserer eigenen Kulturentwicklung zu zeigen vermögen..... wohl aber weil er, zumal als unentbehrliche Ergänzung und sprechende Erläuterung der stummen prähistorischen Funde, wenigstens die äußeren Grenzlinien dieser Entwicklungsbahn festlegt....“[4]). Auch Graebner definiert sie als „Kulturgeschichte der außereuropäischen Völker mit Ausnahme der alten vorderasiatischen und nordafrikanischen“[5]) und verficht an derselben Stelle gegen Ehrenreich die Ansicht, daß die Ethnologie ein Teil der allgemeinen Kulturgeschichte sei und nicht, wie jener will, umgekehrt die Kulturgeschichte im wesentlichen ein Teil der Ethnologie. Der Führer des Berliner Museums für Völkerkunde spricht von dem Kulturbesitz „derjenigen Völker, welche in den Rahmen der um die alte Mittelmeerkultur bewegten Weltgeschichte nicht inbegriffen sind“ und „von denjenigen Gegenständen aus dem heutigen Leben Europas, die sich als ‚Überlebsel‘ aus früheren Perioden bis jetzt noch erhalten (haben)...“[6]).

Woher nun diese Beschränkung, wenn Ethnologie eine Methode der Kulturgeschichte ist und als solche von universaler Anwendung? Und, wenn man sich schon auf Völker „niederer“ Kultur, auf Völker, bei denen geschichtliche Aufzeichnungen etwa wegen des Mangels einer Schrift fehlen, mit einem Wort, die „geschichtslosen“ Völker beschränken will, die Einbeziehung der hochstehenden Völker des indischen und ostasiatischen Kulturkreises? Liegt da nicht ein Widerspruch vor?

Unstreitig. Entweder Ethnologie ist Kulturgeschichte der schrift- und geschichtslosen Völker, dann begreift man die Einbeziehung der Kulturvölker Asiens und Amerikas nicht recht, oder sie ist überhaupt eine Methode der Kulturgeschichte, warum ist aber dann Europa ausgenommen? Nun gibt es zwar eine Ethnologie der europäischen Völker; es ist die Volkskunde, die sich das zum Fach erkoren hat, was die Ethnologen bei ihren Exoten studieren, nämlich alles, was bei europäischen Völkern mit Sitte, Recht, Glaube, Brauch u. a. früherer Kulturstudien zusammenhängt, aber man sieht doch nicht recht ein, warum man von einer „Volkskunde“ der Balkanvölker, aber von einer „Ethnographie“ der Finno-Ugrier spricht. Denn es ist noch nicht ausgemacht, wer von den beiden beim Vergleich der Kulturen besser abschneiden würde. Sollte es nicht an der Zeit sein, den ganzen wohl künstlich geschaffenen Gegensatz fallen zu lassen und nicht mehr mit Worten zu spielen? Denn es ist schließlich doch nur ein Streit um Namen, wenn die einen, wie die Engländer, heute noch gern das Wort Anthropologie für das benützen, was man anderswo Ethnographie (als bloße Beschreibung) oder Ethnologie (als

[1]) M. Schmidt in: Kohlerfestschrift. — [2]) Foy in: Führer durch das Rautenstrauch-Joest-Mus., S. 15. — [3]) Die Sperrung ist von mir (D.). — [4]) Weule in: Führer durch das Mus. f. Völkerkunde zu Leipzig, S. 8. — [5]) Methode der Ethnologie, S. IX N. 2. — [6]) S. 5. (16. Aufl.).

Digitized by Google

philosophische Zusammenfassung der Studien) nennt; die noch unbestimmteren Ausdrücke Völkerkunde und Volkskunde geben noch mehr zu Verwechslungen Anlaß.

Sieht man genauer zu, was diese Wissenschaft mit den noch nicht ganz feststehenden Namen will, so überzeugt man sich, daß sie nichts anderes will, als was jeder will, der sich mit der Geschichte der geistigen und materiellen Kultur eines gegebenen Volkes beschäftigt; sie ist eben Kulturgeschichte und diese mag jeder an der Ecke treiben, in die ihn eine persönliche Veranlagung und Vorliebe locken. Das Verhältnis zwischen den einzelnen Zweigen der Kulturgeschichte wird gut bleiben, solange ihre Vertreter einander in die Hände arbeiten; es wird schlecht werden, sobald das nicht mehr geschieht.

Den Wert ethnologischer Studien zu leugnen, dürfte ernsthaft niemandem gelingen. Es steht außer jedem Zweifel, daß gerade die Ethnologie unsern kulturhistorischen Horizont in ungeahnter Weise ausgedehnt, daß sie ihren historischen Schwesterwissenschaften neue Wege und Ziele gewiesen hat und dies noch zu tun imstande ist. Kein Historiker, kein Kulturgeschichtler, kein Prähistoriker, kein Sprachwissenschaftler, kein Philologe darf heute mehr an ihr vorbeigehen. Die Zeiten sind vorbei, wo man über Herodot lachen durfte, weil er gesagt hatte, daß die Lyrier sich nach dem Namen ihrer Frauen nannten; das ethnologische Studium der Formen der Familie hat uns längst gelehrt, daß das in einer mutterrechtlich aufgebauten Gesellschaft sehr wohl möglich ist. Man darf auch heute nicht mehr über die Homerfrage, über Indogermanismus, über römisches Recht, über die Veden, über den Ahnenkult Chinas, über Geschichte der Schiffahrt oder der Musik, kurz über kein kulturgeschichtliches Thema sprechen, ohne ethnologische Schulung. Die Verächter dieser Schulung schneiden sich selbst ins Fleisch. Ein Beispiel: Der Ägyptologe Foucard bekennt sich in seinem Werk „La méthode comparative de l'histoire des Réligions" als Gegner jedes ethnologischen und soziologischen Studiums der Religion. Für ihn gilt allein das historische. Dabei aber zitiert er zur Vergleichung doch religiöse Vorstellungen anderer Völker, sogar die „primitiven" der Afrikaner. Er hält die „Wilden" für degenerierte Völker, er konstatiert den „Fortschritt" der ägyptischen Religion, leugnet, daß die Ägypter jemals „des sauvages" waren, doch sagt er selbst, sie seien am Anfang ihrer Geschichte nicht zivilisiert gewesen. Es ist amüsant zu konstatieren, daß ein Rezensent seines Werkes sich so ausdrücken konnte: „Tatsache ist, daß F. ein Ethnologe (Anthropologist!) gegen seinen Willen ist. Er sucht immer Ursprünge, seine Methode ist ... ethnologisch. Er ist auch Soziologe, aber er ist es unbewußt." [1]). Andrerseits weist einer der tätigsten französischen Ethnologen, van Gennep, in seiner Studie „La formation des Légendes" darauf hin, daß die Bewunderer Goethes sich in ihren Untersuchungen über den Faust und den Reineke-Fuchs bald gezwungen gesehen haben auf die anonyme Kollektivproduktion, aus der Goethe indirekt geschöpft hat, zurückzugreifen und daß die Literarhistoriker an dieselben Quellen gegangen sind um den Pentamerone und Boccaccio, Äsop, die griechischen und lateinischen Erzähler u. a. zu verstehen. „Das Folklore kann die Geschichte der Literatur und diese, was man auch sagen möge, das Folklore nicht entbehren", sagt er an einer anderen Stelle seines Buches.

Es ist gut, wenn ein so scharfer Parteigänger der ethnologischen Methode so präzis für das Zusammenarbeiten und Befruchten verwandter Wissenszweige, wenn sie auch anscheinend verschiedener Methoden sich bedienen, eintritt. Es ist dies in Deutschland natürlich ebenso gut geschehen, wie anderswo, und gerade wir Deutsche können eine Reihe von hervorragenden Werken anführen, in denen die Verschmelzung von ethnologischer Methode mit solidem Fachwissen Triumphe gefeiert hat. Unsere Ethnologen wissen es im allgemeinen sehr gut, wie stark die Fachwissenschaften von ihrer Methode befruchtet werden; vielleicht etwas weniger gut, wie

[1]) E. S. N. in „Man" X. S. 94/6.

Digitized by Google

sehr auch die Ethnologie des Fachwissens bedarf. Aber es wird keiner um den andern herumkommen, der Fachmann nicht um des Ethnologen, der Ethnologe nicht um des Fachmanns Schulung. Nach unserer Ansicht hängt das Heil aller geisteswissenschaftlichen Disziplinen, soweit sie historischen Charakter tragen, von dieser Verschmelzung ab. Wenn diejenigen Fachleute, die sich der ethnologischen Methode gegenüber heute noch ablehnend verhalten, einen Teil ihres Stolzes aufgeben, und andererseits einige unserer Ethnologen, die ihrem „primitiven" Steckenpferd noch allzu lose die Zügel schießen lassen, sich beim Fachmann Rat erholen, dann mag es einen wirklich guten Klang ergeben. Es ist ja ein eigentümlicher Kreislauf: der Fachmann kennt gewöhnlich die Probleme seiner Wissenschaft besser und faßt sie noch schärfer, wenn er ethnologisch denkt, der Ethnologe aber muß immerhin zum Fachmann in die Schule gehen, wenn er Probleme überhaupt sehen will. Allgemeine ethnologische Untersuchungen auf breitester Basis haben doch immer die besten Resultate ergeben, wenn sie von Fachleuten vorgenommen werden; wir erinnern, um nur ein Gebiet, das der vergleichenden Rechtswissenschaft herauszugreifen, an Post, Kohler, Steinmetz, Kovalevski. Und das Beste an dem unerreichten Vorbild vieler Ethnologen, an dem Altmeister Bastian, das war doch seine philosophische und juristische Vorbildung! Es muß jede Ursache zu Klagen über die ethnologische Forschungsweise verschwinden, wie sie z. B. der Soziologe Mauß ausstößt, wenn er in der Besprechung von Steinmetz' Buch „Ethnologische Studien zur Entwicklung der Strafe" sagt: „soit des ethnographes, dont on sait l'habituelle incompétence"[1]) oder derselbe Steinmetz in seinem eben erwähnten Werk: „Wir haben hier[2]) so recht wieder eine Veranlassung über die unwissenschaftliche Weise zu klagen, in welcher die ethnographischen Beobachtungen wenigstens auf sozio- und psychologischem Gebiete mitgeteilt und also nur zu wahrscheinlich wohl auch ursprünglich gemacht werden." [3]) Um noch ein recht eklatantes Beispiel der Diskrepanz zwischen Fachleuten und Ethnologen anzuführen, sei hier der Meinungsverschiedenheit zwischen v. den Steinen und Worringer gedacht. Ersterer hatte in seinem schönen, anregenden Buche „Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens" entgegen der früheren ästhetischen Anschauung die Behauptung aufgestellt, der geometrische Stil sei aus dem naturalistischen entstanden und zur Stütze seiner Ansicht verschiedene „geometrische" Muster auf die Formen einfacher Gebrauchsgegenstände zurückgeführt, so z. B. das Dreieck auf das uluri, die dreieckige Schambinde der Frauen[4]). Worringer hat in seinem so ungemein anregenden und schönen Buche über „Abstraktion und Einfühlung" nur Spott dafür[5]). Er geht als reiner Ästhetiker und Kunstgelehrter von ganz anderen Gesichtspunkten aus, die wir hier nicht zu schildern brauchen, aber es scheint uns doch, daß sich auch Worringer die Sache ein bißchen zu leicht gemacht habe. Jene Abstraktion, die nach ihm die Mutter aller Ornamentik ist, in deren Motive erst später naturalistische Formen hineingedeutet worden seien, ist vielleicht selbst erst eine spätere Erscheinung im geistigen Leben der Menschheit, und die gewollte Beschränkung Worringers auf unsern Mittelmeerkulturkreis beweist noch nichts gegen die Entstehung des geometrischen Stils aus dem naturalistischen. Irgendwo muß diese Abstraktionsfähigkeit von der Menschheit einmal erworben worden sein, denn diese ist nicht fertig wie Pallas Athene dem Haupt irgendeines Zeus entsprungen.

Was man also fordern darf, ist eine gewisse Fachbildung für den Ethnologen und ethnologische Schulung für den Fachmann, soweit er sich mit kulturhistorischen Dingen beschäftigt. Das Ideal scheint uns somit der ethnologisch

[1]) In „La Réligion et les Origines du droit pénal" (Rev. Hist. Relig. XXXV). [2]) Es handelt sich um die Arbeit „The Central Eskimos" von einem unserer besten Ethnologen, von Boas. — [3]) Bd. II, S. 79. — [4]) Vgl. auch E. Große, Die Anfänge der Kunst. — [5]) Vgl. besonders Aufl. 1919, S. 81 ff.

Digitized by Google

gebildete und ethnologisch denkende Fachmann[1]). Wir gestehen aber auch bescheiden ein, daß mit dieser Forderung unsere Weisheit zu Ende ist; wie das verwirklicht werden soll, wissen wir nicht recht. Es wird ja dem künftigen Ethnologen nicht allzuschwer fallen, sich über die ihm nötigen Fächer besser zu informieren, als es bisher der Fall war; wie sich aber der Fachmann seine ethnologische Bildung holen soll, ist schwerer zu sagen. Wir schneiden hier ja eine recht kitzliche Frage an, nämlich die nach Vertretung der Ethnologie an den deutschen Universitäten, die Frage nach dem Lehrstuhl für Ethnologie. Es ist bekannt, daß sich die Lehrkörper mancher Universitäten gegen die Einführung dieses Faches sträuben. Es scheint ihnen noch zu unbestimmt, zu wenig in seinen Resultaten gesichert, manche sehen darin die Gefahr einer oberflächlichen Alleswisserei. Aber das Sträuben wird auf die Dauer nichts nützen, wenn es sich um eine so fruchtbare, umfassende Methode handelt. Vielleicht läßt sich ein Weg finden. Es gibt z. B. unseres Wissens keinen namhaften Amerikanisten, der nicht über ein beträchtliches ethnologisches Wissen verfügte. (Man verzeihe, wenn wir keine Namen nennen, ... sunt odiosa.) Sollte das nicht ein Fingerzeig sein, wie man das ethnologische Fach vielleicht einem bewährten Spezialisten übertragen könnte, dem Sinologen, Indologen, Afrikanisten usw.? Wobei es dem betreffenden Fachmanne gegebenen Falls zur Pflicht zu machen wäre, auch die in seinem Kulturkreis liegenden „Naturvölker" einzubeziehen. Auch da werden sich Schwierigkeiten genug ergeben[2]) und Kompetenzstreitigkeiten[3]) entstehen und man kann uns vorwerfen, wir verschöben die Frage nur, denn eben diese Fachmänner müßten sich ja gerade zuerst die ethnologische Schulung aneignen, die wir ihnen in der Folge in ihre Hände legen wollen, und der Haupteinwand wird der sein, wir bürdeten dem an und für sich schon überladenen Fachmann noch neue Arbeit auf. Aber irgendein Weg (wir sagen absichtlich nicht: ein Ausweg) muß gefunden werden und es wäre die schönste Wirkung, die unsere Zeilen finden könnten, wenn sie Anlaß zu einem fruchtbaren Meinungsaustausch gäben.

Adolf Dirr (München).

Dante und Goethe.

Jetzt, da sich eine Weltliteratur einleitet, hat, genau besehen, der Deutsche am meisten zu verlieren; er wird wohl tun, dieser Warnung nachzudenken. Goethe (Maximen und Reflexionen).

O deutscher Albrecht, der dies Tier verlassen . . . . . .
Schuld bist du samt dem Vater an dem harten
Geschick Italiens, da ihr, deutsche Gauen
Nur pflegend, ganz verstumt des Reiches Garten.
Dante (Purgatorio 6).

Mit Gefühlen, die aus Zorn, Schmerz und Bewunderung gemischt sind, muß der deutsche Patriot der 600 jährigen Feier des Todestages Dantes gegenüberstehen. Wird doch Italien dieses Ereignis, das seinem Staatsschiff in der Zeit größten Zuwachses an äußerer Macht so kräftig die Segel schwellt, mit politischen Gedanken und Ansprüchen verquicken und Dante, seinen gewaltigsten Dichter und Geisteshelden, wie gewohnt, als den „Italianissimo", als den glühendsten Vorkämpfer der nationalen Idee vor der Welt preisen. Schon vor einem Menschenalter hat es das hochragende Standbild des Alighieri in dem damals noch „unerlösten" Trient aufgerichtet, zum vielsagen-

[1]) Ethnologen, die sich durch diese Ausführungen etwa zurückgesetzt fühlen sollten, erinnern wir daran, daß auch Bastian immer wieder betont hat, die endgültige Verarbeitung ethnologischer Materialien und die Bearbeitung ethnologischer Probleme müsse Fachleuten überlassen werden. Dafür scheint uns allmählich die Zeit zu kommen. — [2]) Wie z. B. bei Zuweisung der Südseevölker und der Australier. — [3]) Bei Polarvölkern und den Eingebornen Sibiriens z. B.

Digitized by Google

den Zeichen seiner völkischen Gelüste, und mit welcher Befriedigung mag es heute verkünden, daß vor dem Auge seines ehernen Sängers die Grenzen der „Terra italica", des „giardin dell'imperio", der „regio nobilissima Europae" des „bel paese dove il si suona", weit über die kühnsten Hoffnungen hinaus sich nordwärts bis zum Brenner dehnen und — für die Verletzten eine niemals verharschende Wunde! — tief in den Körper deutschesten Landes schneiden. Angesichts dieser Tragödie erinnert sich der geknebelte Deutsche knirschend der welschen Tücke, des Verrates der einstigen Bundesgenossen, die unter den schützenden Schwingen des nordischen Adlers groß und frei geworden und ihm dafür lohnten, daß sie ihm in der Stunde der Entscheidung, in der verhängnisvollen Marneschlacht, die Sehnen banden. Unvergessen ist auch das paradoxe Wort, das nur romanische List und Lüge prägen konnte, das den gleißenden Vorwand zum offenen Kriege mit den vertrauensseligen, thumben Germanen gab, die scheinheilige Losung des „sacro egoismo". Freilich, auch wir gelehrten, aber unbelehrbaren Verkünder eines in politischen Dingen gottverfluchten, unseligen Altruismus, der heute noch an unseres großen Realpolitikers gesunder, eigennütziger Staatskunst zu mäkeln und zu rütteln weiß, sollten uns diese einzig wirksame „Moral" aneignen und das wahr machen, was der Divan-Dichter uns irrigerweise gleich den anderen Nationen zuschreibt:

Und wer franzet oder britet,
Italienert oder teutschet:
Einer will nur wie der andre,
Was die Eigenliebe heischet.....

Eine geschichtliche Unwahrheit und Fälschung aber begehen die Italiener, wenn sie den Namen Dantes auf ihre *nationale* Fahne schreiben und seine Vaterlandsliebe mit der ihrigen vermengen. Der Florentiner Ghibelline erwartete die Gesundung Italiens, die Heilung des zerrissenen Vaterlandes von dem seiner tiefsten Überzeugung nach von Gott gewollten Inhaber der weltlichen Gewalt, vom deutschen Kaiser. Darum jubelt er in theokratischem Rausche dem König Heinrich VII. zu, als er (1310) die Alpen überschritt, um sich in Rom die Kaiserkrone zu holen; darum sein ungeheurer Schmerz um den vorzeitigen Tod des Fürsten. Und darum sein Flehen im Fegefeuer, das Strafgericht des Himmels möge herabkommen auf den pflichtvergessenen „deutschen Albrecht", der sein Herrscheramt versäumte und das edle Roß Italien ungezügelt den inneren Feinden überließ; darum seine Klage, die italienische Patrioten 500 Jahre lang als Posaunenruf ihrer Sehnsucht erschallen ließen und die doch nur — nach dem Wort des geistreichsten, umfassendsten und tiefstschürfenden, zugleich des freiesten und frischesten Erklärers der Danteschen „Komödie", Karl Voßlers — der unheilkündende Ton des Rolandshornes war, aus dem der kaiserliche Paladin seinen Hilferuf über das Gebirge in das taube Ohr des deutschen Imperators sandte. Es ist der Schmerzensschrei, den wir Deutschen uns heute mit der Änderung des Namens Italia in Germania aneignen können:

Italien, Sklavin, Schlund voll Schmerz und Graus,
Schiff ohne Steuer auf durchstürmten Meeren,
Nicht Herrscherin der Welt, nein, Hurenhaus....

Das Italien Dantes, die Zeit der Kaiseridee und der Papstidee, die, wie Voßler mit Recht bemerkt, gerade das Erstehen des nationalen Gedankens verzögert haben, ist — dank dem deutschen Helfer! — dem Einheitsstaate gewichen. Seine Geburt war die reife Frucht von Deutschlands Sieg über den französischen Gewalthaber. Die politischen Romfahrten unserer Kaiser sind Zügen friedlicher und geistiger Art gewichen, und unter ihnen ist die schönste, gebildetste, alle Kulturvölker mit gleichem Segen beglückende, die Reise *Goethes* gewesen, der im hesperischen

Digitized by Google

Lande seine goldensten Früchte pflückte und seine künstlerische Wiedergeburt erlebte, ein weltgeschichtliches Ereignis, das einst Italien dem hohen Gaste in überschwenglichen Tönen dankte, und das das kriegerische dann so schnöde verleugnete: mit wenigen Ausnahmen, vor allem des hochherzigen Deutschen- und Goethe-Freundes Grafen Domenico Gnoli. In Ehrfurcht neigen wir uns vor dem Schatten des Edeln, dessen versöhnlicher, noch in seinem Todesjahre ergangener Mahnruf in dem Höllengetöse entfesselter Leidenschaften ungehört verhallte. Jetzt erhebt sich in Deutschland ein Krieg anderer Art, der Streit der Meinungen, ob und in wie weit Dantes Gedächtnis in einem von Italien verratenen Volke öffentlich zu feiern sei. Wir überlassen die Entscheidung der Angelegenheit, die, wie wir schon gezeigt haben, von der Politik nicht mehr zu trennen ist, dem Takt der maßgebenden Kreise. Eine andere Frage, die uns allein beschäftigt, betrifft die Wertung des Dichters Dante. Wir Deutschen, die seit Philalethes' und Wittes Tagen bis in die Gegenwart eine so ehrenvolle Rolle in der Dante-Forschung spielen und auch auf diesem Gebiete den alten Ruhm als „erstes Übersetzervolk der Welt" bewähren, brauchen uns wahrlich nicht gegen den Vorwurf der Unterschätzung des italienischen Dichters zu verteidigen, eher gegen den des Gegenteils; denn kaum anderswo hat man mit diesem Edelknecht der mittelalterlichen Theologie einen derartigen Kultus getrieben, den dogmatisch gefesselten Titanen selber dergestalt zum Dogma, zum Erzdenker und Urpoeten und damit zum Maß aller geistig-künstlerischen Dinge gemacht, wie es etwa der deutsche Dante-Apostel Paul Pochhammer getan hat. So ist es besonders im lauten Lärm des Jubeljahres gewiß am Platze, die Frage aufzuwerfen: Wie stand Goethe, der erhabenste und umfassendste Vertreter deutschen Geistes, zu dem größten Exponenten italienischer Gedankenkunst, zu Dante? Denn immer führt uns seine besonnene und harmonische Stimme zum klaren Urteil und löst die Widersprüche des verworrenen Tages in ewigen Wohllaut und in Weisheit auf.

Ohne Zweifel kannte Goethe seinen Dante sehr genau. Frühe des Italienischen mächtig, las er ihn in der Ursprache, in der Venetianer Ausgabe vom Jahre 1739, die er später einmal an einzelnen Stellen mit einer neuerschienenen deutschen Übersetzung verglich. So begegnen wir denn auch überall, in seinen Dichtungen, Prosaschriften, Briefen, Gesprächen den Spuren des Alighieri. In dem zweiten seiner Sonette, die der jäh aufflammenden Liebe des nahezu Sechzigjährigen zur jugendlichen Minna Herzlieb gelten, vergleicht der Dichter die Angebetete der Laura Petrarcas und der Beatrice Dantes: „Ein Mädchen kam, ein Himmel anzuschauen / So musterhaft wie jene lieben Frauen." Doch treten bald den Lichtgestalten der Göttlichen Komödie die düsteren Erscheinungen gegenüber und in den Vordergrund. Bei einer lebensgroßen, enthaupteten Figur einer Dante-Illustration, deren grüne Haut ihn entsetzt, ruft er, der Gegner solcher blutrünstigen Romantik: „Modergrün aus Dantes Hölle / Bannet fern von Eurem Kreis!" Und als sich Voß und Stolberg in grimmig literarischer Fehde zerfleischten, wird ihm „unfrei und unfroh" zumute, „wie zwischen Glut und Welle / Als läs ich ein Capitolo / In Dantes grauser Hölle" — ganz so, wie auch Gottfried Keller die Gegner Heine und Börne in den infernalischen Tintensumpf seines romantisch-ironisierenden „Apothekers von Chamounix" getaucht hat. In „Wilhelm Meisters Wanderjahren" (II, 10) steigt die Erinnerung an den letzten Höllengesang, an die dicht gedrängt im Eise steckenden Erzverräter auf; in „Dichtung und Wahrheit" vergleicht Goethe seine eigenen Zeichnungen den „leichten Luftwesen in Dantes Purgatorio, die, keine Schatten werfend, vor den Schatten wirklicher Körper sich entsetzen". Natürlich konnte auch die „italienische Reise" Goethes nicht verlaufen, ohne eine kleine Auseinandersetzung über den genialsten Sohn der apenninischen Halbinsel, die wir in der Tat in einem Gespräch Goethes mit einem einheimischen

Digitized by Google

Literaten in Abbétracht zu Rom im Sommer 1787 finden, wobei der „junge Mann von Stande und Geist und wirklichem Anteil an jenem außerordentlichen Manne" — echt romanisch! — dem deutschen Dichter erklärte, „jeder Ausländer müsse Verzicht tun auf das Verständnis eines so außerordentlichen Geistes, dem ja selbst die Italiener nicht in allem folgen könnten". Goethe erwiderte nach kurzem Disput verdrossen, er habe nie begreifen können, wie man sich mit diesen Gedichten beschäftigen möge; denn ihm komme die Hölle ganz abscheulich vor, das Fegefeuer zweideutig und das Paradies langweilig — was den südlichen Baccalaureus in seiner Meinung über Goethes Banausentum bestärkte. Ernster und überlegter als in dieser possenhaften Szene, aber doch ähnlich klingt Goethes Urteil in den Annalen vom Jahre 1821, wo er — seine Bewunderung und Abneigung in einem Paradoxon zusammenfassend — von Dantes widerwärtiger, oft abscheulicher Großheit spricht. Diesen Widerstreit in der Seele des abgeklärten, humanen Iphigenien-Dichters, der den auf ihre alte Kultur so eiteln Italienern sonderbar genug erscheinen mag, können wir nicht besser erklären als durch Karl Voßlers schöne Worte: „Die dämonische Leidenschaftlichkeit Dantes, begleitet und überhöht von einer unerbittlichen Selbstzucht, mag es gewesen sein, die für unseren Goethe, ähnlich wie für Alessandro Manzoni, etwas Unheimliches hatte und ihn verhinderte, diesem furchtbaren und herrlichen Menschen näher zu kommen. Der ewige Ringkampf von Geist und Sinnlichkeit, von verstandesmäßiger Kälte und heißblütiger Phantasie muß ihm etwas Gotisches und Barbarisches gewesen sein."

Flüchtig tauchen im „Benvenuto Cellini", auch in den Anmerkungen zu „Rameaus Neffe" Dante-Reminiszenzen auf. Erst die Besprechung einer neuen verfehlten Ugolino-Tragödie (1801) zwingt uns zum Verweilen; denn hier beugt sich Goethe rückhaltlos vor der Größe des Höllendichters, indem er rühmt: „Die wenigen Terzinen, in welche Dante den Hungertod Ugolinos und seiner Kinder einschließt, gehören mit zu dem Höchsten, was die Dichtkunst hervorgebracht hat; denn eben diese Enge, dieser Lakonismus, dieses Verstummen bringt uns den Turm, den Hunger und die starre Verzweiflung vor die Seele." Auch in der Periode seiner Studien der Weltliteratur beschäftigt Goethes Gedanken die gigantische Gestalt Alighieris. So, wenn er (1820) in der Betrachtung des heftigen Streites zwischen den Klassikern und Romantikern in Italien der Sprachbewegung gedenkt, worin „eine Partei an Dante und den früheren, von der crusca zitierten Florentinern festhält", oder wenn er (1826) in einer Besprechung eines Buches über die elegischen Dichter der Hellenen den „emigrierten" Theognis mit Dante vergleicht, „dessen Hölle wir weder denken noch begreifen können, wenn wir nicht stets im Auge behalten, daß ein großer Geist, ein entschiedenes Talent, ein würdiger Bürger aus einer der bedeutendsten Städte jener Zeit, zusamt mit seinen Gleichgesinnten von der Gegenpartei, in den verworrensten Tagen aller Vorzüge und Rechte beraubt, ins Elend getrieben worden." Welche psychologische Vertiefung in Dantes herbe Persönlichkeit und tragische Schicksale, ohne die sein Werk und poetisches Strafgericht nicht zu verstehen ist, zu einer Zeit, wo die Dante-Forschung noch in ihren Kinderschuhen stand! Immer wieder geben ihm Stellen im Inferno Gelegenheit zu Betrachtungen. So wenn er über „Jacobis Briefwechsel" dessen Naturfeindschaft bekämpft, dagegen seinen Dante lobt und, einen Teil des elften Gesanges der Hölle (Vers 97 ff.) frei umdichtend, die Naturphilosophie nach Aristoteles als „Gottes Enkelin", als das Kind seiner Tochter Natur und deren Gatten, des Menschengeistes, in einer anmutigen Strophe erklärt: „Von Gott dem Vater stammt Natur / Das allerliebste Frauenbild usw." Oder wenn er, an Inferno XXV, 113 f. und 125—128 erinnernd, die Reflexion in seine Sprüche aufnimmt: „Metamorphose im höhern Sinn durch Nehmen und Geben, Gewinnen und Verlieren hat schon Dante trefflich geschildert." Auch durch die

Digitized by Google

lange bunte Reihe der Gespräche Goethes wandert Dantes Schemen. Wilhelm von Humboldt gegenüber weist er in Schlegels Alarcos Belege aus dem italienischen Dichter nach, zu Riemer spricht er von dem allezeit produzierenden Kunstgenius und nennt Dante unter den Großen gegenüber der Mittelmäßigkeit seiner eigenen Zeit. „Es wird nun auch im Tale Licht, statt daß sonst nur die hohen Berggipfel Sonne trugen." Zu Eckermann spricht er das bedeutsame Wort: „Man muß etwas sein, um etwas zu machen. Dante erscheint uns groß, aber er hatte eine Kultur von Jahrhunderten hinter sich." Nach der Mitteilung eines Freiherrn von Lützerode hat Goethe auch im Jahre 1829 Kenntnis von der Übersetzung und Erklärung Dantes, die der Prinz Johann von Sachsen (Philalethes) geleistet hatte, genommen, ein Jahr darauf von Cornelius' Zeichnungen, die er nach dem Bericht des Kanzlers von Müller hart beurteilte. Ihn stieß an Cornelius' Stoffen, wie an Dante, das Mittelalterliche, Krasse, Mönchische, Asketische, der Zug zur krankhaften Romantik ab.

Eine Epoche in Goethes Dante-Studien bildete das Erscheinen der Übersetzung der Göttlichen Komödie von Adolf Streckfuß im Jahre 1826, deren Wirkung auf den Dichter wir in seinem Briefwechsel mit Zelter genau verfolgen können, der ihn auf das Werk des Berliner Gelehrten aufmerksam gemacht hatte. Goethe bewundert die Leichtigkeit, mit der sich der Verfasser in dem bedingten Silbenmaß bewegt und vergleicht die Übertragung mit dem Original, um sie nach seiner Weise deutlicher und gelenker zu machen, was er aber unnötig findet. In dieser Zeit entstand Goethes eingehendste und umfangreichste Äußerung über den Italiener, sein Aufsatz „Dante", den er im September 1826 gegenüber Zelter mit den erleuchtenden Worten glossiert: „Bei diesem Original ist gar manches zu bedenken; nicht allein, was der außerordentliche Mann vermochte, sondern auch, was ihm im Wege stand, was er wegzuräumen bemüht war, worauf uns denn dessen Naturell, Zweck und Kunst erst recht entgegenleuchtet." Die Abhandlung selbst gibt in großen Linien eine Vorstellung von Dantes Schaffen und Schöpfung. Sie rühmt seine großen Geistes- und Gemütseigenschaften und weist zur völligen Erklärung seines plastischen Vermögens auf den Einfluß der bildenden Kunst des Trecento, zumal auf die natürliche Kraft und den sinnlich-bildlich wirkenden Genius Giottos hin. Man glaubt einen modernen Kunstpsychologen bester Art zu hören, wenn Goethe von solchen Beziehungen und weiterhin von Dantes „Auge der Einbildungskraft" spricht, vermöge dessen er die Gegenstände so scharf umrissen wiedergeben konnte, weshalb wir auch das Abstruseste und Seltsamste gleichsam nach der Natur gezeichnet vor uns sähen, wobei ihn selbst der dritte Reim niemals störe, sondern geradezu fördere, da er mithelfe, seine Gestalten zu umgrenzen. Aber diese Bewunderung Goethes weicht angesichts des Sündensystems, der Anlage des Danteschen Höllenlokals, die ihm begreiflicherweise etwas Kleingroßes und daher Sinnverwirrendes hat, etwas künstlerisch Beschränktes, da der Begriff eines in das Erdinnerste sich mehr und mehr verengenden Amphitheaters die Einbildungskraft aufrege, aber nicht befriedige, das statt eines Kegels einen Trichter zeige, eine mehr rhetorische als eine poetische Erfindung sei. Staunend jedoch steht Goethe vor dem seltsamen Reichtum der einzelnen Lokalitäten, deren sinnfällige Ausmalung er an dem bis in philologische Einzelheiten erläuterten Beispiel des Bergsturzes am Eingang des 7. Höllenkreises (12. Gesang) illustriert, den Dante dem selbstgeschauten, zwischen Trient und Verona niedergegangenen Erdrutsch vergleicht und nach diesem Naturphänomen gestaltet, wobei er es durch Christi Höllenfahrt noch unendlich überbietet. Durch solche vollkommen anschauliche und gegenwärtige Szenerie, meint Goethe mit Recht, werden wir mit dem eigentlichsten Dichtergeist Dantes auf den höchsten Grad bekannt und vertraut.

Eine unmittelbare, herrliche Frucht des Genusses der Streckfußschen Dante-Übertragung war Goethes tiefsinniges, den Schatten des hohen Freundes be-

Digitized by Google

schwörendes Gedicht auf „Schillers Reliquien", die damals aus dem düsteren Kassengewölbe des Weimarer Jakobsfriedhofes in die herzogliche Bibliothek verbracht und in dem Piedestal der Dannecker-Büste niedergelegt wurden. Dantesk ist die Situation und Vision, als ob die Betrachtung von Schillers Schädel „im ernsten Beinhaus" vor sich ginge, dantesk der grandiose, hinreißende und erschütternde Gedankengehalt, dantesk die Form der Terzinen, die, wie Goethe einmal dem Kanzler von Müller offenbarte, „immer einen großen, reichen Stoff zur Unterlage haben müssen". Zum ersten Male bediente sich Goethe, der, wie er schon bei seinen Sonettenversuchen bekannte, nicht gerne „leimte", aber um so lieber „aus ganzem Holze schnitt", dieser lästig bedingten und beschränkten Versart, wobei er seine majestätischen Strophen in klingenden Reimen auslaufen ließ. Doch überbot ein anderes Thema diese Gelegenheitsdichtung an Umfang und Gewicht: das „Hauptgeschäft" seines letzten Alters, der zweite Teil des Faust. Hier stehen wir vor dem Werke Goethes, in das sich Dantes Geisterschrift am tiefsten und reichsten eingegraben hat. Schon der Entwurf der ganzen Tragödie und demnach ihr erster Teil war, wenn auch natürlich nicht im Sinne einer Nachahmung, kaum zu denken ohne Alighieris Vorgang, wie er andererseits auch wieder unbewußt an Klopstocks Messias anknüpft. Mit beiden Dichtern teilt ja der Faust den mysteriösen Gegenstand: den Fall, die Läuterung und Erlösung der sündigen Menschheit, wie es auch die Romantiker sofort feststellten, als sie den Faust die deutsche Divina Commedia nannten. Schon den Brocken, den deutschen Teufelsberg, macht der Faustdichter zu seinem Inferno, in dessen Hölle er in literarischer und auch politischer Satire allerlei Sünder bannte, der dann wieder als eigene Hölle des Heidenvolkes die „klassische Walpurgisnacht" entspricht. Deutlicher jedoch tritt uns Dantes Geist und Form im Eingang der späteren Tragödie entgegen, wenn der „in Lethes Fluten gebadete Faust" (vergl. Inferno XIV. und Purgatorio XXVIII.) — wie vorher schon Ariel — seine Hochgefühle in Terzinen ergießt, die etwa gleichzeitig mit denen auf Schillers Manen entstanden. Dann erinnert uns der weise Chiron an dessen Erscheinung in Inferno XII. Unverkennbar dantesk ist der Abstieg Fausts mit Manto zur Unterwelt, der uns in einer großartigen Skizze überliefert ist. Nicht minder ruft uns die „Flammenstadt in ewiger Glut" in der Grablegung Fausts „La citta che ha nome Dite" (Inferno VIII.) ins Gedächtnis. Solche Spuren häufen sich naturgemäß gegen den Schluß des Mysteriums hin. Die rosenstreuenden Engel stammen weniger von Signorellis Bild als von den lilienstreuenden im Purgatorium XXX. Der Pater Profundus und der Pater Seraphicus entsprechen dem heiligen Franziskus und heiligen Dominikus des Paradiso, die seligen Knaben den verklärten Kinderseelen der Himmelsrose, der Doktor Marianus mit seinem Gebet dem hl. Bernhard, die Mater Gloriosa der jungfräulichen Himmelskönigin des Paradieses. Den stärksten Anklang an Dante aber bietet Fausts Apotheose und sein Empfang im seligen Gefilde durch Gretchen, die Verkörperung des Ewig-Weiblichen, die Reine, die hier Beatricens läuterndes Amt übernimmt. In dieser Mystik, die der Schlußchor verkündet, berühren sich Dante und Goethe am innigsten.

Aber freilich, sie berühren sich nur, sie stimmen nicht zusammen; denn ihre Welten sind durch ein halbes Jahrtausend getrennt. Zwischen ihnen liegt das Zeitalter der Renaissance, das der Persönlichkeit zu ihrer Entfaltung, das der Reformation, das der Religion zu ihrer Freiheit, das der Naturwissenschaft, das ihr zu ihren Gesetzen, das der Aufklärung, die dem philosophischen Denken zu seiner Selbständigkeit verholfen hat. Dante blickt zwar, ein imperatorischer Januskopf, nicht nur zurück auf das Mittelalter, dessen Ideen er erfüllt, sondern auch, kraft seiner mächtigen Persönlichkeit und eigensten Frömmigkeit, vorwärts in die Zeit der Wiederbelebung der Antike und des Evangeliums. Doch ist er in seinem

Digitized by Google

Glaubens- und Gedankensystem noch völlig von der Scholastik, zumal vom Aquinaten Thomas, und der Kirche gebunden, in seinem Welt- und Himmelssystem von dem ptolemäisch-christlichen abhängig. Seinen Himmel bevölkern nur die anerkannten Heiligen, die Stützen des katholischen Glaubens, wenn er sein Gebiet auch auf fromme Juden und auserwählte Heiden erstreckt. Wohl hat er vermöge seiner ungeheuren Phantasie und seines schrankenlosen Willens das Diesseits und das Jenseits verbunden, in der Gestaltung seines Kunstwerks sich das Universum unterworfen und sein Weltgedicht zum Weltgericht erhoben. Aber diese Welt bleibt immer die des Mittelalters. Ihr Bild ist nicht mehr das unsrige. Goethe aber verkörpert die neue Zeit und wie Dante in seiner Epoche dem Geist des italienischen, so er den Genius des deutschen Volkes. In Goethes Lebens- und Weltgedicht, dem „Faust", der diesen Geist, wie kein anderes, entfaltet und darstellt, strömt ein ganz anderes Daseinsgefühl, herrschen andere Ideale, als in Dantes göttlicher Komödie. Anstatt der Vision erleben wir ein Drama, an die Stelle des Schauens tritt die Tat. Der strebende Wille ist es, der dem Menschen — nicht mehr im Jenseits, sondern schon hienieden — mit den Verirrungen seine Hölle, mit den Leiden seine Läuterung, mit der rastlosen Steigerung seines Selbst und der Erfüllung höchster Pflichten seine Erlösung und Seligkeit bringt. Goethe, „den kein Dogma beschränkt", sucht und findet die Unsterblichkeit des Ich, der Monade, nicht mehr wie der transzendierende Italiener in der Bürgschaft der Gnadenmittel der Kirche, sondern in der Unzerstörbarkeit der Persönlichkeit, die sich nach dem göttlich-natürlichen „Gesetz, wonach sie angetreten", entwickelt. Fausts Schicksal und Genius ist der Erdgeist, sein Bekenntnis die Weltfrömmigkeit, die nicht mehr „nach drüben die Augen blinzelnd richtet", sondern „hier sich umsieht" und dem „Tüchtigen" das Diesseits als das Gebiet menschenwürdiger, gemeinnütziger Schöpfung unterwirft. In dieser Bewährung öffnet sich dem Kämpfer das Paradies. Man hat den Faustischen Himmel „katholisch" genannt und Goethe, der die Verklärung seines Helden nur symbolisch meinte, damit gründlichst mißverstanden. Denn alle die Heiligen und Seligen, samt der Mutter Gottes und den gereinigten Büßerinnen, sind nicht Wesenheiten wie in Dantes höchsten Regionen, sondern, nach Goethes eigenen Worten, nur „die christlich-kirchlichen Figuren und Vorstellungen", die er borgte und brauchte, um durch diese „scharfen Umrisse seinen poetischen Intentionen eine wohltätig beschränkende Form und Festigkeit zu geben". Die Himmels- und Weltanschauung Goethes verhält sich zu der Dantes, wie ihre Persönlichkeiten zueinander; denn „wie Einer ist, so ist sein Gott".

Im letzten Grunde vertritt Dante das Prinzip der Gebundenheit, Goethe das der Freiheit. Dort die restlose kirchliche Gefangenschaft, hier die persönliche Freiheit des Christenmenschen. Und dieser fundamentale Gegensatz drückt sich nirgends deutlicher aus als im Antlitz der beiden, in der „Gestalt, die der beste Text ist zu allem, was sich über den Menschen empfinden und sagen läßt". Das finstere, verschlossene, strenge, asketische Gesicht des Italieners deutet nach der Hölle, in der er nach der durch Boccaccio vermittelten Legende seiner Zeitgenossen selber gewesen sein soll — ganz so, wie Goethe seine Dante-Büste dem lauschenden Eckermann am 3. Dezember 1824 beschrieb. Auf Goethes Miene und Stirne dagegen strahlt und thront die milde, offene Heiterkeit des Himmels, dessen lichten Göttern Jupiter und Apollo seine Mitlebenden ihn verglichen und im Bilde annäherten. Beide aber tragen das Wahrzeichen höchster menschlicher Geistesgewalt und Größe, jeder nach dem Maße seines Zeitgeistes. Wir Menschen des 20. Jahrhunderts, zumal wir Deutschen, können nicht im Zweifel sein, welcher der beiden Genien unser Führer sein soll in der irdischen Hölle unserer Leiden, im Fegefeuer unserer sittlichen Läuterung und auf dem Wege zum Ziel unserer inneren Befreiung, zum Himmel der Vollendung der uns von der Gott-Natur zuerteilten Bestimmung.

Ernst Traumann (Heidelberg).

Digitized by Google

Weltdenken und Weltanschauen.

Das Weltengeheimnis. Vorlesungen zur harmonischen Vereinigung von Natur- und Geisteswissenschaft, Philosophie, Kunst und Religion von Dr. Karl Jellinek, Professor an der Technischen Hochschule Danzig. Verlag Ferdinand Enke, Stuttgart, 1921. XI u. 552 S. — Hans Driesch, dem Schöpfer der „Philosophie des Organischen", der „Ordnungslehre" und der „Wirklichkeitslehre" gewidmet.

Gern folge ich der Einladung der Südd. Monatshefte, Jellineks „Weltgeheimnis" hier zu besprechen. Denn sein Verfasser, bestens bekannt schon durch seine große physikalische Chemie in vier Bänden (732 + 939 + 844 Seiten, III. Band nahezu vollendet) liefert hier geradezu eine All-Wissenschaft. Ein Weltgedanke in alle Reiche der leblosen, lebendigen, der seelischen Natur bis hinein in Theologie und Theosophie. Welches Maß von Aufnahmsfähigkeit ist unserem Volke im weitesten, Gebildete und Ungebildete gleichmäßig umfassenden Sinn, zugemutet durch Bücher wie das neueste „Weltengeheimnis", vor 30 Jahren Haeckels „Welträtsel", vor 60 Jahren Büchners „Kraft und Stoff"! Denn wie diese beiden durch Hunderttausende oder Millionen von Halb- und Ungebildeten um so williger verschlungen worden waren, je kecker sie alles niederrissen, was hinausragte über das Fachwissen ihrer auf Naturwissenschaft sich berufenden Populärphilosophien, so verheißt nun das „Weltengeheimnis" Anregung schlechthin allen, die da hungern und dürsten nach demjenigen Höchsten, das man zuerst Weisheit, dann Religion nannte, jetzt am liebsten „Weltanschauung" nennt. Und dieses große Doppelwort: Welt-Anschauung nicht etwa in dem verblaßten und verblasenen Sinn, den Richard Wagner noch in dem letzten Brief seines Lebens verspottet hat („Ich bin der Anschauung" = der „unmaßgeblichen Ansicht"), sondern in dem ganz buchstäblichen Sinn, daß uns Jellineks Buch vor allem eine Fülle schönster Dinge aus Natur, Kunst und Wissenschaft zu schauen gibt in prächtigen Wiedergaben von physikalischen Diagrammen angefangen bis zu Kunstwerken Michelangelos. Und auf diese Anschauungen in didaktisch meist glücklicher Weise gegründet eine Anleitung zum Denken über diese Dinge, über diese Welt des Physikalischen, Physiobiologischen, Psychischen und Metaphysischen. Also das Weltengeheimnis entschleiert für Aug' und Hirn — und Herz. Denn wie die erste Vorlesung beginnt mit „Meine lieben Hörer" — und ihnen die Grundstimmung malen will, für die der Sprecher die Hörer durch seine gesprochenen und nun geschriebenen Worte kurzer Hand gewinnen zu können hofft, so klingt das Buch geradezu aus in eine Kette von Gebeten:

„O höchste Gottheit, du bist jenseits von Gut und Böse . . . ."

und in Bitten an seine Hörer und Leser:

„Werft ab die letzte Fessel, die letzte Illusion! Gestaltlose Seelen, stürzt euch hinein in die gestaltlose Gottheit, atmet auf!"

und zuletzt in die ganz persönlichen Bekenntnisse und Aufschwünge:

„O, ich neige mich tief in Ehrfurcht vor dem Einen Einzigen Selbst. Nach der heißen brennenden Flamme des Feuers dieser Welt rieseln die Wasser der ewigen Seligkeit erquickend und kühlend auf mich herab. Ich erhebe mich aus der Wirklichkeit, in der ich versunken war, ich erwache aus dem Weltentraum!"

Hat nicht ebenso Augustinus seine Confessiones und seine Civitas Dei begonnen und beendet mit Gebeten? Was ist geschehen in den anderthalb Jahrtausenden, was in den sechs und den drei Jahrzehnten, daß ein Lehrer der Naturwissenschaften seinem Volk wieder vorbeten darf? Nur der Krieg und der noch grausamere „Friede"? Aber mögen uns ohne weitere Vor- und Zwischenfragen einige Worte Jellineks, die wir jetzt auswählen und deren Verbindung sich der Leser leicht ergänzt, am besten selbst ein Bild von dem Buch geben:

S. 3: „Das Ideal, das uns leiten soll, ist nicht rein theoretische Philosophie, sondern — — — die Vereinigung des klarsten, kristallklarsten Schauens und des reinsten Handelns; das Ideal ist nicht der Universitätsphilosoph — — — nicht Kant oder Schopenhauer, sondern Laotse, Buddha, Zarathustra, Sokrates, Jesus von Nazareth, Paulus und Meister Eckhart."

Digitized by Google

Als Berichterstatter habe ich hier je drei — — — gesetzt, wo es bei Jellinek heißt: „Mystik" und „sondern der Mystiker". Denn vor diesem Wort habe ich schon mehr als einen Naturforscher kopfscheu, wenn nicht wütend werden sehen. Er wußte eben nicht, daß „Mystik" nicht nur Konfusion heißt, sondern daß es das Sich-Einsfühlen der Einzelseele mit dem All-Eins oder mit der Gottheit bedeutet (wie man u. a. eindringlich lesen kann in Chamberlains Grundlagen, Bd. II, „Die Mystiker"). Weiter lesen wir in dem allgemeinen Überblick (S. 1—11):

S. 9: „Haben wir die Unsterblichkeit und die wiederholte Verkörperung der Menschenseele erkannt, dann können wir das Rassenproblem für die historische und prähistorische Zeit studieren und das erstmalige Auftreten der Menschen auf Erden ins Auge fassen. Wir werden erkennen, daß in diesem Zeitpunkt erstmalig sich unsterbliche Seelen in affenähnlichen Körpern, welche von intelligenten Wesen für sie gebaut wurden, Wohnung nahmen."

S. 11: „Unser Gewissen sagt uns mit gewissester Gewißheit: Du warst in der schrankenlosen Freiheit, du bist jetzt in deinem Bewußtsein und Handeln beschränkt, du sollst wieder zur schrankenlosen Freiheit kommen ..... Suchet die Freiheit, tönt es in uns. Die absolute Freiheit, die absolute Unsterblichkeit, die höchste Gottheit, das Absolute ist in Wahrheit das einzige seiende Wesen ..... Das Absolute schließt das Bewußte und Unbewußte in sich ein, es ist das beide überragende Überbewußte."

S. 12: „Wenn wir uns auf dem Weg der äußeren und inneren Erfahrung überzeugen können, daß wir Seelen sind, die dem Körper selbständig gegenüberstehen, daß wir individuell unsterblich sind und uns zu wiederholten Malen verkörpern, dann ist das Erringen dieser Erkenntnis unseres Schweißes wert."

Innerhalb S. 12—92: „I. Das Reich der nicht organisierten Materie", also Jellineks Fachgebiet in Physik und Chemie, von Astronomie durch Elektronik bis zur Relativitätstheorie, wird sich der hier aufs sicherste geführt fühlende Leser überraschen lassen auch durch Sätze wie die:

S. 59: „Wir wollen uns auf das intensivste einprägen: Es gibt keine blinde geschlossene Naturkausalität, lenkende Kräfte können aus einer höheren Wirklichkeitsstufe in die sinnlich wahrnehmbare Welt eingreifen, wozu ihnen die Gesetze der anorganischen Natur genügend Spielraum lassen. Ein ungeheuer wichtiges Resultat!"

S. 66: „Was nun die allgemeine Relativitätstheorie von Einstein anlangt, so muß der Verfasser gestehen, daß es ihm bisher noch nicht möglich gewesen ist, trotz eifrigsten Bemühens den Inhalt dieser Theorie auf physikalische Begriffe zu bringen, die ihm klar geworden sind. Der Verfasser muß daher verzichten, auch nur ganz vorübergehend die allgemeine Relativitätstheorie zu streifen. Es gibt nach der persönlichen Erfahrung des Verfassers offenbar nur ganz wenige Forscher, die die Einsteinsche Meinung zu erfassen vermögen."

Mit S. 93 betreten wir „II. Das Reich des lebendigen Leibes" und sehen Jellinek mit dem von ihm zum Führer gewählten Driesch kämpfen gegen Mechanismus für Vitalismus (für Neovitalismus und nicht nur Psychovitalismus — bei Driesch ist's Psychoid-Vitalismus). — Sollten S. 145 die Worte gegen den Lamarckismus nicht zu hart sein? Nur der Kriegsruf sei noch angeführt:

S. 147: „Die mechanistische Biologie tut, wie sich vom Standpunkt der physikalischen Kinetik exakt zeigen läßt, nichts anderes, als daß sie den Molekülen und Atomen Ziel und Absicht unterschiebt, sie behauptet nichts mehr oder weniger, als daß die Moleküle und Atome intelligent sind und sich zum Aufbau und zum zweckmäßigen Verhalten der Leiber verabreden."

Aber auch S. 155 wird gegen den Titel „Die Intelligenzen, welche Pflanzen-, Tier- und Menschenleiber aufbauen" jeder Anhänger Schopenhauers, d. h. des (teleologischen) Willens ohne Intellekt, manche Bedenken haben. — Dagegen S. 169 das positive Credo:

„Nein, meine Damen und Herren, höchst intelligente, selbstbewußte, künstlerische Architekten wirken sich beim Neuaufbau der Tier- und Pflanzenformen aus, und sie werden vielleicht von Hilfsarbeitern unterstützt, die beim Aufbau von Millionen Exemplaren einer Gattung und bei der Regelung der Lebensvorgänge in den Organismen unter ständiger Benutzung von Mechanismen und ohne Verletzung

Digitized by Google

der Gesetze der Physik und Chemie in mehr oder minder bewußter bis unbewußter, jedoch stets intelligenter Weise tätig sind."

S. 170 bis 236: „III. Das Reich der Seele." Hier an der Hand Erich Bechers eine Kritik der mechanistischen Psychologie, der ich, nun auf meinem eigenen Gebiet angelangt, mit erneutem herzlichen Dank für Bechers „Gehirn und Seele" (1911), mich ausdrücklich anschließe (auch Abbildungen aus meiner Psychologie von 1897 mit Vergnügen begrüßend). S. 236—308: Erkenntniskritik und Rückblick auf die Reiche der Seele, des lebendigen Leibes und der leblosen Materie nach Durchgang durch die Erkenntniskritik. Schon im Vorwort VII hatten wir gelesen:

„Das zentrale Kapitel des Werkes ist das erkenntnistheoretische, von dem einerseits die Naturwissenschaften, andererseits die Geisteswissenschaften ausstrahlen. Die zentrale Idee des Werkes ist die des Überbewußten. Das in dem Werk ausgearbeitete philosophische System läßt sich darum als Philosophie des Überbewußten bezeichnen. Erst durch die Idee des Überbewußten lassen sich die Probleme der Möglichkeit von Wissenschaft, Kunst und Religion erhellen."

S. 251: „Diese Einheit, welche mein Bewußtsein und alles jenseits desselben Liegende umschließt, ist die Gottheit, das Überbewußte. Hier schon stoßen wir auf einen einleuchtenden Gottheitsbeweis."

Wollte an solche „Beweise" ein Leser nicht glauben, so empfehle ich ihm als um so nüchterner

S. 254: „Eine Erkenntnis ist also nicht um so richtiger, wahrer, je besser sie die Wirklichkeit abbildet, sondern je evidenter, einleuchtender sie ist."

Ganz meine Lehre von der Evidenz als letztem Kriterium der Wahrheit. — Dann wieder in starkem Kontrast Mitteilungen auch über „die denkenden Tiere" mit den vorsichtigen Unterscheidungen,

„daß auf Mitteilungen, welche an den Hund ergehen, nur Antworten des Hundes, aber keine Handlungen erfolgen" (S. 295).

S. 308 bis 494: „Das Reich des Geistes." In ihm Ethik, Religion, Theologie. Kant hat in der Vorrede zur II. Auflage seiner Kritik der reinen Vernunft das überraschende Wort gesprochen: „Ich mußte das Wissen aufheben, um zum Glauben Platz zu bekommen." Wieviel Leser wird Jellinek für seinen „Glauben" werben? Was alles geben nicht schon die wenigen oben angeführten Sätze ihren Lesern zu glauben auf — wieviel von Seelenwanderung, absoluter Freiheit, von Gottesbeweisen — also ganz dieselben Themen und Thesen, denen die Metaphysik des 18. Jahrhunderts mit ihrer Trias „Gott, Freiheit und Unsterblichkeit" gegolten und die der „Allzermalmer" Kant auf immer dem Wissen, allem vermeintlichen Wissen, entrückt zu haben sich erkühnte! Wie, wenn nun über Jellineks Weltengeheimnis und seine Erschließungen wieder ein neuer Kant käme? Den „Beweis" für die Unsterblichkeit, nämlich ausgehend von der „Einfachheit" und daher Unzerlegbarkeit, also auch Unzerstörbarkeit und Unvergänglichkeit einer metaphysischen Seelensubstanz hat der alte Kant dem Mendelssohn nicht geglaubt. Über die „Träume eines Geistersehers" und mit ihm über alle träumende Metaphysik hatte sich der junge Kant längst lustig gemacht. Wie lange wird moderner Okkultismus samt Spiritismus zeitgemäß und geglaubt bleiben? Wird man die Seelenwanderung, die Richard Wagner (von Jellinek neben vielen anderen als an sie glaubend angeführt) in seiner „Herodias, Gundryggia, Kundry und was noch?" dichterisch glaubhaft gemacht hat, auch als metaphysische Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit glauben können und müssen, um Jellineks Rassenlehre[1]) glauben zu können? — Aber fragen wir nicht so weiter.

[1]) S. 382—413: „Die Einteilung der Menschen in Rassen ist eine Einteilung einzig und allein nach körperlichen Merkmalen ..." „Wer .. behaupten wollte, daß er reiner Rasse sei, d. h. daß seine Eltern und Voreltern durch viele Generationen hindurch dieselben körperlichen Merkmale aufgewiesen haben, wie er selbst,

Digitized by Google

Denn nicht in den Höhen transzendenter oder empirischer Metaphysik und nicht in den Höhen der Erkenntniskritik oder erkenntnistheoretischen Logik spielt sich der Geisteskampf ab, unter dem heute auch unsere Leiber weißbluten und verhungern.

Sondern eine Frage der Volks- (nicht Völker-) Psychologie brennt den gegenwärtigen Weltdenker und Weltanschauer in die Seele und auf die Nägel. Was liest unser Volk? Wieviel von dem Gelesenen versteht es — wie wenig von dem Verstandenen kann ihm in Hirn und Herz einwurzeln und aus einem gesundem Volkstum wieder weiterwachsen bis in die Höhen rein wissenschaftlichen, auch philosophischen Weltdenkens? Und wichtiger als all solches Denken und Wissen: Wieviel von einstigen Fähigkeiten des Schauens und Schaffens ist in unserm Volk noch lebendig geblieben — wieviel hat absterben müssen mit dem Übergang von Feld- zur Weltwirtschaft, vom Begnügen mit den organischen Produkten des Bodens bis zu den mechanischen Edukten der Industrie? Solche Weltbewegungen dämmt kein Buch ein, kein Wächter der Wissenschaft, keine Wärme des Glaubens vermöchte den psychischen Energien und — Energielosigkeiten wesentlich andere Strombetten zu graben, als in denen die Richtungs- (nicht Ziel-) strebigkeit jeweiliger Denk- und Gefühlsbewegungen blinder Massen je einige Jahrzehnte lang zu schwimmen beliebt.

Büchners „Kraft und Stoff" ist in den sechziger Jahren von Millionen verschlungen worden; jener ödeste theoretische Materialismus schwamm mit dem Strom der damals aufgekommenen „materialistischen Geschichtsauffassung" von Marx und Lassalle.

Allerdings auch über Ethisches hat Büchners Buch seine Lesermassen aufgeklärt; z. B.: Missionäre lehrten, es sei schlecht, seinen Vater aufzufressen. Aber mit schmatzenden Lippen erwiderten die Kannibalen, das sei sehr gut. Diese Relativitätstheorie alles Ethischen wurde dem Büchner von den Millionen sogleich einwandfrei geglaubt — und bald bekannte sich auch Nietzsche zu einer neuen „Genealogie der Moral".

---

der zeigt nur, daß er weder von Naturwissenschaften noch von Geschichte etwas weiß." S. 390: „Ob eine Beziehung zwischen der Rasse eines Menschen, d. h. seiner Hautfarbe, Schädelform, Nasenform, Haarform usw. und seinen seelisch-geistigen Fähigkeiten überhaupt besteht, weiß ich nicht. Insbesondere weiß ich nicht, ob man sagen kann, daß Menschen einer Rasse Menschen anderer Rassen geistig und moralisch überlegen seien .... Und will man denn überhaupt allen Ernstes behaupten, daß ein weißer Durchschnittsmensch, bloß weil er schießen und Zeitung lesen kann, moralisch und intellektuell einem gelben oder roten oder schwarzen Durchschnittsmenschen überlegen ist? Und ob ein weißes Genie, z. B. Goethe, größer ist als ein gelbes Genie, z. B. Laotse oder ein rotes oder schwarzes Genie, vielleicht der Verfasser des ägyptischen Totenbuches, wer wird dies entscheiden wollen? ... Menschen, die auf dem Standpunkt des Rassenhasses stehen, sind dumm ... sind deshalb dumm, weil es keine reinen Rassen gibt, weil es keine überlegenen Rassen gibt, weil sie das Körperliche gegenüber dem Seelischen überschätzen, weil der unsterbliche Mensch überhaupt keiner Rasse angehört, sondern sich bald in dieser, bald in jener verkörpert." S. 454: „... zur Judenfrage ... ist zunächst festzuhalten, daß die Juden keine Rasse sind, sondern mindestens aus drei Rassen ... gemischt ... Die Juden sind heute eine Konfession, deren Angehörige trotz vieler Abspiltierungen und fremder Einschläge meistens unter sich heiraten. Damit komme ich zum Judenhaß. Die Juden sind nicht besser oder schlechter als andere Menschen, sie sind infolge ihrer Absonderung nur exponierter. Sie werden von den anderen Volksgenossen in allen Nationen wegen ihrer Konfession und der abgeschlossenen Heiraten als fremd empfunden ... Bei den Juden herrscht viel Materialismus, aber auch viel Idealismus. Welche Idealisten haben die Juden der Menschheit geschenkt! Ich erinnere an Moses die Propheten, an Jesus von Nazareth, die Jünger und Apostel, insbesondere Paulus, an Spinoza, an Heine und Mendelsohn, an Marx und Lassalle ..." Aber ist nicht gerade durch diese beiden der Klassenhaß gepredigt worden — wird nicht gerade dieser Haß jetzt kräftiger geglaubt und betätigt als je das Evangelium der Liebe? — Wer will heute schon Prophet sein, wie „alles, was ist, endet" ...? „Ein düsterer Tag dämmert den Göttern."

Digitized by Google

Um diese Zeit kam dann Haeckels „Natürliche Schöpfungsgeschichte" mit ihrem Bathybius Haeckelii als erstem amorphem, gestaltlosen Anfang alles Organischen, Gestalteten. Zwar stellte sich jener Urschleim bald heraus als ein ganz unorganischer Niederschlag; aber das Neorganische blieb auf Jahrzehnte nicht nur für die Millionen, sondern auch für Hunderttausende und „oberste Zehntausende", die den „Geist Gottes über den Wassern" nicht mehr wollten, der natürliche, notwendige Vorgänger alles Organischen — das Leblose der rechtmäßige Vater alles Lebendigen. Die „Welträtsel" waren wieder einmal gelöst. Wieder von Millionen wurden sie gelesen. Dieser „Monismus" konnte dann von Ostwald und z. B. vom Wiener Philosophen Jodl den Massen mundgerecht erhalten bleiben[1]).

Der an solche Kost seit Jahrzehnten gewöhnten Volksseele bietet nun Jellineks neuestes Buch Darstellungen, die allem Materialismus, allem Mechanismus, allem Physizismus, aller Unkunst, allem Unglauben straks entgegen sind. „Das seelisch erkrankte deutsche Volk zeigt untrügliche Zeichen des Verfalles, wirtschaftlich und moralisch", schreibt Hugo Seeliger in seinen „Fortschritten der Astronomie" (im Heft der Südd. Monatsh.: Fortschritte der Physik und Chemie, Sonderdruck S. 7). Und dort auch über die Neuerung: „Einen bedeutenden Forscher für ein weniger nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft zu halten wie einen Kanalräumer."

„Die Geburtsaristokratie haben wir gestürzt, jetzt müssen wir auch die Geistesaristokratie stürzen", hörte ich mit eigenen Ohren in der Wiener Umsturzwoche 1918 den nämlichen Mann (damals noch Seminarlehrer, seither Landesschulinspektor) sagen, der nun seit Februar 1919, also gerade zwei Jahre lang, die Schulreform in Österreich macht. — „Wir brauchen keine Spitzenkultur, wir brauchen eine Massenkultur", lautet dasselbe Unbildungsprogramm augenblicklich in einer Kette von Vorträgen und Besprechungsabenden der vereinigten Vereine „Gymnasium", „Realschule" und „Mädchenmittelschule", in denen die ursprüngliche „Einheitsschule" (ich nannte sie „Kommunistenschule") so „differenziert" wird, daß die einstigen Gymnasien und Realschulen ungefähr zu Bürgerschulen mit und ohne Latein heruntermassiert werden. Dringt dieses Herunterbildungsprogramm der augenblicklich vorführenden Mehrheit durch, dann wird es in 8—12 Jahren niemanden mehr geben, der Bücher wie die „Weltgeheimnisse" lesen, geschweige schreiben kann.

Das ist jetzt Zeitgeist und Fortschritt. Bis hieher sind wir fort—geschritten und herabgestiegen von dem Niveau der Höchstgebildeten vor 60 Jahren, vor 30 Jahren. Weh uns jetzt, daß diese damals blind und taub, nicht ganz geruch-, aber immer ruchlos genug waren, die geistesärmsten ihrer Volksbrüder sich abspeisen lassen zu

[1]) Vor mir liegen „Die Welträtsel, Gemeinverständliche Studien über monistische Philosophie" von Ernst Haeckel, Professor an der Universität Jena. Volksausgabe 78. bis 97. Tausend. Mit einem Nachworte: Das Glaubensbekenntnis der reinen Vernunft. Bonn, Strauß, 1905. Aus ihnen zwei Pröbchen: S. 131: „Eine historische Angabe, die wahrscheinlich [!] das Welträtsel von der übernatürlichen Empfängnis und Geburt Chisti ganz einfach und natürlich löst..." Diese Lösung...: „Josephus Pandera, der römische Hauptmann einer kalabresischen Legion, welche in Judäa stand, verführte Mirjam von Bethlehem, ein hebräisches Mädchen, und wurde der Vater von Jesus (vgl. Celsus, 178 n. Chr.)." So der Historiker [!] Haeckel. — Und nun Haeckel, der Zoo-Logiker: Es gibt keinen Gott, weil er ein logischer Widerspruch wäre, nämlich ein gasförmiges Wirbeltier [Gedankengang: Allweisheit = Wissen = eine Funktion der Großhirnrinde, diese nur an einem Wirbeltier. Allgegenwart — diese haben nicht die festen und nicht die tropfbaren Stoffe, also nur ein Gas]. Ich steige vom wissenschaftlichen Niveau dieses Beweises nicht herab, wenn ich hier verewige, was uns der Physiker Stephan Meyer, jetzt Vorstand des Radium-Institutes der Wiener Akademie, vor 25 Jahren, als jener Haeckelsche Beweis in einer geselligen Zusammenkunft der Wiener philosophischen Gesellschaft besprochen wurde, als Gegenrätsel aufgegeben hat: Ein Widerspruch ist das nicht — es gibt ja ein gasförmiges Wirbeltier (Lösung: Die — Ziegel). — Warum soll ich in den traurigsten aller Wiener Faschingstage, während deren ich der Einladung zu diesem volkspsychologischen Beitrag entspreche, den Münchenern und anderen Reichsdeutschen nicht Wiener Witze aus guten alten und neuesten Zeiten erzählen?

Digitized by Google

sehen mit tiefstehender anorganischer und desorganisierender Kost. Werden wir Hoch- und Höchststehende, die geistig und leider bald auch „moralisch" tiefstehenden unserer Brüder emporreißen in wieder atembare Luft durch Bücher, durch Volkshochschulen? Werden Ungebildete oder gutgekleidete Halbgebildete[1]) gescheiter werden, wenn wir sie Bestes lesen lassen aus allen Wissenschaften vom Leblosen und Lebendigen, vom Physischen und vom Geistigen? Werden wir sie wieder beten lehren, wenn wir ihnen sagen, was Inder, Juden, Christen gebetet haben, was Neobuddhisten und Theosophen an neuem Glauben erfinden werden?

Angst und bang wird dem Sozialpädagogen, wenn er sich auch nur die wirklichen Erfolge einer Volkshochschule ausmalt, und sie mißt an dem, was er einst, während 27 Jahren Gymnasiallehramt als Maßstab wirklichen, nicht nur Schein-Wissens, wirklicher Geistes- und Gemütsbildung gelten zu lassen sich zur Pflicht gemacht hatte. Mein 19jähriger Sohn sah jüngst als liebevoll gehegter Gast in dem goldenen Schweden mit Erstaunen innerhalb eines Bereiches von 200000 Bauern 7 Volkshochschulen, in denen die Alten ihre Jungen 4 Winter hindurch Trigonometrie, Nationalökonomie, Geschichte und viel anderes Gutes lernen ließen. Vergleiche ich damit mein Österreich, das seit der unglückseligen „Schulnovelle" von 1883 bis heute seine Bürgerschulen mit halben Analphabeten gefüllt hat — sehe ich den mir im Kleide von Volkswehrmännern auf der Straße begegnenden armen Teufeln in die Gesichter, über die nie ein Strahl des Geistes geglitten war, so krampft mir schon die bloße Frage „Volkshochschule auch für diese?" Herz und Hirn zusammen. Auf dem Volksbildungstag in Braunau wurde eingestanden (was ich auf hundertmalige Fragen auch bei uns zu Hause nie habe verhehlen hören), daß die Unterschichte unseres Mittelstandes an allgemeiner Bildung tief unter den äußerlich Gleichgestellten in Deutschland stehe. Und solchen verspricht ihr „Volkshochschulen" in demselben Atem, mit dem ihr meine „Volksmittelschule" (oder wenigstens diesen ihren Namen) ablehnt, weil das „Volk" sich nicht gern „Volk" nennen höre? Aber in Volkshochschule ja doch? Oder muß man auch diese Einheitshochschule[2]) nennen? Müssen die bisherigen Universitätsprofessoren ersetzt werden durch klassenbewußte Bürger- und Volksschullehrer? Würden aber dann die bisherigen Volksschullehrer in ihrem sehr berechtigten Auftrieb zur Hochschule noch auf ihre Kosten kommen, wenn sie dort nur von ihresgleichen unterrichtet würden oder gar nur von — „Kanalräumern"? Wird uns aus dieser Welt des Wahnsinns ein Buch emporreißen, das das Erbe von Büchner, Haeckel, Ostwald antritt — vielmehr: das jene Sammlungen von Schlechtem unschädlich zu machen sich bemüht, indem wir sie durch eine Sammlung des Besten ersetzen? — Geduld, in diesem Buch werden vorerst nur Gebildete das zu lesen und zu schauen bekommen, worüber sie oft genug schon gedacht haben. Weltdenken — von dem man meinen sollte, es könnte einer Weltanschauung erst folgen. Aber „Weltanschauung" hat ja heute mit Schauen nichts mehr oder noch nichts zu tun. Wann werden wir wieder schauen lernen, wann wieder unsere armen ungebildeten Brüder, wann wieder unsere Kinder in den Schulen wirklich vom Schauen zum Denken emporführen? Wann werden wir wieder die Geduld, die himmlische Geduld zurückgewinnen, mit der man einst Völker aus Wildheit sogleich

[1]) Aus den Tagen von „Einsteins Gegenwart" (wie ein Wiener Blatt im Leitartikel schrieb): Frau v. P., in Wien viel zitiert, engagiert sich einen Fachmann ersten Ranges, damit er ihr die Relativitätstheorie erkläre. Nach dreiviertelstündigem elegantestem Vortrag: ..... Und das soll am' verjüngen? — — — Es war ein intellektueller Kurzschluß von Ein—Stein—Achl — Oder zwei Steine („Kaviar fürs Volk" — statt welcher Brote?). — [2]) Mit der „Einheitsschule" hat man wie mit andern Schlagwörtern die Massen überzeugt. Eine solche Massen-Mutter sagt dann: No jo, i bin jo auch für die Einheitschule, denn in aner Schul, wo's nöt einheizen, kriegat jo mein Peperl den Husten.

Digitized by Google

zu Allerhöchstem emporzuführen unternahm — freilich auf gläubigstes, allzu gedankenloses Glauben nur allzu fest und wohl auch allzu lange allein bauend? Heute aber geben wir unsern Kindern Dinge zu glauben auf (z. B. an der Spitze eines Lehrganges der Geologie sogleich das Kant-Laplacesche System), zu denen man in der wirklichen Didaktik erst auf langem, geduldig regressiven Gang gelangen könnte. Wann wird der Verbalismus unserer Schulen einem einzig gesunden Realismus weichen? Einem echten Kennenlernen aller Wirklichkeiten der physischen und psychischen, der realen und der idealen Welt? Was dazu Denken tun kann, dazu regt Jellineks Buch reichlich an. Daß es vor allem auch dem Anschauen schönste Bilder bietet, haben wir mit einem Ausdruck der Bewunderung für den Verlag noch einmal hervorzuheben. Denn ein wahres Prachtwerk auf schönstem Papier in diesen Tagen der Setzer- und Papiernot — — ein greifbares Wunder! — Doppelt wunderbar der relativ niedrige Ladenpreis von M. 78.— gbd. Kopfarbeiter freilich können auch um so wenig Geld nicht mehr Bücher kaufen; nur Handarbeiter könnten's — dieselben, denen vor 30 und 20 Jahren über 1 Million von Haeckels „Welträtsel" à 1 Mark verkauft worden sind.

Wien, Aschermittwoch 1921. Alois Höfler.

Brennende Fragen aus dem Gebiete des Strafwesens.

Vor Jahren erschien ein bleicher, abgezehrter Mensch spät abends an meiner Tür und bat, mich trotz der vorgerückten Stunde noch sprechen zu dürfen. Der Mann, namens T., war Student gewesen und hatte mit einem Freund während der Sommerferien ein Nordseebad besucht. Eines Abends machten die beiden nach einem Zechgelage noch einen Spaziergang nach dem Strande. Nach einiger Zeit kam T. völlig verstört allein zurück, und bald darauf fand man den anderen als Leiche in seinem Blut. T. war im Rausche zum Mörder seines Freundes geworden. Ursprünglich zum Tode verurteilt, wurde er in Ansehung der eigenartigen Umstände zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe begnadigt, die er in einer norddeutschen Strafanstalt zu verbüßen hatte. Ein zweiter Gnadenakt gab ihn nach 27jähriger Haft der Freiheit zurück, nun aber begann erst die eigentliche Tragik seines Lebens. Er schickte sich an, in die Heimat zu reisen. Ehe er aber sein Ziel erreichte, erschien in einer Zeitung ein Artikel über ihn, der seine ganze traurige Vergangenheit aufrollte. Wie ein Lauffeuer machte der Artikel seinen Weg durch alle kleineren Blätter, keines ließ sich die sensationelle Nachricht entgehen. T. wagte daraufhin nicht mehr nach Hause zu fahren, sondern erbat sich von seinen Angehörigen Nachricht in eine benachbarte Stadt. Der Brief, den er erhielt, war niederschmetternd. Seine Eltern waren tot, und die übrigen Familienglieder fühlten sich durch den Zeitungsskandal aufs äußerste bloßgestellt und waren deshalb erbittert. So war ihm die Heimat verschlossen. Unter falschem Namen zog er nun von Ort zu Ort und suchte Arbeit; seine Kräfte aber waren schwach, die Festigkeit des Auftretens fehlte ihm, und mit der freien Arbeiterschaft konnte er nicht konkurrieren. Er floh ins Ausland, um dort sein Glück zu versuchen. Als er aber seine geringen Mittel aufgezehrt hatte, war er gezwungen, nach Deutschland zurückzukehren, und kam nun verschüchtert und mutlos, ein gebrochener Mann, zu mir.....

.....Ein bisher völlig unbescholtener Beamter hatte in dringender Not eine Summe aus einer ihm anvertrauten Kasse genommen in der Absicht, sie nach erfolgter Gehaltszahlung wieder zurückzuerstatten. Zufällig aber fand vorher eine Revision statt. Die Sache wurde entdeckt und der Mann bestraft. Seine Familie geriet während seiner Strafverbüßung in größtes Elend. Nach seiner Entlassung

Digitized by Google

verweigerte die Behörde seine Wiedereinstellung. Eine ähnliche Stellung aber konnte er nirgends finden. Grobe Arbeiten konnte er wegen körperlicher Gebrechlichkeit nicht leisten, und so sank er von Stufe zu Stufe und wurde schließlich gewohnheitsmäßiger Verbrecher.....

.....Eine Anzahl Herren sitzen um den Roulettisch, zwei von ihnen, junge Offiziere, verlieren Schlag auf Schlag. Ihr Bargeld ist längst verspielt. Sie bezahlen mit Streichhölzern, die große Summen darstellen. Immer höher wird ihr Einsatz, immer glühender ihr Wunsch, das Verlorene wieder zu gewinnen. Schließlich sind sie beide ruiniert. Der eine hatte reiche Eltern, die die Ehrensumme bezahlten, um dem Sohn seinen Beruf zu erhalten. Der andere war ein armer Teufel, der nur unter schweren Entbehrungen seiner Angehörigen seinen Herzenswunsch, Offizier zu werden, hatte erfüllen können. Er schämte sich, den Eltern vor die Augen zu treten, fälschte einen Wechsel, den er nicht einlösen konnte, kam vor den Richter und wurde hart bestraft. Sein Leben war vernichtet.....

Diese drei Fälle mögen als Einleitung zu dem dienen, was ich in diesen Blättern sagen möchte. Ich greife auf den ersten Fall zurück. T. war ein Mörder, und man hatte für seine Tat als Sühnung lebenslängliche Zuchthausstrafe bestimmt. Kann sich der Leser wohl eine Vorstellung davon machen, was das heißt: zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt zu werden? Eine Welt ohne Hoffnung vor sich zu haben? Man mag über die Berechtigung der Todesstrafe denken wie man will — grausamer ist jedenfalls die Verurteilung zu lebenslänglicher Strafe. Immer wieder sollte daher die Forderung erhoben werden, daß man die vorläufige Entlassung nach einem bestimmten Zeitraum auch für die Lebenslänglichen in Anwendung bringt, wie dies in fast allen anderen Ländern bereits geschieht. Bisher hat man in Deutschland auf dem Standpunkt beharrt, daß das für lebenslänglich verurteilte Leute bestehende Gnadenrecht ausreichend sei. Es ist aber doch etwas ganz anderes, ob ein Mensch, der eine solche furchtbare Strafe zu verbüßen hat, auf etwas Unbestimmtes, das ihm zuteil wird oder auch nicht, seine Hoffnung richten muß, als wenn er mit einem bestimmten Termin rechnen kann, an dem sein Elend mit Sicherheit einmal aufhört, wenn er sich tadelfrei führt.

Der Fall T. lehrt aber noch mehr. Vor allem zeigt er, welche unheilvollen Konsequenzen eine plötzliche Begnadigung nach sich ziehen kann. Hätte T. damit rechnen können, daß — sagen wir — nach 20 Jahren seine vorläufige Entlassung erfolgen würde, so hätte er sich für die Freiheit vorbereiten und seine Beziehungen zu der Außenwelt in einer Weise herstellen können, die ihm für seine Zukunft förderlich gewesen wäre. So aber erfolgte seine Begnadigung völlig unerwartet. Der Anstaltsgeistliche war gerade auf Urlaub, konnte ihm also auch nicht zur Seite treten, und so wurde was für ihn eine Gnade sein sollte, zu einem Fluch.

Und nun sein Empfang in der Gesellschaft, in die er mit tausend Hoffnungen zurückzukehren gedachte! Der Artikel mit Namensnennung in den Zeitungen! Wie häufig durch solche Sensationsberichte das Lebensschicksal von Menschen vernichtet, Hoffnungen und Zukunftsträume zertreten werden, daran denken die Reporter nicht. Aber wer in Gefängnissen und an Entlassenen arbeitet, der weiß es.

Vor allem aber möchte ich im Anschluß an diesen tragischen Fall ein Problem beleuchten, dessen Lösung von fundamentaler Wichtigkeit ist, und auf das gar nicht eindringlich genug hingewiesen werden kann, das ist das Problem der Gefängnisarbeit. Wäre T. während seiner Strafzeit in irgendeinem Berufe gründlich ausgebildet worden, so daß er darin Konkurrenzfähiges hätte leisten können, so hätte er sich ganz gewiß nach seiner Entlassung durchgeschlagen. Aber er war bald hier, bald da, und zuletzt jahrelang als Gefangenenschreiber beschäftigt worden und stand nun dem Leben und seinen Anforderungen fremd und ratlos gegenüber. So aber geht es Tausenden, und hier liegt der letzte Grund für zwei Tatsachen, die jedem

Digitized by Google

sozial empfindenden Menschen zu denken geben sollten. Diese Tatsachen sind folgende: einmal, daß die Zahl der rückfälligen Rechtsbrecher von Jahr zu Jahr steigt, und weiter, daß den entlassenen Gefangenen von der Gesellschaft ein fast unüberwindliches Mißtrauen entgegengebracht wird. Man kann ruhig sagen, wenn ein Entlassener nicht mit einer Lüge auf den Lippen in die Freiheit zurückkehren will, so sind ihm fast alle Türen verschlossen. Wie ist das zu erklären? Nach dem jetzt geltenden Recht ist für die Strafverbüßung der Ort des erkennenden Gerichtes erster Instanz maßgebend. Infolgedessen hat jeder Bundesstaat seine eigenen Strafanstalten, die nur durch verhältnismäßig hohe staatliche Zuschüsse erhalten werden können. Ganz unmöglich aber ist es, die Gefangenen in solchen kleinen Strafanstalten rationell zu beschäftigen. Man muß froh sein, wenn man überhaupt irgendwelche Arbeit für sie hat, und so kann man sehen, wie gelernte Handwerker aller Art oft jahrelang mit Wergzupfen, Tütenkleben, Zigarrendrehen und anderen für ihre Zukunft gänzlich nutzlosen Arbeiten ihre Zeit hinbringen müssen. Berücksichtigt man nun, daß sehr viele Leute als Stümper in die Strafanstalten eingeliefert werden, so kann man sich nicht wundern, daß sie nach jahrelanger Beschäftigung mit nutzlosen leichten Arbeiten bei ihrem Rücktritt in die Freiheit noch unfähiger sind, sich selbst zu ernähren, als vor ihrer Strafzeit, und daher bald das Heer der rückfälligen Verbrecher vermehren. Das ist der Ursprung des Rückfalls zahlloser Gefangener, und zugleich der Grund für das häufige Versagen der Fürsorge für die Entlassenen. Dieser kommt es ja nur darauf an, den Entlassenen in seiner augenblicklichen Notlage zu unterstützen, und ihn irgendwo in Arbeit unterzubringen, damit er nicht wieder auf schlechte Gedanken kommt. Der Entlassene aber, der während seiner Strafverbüßung so unrationell beschäftigt worden ist, kann sich oft beim besten Willen nicht mehr so betätigen, wie es von ihm verlangt wird. Er wird infolgedessen mißmutig und zur Arbeit überhaupt unlustig, läuft von seiner Arbeitsstelle weg oder muß von seinem Arbeitgeber entlassen werden. Jedenfalls aber bereitet er ihm sehr häufig schwere Enttäuschungen. Da dies nicht in einzelnen, sondern in hunderten und tausenden Fällen so ist, so hat sich allmählich in der Gesellschaft jenes Vorurteil gegen die Entlassenen herausgebildet, das jetzt beinahe unüberwindlich ist, und das man nur verstehen kann, wenn man seinen letzten Gründen nachgeht. Nur eine gründliche Neuordnung auf dem Gebiete des Strafwesens kann da Hilfe bringen und bewirken, daß der Strafvollzug der Zukunft nicht ebenso erfolglos bleibt, wie es der der Vergangenheit war. Das alleinige Heilmittel liegt darin, daß zum mindesten ein Teil des Strafvollzugs Reichssache wird. Nur dann ist es möglich, die Gefangenen nicht mehr nach territorialen, sondern nach arbeitstechnischen Gesichtspunkten unterzubringen und große Anstalten für bestimmte Handwerksbetriebe einzurichten, in denen die Sträflinge von tüchtigen Meistern gründlich in einem Handwerk ausgebildet werden, so daß sie dann nach ihrer Entlassung mit der freien Bevölkerung konkurrieren können. Nur dann ist es auch möglich, in großen landwirtschaftlichen Betrieben Gefangene zu tüchtigen Bauern oder Spezialisten im Obstbau, der Imkerei, dem Fischereiwesen usw. heranzubilden, die nach ihrer Entlassung von den Arbeitgebern begehrt sind, weil ihre Arbeitskraft wertvoll ist. Wenn der Strafvollzug eine solche Sozialmachung des Rechtsbrechers nicht erreicht, so hat er seinen Zweck verfehlt, und alle für ihn aufgewendeten Mittel sind umsonst ausgegeben. Die Gefangenen werden dann durch die Strafe nicht gefördert, sondern zu einer dauernden Plage des Staates.

Für eine gedeihliche Entwicklung der Fürsorge aber ist fernerhin notwendig, daß der Staat bei der Rehabilitierung Entlassener mit gutem Beispiel vorangeht. Denn solange z. B. Beamte wie der, von dessen traurigem Los ich oben berichtet habe, staatlich nach ihrer verbüßten Strafe boykottiert bleiben, wird man

Digitized by Google

es begreiflich finden, daß sich auch im Privatbetrieb selten jemand findet, der einem solchen Mann wieder hilft. Die erste Strafe dürfte überhaupt einem Menschen nicht ein unauslöschliches Kainszeichen auf die Stirn drücken, sondern sie müßte, wenn sie verbüßt ist, auch für alle Zeiten erloschen sein. Ein einmaliges Vergehen kann und muß verziehen werden und darf niemals für das ganze Leben eines Menschen vernichtend nachwirken. In der Verachtung, mit der jetzt jeder, der einmal eine Freiheitsstrafe erduldet hat, als Verbrecher angesehen und behandelt wird, liegt eine maßlose Ungerechtigkeit der Gesellschaft. Wer ist schließlich ein Verbrecher? Wann fängt der Mensch an, ein solcher zu werden? War von den beiden Offizieren, deren Geschichte ich erwähnte, der eine, dessen Eltern ihm helfen konnten, besser als der andere, der aus der Welt der anständigen Menschen für immer ausgestoßen wurde? Wie viele laufen in der Freiheit herum, die mehr auf dem Kerbholz haben und innerlich schlechter sind als viele, die in Gefängnissen büßen. Man sollte sich deshalb von pharisäischen Gedanken freihalten und mit allen Kräften dazu helfen, daß ein rationeller und progressiv gestalteter Strafvollzug eingerichtet wird, durch den allein festgestellt werden kann, ob der Gefangene sich helfen lassen will, oder ob in Wirklichkeit die Tat, die er begangen hat, der Ausfluß einer verbrecherischen Gesinnung war.

Ich habe nur einige von den vielen großen Problemen aus dem Gebiete des Strafwesens herausgegriffen, aber ich möchte diese wenigen, die mir als besonders wichtig erscheinen, mit lauter Stimme in die Herzen der Leser hineinrufen. Es handelt sich hier um Dinge, von denen nicht nur Menschenschicksale abhängen, sondern auch im letzten Grunde das Wohl und Wehe des Staates. Jeder Staatsbürger hat ein Interesse daran, was aus den vielen Hunderttausenden von Menschen wird, die hinter Gefängnismauern eine Straftat büßen, ob sie zu nützlichen Gliedern der Allgemeinheit erzogen werden, oder ob sie als asoziale Menschen in die Freiheit zurückkehren. Wird der Strafvollzug nicht zur Reichssache gemacht, so wird er niemals erfolgreich sein, und alle Liebesmühe und alle Millionen, die man für ihn verwendet, werden keine Frucht bringen. Die Forderung der Zukunft auf diesem Gebiete ist also die Errichtung eines Reichsstrafvollzugsamtes, in dem alle diese wichtigen Fragen gründlich bearbeitet und einheitlich geregelt werden. Nur auf diesem Wege ist eine wirksame Bekämpfung der Kriminalität unseres Volkes möglich. Heinrich Seyfarth (Hamburg).

Kurze Bemerkungen.

An die Berufsvereine.

Die Berliner Medizinische Gesellschaft hat beschlossen, ihrem medizinischen Lesezimmer ein solches für nichtmedizinische Zeitschriften und Bücher hinzuzufügen. Der Vorstand, welchem die ersten Männer der ärztlichen Wissenschaft und Praxis Berlins angehören, war der Überzeugung, die Schwere der Zeit erfordere die rege Anteilnahme der Ärzte am öffentlichen Leben, und die neue Einrichtung könne und werde ihr Interesse daran wecken und beleben.

Wir brauchen unseren Lesern nicht erst zu versichern, daß wir den Entschluß des Vorstandes der Berliner Medizinischen Gesellschaft freudigst begrüßen. Wir wünschen der Neueinrichtung besten Erfolg und werden sie nach Kräften fördern.

Zugleich geben wir der Hoffnung Ausdruck, es möchten auch andere Berufsvereine sich entschließen, für die Allgemein-Bildung und -Politisierung ihrer Mitglieder Verantwortung und Sorge zu übernehmen.

Digitized by Google

Ein Ehrenmal.

Ein Ehrenmal, so bescheiden und schlicht, und dennoch so eindringlich bedeutsam, wie man sich wohl den Löwen in den Thermopylen, von dem Herodot berichtet, zu denken hat, bekam ich jüngst in Meißen zu Gesicht. In ihrem Schulgarten hat die Fürstenschule zu St. Afra zum Gedächtnis der gefallenen Schüler und Lehrer zwei ansehnliche Findlingsblöcke hintereinander aufgerichtet, davon der rückwärtige den vorderen überhöht. Der Platz liegt ein wenig abseits, die Bäume wölben sich über ihm zum Dom, und eine steinerne Bank ladet zum betrachtsamen Niedersitzen ein. Das Schönste jedoch ist die Inschrift des Denkmals. Sie ist schöner noch als das Distichon des Simonides zu Ehren des Leonidas und der 300 Spartiaten, denn sie ist einfacher, kürzer, gar nicht epigrammatisch zugespitzt, und trotzdem weit, weit reicher, ich möchte sagen: deutscher, — ein paar Worte des Kallimachos „θνήσκειν μὴ λέγε τοὺς ἀγαθούς", in archaischen Buchstaben eingemeißelt unter den Jahreszahlen 1914—1918. Will man sie übersetzen, so drängt die verborgene Fülle überall hervor; am besten noch überträgt man wortwörtlich: „Sage nicht, daß die Guten sterben!" Letzten Endes handelt es sich um einen der erhabensten Predigttexte aller Völker, Religionen und Zeiten; die Auslegung mag ein jeder nach seiner Fähigkeit vornehmen. Gefunden und gewählt hat ihn der Rektor der Schule, Johannes Poeschel. Wir alten Afraner standen für diesmal in heiliger Beklommenheit schweigend davor. Und wir horchten in Hoffnung auf, als uns berichtet wurde, oft erblicke man Alumnen, große und kleine, auf der Bank vor dem Ehrenmal sitzend, die sich von den unfernen Spielplätzen einzeln oder zu zweit und dritt herzufänden; ja, manche stellten sich allmorgendlich dort wie zu einem Gottesdienste ein.

Franz Adam Beyerlein (Leipzig).

Aus einem Aufsatz des „Economist" vom 20. 11. 20.

In Anbetracht der Wichtigkeit, die es für die englische farbstoffverbrauchende Industrie hat, zu den denkbar niedrigsten Preisen die besten und mannigfaltigsten Farbstoffe der Welt zur Verfügung zu haben, müssen wir es sorgfältig vermeiden, die Interessen dieser Industrie der Notwendigkeit der Schaffung einer inländischen Farbstoffindustrie zu opfern. Sie darf im Weltmarktswettbewerb nicht darunter leiden, daß sie von der Verwendung der besten Farbstoffe abgeschnitten ist, die die deutschen waren und noch sind .....

Solange Kriege zwischen Ländern möglich sind, müssen die Regierungen innerhalb der eigenen Grenzen die Möglichkeit haben, rasch Sprengstoffe und Giftgase herzustellen. Diese Möglichkeit bieten Anlagen von Farbstoffabriken."

Persische Spruchweisheit.

Es war im 13. Jahrhundert. Ein persischer Gewaltiger hatte seinen Feind niedergeworfen und sein Herz konnte sich nicht erschöpfen in Maßregeln, die dem Feinde den Rest versetzen sollten. Als die Härten des Herrschers sich von Tag zu Tag mehrten und anfingen ins Sinnlose zu gehen, faßte sich der große Dichter Sadi ein Herz und richtete folgende Warnung an den Fürsten:

Hör an, o Fürst, den Rat gar wohlgemeint,
So einfach, Herr, und doch zu deinem Heile:
Auch siegend fürchte noch den schwachen Feind!
Ans Ziel gelangen seiner Seufzer Pfeile. —

Wir wissen nicht, ob diese Worte das Herz des Fürsten erreichten; das aber wissen wir, daß der Dichter recht behalten hat und recht behalten wird. Die Geschichte lehrt es auf jeder Seite.

Arnold Federmann.

Digitized by Google

Die Franzosen am Rhein.

Aus Victor Hugo, Le Rhin, Lettres à un ami, 1838, Lettre XXVII und XVIII.

Speyer. Es gab nichts Größeres, Ehrwürdigeres und Geheiligteres in Deutschland und in Europa als diese neun Kaisergräber (im Dom zu Speyer), bedeckt wie von einem dreifachen Schleier des Schweigens, des Dunkels und der Ehrfurcht.

Wer brach dieses Schweigen? Wer störte dieses Dunkel? Wer entweihte diese Ehrfurcht? Hört.....

Die Armee des großen Königs (Ludwigs XIV.) rückte in Speyer ein. Sie fand alles dort verschlossen, die Häuser, die Kirche, die Gräber. Die Soldaten erbrachen die Pforten der Häuser, erbrachen die Pforten der Kirche und schlugen den Stein der Gräber entzwei.

Sie schändeten die Familie, sie schändeten die Religion, sie schändeten den Tod.

Die beiden ersten Verbrechen waren fast gewöhnliche Verbrechen. Der Krieg gewöhnte die Menschen an sie in jenen Zeiten, die wir manchmal zu sehr bewundern. Das letzte aber war ein Frevel ohnegleichen.

Der Tod wurde geschändet und mit dem Tod, unerhört bisher, die königliche Majestät und mit der königlichen Majestät die ganze Geschichte eines großen Volkes, die ganze Vergangenheit eines großen Reichs. Die Soldaten durchwühlten die Särge, entrissen ihnen die Leichentücher, raubten den Skeletten, schlummernden Majestäten, ihre goldenen Szepter, ihre edelsteingeschmückten Kronen, ihre Ringe, die Krieg und Frieden besiegelt, ihre Lehensfahnen, hastas vexillíferas. Was die Päpste gesegnet hatten, verkauften sie den Juden. Als alte Lumpen verschacherten sie diesen Purpur, die alte Kaiserpracht, bedeckt mit der Asche der Toten. Sorgfältig stöberten sie das Gold, die Diamanten und die Perlen heraus; und als es nichts Kostbares mehr in diesen Gräbern gab, als sich nichts mehr darin fand als Staub, da kehrten sie die Gebeine, die einst Kaiser gewesen waren, in ein Loch durcheinander. Betrunkene Sergeanten stießen mit dem Fuß die Schädel von neun Kaisern in eine gemeinsame Grube.

Heidelberg. Im Jahr 1689 überantwortete ein Mann, dessen Namen noch heute in Heidelberg als Kleinkinderschreck dient, Mélac, Generalleutnant der Armeen des Königs von Frankreich, die pfalzgräfliche Stadt der Plünderung und ließ nur mehr einen Trümmerhaufen von ihr zurück...

Man beeilte sich, Heidelberg wieder aufzubauen. Vier Jahre später, 1693, kamen die Franzosen wieder; die Soldaten Ludwigs XIV. schändeten in Speyer die Gräber der Kaiser, und in Heidelberg die Gräber der Pfalzgrafen. Der Marschall de Lorges zündete die kurfürstliche Residenz an allen vier Ecken an; der Brand war furchtbar, ganz Heidelberg stand in Flammen. (In Paris ließ Ludwig XIV., wie gleichzeitige Quellen berichten, in der Kirche von Notre-Dame zum Dank für diese Eroberung das Tedeum singen, am Abend gab es Freudenfeuer in allen Straßen.)

Diese Belagerung hat in Deutschland ein unseliges Andenken hinterlassen, das vielleicht zehn Jahrhunderte nicht imstande sein werden auszulöschen.

Redaktionell abgeschlossen am 15. April 1921.

Verantwortlicher Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

Vorwort.

Niemals ist auf Erden und wohl auch auf andern Planeten, falls diese bewohnt sind, so gelogen worden wie seit 1914 bis auf diesen Tag.

Am vollkommensten ist der Erfolg der Lüge gewesen in den Vereinigten Staaten; dort sind allerdings die größten jemals für diesen Zweck aufgewandten Summen für die Verbreitung von Lügen ausgegeben worden, aber außerdem muß die Leichtgläubigkeit einer Bevölkerung groß sein, die von einem leicht erreichbaren und seiner Kultur nach wohlbekannten großen Volk das glaubt, was die Amerikaner heute noch von den Deutschen glauben.

Wenn ich eine Lüge — um einen amerikanischen Sportsausdruck zu gebrauchen — als Weltrekord anerkennen soll, so ist es die, die ich selbst in einem führenden medizinischen Blatt der Vereinigten Staaten gelesen habe: Die deutschen Ärzte hätten sich unwürdig gemacht einem ärztlichen Verbande anzugehören, weil sie die feindlichen Verwundeten unmenschlich behandelt hätten ... Die deutschen Ärzte!

Wir wissen es, wie die feindlichen Gefangenen in Deutschland behandelt wurden. Ich bin selbst während des Krieges angegangen worden, fremdsprachliche Lektüre für die feindlichen Kriegsgefangenen zu stiften, und mein Freund Hans Pfitzner, der in Straßburg Bahnhofsdienst tat, hatte geradezu einen krankhaften Eindruck von unsern Soldaten, wenn sie den gefangenen Feinden ihre Zigaretten aufdrängten. Ein bayerischer Prinz, als er hörte, daß die gefangenen Franzosen über Mangel an Seife klagten, hat trotz unseres eigenen Seifenmangels große Mengen Seife gestiftet und die deutschen Behörden haben das zugelassen.

Doch das sind Einzelheiten. Über das Ganze spricht die Statistik, die Statistik der Krankheiten, der Todesfälle und der Ernährung. Ich erinnere an den Aufsatz des Professors der Physiologie in Stockholm John Erik Johannsson („Hungersperre", Aprilheft 1920 der S. M.) und an folgende dort angeführte Tabelle der

Ernährung in Göttingen 1916

	Eiweiß/Tag	Kalorien/Tag
Gefangniskrankenhäuser im Lager . .	49,6	1858
Reservekrankenhäuser	50,7	1891
Bürger	59,9	2235
Kriegsgefangene im Lager	**66,6**	**2460**

Also die Kriegsgefangenen besser ernährt als die Einwohner von Göttingen!

Als die ersten Züge mit Austauschgefangenen in Deutschland und Frankreich abgingen, nahm beim Zugwechsel in der letzten deutschen Station, als die französischen Schwerverwundeten und Kranken vorbeigeführt wurden, die Menschenmenge, die den Bahnsteig füllte, wie auf Verabredung, einem inneren Gefühle folgend, den Hut ab. Zur gleichen Zeit wurden die deutschen Schwerverwundeten des ersten französischen Austauschzuges bespuckt und beschimpft bis zu dem Augenblick, wo der Zug auf Schweizer Boden rollte. So ist die Wahrheit.

Die Lüge hat gesiegt. Aber nicht für immer. Die Menschheit ist nicht besser geworden. Dafür liefern die nachfolgenden Berichte Belege auf jeder Seite. Verändert haben sich aber die Verkehrsverhältnisse. In früheren Jahrhunderten wäre es den Franzosen möglich gewesen, unter Duldung der Engländer in einer Lage wie der jetzigen das deutsche Volk mit Stumpf und Stiel auszurotten, einige Jahre später würden die Antipoden gehört haben, daß es keine Deutschen mehr gibt und wer Verwandte oder Freunde in Deutschland hatte, hätte vermutet, daß diese wohl auch mit umgekommen sind, ohne es je sicher feststellen zu können. Nun aber bringt die Wahrheit rascher hinaus als zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges, so wie die Lügen rascher hinausgedrungen sind. Aber so wenig bringt Wahrheit von selbst hinaus wie Lüge. Jeder Deutsche muß mithelfen sie zu verbreiten. Dazu muß er sie selber erst kennenlernen. Es geht nicht anders: die Qual, die sich Professor Gallinger auferlegt hat, die erschütternden Eindrücke der Wahrheit zu ertragen, muß sich jeder Deutsche in abgekürztem Verfahren auferlegen, indem er Wort für Wort liest, was hier folgt. Wir sind so durchdrungen vom endlichen Siege der Wahrheit, daß wir es für schlechte Politik hielten, auch nur den kleinsten Zug anders zu sagen, als wir ihn fanden. Und wir sind so durchdrungen davon, daß die Politik nicht das letzte Ziel des menschlichen Lebens ist, daß wir keinen Zug wissentlich entstellen würden, auch wenn wir es für gute Politik hielten.

München, Pfingsten 1921. Paul Nikolaus Cossmann.

Digitized by Google

Kriegsverbrecher.

Der Stand der Sache.

Im englischen Unterhaus erklärte kürzlich der Generalstaatsanwalt, daß die von den alliierten Mächten beschlossenen sogenannten Sanktionen zu nicht geringem Teile auf das Verhalten Deutschlands in der Bestrafung der Kriegsbeschuldigten zurückzuführen seien. Deutschland sei mit dieser Bestrafung im „Verzuge", meinte Lloyd George. Darauf hat die deutsche Regierung, in einer Note vom 21. April 1921, an die Botschafterkonferenz, hervorgehoben, daß ihrem Verlangen, die französischen Zeugen, die vor dem Reichsgericht nicht erscheinen können oder wollen, durch die dortigen Behörden vernehmen zu lassen, nicht stattgegeben worden ist, während die englischen und belgischen Behörden sich dazu bereit erklärten. Die französische Regierung tut also alles, um das Verfahren in Leipzig zu erschweren und macht gleichzeitig die Deutschen für die Langsamkeit des Verfahrens verantwortlich. Inzwischen bemühen sich wenigstens die französischen Gerichte, den Gerechtigkeitsdurst des Herrn Lloyd George zu stillen. So wurde z. B. der deutsche Unteroffizier Schmidt kürzlich vom Kriegsgericht zu Metz unter der Anklage grausamer Behandlung Internierter zu fünf Jahren Gefängnis und 2000 Frs. Geldstrafe verurteilt. Bald wird man auch hören, daß sich das Reichsgericht in Leipzig eifrig bemüht, die im Kriege von Deutschen begangenen Verbrechen zu sühnen. Die Welt wird dabei das Schauspiel genießen, wie wenigstens bei der Erfüllung des Paragraphen des Friedensvertrages, der die Bestrafung der deutschen Kriegsverbrecher fordert, beide Parteien demselben Ziele zustreben.

Gegen die Bestrafung der Kriegsverbrecher ist nichts einzuwenden. Schon am 30. November 1918 hat die deutsche Regierung eine „Kommission zur Untersuchung der Anklagen wegen völkerrechtswidriger Behandlung der Kriegsgefangenen in Deutschland" ernannt und damit ohne jeden Zwang die Verpflichtung zur Sühnung etwaiger Verbrechen anerkannt. Die Kommission war aus Mitgliedern aller Parteien zusammengesetzt. Ihr gehörten u. a. auch der Sozialdemokrat Stücklen und die unabhängigen Sozialisten Cohn und Bernstein an. („Die Behandlung der feindlichen Kriegsgefangenen", Amtlicher Bericht der Kommission zur Untersuchung der Anklagen wegen völkerrechtswidriger Behandlung der Kriegsgefangenen in Deutschland, Berlin 1920, Reimar Hobbing.)

Daß in einer Armee von etwa 12 Millionen Menschen Übergriffe, Mißbrauch der Dienstgewalt, auch Verbrechen, vorkommen, wird niemand bestreiten. In Deutschland wenigstens nicht. Schon im Frieden enthält eine solche Masse, die lediglich nach Gesichtspunkten der militärischen Brauchbarkeit ausgewählt ist, auch Missetäter. Um wieviel mehr im Kriege, mit seinen im Frieden kaum geahnten Möglichkeiten des Hervorbrechens dunkler Instinkte. Menschen im Kriege sind zu allem fähig, und die Erschütterung der moralischen Festigkeit scheint nun einmal zu den unabänderlichen Begleiterscheinungen des Krieges zu gehören. Das gilt für alle Völker. So gibt es keine Nation, die nicht während des verflossenen Krieges eine Reihe von Verbrechen, die von Armeeangehörigen begangen waren, abzuurteilen gehabt hätte. Auch denen, deren Verbrechen erst nach dem Kriege bekannt werden oder im Kriege nicht gesühnt worden sind, soll die Strafe nicht geschenkt werden. Insofern kann die Berechtigung des Paragraphen 228 des Friedensvertrages, soweit er die Bestrafung deutscher Kriegsverbrecher fordert, nicht geleugnet werden. Auffallend ist jedoch, daß dieser Grundsatz nur für Deutsche aufgestellt worden ist. Die Frage drängt sich auf, warum die Entente sich nicht zur Bestrafung der in ihren Reihen begangenen, noch ungesühnten, Verbrechen verpflichtet hat.

Darauf würde ein Wortführer der Entente vielleicht antworten:

Digitized by Google

„Für diejenigen, die in diesem Kriege die Zivilisation gerettet haben, war eine solche Verpflichtung überflüssig, weil sie ihnen eine Selbstverständlichkeit dünkt, die nicht ausgesprochen zu werden braucht. Sie besonders festzulegen, hieße daran zweifeln. Und dieser Zweifel wäre eine Beleidigung für die Engländer, Franzosen, die durch ihre erhabene Auffassung von Menschlichkeit berühmten Eingeborenen vom Senegal, Algier, Tunis, Marokko, die Belgier, deren zivilisatorische Tätigkeit am Kongo die Bewunderung der Welt erregt hat, die hochherzigen Rumänen, die indischen Bergvölker, die hochkultivierten Verbündeten von Liberia usw., für uns alle, in deren Gesinnung die Achtung vor den ehernen Gesetzen des Rechts, der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit fest und sicher verankert ist. Im übrigen stellen wir es Deutschland frei, uns die Beschuldigungen, welche es gegen uns erheben zu dürfen glaubt, zu unterbreiten, und ich erkläre hiermit laut und feierlich im Namen der alliierten und assoziierten Mächte, daß wir seine Anklagen gewissenhaft prüfen und sobald sich unsere wegen ihrer unerschütterlichen Gerechtigkeitsliebe von der zivilisierten Welt bewunderten Richter von der Schuld der Angeklagten überzeugt haben, strengste Bestrafung vollziehen werden. Da dies bis jetzt — über 1 Jahr nach Inkrafttreten des Friedensvertrages — nicht geschehen ist, so müssen wir annehmen, daß Deutschland keine Anklagen zu erheben hat."

Mit dem letzten Satze hätte die Entente recht. Zwar hat die deutsche Regierung während des Krieges eine Reihe von Noten (vgl. „Die Gefangenen-Mißhandlungen", Noten der deutschen Regierung an die neutralen Staaten, herausgegeben mit Genehmigung des Auswärtigen Amtes, Berlin 1918, Carl Heymann) an die neutralen Staaten gerichtet, in welchen sie durch eidliche Aussagen nachweist, mit welch krankhafter Gehässigkeit, welch unglaublichem Mangel an Moral in zahllosen Fällen unsere Feinde gegen alles, was Deutsch heißt, vorgegangen sind. Nach Beendigung der Feindseligkeiten jedoch hat die deutsche Regierung beharrlich die Kunst des Schweigens geübt. Mit Vorbedacht; denn der Staatsminister Dr. Hieber erklärte auf eine Anfrage im württembergischen Landtage, daß wir zwar ein *sehr reiches, sehr zuverlässiges und sehr belastendes Material* über Kriegsgreuel und Völkerrechtsverletzungen unserer Feinde besitzen (wie ich aus einer direkten Mitteilung des Heeresabwicklungsamtes Preußen weiß, sind es **mehrere hundert Bände**), die Veröffentlichung dieses Materials an unseren amtlichen Stellen jedoch „nicht für ratsam" erachtet wird. Man verweist dabei auf „besondere Gründe", die eine Veröffentlichung „z. Zt. nicht zweckmäßig erscheinen lassen" und stützt sich auf die Besorgnis, daß eine deutsche Anklage jetzt doch wahrscheinlich ungehört verhallen würde. Der Reichswehrminister Dr. Geßler hat vor einigen Monaten in Regensburg als Richtschnur unseres Verhaltens „königliches Schweigen" empfohlen. Das System ist nicht neu. Schon während des Krieges hat die deutsche Regierung nicht nur das Losungswort ausgegeben, die Verbreitung vieler Wahrheiten zu vermeiden „weil sie die Gemüter aufregen könnten", sondern sogar, nachweisbar, Berichte über grausame Behandlung unserer Gefangenen vermittels der Zensur unterdrückt (vgl. S. M., Jahrgang 17, Heft 9, S. 146 Anmerkung); und Hermann Hesse hat am 5. XI. 1915 in der „Frankfurter Zeitung" das Auswärtige Amt für diese völkerversöhnende Haltung ausdrücklich gelobt.

Das Ausland hingegen findet unbegreiflich, warum der zu französischen Zeitungsleuten so redselige Dr. Simons gerade in diesem Punkte so zurückhaltend blieb und weiß nachgerade keine andere Erklärung, — wie mir durch zahllose Briefe aus dem neutralen Ausland bestätigt wird — als daß es nur *deutsche* Kriegsverbrecher gibt, während auf seiten der Entente Belastendes nicht vorgekommen sei. Niemand im Ausland glaubt daran, daß eine Regierung möglich ist, die solches Material besitzt, aber nicht veröffentlicht.

Digitized by Google

Stimmen aus dem neutralen Auslande.

Schon im Jahre 1917 hat der Schweizer Professor und Philanthrop Dr. A. Forel in Zürich, ein Gelehrter von Weltruf, den Grundsatz „Audiatur et altera pars" (Man höre auch die andere Seite) aufgestellt („Die englischen und französischen Untaten auf kolonialer Erde" von Dr. Ernst Bischoff, Zürich 1917, Einführungswort):

„Audiatur et altera pars! Die Handlungen deutscher Soldaten in Belgien und in den besetzten Teilen Frankreichs, die Deportationen und so weiter, sind bereits genügend allseitig, besonders von der Ententepresse, gerügt worden. Ich selbst habe die Berichte des Herrn Dr. Eduard Graeter über die Greueltaten der Türken an der von ihnen systematisch ausgerotteten armenischen Bevölkerung öffentlich erwähnt. Die Gerechtigkeit einer wahren Neutralität erfordert, daß man die von Engländern und Franzosen an der unschuldigen deutschen Zivilbevölkerung Westafrikas geübten Handlungen ebenfalls erwähnt. Erschwerend ist hier die Tatsache, daß es sich um ein fernes Tropenland handelt, das sich nicht im Bereich des Krieges befand, so daß keine Entschuldigung sogenannter Kriegsnotwendigkeiten gelten darf."

Der Schwede Ludwig af Petersens („Nach dem Frieden", Berlin 1919, Mittler) hat die Frage aufgestellt, wie es denn hinsichtlich der Gefangenenbehandlung bei der Entente bestellt sei. Nachdem er auf die Lügenpropaganda hingewiesen hat, namentlich an dem charakteristischen Beispiel des französischen Professors Bédier, dessen Buch „Les crimes allemands d'après les témoignages allemands" („Die deutschen Verbrechen auf Grund deutscher Belege") von dem schwedischen Professor Hallendorf in „Svenska Dagbladet" als nichtswürdige Fälschung entlarvt wurde, fährt er fort:

„Nur mit Widerwillen wandert man durch den Sumpf von Lüge und Verleumdung, den die Lügenpropaganda bildet, und mit einem Seufzer der Erleichterung verläßt man dies Kapitel. — In der Lügenkampagne wurden von der Entente Anklagen gegen die Deutschen erhoben wegen der Behandlung der Kriegsgefangenen und internierten Zivilpersonen. Wohl aber kann die Frage erhoben werden, ob nicht die Entente in diesem Falle den Vortritt hat. Dies gehört zu den vielen Dingen, worin einmal die Neutralen Klarheit schaffen müssen. Nur einige Tatsachen seien hervorgehoben.

Nach allen zuverlässigen Mitteilungen, die nur einzuholen waren, sind sowohl internierte Zivilgefangene wie Kriegsgefangene in Deutschland so gut behandelt worden, wie es die Umstände erlaubten. Wir haben ja ständig Kontrolleute, u. a. vom Roten Kreuz, draußen in den verschiedenen Ländern gehabt und können daher die Sache unparteiisch beurteilen. Zeugnisse aus den neutralen Ländern über die aus Deutschland zurückkehrenden Kriegsgefangenen haben betont, daß sie den Eindruck von guter Behandlung machten. Daß beide Kategorien in den verschiedenen Ententeländern mißhandelt worden sind, oft auf die grausamste Weise, ist sicher. Kann die Entente bestreiten, daß deutsche Kriegsgefangene, besonders in Frankreich, geschlagen, bespuckt, bestohlen, auf alle Weise verunglimpft worden sind? Kann die Entente beweisen, daß dergleichen in Deutschland geschehen ist?"

Gefangenenbehandlung in Deutschland.

(Nach ausländischen Urteilen).

Englische Urteile.

Der englische Quäker Harold Picton weist in seinem mit warmherziger Versöhnlichkeit geschriebenen Buche „The Better Germany in war time" („Das bessere Deutschland zur Kriegszeit") The national labour Press limited Manchester and London auf Grund lediglich neutraler Zeugnisse, in zwei Kapiteln „Gefangene in Frankreich" (S. 43 ff.) und „Sind wir immer ritterlich?" (S. 198 ff.)

Digitized by Google

ausdrücklich darauf hin, wie sehr Engländer, Franzosen usw. selbst im Glashause sitzen. Das Buch, dem ich recht bald eine deutsche Übersetzung wünsche, gibt eine Ehrenrettung Deutschlands, die auf den Unbefangenen umso beweiskräftiger wirken muß, als sich der Verfasser ausschließlich auf französische, englische, amerikanische und neutrale Zeugnisse, vor allem auf die in amtlichen englischen und amerikanischen Schriftstücken veröffentlichten Berichte amerikanischer Vertreter in Deutschland und die offiziellen Berichte neutraler Vertreter stützt[1]). Mit der eigenhändigen Widmung „In der Hoffnung, daß allmählich der Lügennebel verschwinden wird", ist das mir von dem Verfasser überreichte Exemplar versehen. Mit „Lügennebel" meint er die Flut schmutziger Verleumdungen, mit welchen unsere Feinde uns überschüttet haben. Mit „Lügennebel" meint er auch die Tatsache, daß es in England während des Kriegs gefährlich war, von guter Behandlung durch die Deutschen zu erzählen. Lord Newton, der sich um den Austausch der Gefangenen große Verdienste erworben hat, erklärte am 22. Febr. 17 im Oberhause: „Wie jeder, der wagt die Tatsachen festzustellen, werde er zweifellos beschuldigt werden, prodeutsch zu sein" (S. 105).

„Er mußte außerordentlich vorsichtig sein", sagte Lord Newton in Knutsford letzten Samstag, „denn wenn er einen Bericht machte, der die Deutschen nicht der Grausamkeit beschuldigte, wurde er von vielen als Deutschen-Freund angeklagt." — (Common Sense, April 20, 1918, S. VII).

Über den Zweck seines Buches sagt Picton im Vorwort:

„Eine Sorte Deutscher ist zu oft beschrieben worden, und nicht selten erfunden. Ich nehme mir hier vor, die anderen Deutschen zu beschreiben.... Sehr unvollkommen und trotz all der Hindernisse, die durch die Leidenschaft errichtet waren, versuchte ich das einzige erreichbare Material für solch ein Buch zu sammeln" (S. XI).

Welcher Art die Hindernisse, die die Leidenschaft der Wahrheit in den Weg legte, waren, geht aus folgendem hervor:

„Es ist kein Zweifel, daß sich viele davor fürchten, über Deutschland die Wahrheit zu sagen. Einer meiner Freunde wurde ausgezeichnet, weil er einen schwer verwundeten Kameraden aus dem Feuer getragen hatte. Sein Vater sagte, daß er nicht anstehe es zuzugeben, aber daß er nicht möchte, daß es allgemein bekannt würde, daß die Deutschen manchmal gut handeln. Sein Sohn hätte kein Glück gehabt, aber er hörte, wie die Deutschen befahlen, das Feuern zu unterbrechen (S. 199). Ein englischer Soldat in der Bahn: er kenne gute und schlechte Engländer und Deutsche, die nach den englischen Verwundeten sähen, so gut wie ein Tommy nach seiner Pfeife. Sobald der Zug stand, schwieg aber der Soldat, denn er fürchtete sich, gehört und für deutschfreundlich gehalten zu werden" (S. 200). Der edlen Weihnachtsbotschaft, die der (seither verstorbene) Kommandant von Knockaloe, Oberst Panzera, an seine deutschen Internierten richtete, fügt Picton die Bemerkung bei: „Es hätte seiner Stellung schaden können, wenn ich diese schlichte, schöne Botschaft zu seinen Lebzeiten veröffentlicht hätte" (S. 116 f.).

Die meisten Berichte über die Lage der Militärgefangenen sind gut und voller Lob für Deutschland. S. 18 betont, daß in Berichten über 15 Lager aus dem Frühjahr 1915, 13 als gut oder sehr gut, nur zwei (Züder Zollhaus und Wahn) als ungenügend, aber auch nicht geradezu übel erscheinen. S. 20 (Mainz) „Ausnahmslos sprachen die englischen Offiziere in den höchsten Ausdrücken von ihrem Kommandanten, seiner Güte und Höflichkeit, und sie sagten, daß sie alle Vorrechte erhielten,

[1]) Das Folgende unter Mitbenützung des Aufsatzes von Georg Karo „Gerechtigkeit", in dem Heft „An die Jugend", S. M., Oktober 1920.

Digitized by Google

die ihnen in Anbetracht ihrer Lage gewährt werden könnten. S. 23 (Friedberg): „Die Offizierszimmer übertreffen bei weitem alle Anforderungen an Unterkunft und Ausstattung .... die Speisezimmer würden einem Klub oder einem Hotel ersten Ranges Ehre machen. Das Lager von Güstrow, über das in England Mordgeschichten umliefen, ist ‚as nearly ideal as it is possible' (so vollkommen, als irgend möglich) (S. 53 f.). Mehrfach erhalten Gefangene Urlaub, um ihre Familien in Deutschland zu besuchen. (S. 57) In Spandau lebt nur ein englischer Offizier; er klagt dem amerikanischen Gesandten Jackson über seine Einsamkeit. „Als ich darüber (mit den Lagerbehörden) sprach, wurde mir gesagt, man werde sich bemühen, ihn von Zeit zu Zeit durch englischsprechende deutsche Offiziere besuchen zu lassen".

Aus diesen Berichten sei noch hervorgehoben:

„Ich muß Ihnen sagen, daß ich die Erlaubnis bekam, einen englischen verwundeten Offizier zu besuchen, einen Vetter, und ich denke, es wird viele Leute zu Hause beruhigen, zu wissen, wie warm er von der großen Freundlichkeit sprach, die ihm nun seit fünf Monaten gezeigt wird und von der Geschicklichkeit und Aufmerksamkeit der Ärzte." (Brief einer englischen Dame aus München, Times, 17. III. 15, S. 3.)

„Die redliche und systematische Behandlung unserer Pakete, Briefe und unseres Geldes machte mir sehr großen Eindruck; sogar Briefe und Postkarten, die nach meiner Rücksendung nach England angekommen waren, wurden neu adressiert und zurückgeschickt..." (Kaptain Nobbs, Daily News, 25. Januar 1918, S. 8).

„Es scheint mir, daß in den beiden Lagern, die ich besuchte, alle Anstrengungen gemacht werden, die Gefangenen so menschlich wie möglich zu behandeln." (31. Dez. 1914, Mr. Damms Bericht an den amerikanischen Botschafter Gerard, Picton, S. 8).

Amerikanische Urteile.

In dem Bericht des Amerikaners Dr. Ohnesorg wird festgestellt:

(Auszug) „Die Behandlung ist im allgemeinen gut. Viele Klagen über die Nahrung betreffen mehr die ungenügende Menge und Eintönigkeit, als ihre Qualität. Doch scheint auch die Menge, der geringen Arbeitsleistung der Gefangenen entsprechend, ausreichend. **Die Behandlung der kranken und verwundeten Gefangenen ist ausgezeichnet. Es ist dieselbe, wie in allen Lazaretten in Deutschland.** Es besteht kein Unterschied in der Behandlung der Gefangenen der verschiedenen Nationen. Es sind große Vorsichtsmaßregeln gegen Ausbreitung von Seuchen in den Lagern getroffen. Alle Gefangenen werden gegen Pocken, Cholera und Typhus geimpft. Die Leute werden durch besondere Anschläge zur Reinlichkeit angehalten. Bäder sind obligatorisch, usw. Wasser ist überall reichlich vorhanden. Die Bekleidung ist gut, wenn auch nicht immer in den eigenen Uniformen. In vielen Fällen werden die Gefangenen zur Arbeit aufs Land oder in die Industrie verliehen. Dies ist durchaus freiwillig und wird von Franzosen viel, von Engländern gar nicht benützt." (Allgemeine Bemerkungen von Dr. Ohnesorg, S. 20, 21).

Ähnlich sagt der amerikanische Botschafter Gerard (in Berlin):

„Die Nahrungsmittelfrage ist natürlich eine schwierige in einem Lande, wo die ganze Bevölkerung auf Brotrationen gesetzt ist. Die meisten Gerüchte, die in England verbreitet werden, sind unbegründet oder sehr übertrieben..." Anmerkungen, S. 23).

Charakteristisch dafür, wie wenig man in England den deutschen Ernährungsschwierigkeiten, unter denen, wie ganz Deutschland, naturgemäß auch die Gefangenen zu leiden hatten, geneigt war, Rechnung zu tragen, geht aus folgendem hervor:

„Wenn Lord Beresfords Voraussetzung stimmte, wonach Kriegsgefangene buchstäblich verhungern müßten, wenn keine Pakete ankämen, so müßten schon Hunderte und Tausende von Gefangenen gestorben sein... Lord Beresford und andere edle Herrn waren sehr geneigt die Tatsache zu ver-

Digitized by Google

geſſen, daß Deutſchland ein blockiertes Land iſt."... (Lord Newton in dem House of Lords am 31. Mai 1916, Morning Post 1. Juni 1916, S. 29). Schweizer Urteile.

Aus dem Bericht des Schweizer Nationalrates Eugſter, der hauptſächlich die franzöſiſchen Gefangenen in Deutſchland beſuchte, hebe ich hervor:

(Auszug) „Ausgezeichnete Behandlung der Verwundeten nach Angabe von engliſchen Ärzten. Die Gefangenen dürfen in ihren eigenen Berufen arbeiten (Maler, Bildhauer und Muſiker werden an der Arbeit geſehen)." Eugſter ſagt: „Ich freue mich, behaupten zu können, daß die franzöſiſchen Gefangenen menſchlich behandelt werden. In ſolchen verwirrten Zeiten können Irrtümer und Fehler leicht begangen werden, aber im ganzen kann man ſagen, daß Deutſchland ſeine Pflicht gegen die franzöſiſchen Gefangenen erfüllt".

Wegen ſeines deutſchen Namens wurde Eugſter beſchuldigt, nicht vorurteilsfrei geweſen zu ſein, worauf er aber gefaßt war und vorſchlug, daß ein Deutſch- und ein Franzöſiſch-Schweizer zuſammen die Lager beſuchen ſollten. Bei der dritten Beſuchsreiſe wurde er deshalb von Dr. de Marval begleitet. Der Geſamteindruck war derſelbe wie vorher (S. 41).

(Auszug) „Es wird im allgemeinen angenommen, daß der Zuſtand der Lager ſtändig verbeſſert wird, und nichts Gutes kann erreicht werden durch das Nachprüfen der Klagen über Zuſtände von Lagern vor einigen Monaten (Gerard). Indem die früheren ſchweizer und amerikaniſchen Berichte zitiert wurden, habe ich deshalb die für Deutſchland günſtigen Tatſachen nicht übertrieben" (Gerard).

Über die Lazarette ſagt der Amerikaner Morgan:

„Es iſt nicht nötig, auf Einzelheiten einzugehen, es wird für die Verwundeten alles nur mögliche getan. Einige der Leute ſagten zu mir, daß es nötig ſein würde, ſie hier fortzujagen (daß ſie keinen Fluchtverſuch machen würden), weil ſo gut für ſie geſorgt würde und ſie es ſo bequem hätten." Vom Lazarett in Weſel: „Viele der Engländer waren infolge der Verwundung ſehr ſchlecht daran, doch alle antworteten, daß ihre gegenwärtige Behandlung ſowohl als diejenige an der Front und auf dem Wege von der Front immer zufriedenſtellend geweſen ſei.... Alle diesbezüglich Befragten ſagten, daß ſie von der Front in einen deutſchen Lazarettzug gekommen wären, zuſammen mit deutſchen Verwundeten, und daß ſie, ſo weit ſie ſehen konnten, genau dieſelbe Behandlung und Pflege erhalten hätten wie die deutſchen Verwundeten. Ihre einzigen Bitten waren Bücher und Tabak." (26. Okt. 1915, Morgan, amerikaniſcher Generalkonſul, S. 47, 48).

Auch über die Behandlung der Zivilinternierten berichtet Picton viel Gutes. Ebenſo ſtellt er aktenmäßig feſt, daß England mit der harten Maßregel des Internierens vorangegangen, Deutſchland nur zögernd und widerwillig gefolgt iſt.

Ferner wird ausdrücklich die einwandfreie Haltung der Zivilbevölkerung hervorgehoben, die weder „Unhöflichkeit noch Unfreundlichkeit" an den Tag legte (S. 36 f.).

Lobenswertes weiß er beſonders über die menſchenfreundliche Haltung deutſcher Zivilisten und Privaten dem gefangenen Feinde gegenüber zu berichten, namentlich von der warmherzigen Liebesarbeit, die in Deutſchland für feindliche Gefangene geleiſtet wurde, vor allem von den Profeſſoren Stange in Göttingen und Gmelin in Gießen. Er ſagt darüber:

„Aufmerkſamkeit erregt das ausgezeichnete Werk Profeſſor Stanges in Göttingen. Er hat ein Geſchäftszimmer im Lager, in dem er täglich zwei Stunden iſt und von jedem Gefangenen um Rat gefragt werden kann; er hat Studienklaſſen gebildet, welche gut verſorgt werden." In Gießen ebenfalls, „Profeſſor Gmelin der dortigen Univerſität intereſſiert ſich lebhaft für die Gefangenen und beſucht ſie regelmäßig in der Abſicht für ihre Belehrung zu ſorgen" (S. 53). „Ich bin erfreut, ſagen zu können, daß die Profeſſoren und Paſtoren in Göttingen ſich von Anfang

Digitized by Google

an für das Lager interessierten, und Professor Stange viel getan hat, um das Los der Gefangenen zu erleichtern" (aus Pages Bericht über Göttingen, S. 11).

(Auszug) „Das Berliner Komitee (für Gefangenenhilfe) hat namhafte Unterstützung erhalten, besonders erwähnt ist eine Zusammenkunft im Palais des Fürsten Lichnowsky, bei welcher 8000 Mark gesammelt wurden" (Berichtet in den „Times" durch Bischof von Winchester, S. 11).

Mit hoher Bewunderung rühmt Picton schließlich den guten Ton, von dem im Gegensatz zur Entente die während des Krieges erschienenen deutschen Schulbücher erfüllt sind und die Haltung Deutschlands auf kulturellem Gebiet überhaupt.

(Auszug) „Deutschland schließt während des Krieges fremde Kunst nicht aus. Shakespeare wird mehr gespielt als in England, wo er Professoren und Schülern überlassen wird. Die Engländer haben zum Teil aus Unwissenheit in dieser Hinsicht manche Torheit begangen" (S. 250).

(Auszug) „Viele gute Dinge könnten noch gesagt werden. Leider werden Leute, die gut von ihren deutschen Wächtern sprechen, der Deutschfreundlichkeit beschuldigt. Das Vorurteil wünscht nur eine Art Geschichte und opfert die, welche geben, was es nicht will. Eine Lehrerin schreibt mir: ‚Ich denke, ich bin offen genug gegen mich, um gute Taten der Feinde anzuerkennen, aber sie meinen Schülern zu sagen, ist etwas anderes und würde sehr unpolitisch sein, denn ich hänge von der Schule als von meinem täglichen Brot ab'" (S. 108).

Französische Urteile.

Zum Schluß bringt Picton noch das Zeugnis einer furchtlosen und hochherzigen französischen Dame, Mme. F. L. Chon, Gattin eines Journalisten, welche als Krankenschwester die deutsche Besetzung in Lille erlebte und auf das Gerechteste und Günstigste schildert, obwohl ihr alter Vater 28 Tage lang in Maubeuge gefangen saß (S. 153 ff., 255 ff.)

Als einen weiteren französischen Zeugen erwähne ich Maurice Wullers, der im Vorwort seines Buches (welches unter dem Titel „Dans la Melée", über drei Jahre Kriegsgefangenschaft in Deutschland berichtet), sagt:

> „Meinem Bruder, dem württembergischen Soldaten, dessen Namen ich nicht weiß, der mir am 30. Dezember 1914 im Bois de Gruerie das Leben rettete, indem er von seiner mörderischen Absicht abstand, dem Freunde Leonhard Helm, der im Lager von Darmstadt wie ein guter Vater für mich sorgte, und den Kameraden Ehrhard, Albert Kiefer und Karl Biesinger, die menschlich, ja, wie mit einem Freunde mit mir sprachen; ohne die vielen anderen Braven zu nennen, deren Namen ich mich nicht mehr entsinne, allen diesen widme ich dieses Buch!"

Ein deutscher Befehl.

Noch eine ganze Reihe von Belegen für das Bestreben des deutschen Volkes und seiner Behörden, das Los der Gefangenen nach Kräften zu erleichtern, könnte ich anführen. Das **Kriegsministerium** bringt sämtlichen Lagerkommandanten den Wunsch zum Ausdruck, sie sollten **‚den Gefangenen ein Vater sein'.**" („Die Behandlung der Kriegsgefangenen in Deutschland", dargestellt auf Grund amtlichen Materials von D.Dr. Engelbert Krebs, Freiburg 1917, S. 47).

Zudem aber werden diese günstigen Berichte noch durch die zuständigsten Richter, die Kriegsgefangenen selbst, bestätigt. Das ist das Ergebnis zahlreicher Unterhaltungen, die ich während meiner Gefangenschaft mit zurückgekehrten französischen Kriegsgefangenen geführt hatte und ebenso lauten die mir zugegangenen Berichte meiner Kameraden. Darin wird häufig betont, daß sich nicht nur die als Lagerwachen verwendeten ehemaligen Kriegsgefangenen vorteilhaft vor den Früheren auszeichneten, sondern auch die Haltung der französischen Zivilbevölkerung, — die während des Krieges mit unsagbar niederträchtigen Lügen über die deutsche Gefangenenbehandlung gefüttert worden war und bis dahin so abstoßende Roh-

Digitized by Google

heiten gegen die Gefangenen begangen hatte, — änderte sich nach Bekanntwerden der Wahrheit. (Vgl. „Die Franzosen", Juniheft 1920 der S. M., S. 139 ff.).

Neutrale Stimmen

Ich verweise ferner auf weitere feindliche und neutrale Berichte, wie die des englischen Kaplans T. Gahan über das Lager in Antwerpen, der Schwedin Luise Ackermann über verschiedene Lager, des Amerikaners John Jackson über das Lager in Meschede, des Spaniers Jiminez Porras über das Lager Ohrdruf, des Spaniers Ferrotges über das Lager Münster II, und schließlich das in amtlichem Auftrage herausgegebene Buch „Kriegsgefangene Völker, der Kriegsgefangenen Haltung und Schicksal in Deutschland" usw.

Der große Betrug.

Clemenceau

Angesichts dieser doch wohl einwandfreien Zeugen, die immer und immer wieder den guten Willen Deutschlands, den Kriegsgefangenen ihr ohnehin hartes Schicksal soviel wie irgend möglich zu erleichtern, feststellen, hat es Clemenceau gewagt, den Deutschen den Satz entgegenzuschleudern: (In der Mantelnote zum Friedensvertrag 16. Juni 1919):

„Sie sind es, die sich hinsichtlich der Kriegsgefangenen, welche sie gemacht hatten, eine Behandlung erlaubt haben, vor welcher die Völker niedrigster Kulturstufe zurückgeschreckt wären."

Die schamlose, bewußte Verlogenheit, die in diesem Satz liegt, ist umso abstoßender, als Clemenceau damals Kriegsminister war und in seinem Amtsgebiet, wie ich beweisen werde, Schändlichkeiten begangen wurden, zu deren Kennzeichnung jener von ihm geprägte Satz Wort für Wort übernommen werden kann. Seine Untergebenen haben in der Behandlung der deutschen Kriegsgefangenen sich über Völkerrechtsverträge und die elementarsten Gebote der Menschlichkeit gewissenlos hinweggesetzt. Von dem Geist der dort herrschte, gebe ich einstweilen als Beispiel folgenden, in der Amtszeit Clemenceaus erschienenen und in der Pariser Zeitung „L'Oeuvre" veröffentlichten Tagesbefehl (vom 8. Januar 1919) des Chefs eines großen Kriegsgefangenenlagers bei Cercotte:

Ein französischer Befehl.

> „Wenn der sträfliche Mißbrauch mit den für die Schweine bestimmten Speiseresten nicht aufhört, die man in schlecht verstandenem Mitleid den Deutschen und Österreichern zur Verfügung stellt, werde ich mich veranlaßt sehen, alle Schweine zu verkaufen, und ihr, französische Soldaten, mögt dann über mangelhafte Ernährung klagen!"

Für das französische System der Gefangenenbehandlung, welches sich in dem Leiter der Abteilung, dem Unterstaatssekretär Ignace, Freund Clemenceaus, verkörperte, ist schon bezeichnend, daß die Gefangenenbehandlung der Abteilung „Contentieux et justice militaire" (Verbrechen u. Militärgerichtsbarkeit) zugeteilt war. Daraus wird begreiflich, daß das Kriegsministerium nahezu niemals gegen die Ausschreitungen vorgegangen ist; vielmehr sind eine Reihe von Maßnahmen, die gegen Völkerrecht und gegen Völkersitte verstoßen, unmittelbar vom Kriegsministerium ausgegangen. Dazu kommt, daß Parlament und Presse nicht nur jeder Verschlechterung der Lage der Kriegsgefangenen zustimmten, sondern, wie ich ebenfalls belegen werde, sogar Vorschläge dazu machten, aus denen eine beispiellose Verwilderung hervorbricht. Und selbst der vorsichtige Schweizer Dr. de Marval kann nicht umhin, an der Lage der deutschen Gefangenen in Frankreich vernichtende Kritik zu üben. (Vgl. Picton S. 45 ff.)

Die gewissenlose Lügenpropaganda der Entente im Verein mit der Untätigkeit

Digitized by Google

der deutschen Regierung von Bethmann bis Simons hat es fertig gebracht, daß in allen feindlichen und leider auch in den neutralen Ländern, im Widerspruch mit den Tatsachen, im allgemeinen folgende Einstellung herrscht: In den Ländern der Entente hat man die Gefangenen gut und menschlich behandelt, Deutschland hat sie grausam und barbarisch behandelt. Gegen diesen „Lügennebel" ist bewußt hauptsächlich Picton mutig und kraftvoll ins Feld gezogen. Auf die Frage: Ist Deutschland so schlecht, wie es hingestellt wird, antwortet er mit einem lauten „Nein", *indem er überzeugend nachweist, daß auch im Kriege „das bessere Deutschland" die Oberhand behalten hat.*

Die Gegenrechnung.

Damit ist aber erst die eine Seite geprüft. Eine zweite, nicht minder schwerwiegende Frage harrt der Beantwortung: *Hat die Entente wirklich die Gefangenen gut und menschlich behandelt? Hat sie die Gefangenen besser und menschlicher behandelt als Deutschland?*

Deutschland ist dabei, die an Gefangenen begangenen Missetaten von seinem höchsten, durch seine unparteiliche Sachlichkeit berühmten Gerichtshof ahnden zu lassen. Schon haben die Zeugenvernehmungen in London begonnen (die gleich von der dortigen Presse zu einer erneuten giftigen Hetze benützt werden).

Die Entente verhält sich nach dieser Richtung tatenlos, obwohl sie (in der Mantelnote des Friedensvertrages) feierlich erklärte, die Gerechtigkeit müsse eine „Gerechtigkeit für alle" sein. *Von einem Verfahren jedoch gegen die Personen, die öffentlich der Grausamkeit gegen unsere Kriegsgefangenen beschuldigt worden sind, hat man nichts gehört; obwohl z. B. in der auf amtlichem Material beruhenden Schrift „Deutsche Kriegsgefangene in Feindesland"* fast 200 *Namen in England und Frankreich mit allen Einzelheiten genannt worden sind.* Und ferner die vom Reichskolonialamt herausgegebenen 3 Bände „Kolonialdeutsche in französischer, bezw. englischer und belgischer Gefangenschaft" (Berlin 1917) eine Fülle von Gelegenheiten bieten, die versprochene „Gerechtigkeit für alle" zu betätigen.

Deutschland hat schon in Versailles die Schaffung einer internationalen Kommission zur Untersuchung der Kriegsgefangenenbehandlung in den verschiedenen Ländern gefordert. Die Entente hat diesen Vorschlag rundweg abgelehnt. „Menschen im Krieg sind zu allem fähig", schreibt der Franzose Paul Reboux (Humanité, 6. Oktober 1920). Wessen die Entente in diesem Kriege fähig war, wird auf den folgenden Blättern zu lesen sein. Ich beschränke mich dabei auf die Besprechung der Kriegsgefangenenbehandlung. Einmal, weil dies das hauptsächlichste Gebiet ist, auf dem die Entente Gelegenheit hatte, ihre überlegene Auffassung von Menschlichkeit zu betätigen. Ferner, weil die Geschichte der übrigen Kriegsgepflogenheiten der Entente von den S. M. noch beschrieben werden wird[1]). Den Anfang dazu hat Otto von Stülpnagel („Die Wahrheit über die deutschen Kriegsverbrechen", Staatspolitischer Verlag Berlin 1920) bereits gemacht. (Nebenbei nur erinnere ich an den Bombenwurf französischer Flieger auf den Karlsruher Festplatz, wobei über 200 Frauen und Kinder getötet wurden.) Ein besonderes Kapitel wird einmal auch dem ja nun langsam bekannt werdenden Gebaren der Okkupationstruppen im besetzten Deutschland gewidmet werden müssen. An deren skandalösem Betragen kann man sich lebhaft vorstellen, wie diese Soldateska etwa zur Kriegszeit in unserem Lande gehaust haben würde.

Ein besonders eindringliches Beispiel der von Menschlichkeit erfüllten *Friedensmethoden der Entente* bildet zudem noch die weit über den Waffenstillstand ausgedehnte Hungerblockade (vgl. Heft „Hungersperre" der S. M.), die

[1]) Z. B. Die barbarische Behandlung der Zivilgefangenen und die unerhörten Grausamkeiten in den Kolonien.

Digitized by Google

durch Kriegsnotwendigkeit nicht mehr begründet werden kann und deren Wirkungen die Empörung aller erregt, die diese Wirkung kennen. Hören wir hierüber den Franzosen Paul Reboux, („Humanité", 6. 10. 20):

Ein ehrlicher Franzose.

„Das Martyrium der kleinen Deutschen." „Während des Krieges sind die Deutschen mit der Verachtung der ganzen Welt beladen worden, weil sie, wie man sagte, Kinderhände abgehackt hätten. Merkwürdig ist, daß die Opfer, sobald man sie mit eigenen Augen sehen wollte, nicht aufzufinden waren.... Nehmen wir an, es sei ein Symbol gewesen... Was aber kein Symbol, was tragische Realität ist, das ist das Los der Kinder in den Zentralstaaten und besonders in Österreich. Die Hungersnot ist hart in diesem Deutschland.... Die Kinder sterben, ja sterben im wörtlichen Sinn, vor Hunger. Das ist der grauenhafte Kollektivmord in allen Städten der Zentralstaaten, an dem sich die Alliierten schuldig machen.... Wenn wir Alliierte fortfahren, jeden Tag, jede Stunde so viele kleine Existenzen verderben zu lassen, verlieren wir alles Recht, den deutschen Offizieren sogar ihre tatsächlichen Verbrechen vorzuhalten. Das unsrige ist schwerer, denn es geschieht im Frieden. Wir hacken die Hände der Kinder nicht ab, aber wir schauen ruhig zu, wie diese kleinen Hände, die sich unschuldig nach dem Leben ausstreckten, welken und steif auf ihre gemarterten Körper zurücksinken. Nach dem Waffenstillstand blieb uns noch ein Feld, um uns mit unseren Gegnern zu messen, das der Scheußlichkeiten. Auch auf diesem Felde haben wir sie geschlagen."

Nicht erst im Frieden, schon im Kriege, haben uns die Gegner auf dem Feld der Scheußlichkeiten weit übertroffen, wie ich zeigen werde. Die Darstellung will ich auf England, Frankreich, Belgien und Rumänien beschränken. Zwar besitze ich auch über Rußland ein grauenerregendes Material, sehe jedoch von seiner Verwendung ab, weil Rußland nicht zu den Unterzeichnern des Friedensvertrages gehört. Über die Lage der Gefangenen in Italien und Japan liegen mir nur vereinzelte Berichte vor, aus welchen ich mir ein typisches Bild nicht zu gestalten vermag. Amerika lasse ich beiseite, weil ich aus den mir zugegangenen, im allgemeinen günstigen Berichten den Eindruck gewonnen habe, daß Mißgriffe und absichtlich schlechte Behandlung der Gefangenen nur selten vorgekommen sind.

Gerechtigkeit.

Der Ausdruck „Kriegsverbrechen" hat für mich einen Sinn, der über seine strafrechtliche Bedeutung hinausgeht. Ich bin kein Jurist und beurteile die Dinge vom Gesichtspunkte der Menschlichkeit, wie übrigens Picton auch. Von diesem Gesichtspunkte aus gibt es viele „Kriegsverbrechen", die, soviel ich weiß, gesetzlich nicht greifbar, als gesetzliche Verbrechen nicht nachweisbar sind. Der Einwand, der gern zur Verteidigung der Untätigkeit unserer Regierung erhoben wird: Daß solche Veröffentlichungen ganz zwecklos seien, weil ja die Regierungen der Entente die noch so schwer belasteten Schuldigen doch nicht bestrafen würde, ist nicht stichhaltig. Ob jene Scheusale bestraft werden oder nicht: Es bleibt die sittliche Frage:

Hat die Entente die Kriegsgefangenen gut oder schlecht behandelt?

Das Weltgewissen, das sich auch durch die Macht der Ententeregierungen nicht erdrosseln lassen wird und eines Tages die Sprache finden muß, wird diese Antwort erteilen.

Mit Vorbedacht verzichte ich bei meiner Schilderung auf die Erwähnung solcher Vorkommnisse, die vereinzelt geblieben sind und halte mich an **das Typische.**

Typisch ist nicht das Einzelne und nicht das Ausnahmslose. Es ist die Regel, es ist das, was für eine große Anzahl von gleichen Fällen gilt; wenn auch diese Anzahl hier so groß ist, daß sie häufig bis an die Ausnahmslosigkeit heranreicht.

Meine Darstellung stützt sich auf gedruckte (amtliche und private[1]), hauptsächlich

[1]) Ein Verzeichnis dieser Schriften befindet sich am Schluß dieses Heftes.

Digitized by Google

aber auf viele Tausende von geschriebenen Berichten, die mir aus allen Teilen Deutschlands auf einen Aufruf hin zugegangen sind, den ich im vorigen Jahre in den S. M. erlassen habe und der von hier aus in die Tagespresse überging. Diese Berichte sind zum großen Teil eidlich erhärtet, peinlich geprüft und nur aufgenommen oder verwertet, wenn die behaupteten Tatsachen von einer Anzahl Personen aus den verschiedensten Teilen des Reiches bestätigt worden sind.

Ich halte es nicht für überflüssig zu betonen, daß ich mich von Gehässigkeit frei weiß. Nicht um Haß zu säen, nicht um die Völker weiter zu verhetzen, sondern um der Wahrheit, „die Deutschland nicht zu scheuen braucht" und damit der Ehrenrettung des deutschen Namens zu dienen, habe ich mich dieser unerfreulichen Arbeit unterzogen, die auch der zu früh verstorbene Prof. Max Weber für unerläßlich hielt (vgl. „Politische Briefe", S. 486, München 1921, Drei Masken-Verlag [1]). Das erste und augenblicklich Wichtigste ist, für die Ausbreitung der Wahrheit zu arbeiten, für die Beseitigung der Lüge, für das Fortwaschen des Kainszeichens, das man uns mit verleumderischer Bosheit hat aufdrücken wollen. Was mich dabei leitete, war einzig die harte Pflicht, auch auf dem moralischen Kampfplatz, mein Vaterland zu verteidigen. Die „Gegenrechnung" ist, wie schon der Name sagt, in erster Linie Verteidigung, nicht Angriff. Allerdings auch Angriff. Aber ein Angriff im Dienste der Verteidigung.

Um angesichts der Verschiedenartigkeit dessen, was vorgebracht werden muß, eine Übersicht zu ermöglichen, halte ich es für angebracht, bei der Anordnung des Materials dem Leidensweg des Gefangenen zu folgen, der gleich bei der Gefangennahme mit seiner Ausplünderung beginnt. Da ich selbst 13 Monate in Frankreich als Regimentsarzt gefangen war, so gebe ich an den entsprechenden Stellen auch meine eigenen Erlebnisse, für deren wahrheitsgemäße Schilderung ich mit meinem Eid einstehe. Die Originalberichte lasse ich absichtlich in der ursprünglichen, zum Teil unbeholfenen Form, ohne jede stilistische und orthographische Korrektur stehen. Alle Berichte, bei denen nicht eine gedruckte Quelle angegeben ist, werden hier zum erstenmal veröffentlicht auf Grund der mir zugegangenen eigenhändigen Berichte der Gefangenen.

Die Ausplünderung.

Frankreich.

Gleich bei der Gefangennahme oder unmittelbar darnach setzte die Plünderung ein. Ich müßte nahezu alle Berichte abdrucken, wenn ich vollständig sein wollte. Im allgemeinen waren es zuerst die Uhren, die man als willkommene Beute betrachtete. Nach und nach fielen der Begehrlichkeit Schmucksachen, Geld, Brieftasche, Taschenmesser, kurz alles, was sich in den Taschen der Gefangenen befand, zum Opfer. Was den gierigen Händen der feindlichen Soldaten entgangen war, wurde dem Gefangenen dann ganz offiziell in einem Durchgangslager abgenommen bei dem sogenannten „feuilleter" (durchblättern). Dieses Durchblättern bestand in einem Raub alles dessen, was nicht niet- und nagelfest war; bis auf das letzte Taschentuch mußte alles hergegeben werden. Darum mußten viele Gefangene, wie ich selbst gesehen habe, in strömendem Regen Röcke und Stiefel ausziehen, um zu beweisen, ob ihre Angabe, sie hätten alles hergegeben, auch richtig sei. Hatte dann Einer noch etwas versteckt, so wurde er mit den gröbsten Schimpfworten, wie Lügner, deutscher Schuft, verlogenes Schwein usw. beschimpft. Es war schon eine ganz besondere Gnade, wenn der Lagerkommandant die Anordnung gab, daß die Gefangenen ihr Geld behalten dürften. Dabei wurde uns, — ich berichte hier mein eigenes Erlebnis — versichert, die Sachen würden nur durchgesehen und uns dann wieder gegeben. Daß dies eine niederträchtige Lüge war, wurde uns sofort klar, als wir sahen, wie das uns Abgenommene regellos auf einen Haufen zusammen-

[1]) Der gleichzeitig von dem „polit.-sozialen Masochismus jener würdelosen Pazifisten, die jetzt wollüstig in ‚Schuldgefühlen' wühlen", spricht.

Digitized by Google

geworfen wurde, den man sich nicht einmal die Mühe gab, vor dem Regen zu schützen. Die französischen Soldaten durchwühlten unsere Sachen und unter den Augen des Lagerkommandanten und der übrigen Offiziere nahm jeder von diesem herrenlosen Gut, was ihm gerade paßte. Das ist in St. Hilaire am 27. September 1918 geschehen. Meine Uhr wurde mir schon einige Minuten nach meiner Gefangennahme beim Durchschreiten eines Verbindungsgrabens mit vorgehaltenem Revolver vom Arme gerissen. Alle uns entrissenen notwendigen Gegenstände, wie Taschentücher usw. mußten wir nachher zu Wucherpreisen wieder kaufen. So nahm man uns z. B. im Lager Vitry le Francois für ein schlechtes baumwollenes Taschentuch (Friedenspreis ungefähr 10 Pf.) Frs. 3.50, (nach dem damaligen Kurs also 5 Mark) ab. Der betrügerische Lieferant war der französische Lagerfeldwebel. So erging es Allen den Tausenden, die sich nachher in dem Lager von Vitry le François zusammenfanden, mit ganz verschwindenden Ausnahmen. Wem es gelungen war, unerklärlicher Weise mit seinem Tornister in diesem Lager anzukommen, der wurde wie ein Wundertier angestaunt. Wie ein roter Faden ziehen sich diese Plünderungen durch die Tausende von Berichten, die mir vorliegen. Ich habe 4 Jahre an der Front gestanden und infolgedessen viele Gefangene gesehen, niemals und nirgends jedoch eine solche Plünderung, wie sie auf feindlicher Seite als selbstverständliches Kriegsrecht angesehen wurde.

Bezeichnend dafür ist, was Hellmuth Korth (Wir weißen Sklaven, Halle, Mühlmann) berichtet:

„Zu denken gab mir jedoch bereits die Antwort auf meine Entrüstung über die völlige Plünderung, die wir uns bei der Gefangennahme gefallen lassen mußten, daß das lediglich Kriegsbrauch wäre und von den Soldaten der ‚großen Nation' deshalb geübt würde, weil es den von uns Gefangenen ähnlich ergangen wäre. In Wirklichkeit ist mir kein Fall in Erinnerung, daß beim Gefangennehmen von Franzosen, Engländern oder Russen auch nur einer von uns diesen Uhren oder Ringe gestohlen hätte. Dagegen sah ich mehrere französische Soldaten schon in den Gräben, die ganze Sammlungen von Uhren, Trauringen usw. in den Händen hatten und uns triumphierend entgegen hielten."

Woher dieser Reichtum kam, zeigen die nachfolgenden Berichte:

„Mehrere von uns waren schwer und leicht verwundet, aber, ehe man uns einen Verband anlegte, nahmen die Franzosen eine Plünderung an uns vor. An dieser Plünderung nahmen nicht nur Soldaten, sondern auch chargierte Offiziere teil. Man nahm uns Brieftasche, Geldbörse, Uhr, Ringe, überhaupt, was noch bei uns zu finden war, fort, sogar nahm man uns die Feldmütze, schnitt uns Knöpfe und Achselklappen ab." Wilhelm Henze, Buchdrucker in Weende bei Göttingen, Springstr. 88.

„Bald gelangten wir an einen französischen Stab, bei dem gleich eine wahre Plünderung, von französischen Soldaten ausgeführt, an unserem Eigentum einsetzte. Vielen von uns wurden, in Gegenwart französischer Offiziere, Uhren, Ringe, Messer u. s. Zeug geraubt. Einer dieser Plünderer wandte sich an jeden von uns mit den Worten: „Hast du eine Uhr?" Worauf einer meiner Kameraden seine Uhr mit voller Wucht in eine naheliegende Pfütze schleuderte, daß sie in tausend Scherben sprang. Die Wut der betreffenden Franzosen kann man sich vorstellen." Fritz Winhuber, Augsburg, Ulrichstraße.

„Bei der Gefangennahme wurden uns sofort Waffen, Ferngläser, Uhren, Ringe, Geld usw. durch die französischen Soldaten abgenommen ....." Willy Rot, Frankfurt a. M., Batonnstr. 69/II.

„Auf dem Wege in ein Feldlazarett kamen weitere französische Soldaten und plünderten uns regelrecht aus. Ich hatte nichts wertvolles bei mir, aber verschiedenen Kameraden wurden Uhren und Ringe abgenommen." Lehrer Hans Kögel, Kobitz.

„Sie kamen auf uns zugelaufen und beraubten uns der Uhren, Trauringe, Geld, Zigaretten und anderer Sachen .... Kameraden, welche noch ein Stückchen Brot oder einige Feldzwiebäcke hatten, wurden diese aus den Händen gerissen mit den Worten: ‚Pas manger' (nicht essen)." Karl Albert Schmidt, Dresden-Alt, Ziegelstr. 12.

Digitized by Google

„Beim Abtransport von der vordersten Stellung durch die Reservegräben wurde ich der am leichtesten erreichbaren Gegenstände beraubt und als Gegenleistung mit Schlägen, Tritten und Anspeien abgefunden." Bernhard Jung, Frankenstein in Schles., Seminarstraße 3/II.

„Am Sanitätsstollen ließen wir die Verwundeten zurück und wir fünf marschierten weiter bis zum nächsten Regimentskommandeur. Dort angekommen, wurden wir unserer sämtlichen Gegenstände, die wir bei uns trugen, beraubt." Otto Scholz, ehem. Vizef. J. R. 409. 3. M. G. K., Breslau, Opperauerstr. 4 p.

„Bin am 29. September 1918 bei Somme-Py in französische Gefangenschaft gekommen. Es wurde uns gleich das Geld, Uhren, Photographien und sonstige Wertsachen abgenommen." Andreas Dorsch, Iphofen, Mittelfranken.

„In den ersten französischen Schützengräben angelangt, sollten wir sehr bald merken, in wessen Hände wir gefallen waren. Die hier in Reserve befindlichen Franzosen nahmen uns alles ab, was wir bei uns trugen." Eberhard Wittig, Parchwitz, Prov. Schlesien.

„Nicht weit hinter der französischen Front in einem kleinen Orte (Hurlis) wurden wir einem strengen Verhör unterzogen. Gleichzeitig wurden uns sämtliche Sachen, wie z. B. Uhren, Geld und sonstige Wertsachen, abgenommen, auf Nimmerwiedersehen. Wer noch Einwendungen machte, wurde mit der Reitpeitsche bearbeitet, die ja auch weiter beim Franzosen eine große Rolle spielte." Fritz Schuster, Gutsgärtner in Gr.-Klingbeck bei Ludwigsort, Ostpr.

„Am 18. Juli 1918 wurde ich gefangen genommen; direkt nach der Gefangennahme wurden uns Uhren, Portemonnaie, Brieftaschen, Geld, überhaupt alle Wertsachen abgenommen. Alle Taschen, sogar die Stiefel, wurden nachgesehen." Joseph Günther, Husen, Post Atteln bei Paderborn in Westfalen.

Wer sich nicht gutwillig berauben lassen wollte, der wurde nach der Verbrechermethode „La bourse ou la vie" (Geld oder Leben) behandelt. Dafür aus der Fülle der Schilderungen nur drei Beispiele:

„Wurde so ca. 100—200 Meter über unsere Linien über die französische geführt. Dort waren zwei Soldaten an der Kreuzung gestanden, die schon einen Haufen Uhren und Ketten hatten. Es wurde mir der Revolver vorgehalten von dem einen der Soldaten, vom andern ein Seitengewehr und so wurden mir meine Uhr mit Kette rausgerissen." A. Kuhndörfer, Holzwarenfabr., Zwiesel i. Bayer Wald.

„Bei der Gefangennahme begann sofort eine allgemeine Ausplünderung der Gefangenen durch die Franzosen. Mir wurde unter vorgehaltenem Revolver die Uhr entrissen, so daß die Kette mitten entzwei riß. Dasselbe geschah auch vielen meiner Kameraden. Vielen riß man die Achselklappen herunter. Andere wurden ihrer Ringe beraubt. Dies alles geschah im Beisein französischer Offiziere. Ein französischer Kolonialsoldat wurde noch im letzten Augenblick von einem weißen Franzosen daran gehindert, einem Gefangenen den Finger abzuschneiden, weil sich dessen Trauring nicht abziehen ließ." Fritz Lohmüller, Offenbach a. M.

„Am 14. September 1914 fiel ich verwundet im Barackenlager Mormelon in französische Gefangenschaft. Durchziehende Truppen machten einem das Leben fast unerträglich. Tag und Nacht kamen französische Soldaten, um uns Ringe, Uhren oder andere Wertsachen abzunehmen. So kam auch ein Artilleriefahrer zu mir, und forderte unter Vorhalten des Revolvers meine Uhr und meine Geldbörse. Was wollte ich Wehrloser tun, wenn mir mein Leben lieb war, ich überließ ihm das Gewünschte." Paul Voigt, Dresden, Lebnitzerstr. 16/II.

Mit welcher Bosheit man dabei vorging, zeigt auch folgender Vorfall:

„In den Gräben standen französische Reserven, die nun anfingen, uns zu berauben, indem sie alle unsere Taschen entleerten. Die für sie brauchbaren Sachen verschwanden in ihren Taschen, während sie die anderen Gegenstände in den fuß hohen Schmutz warfen und darein traten. Dann rissen sie uns die Mäntel vom Leibe und warfen sie über die Brustwehr. Ich behielt meinen Mantel, da er ihnen zu schmutzig war, ich hatte mich in dem hohen Schmutz auf allen Vieren vorarbeiten müssen, da ich eine Fußverwundung hatte und nicht ohne Stütze laufen konnte." H. Perrin, Kaufmann, Köslin, Pommern, Rogzower Allee 47.

Ich denke, diese Beispiele dürften genügen; ich könnte ihre Reihe noch lange fortsetzen, denn nahezu jeder Bericht enthält mit stereotyper Regelmäßigkeit das gleiche Erlebnis der Plünderung. Haben diese Männer alle miteinander gelogen?

Digitized by Google

Ist es möglich, daß Tausende aus allen Teilen Deutschlands sich verabredet haben, genau dieselbe Lüge in die Welt zu setzen? Und wenn man den Deutschen nicht glaubt, so wird man doch an einer neutralen Stimme nicht zweifeln dürfen, die beweist, daß die Methoden der Entente überall auf der Welt (von den Kolonien gar nicht zu sprechen) dieselben waren. Das schwedische „Aftonbladet" vom 25. Februar 1919 schreibt:

„Als in Tientsin die Nachricht einging, daß Deutschland die ersten Waffenstillstandsbedingungen unterzeichnet habe, wurden von den dortigen Kolonien der Ententevölker große Freudenfeste veranstaltet. Doch nicht genug hiermit. Etwa 1000 Personen, darunter sogar Damen, begaben sich nach dem deutschen Viertel, wo so gut wie sämtliche Fensterscheiben eingeschlagen wurden. In das deutsche Konsulat drang man außerdem ein und warf die Beamten zum Fenster hinaus. Die zur Erinnerung an die Unterdrückung des Boxeraufstandes seinerzeit errichtete Roland-Statue wurde umgestürzt und dann mit einem vorgespannten Automobil durch die Straßen zu dem Lokale des französischen Klubs geschleift, wo sie zerschlagen und die Stücke versteigert wurden. Ein englischer Korrespondent schreibt, daß die deutsche Kolonie nach diesen Ereignissen so aussah, als ob ein wildes Pogrom dort stattgefunden hätte. Nach anderen Nachrichten in englischen Zeitungen feierte man auch in Peking auf ähnliche Weise die deutsche Niederlage. Die deutschen Juwelierläden wurden dort von den französischen Soldaten geplündert und das prachtvolle Gebäude der deutschen Asiatischen Bank niedergebrannt. Alle Deutschen gehörigen Läden waren dann mehr oder weniger schweren Plünderungen ausgesetzt. — Die wahre Ententekultur!" (Ludwig af Petersens „Nach dem Frieden", Berlin 1919, Mittler & Sohn, S. 43.)

Selbst in den französischen Gefangenenberichten, mit denen die französischen Zeitungen namentlich nach der Rückkehr der Gefangenen monatelang ihre Leser aufpeitschten und die uns alle erdenklichen Schandtaten andichteten, war niemals von Plünderung durch die Deutschen die Rede. Man sage nicht, man habe die Erwähnung unterlassen, weil man die Plünderung eben als berechtigt angesehen habe. Denn in diesen Berichten werden wirkliche Selbstverständlichkeiten der Gefangenenbehandlung, wie die Bewachung, das Vergittern von Fenstern usw., wie sie überall geübt wurden, auch das Durchsuchen der Pakete als deutsche Schändlichkeiten „gebrandmarkt" [1]). Wenn also selbst unsere bösartigsten und erfindungsreichsten Feinde von Plünderungen nichts zu berichten wissen, so darf man annehmen, daß der deutsche Soldat sich nicht mit dem Ausrauben wehrloser Feinde befleckt hat.

England

Bei dem Engländer bietet sich dasselbe Bild der allgemeinen Plünderung. Nur die Art der Ausführung hat eine etwas andere Note. Bei den Franzosen brutale Wut, herzlose Roheit, bei den Engländern vielfach eine gewisse biedermännische Gemütlichkeit und geschäftsmäßige Nüchternheit, auch wohl sportlicher Eifer beim Geschäft des Plünderns.

„Um uns hatte sich eine Gruppe von einigen hundert Engländern gebildet. Alle sahen freundlich und wohlwollend aus, von Haß und Wut war weder in ihren Worten, noch in ihren Mienen irgendetwas zu bemerken. Um so überraschender war ihr Tun. War schon jeder Gefangene, Verwundete und Tote seiner Uhr, Ringe und aller Kostbarkeiten beraubt, die er sichtbar bei sich getragen hatte, ja schien für die meisten Tommies das Erobern von Uhren der Hauptzweck des Kampfes zu sein, gab es doch einige, die in Sandsäcken bis gegen 100 Stück Taschenuhren bei sich trugen, so ging es nun an ein systematisches Ausplündern der Gefangenen. Da war so ziemlich alles willkommen. Von Brieftaschen, Geldscheinen und Münzen bis zu Achselklappen, Soldbüchern, und Gefreitenknöpfen, besonders beliebt war alles, was ein deutliches Zeichen seiner deutschen Herkunft an sich trug. An diesem Raubgeschäft beteiligten sich Wachmannschaften, Sanitäter, englische Leichtverwundete, zufällig vorbeikommende Truppen, Gemeine, Unteroffiziere und Offiziere ohne Unterschied. Auch ein Major war an-

[1]) Vgl. z. B. Général de Tournade „Au pays des fourbes" (im Lande d. Schurken).

Digitized by Google

wesend. Er nahm allerdings nur Achselklappen. Übrigens ging es bei dieser Räuberei ganz gemütlich zu. Wenn sich jemand der Ausplünderung widersetzte, so hatte er keine Mißhandlungen zu befürchten. Mit List und Gewalt, meist unter großem Gelächter, wurde ihm der strittige Gegenstand dann doch abgenommen. ‚Daß die Engländer solche Halunken sind', meinte einer der Mitgefangenen, ‚hätte ich nie gedacht. Ich war immer der Ansicht, sie seien eben solche gebildete Leute wie wir'.

Ein Zweiter bedauerte, daß die deutschen Soldaten bei der Frühjahrsoffensive von dem englischen Brauch nicht gewußt hatten und den feindlichen Gefangenen alles gelassen hatten, was sie bei sich trugen, ihnen höchstens einmal eine Zigarette abgefordert hatten." Karl Ewald, Hildesheim, „Was wir litten", Januarheft 1920 der S. M.

„Am 23. August 1918 geriet ich in englische Gefangenschaft. Nachdem uns alles, was Wert besaß, besonders Uhren, Trauringe und Geld, geraubt worden, wurden wir abgeführt und mußten englische Verwundete zurücktragen." Hch. Clümer, Beershen bei Uelzen.

„Nachdem uns schon von den Fronttruppen alles weggenommen wurde, wurden wir auch noch in den ersten Sammellagern gleich hinter der Front vollkommen ausgeplündert." Jos. Martl, Gesselshausen (Oberbayern).

„Gleich nach der Gefangennahme wurden die Taschen durchsucht. Durch Anwesenheit des englischen Offiziers hielten sich die Mannschaften etwas zurück, Uhren jedoch und dergleichen Sachen wurden abgenommen." Albert Kreibaum, Saarstadt in Hannover.

Trotzdem bestreben sich die Beraubten immer wieder — mit der für den Deutschen so charakteristischen Art, die Dinge zu beurteilen — auch dem Feind gerecht zu werden, seine Beweggründe zu verstehen und in günstiger Weise zu deuten. So lese ich z. B.:

„In der überwiegenden Zahl dieser Fälle war keineswegs die Absicht vorhanden, sich um Geldeswert zu bereichern, sondern eine Art von Kriegspsychose, die uns viel Spaß und Ärger machte. Hatte der Engländer erst seinem Souvenirtrieb gefröhnt, so war er in der Regel ganz anständig zu seinen Gefangenen." (Pult, „Siebzehn Monate in englischer Kriegsgefangenschaft," S. 38.)

Dieser Sammeleifer ging freilich bei den englischen Truppen soweit, daß sie bedenkenlos zu Gewalttaten schritten, wenn der Gefangene sie hindern wollte. Dann betrugen auch sie sich wie echte Briganten:

„Selbstverständlich kann auch ich nur bestätigen, daß wir bei der Gefangennahme November 1918 ausgeplündert wurden, wie bei einem Überfall durch Straßenräuber. Mit beiden Händen ging es zugleich in zwei Taschen und Uhren, Geld oder überhaupt Wertsachen waren von vornherein verloren. Aber vielfach wurden auch andere Gegenstände, die gar keinen Wert hatten, weggerissen und fortgeworfen: Mäntel, Brotbeutel, ja sogar Lebensmittel. Das war ein einfaches Austoben an Wehrlosen. Ich bin von Kanadiern gefangen worden und mit Vorliebe behaupteten später die Engländer, wenn wir ihnen dies Ausplündern vorhielten, daß so etwas eben nur bei den Hilfsvölkern vorgekommen sei. Aber die Engländer selbst standen ihnen in nichts nach. Grausamkeiten sind natürlich auch vorgekommen. Einem Mann wurde, als er in der Angst nicht schnell genug sein Koppel abschnallen konnte, das Bajonett durch den Leib gerannt. Zeuge: Hugo Zimmermann, Berlin, zuletzt Georgenkirchstr. 43." Walther Malachowski stud. phil., Heidelberg.

„Ich geriet im August 1918 bei Bapaume in englische Gefangenschaft. Gleich nach unserer Gefangennahme wurden wir bis aufs Hemd, könnte man gleich sagen, ausgeplündert und ausgeraubt. Uhren, Ringe, Brieftaschen, Photographien nahm man uns weg, ja man drohte sogar mit dem Bajonett oder Fingerabschneiden, wenn man die Ringe z. B. nicht hergab." Gotthard Wünsche, Bad Sommerstein in Thüringen.

„Im Tal, das sich hinter der Stellung entlang zog, wurden die Gefangenen der verschiedenen Bataillone und Regimenter gesammelt. Wir mußten auf Befehl der Begleitmannschaften, die sämtliche betrunken waren, ordentlich antreten, und nun begann ein demütigendes Schauspiel, welches wohl nur wenigen von denen, die in englische Gefangenschaft geraten sind, erspart geblieben ist. Wir wurden ausgeräubert. Ordensbänder, Knöpfe, Ringe, auch Eheringe, wurden uns abgerissen. Vor allem aber waren es die deutschen Uhren, die bei den englischen Soldaten offenbar

Digitized by Google

im Rufe hoher Brauchbarkeit standen, denn die ‚watch' war immer das erste, was sie verlangten. Ich habe Gelegenheit gefunden, in einem unbewachten Augenblicke meine Uhr in die Hose rutschen zu lassen und enttäuschte deshalb den mich untersuchenden Soldaten grenzenlos. Später bin ich sie allerdings doch los geworden. Meinem Nebenmann, einem Coburger, der seine Uhr nicht herausgeben wollte, setzte der Engländer das Bajonett auf die Brust und drohte, ihn niederzustechen. Wie mir von durchaus glaubwürdigen Leuten versichert worden ist, sind tatsächlich Gefangene, die sich weigerten, ihre Uhr abzugeben, getötet worden. Ich selbst habe derartige Fälle nie beobachten können, halte sie aber nicht für unmöglich. Man muß doch bedenken, daß die englischen Angriffstruppen sehr oft total betrunken waren." L. Reuß, stud. rer. pol., Ohrdruf, Thüringen, Markt 5.

„Als wir gefangen waren, wurden wir förmlich ausgeraubt. Ein Engländer sah an der Hose meine Uhrkette hängen und riß mir die Uhr heraus. Ich packte ihn am Handgelenk, er ließ aber nicht mehr aus, sondern drehte den Karabiner an der Kette ab, bis er die Uhr hatte. Geld wurde mir nicht abgenommen, — vielleicht nicht darnach gesucht. Viele Kameraden wurden aber gänzlich ausgeraubt. Kameraden, welche Ringe (Eheringe) an der Hand trugen, wurde mit Fingerabschneiden gedroht, als sie die Ringe nicht hergeben wollten. Eine kindische Sucht nach ‚Souvenirs' legten die Engländer an den Tag." Josef Lutz, Pfaffenhofen a. d. Ilm.

Auch bei den englischen Offizieren führte der Sammelsport zu Mißbrauch der Wehrlosigkeit des Gefangenen. Davon nur ein Beispiel:

„Ende August 1918 in Gefangenschaft geraten, wurden wir, von den ersten Stoßtruppen angefangen bis hinter den englischen Divisionsgefechtsstand, wo wir zu größeren Trupps gesammelt wurden, von allen Truppen, unter den Augen der englischen Offiziere ausgeplündert: die ersteren nahmen die wertvolleren Sachen, wie Uhr, Geld und Ringe, die letzteren waren genügsamer, sie begnügten sich mit dem, was übrig geblieben war. Mir selbst sind auf einer Wegstrecke von zirka drei Kilometern 30 bis 40 mal sämtliche Taschen durchwühlt worden, selbst auch dann noch, als ich auf der letzten Hälfte einen verwundeten Kameraden trug. Alles konnten sie gebrauchen und nannten es ‚Souvenir', auch wenn sie das Geld in ihre Taschen gleiten ließen. Dieselben Klagen hörte man von allen anderen Kameraden. Im Rauben und Plündern taten sich besonders die Australier und Kanadier hervor." W. Bange, Osnabrück.

Selbst die Verwundeten blieben natürlich von dieser Ausplünderung nicht verschont:

„Kaum waren wir in die Linien der feindlichen Artillerie gekommen, als die Ausplünderung begann. Trotz meiner Verwundung — ich hatte einen Schulterschuß bekommen — stürzten sich gleich mehrere Australier auf mich, durchsuchten selbst meine mit Blut verklebten Taschen, und nahmen mir alles, was ich hatte. Meinen Ring behielt ich, weil er zu fest saß. Sonst konnten die Tommies alles gebrauchen. Wenn der Gefangene nicht so abgestumpft wäre, müßte er lachen über die emsige Geschäftigkeit, mit der der Tommy ‚Souvenirs' sammelt. Harmlose Taschenmesser, Uhren, Geld, Brieftaschen, Ringe, auch Trauringe, Orden und Ordensbänder, Hosenträger, Gamaschen, Stiefel, Zigaretten, überhaupt Rauchbares, nichts war vor ihnen sicher. Sie zeigten es dann abwägend, wie Wilde, triumphierend im Kreise ihrer Kameraden herum. Der gutmütige Deutsche gab auch regelmäßig sofort alles hin. Riß ihm doch einmal die Geduld, und verschaffte er sich mit einem derben Worte Luft, so mußte er erfahren, daß er auf Gnade und Ungnade in die Gewalt eines überaus rohen Feindes gegeben war. Mochte dieser Feind nun ein Australier, Kanadier, Schotte oder, was am schlimmsten war, ein Engländer sein. Der Gefangene sah sich mit einem Revolver oder Gewehr bedroht und wehe, wenn er dann nicht alles hergab, was verlangt wurde oder sich der weiteren Untersuchung widersetzte. Vor den Augen der Mitgefangenen wurde er erbarmungslos niedergeschossen. Für solche Vorfälle kann ich mehrere Zeugen bringen.

Die Gegenstände, die genommen wurden, belegte Tommy, wie erwähnt, mit dem schönen Ausdruck ‚Andenken'. Uniformknöpfe, Achselstücke, meinetwegen auch Ordensbänder so zu bezeichnen, wäre verständlich; aber Uhren, Ringe, Geld und andere Wertsachen als solche anzusehen, ist zum mindesten naiv. Bei den ‚Hunnen' nennt man das Wegnehmen solcher Gegenstände ‚stehlen'. Die besondere Roheit der Behandlung ist mir übrigens erst später zum Bewußtsein gekommen. Damals

Digitized by Google

war mir alles gleich, weil ich mich infolge meiner Verwundung einer Ohnmacht nahe fühlte." Ernst Schroeder. Diepholz in Hannover.

Nach einem Dinner in London sagte ein englischer Diplomat zu einem Schweden: „A progerman can't be a gentleman". (Ein Deutschenfreund kann kein feiner Mann sein.) Ich möchte wohl wissen, was dieser Gentleman-Diplomat zu der hier geschilderten Plünderung wehrloser Kriegsgefangener sagen würde! Vielleicht ist diese Art der Sammlung von „Souvenirs" mit dem Begriff Gentleman vereinbar.

Belgien. Die folgenden zwei Berichte mögen zeigen, daß die Belgier dem Beispiel ihrer großen Verbündeten gelehrig folgten:

„Ich wurde bei einem Sturmangriff auf Dixmuiden verwundet und gefangen genommen. Während mich in einer Kneipe ein belgischer Sanitäter notdürftig verband, wurde ich von vorüberkommenden Soldaten belgischer und französischer Nationalität vollständig ausgeplündert. Nur das Geld, das ich im Brustbeutel trug, blieb mir, weil man es nicht fand." Erich Geißler, Berlin SW 29, Yorkstr. 8.

„Als Erzähler dieser kleinen Geschichte, war ich auch so ein Unglücksrabe, der in die Gewalt unserer Feinde fiel.... Die belgische Armee kommt gleich an zweiter Stelle der ‚Grande Nation'. Sie nennen sich, auf flämisch gesprochen, die ‚grote tapfere Armee'. Nun ihre Tapferkeit werden Sie, lieber Leser, gleich hören. Armen, hilflosen, entwaffneten deutschen Kameraden sämtliche Sachen wegzunehmen, ist doch wahrhaftig keine Kunst. Mir persönlich hatten die Belgier alles genommen, einige Sachen, die man notwendig braucht und das war folgendes: Kamm, Spiegel, Brieftasche mit sämtlichem Inhalt, Geldbörse, Uhr mit Kette, ja sogar noch meinen kleinen Taschenlexikon, alles Dinge, die einem lieb und wert sind, und so erging es vielen meiner unglücklichen Kameraden." Max Rückert, München, Adelheidstr. 3/I.

Rumänien. Aus Rumänien besitze ich wenig Berichte über Plünderung. Es wäre jedoch voreilig, wenn man daraus den Schluß ziehen würde, daß sie dort seltener vorgekommen seien. Abgesehen davon, daß aus den dortigen Gefangenenlagern — wie man später sehen wird — nur ein ganz geringer Bruchteil lebend herausgekommen ist, verfolgten die Rumänen häufig die Methode, den Opfern ihrer Räubereien die Möglichkeit, es auszuplaudern, zu nehmen, indem sie sie einfach totschlugen. Außerdem ist unseren unglücklichen Landsleuten nachher in den rumänischen Gefangenenlagern so Entsetzliches passiert, daß sich dagegen die Ausplünderungen verhältnismäßig harmlos ausnehmen. Ein rumänischen Mordgesellen zufällig Entkommener sagt aus:

„Der Zeitungsaufforderung ‚An die Kriegsgefangenen' folgend, beehre ich mich Ihnen ergebenst mitzuteilen, daß ich vor dem Amtsgerichte Regensburg unter Eid Nachstehendes ausgesagt habe: ‚Ich befand mich zuletzt als Unteroffizier beim 28. bayer. J. R. in Rumänien im Felde. Beim Rückzugsgefecht bei Maracesti am 19. August 1917 wurde ich durch Granatsplitter am rechten Unterarm und durch Infanterieschuß durch den rechten Oberschenkel schwer verwundet. Obwohl ich mich sofort meiner Waffen und meines Gepäcks entledigte, um schneller vorwärts zu kommen, konnte ich doch nicht verhindern, daß ich in Gefangenschaft geriet. Ein rumänischer Soldat führte mich durch die 3 Linien, der den Deutschen nachsetzenden Rumänen. Ungefähr 300—400 Meter vor uns lag ein kleines Häuschen in einem Weingarten, bei dem 6—8 deutsche Verwundete teils saßen, teils lagen. Auf dieses Häuschen führte mich der Rumäne zu, mit dem Bedeuten, daß ich dort verbunden würde. Als ich mich mit ihm bis auf etwa 50 Meter dem Häuschen genähert hatte, sah ich zu meinem Schrecken, daß einige rumänische Soldaten dabei waren, den deutschen Verwundeten den Garaus zu machen. Ich wollte nun schleunigst wieder umkehren, wurde aber von meinem rohen Begleiter wie ein Hund vor sich hergestoßen und mußte nun zusehen, wie die verwundeten deutschen Kameraden von diesen Schlachtfeldhyänen in bestialischer Weise ermordet und dann beraubt wurden. Der durch den Anblick dieser Grausamkeiten hervorgerufene Schrecken, ließ mir meine durch die Verwundungen verursachten, fürchterlichen Schmerzen nicht mehr verspüren. Blitzschnell arbeitete mein Gehirn an dem Gedanken an einen Ausweg aus der Gefahr. Da ich glaubte, daß auch der größte Verbrecher hie und da einer besseren Regung fähig wäre, machte ich diesen Mordgesellen begreiflich, daß ich verheiratet sei, und bat, sie sollen mich deshalb am Leben lassen. Auch bot ich ihnen Ring und Geldbörse mit 75 Mk. Inhalt an, um ihnen ja keinen Grund zu Gewalttätigkeiten zu geben. Daß ich es hier aber überhaupt nicht mit Menschen, sondern mit Bestien zu tun habe, belehrte mich ihr höhnisches Gelächter. Um auch

Digitized by Google

den letzten Zeugen ihrer Schandtaten unschädlich zu machen, schoß mich einer von ihnen aus cirka 3 Meter Entfernung nieder. Ich verspürte einen heißen Luftzug durch meine rechte Brustseite, sah grüne und gelbe Flecken vor meinen Augen und verlor im Fallen das Bewußtsein, leider nur für ein paar Sekunden, denn ich schlug mit dem Kopf auf meinen mir kurz vorher entfallenen Stahlhelm und kam wieder zu mir. Durch die unmerklich geöffneten Augenlider sah ich zwei der Mörder sich über mich beugen und mich nach allen Regeln der Kunst ausrauben. Angst und Schrecken wichen nun nicht mehr von mir, wußte ich doch, daß ich beim leisesten Laut ebenso abgeschlachtet würde, wie meine unglücklichen Kameraden. Die Todesangst und vielleicht auch die mich befallene Schwäche machten mir es fast leicht, einen Toten nachzuahmen. Ich wurde vollständig beraubt, auch der Kleidung bis auf die Drillichhosen und dann unverbunden liegen lassen'." Hans Eckl, Stadtratsoffiziant, Regensburg, Landshuterstraße 41/III.

Plünderungen im eigenen Land.

Plünderungen sind, so scheint es, im Kriege auch bei den besten Armeen schwer zu vermeiden, doch ist es ein schlechtes Zeichen für den Geist, der in der Armee herrscht, wenn Plünderungen derart Regel sind, wie bei den genannten vier Armeen und namentlich, wenn sie an wehrlosen Gefangenen in so gewalttätiger und verbrecherischer Form vollzogen werden. Der Unterschied im Umfang der Berichterstattung über die verschiedenen Länder wird erklärt durch die verschiedene Gefangenenzahl, die die einzelnen Länder aufzuweisen hatten.

Ein gewisser schwermütiger Trost mag für die ausgeplünderten Gefangenen darin liegen, daß diese Soldateska sich im eigenen, bezw. befreundeten Lande auch nicht viel anders aufführte. So berichtet der französische Bürgermeister von Roisy, Gustav Guillaume:

„Wir haben gesehen, daß die Soldaten in großer Anzahl in die Häuser eindrangen und sie plünderten. Sie durchsuchten die Schränke, um Geld zu finden und die Wäsche auseinanderzuwerfen, so daß schließlich die Häuser vollständig ausgeplündert waren. Zwecks Eintritt in das Haus Douttez zerschlugen die Soldaten, weil das Haus verriegelt war, die Fenster. Dieses Haus wurde ganz besonders durch die Soldaten geplündert. Vor dem Hause standen Offiziere, die die Plünderung wohl gesehen hatten. An diese wandte ich mich, ich, der Bürgermeister von Roisy, Gustav Guillaume, um die Plünderung zu verhindern. Einer der Offiziere antwortete mir: ‚Die Einwohner hätten ja nur zu Hause zu bleiben brauchen'; ein anderer Offizier erwiderte: ‚Lieber für uns, als für die Deutschen!' Am Abend wandte ich mich an den Kommandanten des 1. Bataillons des 94. Infanterie-Regiments, Eugen Narbaroux, um zu verhüten, daß man während der Nacht weiter plündere. Er gab mir einige Versicherungen, aber trotzdem plünderte man noch während der ganzen Nacht und des folgenden Tages."

Drei aufgefundene Befehle beweisen die Plünderungen auf das nachdrücklichste:

1. Auszug aus dem Tagesbefehl des französischen Infanterie-Regimentes 3 vom 10. 6. 18 Ziff. III Befehl der X. Armee Nr. C 157 K. v. 7. 6. 18.: „Plünderungen in der Armee werden zur Tagesordnung."
2. ein Tagesbefehl der 1. französischen Kürassiere zu Fuß v. 5. 4. 18 spricht von dem unwürdigen Betragen und der schimpflichen Handlungsweise der französischen Truppen, die in einer von der Bevölkerung verlassenen Gegend die Gelegenheit zum Plündern und Verwüsten alles dessen, was zu finden war, benutzten.
3. Tagesbefehl des II. Batl. Royal Scots Füsiliers usw.: „Da viele Fälle vorgekommen sind, in denen von britischen Truppen Häuser geplündert und viel Schaden angerichtet wurde, muß daran erinnert werden, daß unsere Truppen augenblicklich in dem Lande unserer Verbündeten operieren".

Beschimpfungen, Mißhandlungen und Demütigungen.

Frankreich.

Mancher, der das Unglück hatte, in Gefangenschaft zu geraten, dachte sich das Übel weniger groß, wenn er in die Hände von Franzosen fiel, weil doch in Deutschland von allen Schulmeistern und in allen Büchern gelehrt worden war, daß die Franzosen ein höfliches und ritterliches Volk seien. Wer im Frieden in Frank-

Digitized by Google

reich reiste, hatte im allgemeinen auch die Erfahrung gemacht, daß diese Meinungen richtig seien. Auch jetzt noch spreche ich häufig Menschen, die Frankreich vom Frieden her kennen, die kaum glauben wollen, daß diese höflichen und verbindlichen Franzosen sich im Kriege derart verändern konnten. Ich gestehe, daß ich selbst zu diesen Ungläubigen gehörte und Vieles, was ich über französische Gefangenenbehandlung hörte, für übertrieben hielt, bis mir meine Erfahrungen am eigenen Leibe das Gegenteil bewiesen. Wie falsch die althergebrachte Meinung war, wußten die meisten der Gefangenen schon in den ersten Stunden ihrer Gefangenschaft. Ich denke hier zunächst gar nicht einmal an schauerliche Grausamkeiten, aber aus kleinen Momenten ist oft deutlicher das hier Bedeutsame zu erkennen. Solch ein Moment war gleich nach der Gefangennahme das Abschneiden der Hosenknöpfe — um Fluchtversuche zu verhindern — und die ganze Fülle der Beschimpfungen und Demütigungen, die auf den Gefangenen niederprasselten. Diese Handlung — die doch gewiß keine Grausamkeit ist — zeigt klar den niedrigen Charakterzug der Franzosen, den besiegten Feind zu demütigen. Sie ist ein deutlicher Beweis dafür, daß die angebliche Ritterlichkeit des französischen Geistes nur in einer dünnen Politur besteht. Und es ist bezeichnend, daß diese Demütigungen sich bei den Gefangenen tiefer und unverwischbarer eingeprägt haben, als manche Stöße und Hiebe. Während die wirklich kämpfenden Truppen sich im allgemeinen relativ anständig verhielten, beginnt mit der Entfernung von der kämpfenden Front sich steigernd ein Trommelfeuer von unflätigen Beschimpfungen, Stein- und Kotwürfen und Mißhandlungen jeder Art.

Auch hier marschieren die Franzosen an der Spitze der Nationen. Ich beschränke mich an dieser Stelle auf die gleich nach der Gefangennahme begangenen Roheiten. Anlaß zu den Mißhandlungen war vielfach der Widerstand gegen die Plünderung, das Verweigern von Aussagen. Nicht selten auch wurden unsere Gefangenen ohne jeden Anlaß mit Faustschlägen, Reitpeitschenhieben, Kolbenstößen und ähnlichen „Ritterlichkeiten" traktiert. Verwundete, Kranke, vollkommen abgemattete Leute werden mit Schlägen weiter getrieben, bis sie ermattet niedersinken und auch die gröbsten Mißhandlungen ihnen ihre Kräfte nicht wiedergeben. Wie ich selbst sah, genügte schon eine falsche Antwort, die ein deutscher Soldat auf die mißverstandene Frage eines französischen Oberstleutnants gab, zu einem mit aller Macht geführten Faustschlag in das Gesicht, so daß das Blut aus Mund und Nase hervorquoll. Offizieren, die in Châlons s. Marne vor dem General Gouraud im Parademarsch vorbeiziehen müssen — nachdem sie bereits 12 Stunden ohne einen Bissen Nahrung marschiert sind — schlägt ein französischer Offizier mit der Reitpeitsche auf die Schenkel, wenn sie, seiner Meinung nach, die Knie nicht genügend durchdrücken. Ich gebe auch hier meinen Gewährsmännern das Wort:

„Geld, Uhren, Messer, Scheren, Pfeifen, Kompasse u. a. Wertsachen wurden uns abgenommen. Bei der geringsten Kleinigkeit, die sich Kameraden zu schulden kommen ließen, mußten diese mehrere Stunden am Lagereingang stillstehen; rührte einer, so wurde er geschlagen, mit Füßen getreten urd mit Knüppeln traktiert." H. Sauer, Kriegsgefangenen-Durchgangsstelle München, Ludwigstr. 14/III.

„Als ich den Moment abpaßte, um meine Uhr wieder aufzuheben, machte ein französischer Korporal Meldung beim französischen Oberleutnant, welcher anscheinend sein rechtes Bein verloren hatte. Mit dem Stelzfuß trat er mich ins Gesicht, daß sämtliche Zähne klapperten." Arno Greuel, Tüttleben b. Gotha.

„Der beim Ob.-Kom. als Dolmetscher fungierende französische Offizier hat mich mit seinen Fäusten geschlagen und Fußtritte gegeben, weil ich keine Angaben über Truppen und Stellung usw. machte. Er sagte, daß ich vor ein Kriegsgericht käme und wenn ich falsche Angaben machen würde, würde ich erschossen. Ausdrücke, wie ‚Sau-Bayer', ‚Bayr. Mörder' usw. fehlten selten. Otto Beck, Trostberg, Obb.

„Wir mußten uns dann in einem eingefallenen Graben an die Wände ganz dicht zusammenlegen, hier wurden wir gegenüber zwei Offizieren von einem französischen

Digitized by Google

Offizier auf den Kopf geschlagen, mit einem Stock, weil wir uns leise unterhalten hatten." Josef Schmidt, Kirchenlaibach, Oberfranken.

„Der Arzt machte seiner Wut dadurch Luft, indem er uns wehrlosen Menschen in das Gesicht schlug, eine schöne Tat. Glücklicherweise konnte ich mich beherrschen. Ich war damit erledigt. Mein anderer Kamerad, welcher als der Verführer betrachtet wurde, mußte noch mit in das Zimmer kommen, dort hat man ihn noch geschlagen und zuletzt aus dem Zimmer geworfen, indem man ihn noch mit den bekannten Tritten mißhandelte. Das Gemeinste für uns war dabei noch, daß die Herren extra ihre Frauen mitgebracht hatten, um dem Schauspiel beizuwohnen." Fritz Dank, Sondershausen a. d. Wipper, Schützenstr. 2.

„Auch Schläge bekamen wir. Es war ein junger Korporal da, es soll ein Belgier gewesen sein, er konnte ein wenig deutsch, dieser stürzte des Tags öfters mit einem Knüttel bewaffnet zu uns herein und mit dem Rufe ‚wollt ihr laufen, ihr Schweine' schlug er auf Jeden, den er erwischte. Dies dauerte drei Wochen lang, dann kamen wir zu den Amerikanern, wo es uns ja ganz gut ging." Johann Bauer, Struhausen, Post Metten, Niederbayern.

„Der französische Dolmetscher war 19 Jahre alt, welcher uns mit einem eichenen Stock, mit Kupferdraht umwickelt, geschlagen hat, am meisten die wilden Bayern." Hans Mühlbauer, Aunham, Post Birnbach, Niederbayern.

„Hier wurde ich nach allem Möglichen ausgefragt, von dem Offizier, da ich angab, daß ich überhaupt nichts wisse, und einen Verrat infolge meines geleisteten Fahneneides nicht ausüben dürfte, nahm er den Revolver, hielt mir denselben vor den Kopf und sagte: ‚Wenn Sie nichts sagen, werde ich sie erschießen.' Ich äußerte ihm, ich kann nicht anders, worauf er den Revolver einsteckte, den Degen nahm und mich zweimal über den Kopf schlug, alsdann unter Schimpfen entfernte er sich." Kurt Uhlmann, ehem. Husar, Stollberg Erzgeb.

„Diese Franzosen hatten es vor allen Dingen auf die Orden, Ehrenzeichen und Abzeichen abgesehen. Hierbei wurde mir das Eiserne Kreuz I. Kl., das Verwundetenabzeichen und das Bildnis meiner Familie geraubt. Wer sich durch Worte oder Gebärde wehrte, wurde mißhandelt. Dieses geschah unter den Augen mehrerer französischer Offiziere, die ihre Freude daran hatten." Albert Beck, Sondershausen a. d. Wipper.

„In den ersten Minuten meiner Leidenszeit spürte ich schon französische Kolbenstöße, da ich einem meiner Kameraden, welcher schwerverwundet im Gesicht am Boden lag, Hilfe leisten wollte. Mit den mir nun verhaßten Worten: ‚Allez allez' und ‚sales boches' (Dreckige Deutsche) und sonstigen netten Ausdrücken, wurden wir nach hinten getrieben." Fritz Linhuber, München, Oberanger 52/III.

„Nach allen Beobachtungen, die ich während meiner vierjährigen Gefangenschaft an dem Lagerpersonal, in Lazaretten und an der Bevölkerung bei Transporten über das Benehmen und die Sauberkeit der Franzosen gemacht habe, muß ich ihnen durchaus die Berechtigung absprechen, sich für eine Kulturnation zu halten.

Als ich mit etwa Dutzend verwundeter deutscher Soldaten Mitte Dezember 1914 im Viehwagen zwei Tage lang ohne Stroh und jeglicher Fürsorge, ohne Essen und ärztliche Hilfe, selbst schwer verwundet, in die Bretagne transportiert wurde, wurde jede Bitte um Kaffee und Lebensmittel, wie sie den französischen Verwundeten gegeben wurden, mit den Worten abgeschlagen: die Boches brauchen nichts. Auf einem Bahnhof vor Paris stieg ein Sous-Lieutenant in den Wagen und fragte, ob Offiziere da seien. Natürlich meldete ich mich, weil ich glaubte, irgend etwas für die Leute verdolmetschen zu können, doch war die Folge dieser Antwort nur, daß der Mensch mich auf mein verwundetes Bein trat. Im Lazarett zu Vitré (Bretagne) schnitt der Arzt in der Wunde herum, in der bereits Maden saßen. Da das sehr schmerzhaft war, pfiff ich etwas durch die Zähne, worauf er mir in echt französischer Höflichkeit zurief: ‚Vous n'êtes pas dans une écurie, ici!' (Sie sind hier nicht in einem Pferdestall)." Oblt. Heinrichs, Potsdam.

„Obwohl sehr schwer krank an Dysenterie, mußte ich zwei Stunden auf dem Bahnkörper nach einer Vorstadtstation laufen, wurde dort vom Kommandanten schwer beschimpft und in einen Viehwagen ohne Stroh verladen, zusammen mit einer Reihe schwerverwundeter deutscher Soldaten. Vor dem offenen Wagen staute sich die Menge, eine Dame in Roter Kreuz-Tracht hielt eine verhetzende Ansprache, man beschimpft uns, droht uns mit Stöcken und brüllt ‚à mort' (schlagt sie tot). Ein Soldat steigt in den Wagen herein und tritt mit voller Absicht einen schwerverwundeten, stöhnenden deutschen Soldaten auf das Knie, das in einem blutigen Verband steckte." Staatsanwalt von Kajdacsy, Hannover, Polizeipräsidium.

Digitized by Google

Überall trat deutlich das Bestreben hervor, uns Gefangene zu demütigen. Im Lager von St. Hilaire mußten wir gefangene Offiziere auf Befehl eines Unteroffiziers von den Kolonialtruppen stillstehen, ausrichten usw., wobei wir gröblich beschimpft wurden. Den Franzosen lag aber auch daran, uns selbst vor den afrikanischen Eingeborenen zu demütigen, wie folgender Vorfall beweist:

„So mußten die Kriegsgefangenen mit abgenommenen Mützen durch die arabischen Städte gehen, was bei den Arabern das schimpflichste Zeichen des Unterwerfens ist. So wurde z. B. ein Kommando, zu dem auch ein Vizefeldwebel Karl Gareis aus Hamburg gehörte, im November 1915 in Spahe und im April 1916 in Monastir trotz Widerstandes auf diese Art durch die Straßen geführt. Außerdem mußten die Kriegsgefangenen an der allsonntäglich stattfindenden Zeremonie des Fahnengrußes teilnehmen. Während die blau-weiß-rote Trikolore hochgezogen wurde und die Wache unter das Gewehr trat, mußten sie im ‚Stillgestanden' mit abgenommener Mütze daneben stehen. Weigerten sie sich, so wurden sie mehrfach mit 30 Tagen strengem Arrest bestraft." („Die Bestie im Weltkrieg", Berlin, Gersbach & Sohn, S. 20.)

England. So häufig wie bei den Franzosen sind Mißhandlungen bei den Engländern nicht vorgekommen. Hauptsächlich war es der Widerstand gegen die Ausraubung, der zu Mißhandlungen führte. Dagegen scheint der Engländer Verständnis dafür gehabt zu haben, wenn der deutsche Soldat sich weigerte, durch Aussagen sein Vaterland zu verraten. Die Plünderung freilich war häufig von rohen Gewalttätigkeiten begleitet.

„Ich hatte meine Uhr in dem Schaftstiefel versteckt und war auch jedes Mal bei der Revision durchgekommen. Der englische Wachmann, der mich jetzt revidierte, war aber gerissen genug, auch die Stiefel zu befühlen. Als er merkte, daß etwas darin war, stieß er mich vor die Brust, so daß ich umfiel, zog mir die Stiefel aus, nahm die Uhr in die Tasche und warf mir die Stiefel vor die Füße." Herbert Schwerz, Friedrichsroda, Schmalkhaldenerstr. 55.

„Als die Canadier in den Graben kamen, lagen wir schon schwer verwundet und kampfunfähig da. Aber als diese sahen, daß wir noch nicht abgeschnallt hatten, gingen sie auf uns los und stachen mich mit dem Bajonett noch in den linken Oberschenkel, meinen Kameraden in die Brust. Ausgeraubt wurden wir vollständig. Als mir dann der Stiefel von den schwer zugerichteten Füßen herunter geschnitten wurde, sah einer mein Messer. Schnell sprang er auf mich zu und schlug mir mit dem Griff eine solche auf den Kopf, daß mir Hören und Sehen verging.... Bei der damaligen Hitze hatte jeder wahnsinnigen Durst. Nach langem, langem Bitten ließ mich doch mal einer trinken, aber als ich anscheinend zuviel genommen, machte mir dieser genau diese heldenmütige Tat, wie der mit dem Messer". Hans Kellner, Adelhausen, Niederbayern.

„Am 14. 7. 16 geriet ich bei der großen Somme-Offensive in englische Gefangenschaft. Bei unserer Gefangennahme mußten wir durch die feindliche Kolonne, wobei es Püffe und Schläge mit dem Gewehrkolben hagelte. An der Sammelstelle Nr. 1 angelangt, wurden wir buchstäblich ausgeplündert." Michael Waschinger, Heilbrunn Obb.

„Als der Durst ein weiteres Marschieren fast unmöglich machte, erhielten wir an einer Tankstation $^3/_4$ Liter Wasser, hier habe ich auch gesehen, wie ein englischer Offizier die Gefangenen mit einem Stocke schlug." A. W., Dortmund.

„Nach unserer Landung wurde ich wieder verhört. Ich versuchte es jetzt, mir damit zu helfen, daß ich nicht antwortete. Da wurde ich auf Befehl des mich verhörenden Offiziers von Mannschaften so lange ins Gesicht geschlagen, bis ich etwas sagte. Ich sagte dann teils Erfundenes, teils Unwahres." Erich Callies, Leipzig-Plagwitz.

Mißhandlungen sind, wie gesagt, bei den Engländern kurz nach der Gefangennahme nicht so oft vorgekommen, wie bei den Franzosen. Immerhin betone ich, daß ich auch hier nicht Einzelfälle, sondern typische Fälle erwähnt habe. Dagegen kenne ich von Demütigungen wenigstens bei der Gefangennahme nur scheinbar vereinzelte Fälle. Ich sehe daher von der Wiedergabe solcher Fälle ab.

Belgien. Bei den Belgiern ist es ähnlich wie bei den Franzosen. Aus Raummangel berichte ich nur folgenden Fall:

„Die Behandlung durch die aufsichtführenden Soldaten war ausgesucht grausam. Sobald ein Mann sich aus seiner gebückten Stellung gerade aufrichten wollte, wurde er bereits von einem Soldaten angefahren oder mit einem Kolbenschlag in die gebeugte Stellung zurückgetrieben.

Digitized by Google

Nachdem wir zurück Verwundete tragen mußten, wurden wir in Trupps von 70—100 Mann nach Houthem in Marsch gesetzt in Begleitung berittener Feldgendarmen. Nach einem endlosen Marsch von vormittags 10 Uhr bis ungefähr nachts 2 Uhr trafen wir dort ein. Wir bekamen für 70 Mann zwei große Zeltdecken, ungefähr wie zwei Wagendecken, damit mußten wir uns behelfen auf einer nassen, total aufgewühlten Wiese mit Stacheldraht umgeben. Die Behandlung war nicht gerade gut. Ein Gendarm schlug mit Gummiknüttel auf jeden ein, der nicht gerade gleich begriff, was man von ihm wollte." Hans Feurstein, Pfersee, Gollwitzerstraße 7/II.

Rumänien.

Auch die Rumänen benahmen sich äußerst roh, doch treten diese Vorfälle gegenüber den unmenschlichen Grausamkeiten in den Lagern derart zurück, daß ich mich an dieser Stelle mit der einfachen Feststellung begnügen will.

Gefängnis für gefangene Offiziere.

Eine ganz besondere Spezialität der Franzosen war, daß man gefangene Offiziere ohne jeden Grund Tage und Wochen ins Gefängnis sperrte. Ich erinnere mich noch, wie wir in dem abscheulichen Sumpfloch St. Hilaire die 12 Offiziere beneideten, die aufgerufen und mit einem Lastauto fortgebracht wurden. Nach 8 Tagen kamen sie allmählich wieder zu uns nach Vitry. Sie waren im Gefängnis gewesen, in Einzelhaft. Während der halben Stunde, die sie sich täglich im Hofe bewegen durften, versuchten deutsch uniformierte Spione ihnen Auskünfte abzulocken. Sie beschweren sich nach ihrer Rückkehr beim Lagerkommandanten mit der Frage, ob man sie für Verbrecher halte. ‚Sind Sie wie Verbrecher behandelt worden?' ‚Ja, denn nur Verbrecher sperrt man ins Gefängnis.' ‚Sie haben es im Gefängnis ja viel besser gehabt wie die hier'. Das war leider richtig, denn wir hatten es im Lager wirklich schlechter. Bis zu 200 Mann lagen wir zusammengepfercht in einer elenden Baracke, ein Teil davon ohne Stroh, auf dem nackten Boden, während sie im Gefängnis in der Einzelhaft wenigstens ihre Glieder ausstrecken konnten.

Auch dies sind nicht vereinzelte Vorfälle, sondern jeder, der im Offiziersgefangenenlager war, kennt Dutzende von Offizieren, die an den verschiedensten Stellen Frankreichs ohne Grund in Gefängnisse geworfen wurden, abgesehen davon, daß auf dem Transport bei Fahrtunterbrechungen ebenfalls die Gefängnisse als Unterkunft für die Deutschen besonders bevorzugt waren. Vielfach auch wurden die Gefangenen mit gemeinen Verbrechern zusammen transportiert und gefesselt durch die Straßen geführt. Auch dieses System hat wohl seinen letzten Urheber im französischen Kriegsministerium.

Morde und Mordversuche.

Frankreich.

Aus eigener Erfahrung kann ich hier nichts berichten. Ich habe weder einen Mord noch einen Mordversuch mit eigenen Augen gesehen. Aber die Schilderungen darüber sind derart zahlreich, viele Fälle von verschiedenen Gefangenen, die in gar keiner Verbindung zueinander stehen können, so gleichartig berichtet, daß jeder Zweifel sich verbietet. Und wer dem Deutschen nicht glaubt, der wird auf das Zeugnis des Franzosen Vaillant-Courturier in der „Populaire", Februar 1920, verwiesen:

„Ich habe Offiziere gekannt, die sich rühmten, deutsche Kriegsgefangene niedergeschossen zu haben, lediglich um ihren Revolver zu probieren. Ich habe die feindlichen Leichen, die unsere schwarzen Soldaten verstümmelt haben, gesehen. Ich weiß die Namen von Offizieren, welche deutsche Kompagnien, die gefangen und entwaffnet waren, niederschießen ließen und für diese Greueltaten befördert und ausgezeichnet worden sind.... Und habe auch gesehen, wie man Verwundete getötet hat.... Keine Art zu töten war uns fremd. Wenn wir das sagen, dann waschen wir weder die Deutschen noch die Türken, noch die Bulgaren rein, sondern wir nehmen nur unseren Anteil an der ruhmreichen Schweinerei und wir entehren uns ein bißchen weniger, indem wir es zugestehen."

Digitized by Google

Das englische Verfahren unterscheidet sich von dem französischen insofern, als diese Untaten sich in der Hauptsache im Kampfgebiet ereignen, während sich die Kette dieser Scheußlichkeiten in Frankreich durch die ganze Gefangenschaft fortsetzt.

Unzählige Fälle von Morden und Mordversuchen seitens der Franzosen an Gefangenen sind mir bekannt, von denen ich einige besonders typische hervorhebe:

Die in Oelsnitz wohnende Witwe Hessinger bekam von dem Hauptmann ihres Sohnes, der als Krankenpfleger im Felde stand, die Nachricht, daß Hessinger in französischer Gefangenschaft ermordet worden sei. Er wurde von einem französischen Offizier gedrängt, ihm zu verraten, wo der Stand des deutschen Stabes sei. Das lehnte er ab und darauf tötete ihn der Franzose durch einen Schuß in die Brust, obwohl Hessinger das Rote Kreuz trug.

„Nach einem Marsch von 3 Stunden wurde Halt gemacht und wir wurden verteilt, zwei Deutsche und ein Franzose und wieder ging es vor. Wir mußten Verwundete tragen, aber nur Franzosen, wehe, wenn wir einen Deutschen anfaßten, schon kam der Gewehrkolben geflogen und der deutsche Verwundete hatte ausgelitten." Max Fötzsch, Dresden A 7, Feldschlößchenstr. 75 ptr.

„Ich bin am 25. September 1915 mit einem anderen Mann Melder gewesen. Der von der Kompagnie verteidigte Graben war am selben Tage um 7 Uhr abends von den Franzosen genommen worden. Was von den Mannschaften noch lebte, trat auf Befehl meines Oberleutnants in Gruppen-Kolonne an, um in Gefangenschaft geführt zu werden. Meiner Schätzung nach werden es im ganzen 40 Mann gewesen sein. Die Franzosen eröffneten nun auf uns wehrlos dastehende Leute auf Kommando eines Vorgesetzten — ob es ein Offizier gewesen ist, konnte ich nicht erkennen — das Feuer. Wir liefen auseinander, und ich fiel durch Kniefchuß verletzt in ein Granatloch. Von dort aus sah ich, wie die Franzosen die am Boden liegenden Verwundeten durch Schläge mit den Gewehrkolben und Treten mit den Füßen vollends töteten. Meiner Meinung nach bin ich der einzig Überlebende." Adolf K., Düsseldorf.

„28. September 1915... Wir bildeten den Rest von 80 Mann, der infolge schwerer blutiger Verluste bis auf uns zusammengeschrumpft war.... Wir mußten abschnallen und in ein kleines Grabenstück hinuntersteigen, hierbei schoß der Gegner auf uns, so daß wir alle auf einen Haufen zu liegen kamen. Wer von uns noch Lebenszeichen von sich gab, wurde mit heftigen Kolbenschägen niedergeschlagen und niedergestochen. Ich lag unter zwei Kameraden und stellte mich so, als ob ich tot wäre. Außer mir ist nur ein einziger noch am Leben geblieben, der nach Verlauf von einer Stunde starb. Ich selber hatte einen Lungenschuß und einen Streifschuß am Kopf bekommen und blieb auf dem Felde liegen, bis ich von zwei französischen Kavalleristen aufgefunden und mitgenommen wurde." Max Emil Richter, Chemnitz.

„11. Februar 1915.... Auf dem Wege begegneten wir einem französischen Offizier, dieser zog den Revolver und schoß mehrere Kameraden nieder, darunter war auch ein guter Freund von mir Namens Johann Looch. Wiedmann und Reuter, Vizefeldwebel Kohle und wer noch dabei war, warfen sich auf den Boden, der Offizier knallte fort, bis die letzte Kugel aus seinem Revolver verknallt war. Wiedmann wurde noch an der Hand verwundet, wieviel er niedergeschossen hat, kann ich nicht genau angeben." Gustav Büchler (aus der Schweiz, Internierten-lager).

Kaum glaubhaft klingt der Bericht eines Musketiers von der 2. Kompagnie des Infanterie-Reg. Nr. 52:

„Ich geriet am 22. Mai 1916 bei Douaumont in französische Gefangenschaft. 50 Meter hinter dem feindlichen Graben stand ein französischer Offizier und erschoß sechs bis sieben Kameraden, die vollständig wehrlos, zum Teil verwundet waren. Mich selbst schoß er in den Oberschenkel. Wir mußten auf seinen Befehl hintereinander an ihm vorbeigehen; er schoß dann jeden aus nächster Entfernung mit dem Revolver. Mit einigen anderen verwundeten Kameraden, die ihm entgangen waren, blieb ich fünf Tage ohne Verband, ohne jede Nahrung, in einem Granatloch liegen, trotzdem in allernächster Nähe ein französischer Sanitätsunterstand war. Erst dann bequemten sich die französischen Sanitäter, uns aufzulesen." Julius Quade, früher 2. Komp., Inf.-Regt. Nr. 52.

„Die Franzosen drangen in die Gräben ein, töteten alle, die sie vorfanden, indem sie zunächst mit Handgranaten nach den wehrlosen Opfern warfen, dann aber die noch Lebenden mit Revolvern und später mit Bajonetten ums Leben brachten. Auf diese furchtbare Art erhielt ich, der ich schon zwei Maschinengewehrschüsse in

Digitized by Google

der Seite hatte, noch einen Hand- und Kopfschuß. Da Bewußtlosigkeit sich einstellte, hielt der Gegner mich für tot und ließ mich liegen. Erst am nächsten Tage kam ich wieder zu mir." Jakob M., Cöln-Mühlheim.

„Ich kroch mit noch zwei anderen Kameraden, die ebenfalls verwundet waren, an den Rand eines Granatloches, in welchem tote Franzosen lagen; alle drei stellten wir uns tot und mußten sehen, wie aus den nach vorn marschierenden französischen Reserven die Mannschaften schwer verwundete deutsche Soldaten — etwa 5 bis 6 — nebeneinander legten und sich eine Freude daraus machten, diese armen Menschen niederzuschießen. Unter anderem wurde der Kompagnie-Offizier durch 2 Kolbenschläge auf den Kopf getötet. Andere Franzosen beschäftigten sich damit, einigen Verwundeten die Ringfinger abzuschneiden." Johann Sch., Dortmund.

„Wir mußten uns der Übermacht der Feinde ergeben, legten zu diesem Zwecke die Waffen nieder und traten in Gruppen-Kolonne an, als ein Franzose, anscheinend ein Offizier, denn er trug Schirmmütze (Käppi) und Wickelgamaschen, auf die Kolonne zukam und zweimal mit seinem Revolver in dieselbe hineinschoß. Ich sah, wie zwei Kameraden getroffen wurden und umfielen." Ernst Rühl, am 25. September 1915 (Protokoll).

„Als die Franzosen den Graben im Sturm nahmen, wurde ich vierfach verwundet und lag mit anderen Verwundeten auf der Sohle des Grabens .... Nach einiger Zeit erschienen von rechts und links Franzosen, die rücksichtslos jeden Verwundeten, teils durch Kolbenstöße, teils durch Bajonettstiche töteten. Meine um mich liegenden Kameraden wurden durch Bajonettstiche in den Kopf der Reihe nach niedergemetzelt. Ich stellte mich tot und entging so der Ermordung." Karl Alfred Mehlhorn.

„Es kam dann ein französischer Sergeant, fragte uns, welcher Nation wir wären. Als er den ersten frug und dieser ihm die Antwort gab ‚Bayer', schoß er ihn, auf einen Schritt Entfernung mit dem Revolver in den Kopf, jener war sofort tot. Das gleiche machte er mit den sämtlichen. Ich war zum Glücke der Letzte und bis er zu mir kam und mich frug, kam ein Franzose auf mich zugesprungen, riß mich weg und sagte: ‚Kamerad folg mir'. Dieser war mein Retter, die anderen 11 Kameraden lagen alle tot nacheinander in dem Graben." Josef Böhm, Fürth.

Ergänzt und bestätigt werden die deutschen Aussagen auch durch französische Berichte und Briefe von französischen Soldaten und Offizieren. Ich selbst las den Brief eines gefallenen französischen Kapitäns an seine Braut, in welchem er schreibt, in 10 Tagen werde er in Mainz sein. Er habe gehört, daß es in Mainz sehr schöne Schmucksachen gäbe; davon werde er ihr eine Menge schicken. „Bezahlen werde ich mit Revolverschüssen". Das folgende stammt ebenfalls aus französischer Quelle:

„In Loos hat ein 17jähriges Mädchen 6 Boches erledigt und dafür das Croix de guerre und den Ehrentitel Jeanne d'Arc de Loos bekommen. ‚Der Präsident ist selbst hingefahren und hat sie beglückwünscht — ce vieux satyr!' — erzählt einer mit bezeichnendem Schmunzeln. ‚Wie das?' frage ich, ‚war sie denn in vorderster Linie?' ‚Nein, nein, sie war soeur de croix rouge und die Boches waren Prisonniers!'" (Walther, Zweimal Kriegsgefangen.)

Dieses „Mädchen von Loos" hat die französische Presse wochenlang beschäftigt und deutlich war zwischen den Zeilen herauszulesen, daß die Erzählung des Franzosen, wie sie Walther wiedergibt, auf Wahrheit beruht. Ich lasse nun noch einige Berichte, darunter 2 französische Originalbriefe folgen, die sich mit den Kriegsgewohnheiten der farbigen Franzosen beschäftigen und einer Erklärung wohl nicht mehr bedürfen:

„In der Nacht vom 6. auf den 7. September 1914 gegen 1 Uhr morgens fingen mehrere von meinen Kameraden ungefähr 6 oder 7 Turkos. Wir fanden in den Taschen von einem derselben 6 abgeschnittene Finger mit Ringen. Ein anderer hatte in seinem Rucksack einen menschlichen Kopf. Er ließ sich alles ruhig fortnehmen, widersetzte sich aber, als man ihm diesen Kopf nehmen wollte. Diese Turkos tragen teilweise englische Touristen-Rucksäcke. Ich habe das alles mit meinen eigenen Augen gesehen, und die Sache hat sich dicht hinter St. Quentin zugetragen." Ernst Baldeweg, Magdeburg, I Nord, Ref. Inf. Regt. 35.

Auszug eines Briefes, den ein inzwischen verstorbener französischer Soldat an seine Mutter schrieb. (Faksimile liegt vor):

Digitized by Google

„Die afrikanischen Truppen sind ausgezeichnet, aber barbarisch. Ein Turko hatte neulich den Kopf eines Deutschen in seinem Sack. Ein anderer hatte eine Kette aus Ohren um den Hals." J. Bignon an Madame Bignon, Mayenne. („Aus „La violation" usw.)

„Eines der bestialischsten Verbrechen ist das von Orchies. Die französischen Einwohner, die ich persönlich dort sprach, haben es nicht bestritten, es jedoch den farbigen Zuaven zugeschrieben. Dort wurden 21 Leichen deutscher Soldaten gefunden, die größtenteils grauenhaft verstümmelt waren. Sie zeigten fast sämtlich Wunden, die nicht von militärischen Waffen herrührten. Einige waren blaurot und gebunsen im Gesicht. Sägemehl war ihnen tief in die Augenhöhlen, in Mund und Nase gestopft. Bei anderen waren Ohren, Nasen und Ringfinger abgeschnitten, das Schädeldach mit Haken eingeschlagen." (S. 420, Stülpnagel.)

Auszug aus dem Tagebuch eines Hauptmanns vom 321. franz. Ref.-Inf.-Regt., der in den Kämpfen vor Paris fiel. (Faksimile liegt vor):

„Einige Marokkaner ziehen noch vorbei. Einer hat scheinbar in seinem Sack 16 Ohren von Deutschen; ein anderer ist an der Hand verwundet, und Jedem, der ihn fragt, wer ihm diese Verwundung beigebracht habe, antwortet er: ‚Dieser hier', und zieht aus seinem Sack einen abgeschnittenen Kopf. Man hat Mühe, ihm denselben fortzunehmen." (Aus „La violation" usw.)

Schließlich haben, wie ja schon aus Vaillant-Courturier hervorgeht, in vielen Fällen die Truppen nur getan, was ihnen ihre Vorgesetzten befahlen oder wozu sie das Beispiel gaben.

„Über das Mordhandwerk der ‚Nettoyeurs' gibt ein bei einem französischen Offizier gefundener Befehl der 151. Division vom 25. 9. 15 nicht mißzuverstehende Anweisungen. Die ‚Nettoyeurs' dürfen nicht vergessen, daß zu wiederholten Malen deutsche Soldaten, nachdem sie die Hände hochgehoben und ‚Kameraden' gerufen hatten, uns nachher in den Rücken geschossen haben (?) Die 2. Welle wird die 1. Linie überschreiten, nachdem sie dort 2 Sektionen ‚Nettoyeurs' läßt, die dort ihrer Arbeit tatkräftig nachgehen." (Stülpnagel, S. 422)

An der ganzen Front hat man diese Mordtruppe bei ihrer Tätigkeit festgestellt.

Keiner von denen, die während des Krieges die französische Presse verfolgt haben und schaudernd den unsäglichen Schmutz, in dem sie sich Tag für Tag wälzte, lasen, wird sich wundern, daß das, was hier gepredigt, dort ausgeführt wurde. Ich gebe einstweilen nur eine Stichprobe: Im „Matin", einer der meistgelesenen Zeitungen Frankreichs, erschien ein Kriegsroman, in welchem erzählt wird, wie drei deutsche, verwundet gefangene, Offiziere auf Befehl eines französischen Offiziers an heiße Herdplatten gebunden und bei lebendigem Leibe gebraten werden. In demselben Roman wird eine deutsche Frau von französischen Soldaten mit Bajonetten gekreuzigt. Mit wilder Gier wird die Qual dieser Frau, die „wie ein Schmetterling an der Wand hängt", geschildert.

In der Kriegszeitung des 75. franz. J. R. „La voix du 75" Nr. 3 vom 31. III. 15 war nachstehendes Gedicht zu lesen:

Die Stunde der Züchtigung.

Deutsche, wir werden eure Töchter besitzen,
Wenn unsere Soldaten, trunken von Ruhm,
Euren zitternden Kriegsknechten nachjagen;
Wenn die Siegesfanfaren
Die Stunde der Züchtigung ankündigen.

Deutsche, wir werden eure Töchter besitzen!
Und ihre Flachsmähnen
Werden nicht schleppen in dem Blut;
Sie werden sich damit das Gesicht verhüllen —
Wenn sie für euch schlägt, die Stunde der Züchtigung.

Deutsche, wir werden eure Töchter besitzen!
Denn wir müssen die Mütter rächen,

Digitized by Google

Deren Kinder ihr gemordet habt.
Unsere Liebkosungen werden schmerzhaft sein —
Wenn sie für euch schlägt, die Stunde der Züchtigung.

Deutsche, wir werden eure Töchter besitzen!
Sie werden das Gedenken bewahren
An unsere Umarmungen und unsere Lieder;
Wie Eva nackt, werden sie unsere Lust stillen —
Wenn sie für euch schlägt, die Stunde der Züchtigung.

Deutsche, wir werden eure Töchter besitzen!
Wir werden die Unschuldigen auswählen,
Und wie in euren Lagern
Werden sie halbnackt uns erfreuen.
Wenn sie für euch schlägt, die Stunde der Züchtigung.

Deutsche, wir werden eure Töchter besitzen!
Denn wir sind voll Durst nach Rache!
Ruhm dem alten Gott der Franken:
Er wird die Jungens von Frankreich segnen —
Wenn sie für euch schlägt, die Stunde der Züchtigung.

Baldric.

Aber nicht nur die Presse, sondern alle Faktoren des öffentlichen und privaten Lebens haben miteinander gearbeitet, um den Haß in seiner widerlichsten Form aufzupeitschen und wachzuhalten. Bereits vor dem Kriege wird der Deutsche, wie die aufgefundenen Schulbücher beweisen, dem heranwachsenden Kinde abstoßend, verächtlich und lächerlich gemacht. (Man vgl. damit, was Picton über die deutschen Schulbücher sagt.) Gelehrte und schöne Literatur überbieten sich in unfaßbaren Gemeinheiten. Von dieser Psychose blieben nur ganz wenige frei. Einer dieser Wenigen ist der ehemalige Frontkämpfer Henri Barbusse, der den Mut hat, seinen Landsleuten einen Spiegel vorzuhalten.

In „Le Feu" (Das Feuer) erzählt er: ... „Kaum ist aber der Deutsche vorbei, da stürzen die 4 Köche wie auf eine Verabredung hinaus, stolpern übereinander, laufen wie verrückt und werfen sich auf den Deutschen. — ‚Kamerad, meine Herren!' sagt dieser... Aber schon sah man die Klinge eines Messers blitzen und verschwinden. Der Mann fällt zusammen, als ob er in den Erdboden versinken wollte. Papin erwischt ihn am Helm, der ihm in den Händen zurückbleibt, während der Leichnam zu Boden sinkt. — ‚Jetzt los!' knurrte Poupardin, ‚sucht ihn erst aus!' Man richtet ihn auf, wendet und hebt diesen kraftlosen, lauen und feuchten Leichnam. Plötzlich hustet er. — Er ist nicht tot. — Doch ist er tot. Es war nur der Wind. — Man kehrt ihm die Taschen um und hört dabei den hastigen Atem der 4 Leute, die sich ihrer Verrichtung hingeben. — ‚Der Helm gehört mir', sagt Pepin. ‚Ich hab' ihn erstochen.' ‚Ich will den Helm'. Man nimmt dem Leichnam noch die Brieftasche ab, die Papiere drin sind noch warm, und den Feldstecher, den Geldbeutel und die Gamaschen".

Vor dem Kriege schienen in Frankreich manche Autoren von Rang vor der Tatsache Respekt zu haben, daß Deutschland mit seiner Kultur auch zu „Europa" gehört. Joseph Péladan war unter ihnen. Er war klug genug, das Genie Richard Wagners anzuerkennen. Im Krieg hat auch er den Verstand verloren und ist auf die Gasse herabgestiegen. In seinem 1916 erschienenen Buche „La Guerre des Idées" (Der Krieg der Ideale. Paris, Ernest Flammarion Ed.) liest man u. a.:

„Die Horden Wilhelms vom anderen Ufer des Rheins zu verdrängen, das wird die Zivilisation nicht retten. Diese Horden werden eines Tages wiederkommen. Wir müssen sie erwarten und sie fürchten. Man muß also die arische Erde von diesen Barbaren reinigen, nicht nur auf eine Spanne Zeit, sondern für die Ewigkeit. Sie sind zu zahlreich, als daß man sie vernichten könnte, und

Digitized by Google

der Arier trägt immer Abscheu vor Metzeleien. Man wird sie entwaffnen, wie man Übeltäter entwaffnet, oder genauer, man wird sie ruinieren. England, so erleuchtet in seinen Absichten, hat die gebieterische Notwendigkeit begriffen, diese habgierige und brutale Macht an den Bettelstab zu bringen. Der Friede der Welt fordert diesen Preis". — (S. 99.) ... „Verbannen wir die Sprache dieser Mörder von unserm Herd, von unsern Theatern, ich wünschte, daß ein Gesetz für immer verböte, sie öffentlich zu gebrauchen. Man darf die schwere, rauhe, schreckliche Sprache Attilas (!) nicht mehr sprechen, man darf sie nicht mehr hören im Lande Genovevas — (Seite 108). Eure Kultur ist noch hassenswerter als eure Armee, und wenn ihr von eurer Ehre redet, vergeßt ihr, daß ihr Deutsche seid und daß dieser Name fortan für die schlimmsten Sterblichen die schlimmste Beleidigung sein wird" — (Seite 113). „Habt ihr in den Brotbeuteln unserer Gefangenen Frauenbrüste und Kinderhände gefunden? Man müßte lateinisch reden, um eure scheußlichen und eines Nero würdigen Einfälle zu bezeichnen. Mögen euer Kaiser und eure Buben von Offizieren so empörend sein wie die schlimmsten römischen Kaiser; aber durch eure unnennbare Kultur habt ihr aus euren Soldaten solche Henkersknechte und Marquis de Sade machen können? — (Seite 349). Französische Schriftsteller, ich habe es nicht nötig, mich zu rechtfertigen, daß ich die deutschen Philosophen angreife und verachte, denn ich habe sie als Humanist, als reiner Intellektueller, immer angegriffen und verachtet." — — (S. 111.)

So Joseph Péladan. Er ist inzwischen gestorben. Aber die Gesinnung, die aus seinen oben zitierten Wahnsinnsausbrüchen redet, lebt fort. Im übrigen ergibt sich aus dem vorher Gesagten, in den Brotbeuteln welcher Armee man abgeschnittene Ohren und Köpfe fand.

Damit vergleiche man, wie sich die „Süddeutschen Monatshefte" (Januar 1915), die doch — nicht wahr, lieber deutscher Leser? — „alldeutsch, militaristisch, chauvinistisch, nationalistisch" usw. sind, über das Verhalten gegenüber dem Feinde aussprechen:

„Achtung den feindlichen Soldaten! Nichts außer unsrer eignen Kraft stärkt unsre Zuversicht in diesem Kriege mehr als das Aufgebot von Lüge und Verleumdung, das unsre Feinde gegen uns ins Feld führen. Mit Stolz sehen wir die schmutzige Schlammflut Tag für Tag rund um uns aufschäumen. Keiner unsrer Soldaten im Feld, keiner unsrer Verwundeten wird von seinen Gegnern draußen in dem Ton reden, wie mancher Schreibergesell zu Haus vorm Tintenfaß ihn anschlägt, der das Konkurrenzgekeif seiner verflossenen Literatenklüngel jetzt auf die Weltgeschichte anwenden will.

Fragt einmal einen, der heimkommt, wo ihr ihm begegnet! Mit Ingrimm wird er vielleicht vom Feind reden, mit dem er sich im ehrlichen Kampf gemessen, mit stolzer Überlegenheit, aber immer mit Achtung.

Mit Achtung von den französischen und belgischen Soldaten, die, ihrer Fahne treu, das eigene Land mit ihrem Blut düngen. Mit Achtung von den englischen und russischen, die den Ruf ihrer alten Waffentüchtigkeit nirgends verleugnen. Und mit Achtung auch von den serbischen, die nun in drei Jahren den dritten mörderischen Feldzug führen — die haben wahrscheinlich nicht mehr viel Leute zu Haus, die ihre Kampflust nur mit Feder und Druckerschwärze austoben lassen....

Unsere Verachtung den feindlichen Schmierern, die ‚Deutschlands Ruf in aller Welt verpesten'. Aber wir wollen nicht aus deutschem Mund widerliche Schmähreden gegen kämpfende Truppen hören, die im Kampf nur ihre soldatische Pflicht erfüllen. Der Grund des Krieges geht den Soldaten als solchen nichts an, und er ist nicht dafür verantwortlich. Es sind Männer, die auf allen Seiten gegen einander stehen, und was sie verspritzen, ist nicht rote Tinte, sondern ihr eigenes Blut."

England. An diesen Verbrechen ist England in erheblichem Maße beteiligt. Unzählige Morde und Mordversuche an wehrlosen deutschen Gefangenen fallen den englischen Truppen zur Last. Ihnen und ihren Hilfsvölkern, Canadiern, Australiern, Neuseeländern, Indern usw. Erschwerend dabei wirkt noch, daß vielfach Verwundungen und Tötungen Deutscher lediglich darum erfolgt sind, weil sich der Gefangene der Beraubung widersetzte. Es handelt sich dabei also um glatte Raubmorde. Auch für die wilde Grausamkeit seiner indischen Truppen

Digitized by Google

ist England verantwortlich, weil ihm ja deren Kampfesmethoden bekannt sein mußten. Da diese wilden Völker trotzdem verwendet wurden, so muß die englische Regierung die Absicht gehabt haben, den Krieg gegen die Deutschen mit der Erbarmungslosigkeit zu führen, welche indische Bergvölker gegen ihre Feinde anzuwenden pflegen. Vor mir liegt die Reproduktion des Originaltextes eines belgischen Soldatenbriefes, der bei diesem Mann gefunden wurde. Ich gebe die hauptsächlichste Stelle hier wieder (Faksimile liegt vor):

Aus „La violation du droit des gens de la part de l'Angleterre et de la France par l'emploi des troupes de couleur sur le théatre de la guerre en Europe." (Die Verletzung des Völkerrechts durch England und Frankreich durch die Anwendung von farbigen Truppen auf dem europäischen Kriegsschauplatz.)

... „Nach einem Rückzugsgefecht wurde ich mit 3 Leuten meiner Kompagnie in ein Lager versprengt, wo sich indische Truppen befanden. Da man uns dort für Bayern hielt, so haben wir es nur ihrem Kommandeur zu verdanken, daß wir nicht ermordet wurden. Es sind wahrhafte Wilde, Männer mit sehr barbarischen Gewohnheiten. Ich habe mit meinen eigenen Augen ermordete deutsche Soldaten gesehen. Diese Kerle schneiden ihren Gefangenen die Köpfe ab, mir nichts dir nichts. Sie sind alle mit großen Messern und Dolchen bewaffnet. Einige haben auch große Hämmer, um ihren Gefangenen den Schädel einzuschlagen. Es ist ein schrecklicher Anblick. Ich glaube, daß derartiges nicht einmal in den Greueln des Balkankrieges vorgekommen ist. Es ist wahr, daß die Deutschen unsere Feinde sind, aber man sollte doch in Europa mehr Menschlichkeit zeigen."

Auszug aus dem Tagebuch, welches am 23. April 1915 nordöstlich von Liévin bei einem toten Franzosen vom 285. Ref.-Inf.-Regt. gefunden wurde. (Faksimile liegt vor):

„Dienstag den 10....

„Da wir diesen Vormittag in dritter Linie, oder besser gesagt in Ruhe, verbrachten, habe ich die Quartierarbeiten mit meinen Kameraden erledigt. Ich habe beinahe den ganzen Tag gebraucht, um einen Anblick zu verarbeiten, den uns ein Hindu zu Pferde bot. Er hatte in seinem Sack schmutzige Ohren von Deutschen und machte sich ein Vergnügen daraus, diese den Franzosen zu zeigen. Er war dabei glücklich wie ein Gott. Mittwoch d. 11." (Aus „La violation" usw.)

Unter dem 17. Mai 1915 bekundet der deutsche Soldat P. K. aus Hamborn, unter Eid, daß er am 2. November 1914, selbst verwundet, sah, wie zwei Hindus einem verwundeten Deutschen die Augen ausstachen; nur, indem er sich tot stellte, entging er dem gleichen Schicksal. Diese Bestien in Menschengestalt wurden von dem edlen England ausersehen, um die von den deutschen Barbaren bedrohte Zivilisation auf ihre Weise zu retten. Aber auch die weißen Engländer haben Schandtaten begangen, die nicht auf das Schuldkonto einzelner verworfener Menschen gesetzt werden können, sondern auf höhere Weisung begangen worden sind. Bei Macmillan in London hat der Engländer Stephan (als Gemeiner bei der Garde). Aus den Instruktionsstunden der englischen Garde Graham ein Buch erscheinen lassen mit dem Titel „A Private in the Guards" berichtet der Verfasser:

„Der zweite Bajonettmann bringt die Verwundeten um. Man darf sich nicht mit Verwundeten belasten, die einem zwischen den Beinen herumliegen. Seid nicht weichlich. Die Armee liefert euch ein gutes Paar Stiefel, ihr wißt, welchen Gebrauch ihr davon zu machen habt... Dann kommen die Deutschen aus dem Maschinengewehrnest heraus, ihre Hände hochhaltend und der Mann an unserem Maschinengewehr vergißt den Finger vom Abzugdrücker zu nehmen" (Seite 219).

Hören wir weiter, was der Engländer uns von seinen Landsleuten zu sagen hat:

„Die Lust Gefangene zu machen war nicht sehr groß bei den Mannschaften. Ein guter Soldat machte keine Gefangenen. Hatten sie Gefangene abzuführen, so konnten sie sich immer damit ausreden, wenn sie sie umgebracht hatten, sie wären entflohen... Hauptmann C., welcher zu Festubert 2 gefangene

Digitized by Google

deutsche Offiziere niederschoß, mit denen er in Wortwechsel geraten war, galt stets für einen Held, und wenn ein Mann diese Geschichte erzählte, so sagte der begeisterte Zuhörer ‚Solche Kerle brauchen wir' (Seite 157). In dieser Kneipe pflegten sich die ‚unsterblichen Achtzig' zu versammeln und hier gelobten sie, niemals Gefangene zu machen (Seite 157)... ‚Steigt nicht zu tief in die Schlupfwinkel hinein, um Feinde oder Beute zu suchen, wenn ihr glaubt, daß noch Boches darin sind. Werft ein paar Gasbomben hinein, um sie zur Ruhe zu bringen' (Seite 219)... Daß die treibende Kraft der Armee Mut und freiwilliger Opfermut sei, war das erste Ideal, welches zu Nichts zerfloß, das zweite war das der Ritterlichkeit. Es scheint, daß in früheren Kriegen man dem Feind menschliche Würde zugebilligt hat. War er auch ein Feind, er war doch ein Mitgeschöpf und durch den Heiland erlöst, so gut wie wir, aber die Ansicht der Armee über die Deutschen war, daß sie Ungeziefer seien, wie eine Rattenplage, das ausgemerzt werden müsse."

„Ein altgedienter Sergeant tritt zu seinem Offizier, der übrigens ein Dichter ist und reizende lyrische Gedichte geschrieben hat... ‚Darf ich die Gefangenen erschießen, Sir?' Der Dichter sagt: ‚Nur zu'. Er macht die Deutschen einen nach dem andern kalt, einige unserer Leute sagen ‚bravo'."

Noch einen zweiten Engländer lassen wir sprechen:

Aus „Now it can be told" (Jetzt darf man es sagen) von Philipp Gibbs (New-York and London, Harper & Brothers):

„Col. Ronald Campbell war ein großer Lehrer für Bajonett-Übungen. Er machte das Blut der Jungens gerinnen durch seine Beredsamkeit über die Methoden des Angriffs, um die Leber, Augen und Nieren der Feinde zu durchstoßen. Er sprach, daß ihnen die Augen aus ihren Köpfen quollen, feuerte sie mit Blutgier an, riß den Haß in ihnen gegen Deutschland auf, — alles mit einer ernsten, überzeugenden Stimme und mit einem Ton von innerlicher Kraft und Leidenschaft. Er erzählte spassige Geschichten — eine, berühmt in der Armee, genannt ‚Wo ist 'Arry?'

Es war die Geschichte eines Angriffs auf deutsche Gräben, in welchen eine Menge Deutsche in einem Trichter gefangen waren. Einem Sergeanten wurde befohlen, seine Leute aufzureizen; während des Tötens wendete er sich um und frug: ‚Wo ist 'Arry?'... ‚'Arry (Harry) ist noch nicht gekommen.'

'Arry war ein schüchterner Bursche, der vor der Schlächterarbeit zurückschreckte, aber er wurde gerufen und mußte seinen Mann töten. Und danach war 'Arry wie ein menschenfressender Tiger in seinem Durst nach Menschenblut.

Er benützte auch ein anderes Bild in seinen Bajonettstunden. ‚Ihr könntet einem Deutschen begegnen, der sagte, ‚Mitleid! Ich habe 10 Kinder!'... Tötet ihn, er könnte noch zehn bekommen!'" (S. 111.)

Haben diese Engländer übertrieben? Vor mir liegt eine lange Liste von Beweisen, die alle Einzelheiten, Namen, Ort und Regiment enthält, und wobei sich die englischen Soldaten ausdrücklich auf die erwähnte Instruktion beziehen.

„Bei Messines von Kanadiern unter Bedrohung mit dem Bajonett vollständig ausgeplündert, trotz des Neutralitätsabzeichens. Ich beklage mich beim englischen Offizier über seine Behandlung und erhalte die Antwort, ich solle froh sein, lebend in die Gefangenschaft geraten zu sein. Es sei Befehl, keine Gefangenen zu machen, sondern alle Deutschen zu töten. Die Zahl der Gefangenen sei jedoch zu groß, um diesen Befehl durchführen zu können." Sanitätssergeant Eller, Bayer. J. R. 17.

Eine weitere Bestätigung bildet die eidliche Aussage des englischen Kriegsgefangenen Jack Bryan, 2. schott. Reg.

„Der Befehl: ‚Es dürfen keine Gefangenen gemacht werden' wird in der angetretenen Kompagnie von Mann zu Mann weitergesagt."

Ich beantrage bei dem Right Honourable Lloyd George, die für diesen dem Recht, den Kriegsgesetzen und den Forderungen der Menschlichkeit hohnsprechenden Befehl verantwortlichen Urheber als Kriegsverbrecher in den Anklagezustand zu versetzen. Wie der Befehl ausgeführt wurde, hören wir aus der eidlichen Aussage des Unteroffiziers Feilgenhauer, 23. 1. 18 vor d. Gericht d. Übungsreg. Off. Asp. Ausbildgs. Lehrgg.:

„Bei Zonnebecke werden am 25. 10. 1914 150 Mann des R. J. 240 hinter

Digitized by Google

dem Graben bis auf 36 Mann abgeschlachtet, in Anwesenheit des englischen Majors, der den Zeugen persönlich gefangen nimmt."

Leutnant Voß, 14. I. 18 Militärgericht Darmstadt, sagt eidlich aus, daß er gesehen hat, daß fünf Inder einen ermordeten deutschen Gefangenen auf ihren Bajonetten umhertrugen, ferner, daß der englische Offizier ein Blutbad unter den deutschen Gefangenen verhindert durch den Befehl „Nur der Offizier", worauf der Zeuge einen Bajonettstich durch die Brust erhält.

„Am 1. 10. 16 erschießt ein neuseeländischer Offizier einen Telefonisten, der ihm bereits seine Waffe übergeben hatte." Eidliche Aussage des Leutnants W. 19. 7. 18 Landau.

„Am 13. 6. 16 bei Ypern. Schwer verwundet gefangen, werde ich durch plötzlich hinzutretende Kanadier auf 3 Schritt Entfernung in die Brust geschossen." Eidl. Aussage Leutn. Albers, Stuttgart.

„Am 23. 7. 16 bei Pozières. Vier Gefangene J. R. 27 werden von Engländern erschossen und nachher mit Bajonett durchstoßen." Eidl. Aussage Richter, Magdeburg.

„Am 18. 11. 16 bei Miraumont. Kanadischer Offizier ermordet ohne Grund den gefangenen Musketier Mahl und den Leutnant Kübler R. J. R. 120." Eidl. Aussage Vizefeldw. Walter, Stuttgart.

„Am 7. 5. 17, bei Ablancourt. Ca. 30 Mann vom 4. R. J. R. 98, die sich, in Stollen abgeschnitten, englischen Sergeanten ergeben hatten, werden beim Abtransport getötet." Eidl. Aussj. Uffz. Drewenick, Posen.

„Am 16. 8. 17 bei Langemark. Von Engländern unverwundet gefangen genommen, erhielt ich von einem Begleitmann einen Gewehrschuß durch den Oberschenkel, beim Zusammenbrechen durch englischen Offizier Pistolenschuß in die linke Schulter und einen zweiten Schuß gegen den Stahlhelm." Eidl. Aussage des Leutn. d. R. Rohde, Döberitz.

„Am 20. 9. 17 bei St. Julien. 40—50 Mann R. J. R. 77 werden gefangen. Zeuge und etwa 8 Mann werden in ein Betonhaus bei 2. englischer Linie geschickt; in diesem wird die Mehrzahl durch Revolverschüsse und Handgranaten ermordet, die Überlebenden verwundet." Eidl. Aussage Musk. Oberbeck, Hannover.

„Am 26. 9. 17 bei Ypern. Planmäßige Tötung von Verwundeten durch Trupps von 3—5 Mann nach Beendigung des Kampfes und nachdem schon 3—4 Linien der angreifenden englischen Truppen das Kampffeld überschritten hatten." Eidl. Aussj. Musk. Stöcken, Hannover.

„Am 21. 3. 18 bei St. Emilie. Vor englischem Tankangriff waren Teile der 1. M. G. K. J. R. 85 ausgewichen und konnten den durch Lungenstreifschuß verwundeten Schützen Müller nicht mitnehmen. Beim Gegenangriff wird der Schütze Müller mit zertrümmertem Schädel und von 3 Bajonettstichen durchbohrt wieder vorgefunden. Für die Tat kann nur die Tankbesatzung in Betracht kommen." Eidl. Aussj. des Vizefeldw. Roosch und Schütze Damm. 27. 4. 18. Ger. J. K. 85 i. F.

„Am 2. 11. 18 kam ich in Gefangenschaft. Sofort wurden uns gewaltsam die Uhren und alles weggerissen. Einem Kameraden, dem der Ehering nicht gut vom Finger ging, wurde er abgeschossen. Wir waren schon 500 Meter in Feindes Stellung zurück, so wurde von drei Engländern, trotz Händehochheben, ein Mann erschossen und zwei verwundet." Friedrich Weisbuch, Ettenheimmünster, Baden.

„Wichert Otto, Infanterie-Regiment 41, 3. Komp., wurde beim Angriff 3. Mai 1917 vom Feinde mittels Rasiermesser die Kehle durchschnitten. Der Tod trat sofort ein." Unteroffizier Josef Bettermann, Infanterie-Regiment 41, 3. Komp.

„Ich habe folgende Beobachtung gemacht: Einige Leute der Kompagnie sprangen aus dem Graben und wurden teilweise verwundet, teils kamen sie nach hinten. Der Rest der Leute, sämtliche durch Granatfeuer verwundet, blieb im Graben. Ein englischer Offizier und ein Soldat schossen mit Revolver und Gewehr von hinten in den Graben hinein, obgleich die Verwundeten sich nicht wehrten." Leutnant Jakobsen, Reserve-Infanterie-Regiment 84, 9. Komp. am 4. Okt. 1918.

Aber selbst eine englische Zeitung bestätigt diese Mordtaten:

Juni 1915. In den „Times" finden sich in einem Artikel „Eine Tour durch die Schützengräben" folgende Sätze: „Gestern nahm einer unserer braven Soldaten einen Deutschen gefangen und stieß ihm das Bajonett durch den Leib mit den Worten: ‚Das ist für die Lusitania'. Dann, nach einer kurzen Pause durchbohrte er ihn zum zweitenmal: ‚Und das ist für mich selbst'. Da ist keine Liebe

Digitized by Google

mehr geblieben zwischen uns und dem Feind. — Nicht lange vorher kam ein Deutscher auf uns zu mit dem Ausruf: ‚Ich bin ein Christ'. Die Antwort war: ‚Bist du wirklich ein Christ. Gut dann hast du die Beförderung zum Engel'. Eine Kugel beendete das Leben eines deutschen Schurken."

1. 7. 16 Fricourt. Englische Truppen: Deutsche Gefangene, die dem Abtransport nicht folgen konnten, wurden kurzerhand erschossen. (Stülpnagel, S. 419.)

Belgien. Hinsichtlich dieses Punktes sind mir nur Einzelfälle bekannt, aus denen sich nicht ersehen läßt, inwieweit die Belgier dieser Verbrechen schuldig sind.

Rumänien. Aus dem vorigen Kapitel ist schon ersichtlich, warum ich von Rumänien derartige Berichte nicht besitze. Die Rumänen hielten darauf, daß kein Zeuge ihrer Schandtaten übrig blieb, der sie hätte erzählen können.

Transport und Zivilbevölkerung.

Frankreich. Auch hier sind schwere Mißstände vorgekommen. Man hat den Gefangenen ohne jede Verköstigung anstrengende Märsche zugemutet und übermüdete Kranke und Verwundete mitleidslos unter schweren Mißhandlungen weiter getrieben, manchmal auch ermordet, wenn sie nicht mehr weiter konnten. Beim Eisenbahntransport hat man die Menschen zusammengepfercht, ohne Verpflegung in Viehwagen gepackt, sie tagelang fast ohne Licht und Luft eingesperrt gehalten und ihnen nicht einmal zum Verrichten ihrer leiblichen Bedürfnisse das Verlassen der Wagen erlaubt. Wenn dann die Wagen naturgemäß mit körperlichen Ausscheidungen beschmutzt waren, so wurden die Leute gröblich beschimpft. Als ich im November 1918 von Arcis s. A. 2 Tage lang quer durch Frankreich transportiert wurde, gelang es mir nur durch große Hartnäckigkeit, den transportführenden französischen Leutnant nach etwa achtstündiger Fahrt zu bewegen, daß er die Leute in kleinen Truppen austreten ließ. Später wurden wir acht Offiziere zusammen mit betrunkenen französischen Soldaten befördert, die uns höhnten, beschimpften und mit Fäusten und Waffen bedrohten. Auf dem Bahnhof Orleans wurden wir 24 Stunden in ein schmutziges Gelaß gesperrt, in welchem als einzige Sitzgelegenheit eine schmale Bank ohne Lehne war, worauf zur Not drei Menschen sitzen konnten. Obwohl wir noch nicht völlig genesen aus dem Lazarett kamen, wurde uns zunächst Verpflegung selbst gegen Bezahlung verweigert und erst auf energisches Drängen gegen Wucherpreise verabfolgt.

Wie sich die Zivilbevölkerung Frankreichs fast durchweg gegen wehrlose Gefangene benommen hat, wird ewig ein Schandfleck des französischen Volkes bleiben. Die entsetzliche Roheit und Verwilderung, die sich hier zeigte, ist so ungeheuer, daß ich, ehe ich sie selbst kennen lernte, deren Schilderung für maßlose Übertreibungen hielt. Was in unserer Jugend Abscheuliches über die Ureinwohner Amerikas und Afrikas erzählt wurde, nimmt sich gegenüber der französischen Wirklichkeit aus, wie eine blasse Zeichnung, gegenüber den Pinselstrichen eines Höllenbreughel. Die Gefangenen werden angepöbelt, Frauen drehen ihnen den Rücken zu und heben die Röcke hoch, der Pöbel bewirft die Wehrlosen mit Steinen und Kot, prügelt sie, mißhandelt selbst die Verwundeten, verlangt mit wildem Schreien die Ermordung der Gefangenen, vor welcher diese häufig nur durch die Wachmannschaften geschützt werden. Die Bilder aus der französischen Revolution tauchen wieder auf, wo der rasende Pariser Pöbel nach der Erstürmung der Bastille die Invalidenbesatzung mordete, obwohl ihr freier Abzug zugesichert war. Meistens haben die französischen Begleitmannschaften den Scheußlichkeiten ruhig zugesehen, wenn nicht gar dazu aufgestachelt. Und ich wage zu behaupten, daß es kaum einen deutschen Kriegsgefangenen gibt, der diesen Pöbel in seiner abstoßenden Unmenschlichkeit nicht kennen gelernt hätte. Ich kann sicher sein, wenn ich aus den vielen Tausenden von Berichten ganz wahllos Einige herausgreife, diese Behauptungen in jedem Falle bestätigt zu finden!

Digitized by Google

„Während der Fahrt wurden wir in den Eisenbahnwagen von Zivil mit großen Steinen beworfen... Wenn wir zur Arbeit marschierten, wurden wir von Zivil angespieen. Da kümmerte sich der Offizier nicht darum, sondern er sagte noch dazu: ‚Die Schweine müssen so behandelt werden'." Hubert Reiter, Leutstetten, Oberbayern.

„Als wir als Verwundete (Frühjahr 1915 am Bahnhof von Lyon) umsteigen mußten, stürzte sich die Bevölkerung wie rasend über uns, prügelte uns, riß uns die Achselklappen, ja fast die ganze Uniform vom Leibe, ja auch den Schwerverwundeten, die sich kaum auf der Tragbahre rühren konnten, erging es nicht anders. Und dabei hatten wir mehr Posten bei uns, als wir Gefangene waren." Karl Steinle, Landshut.

„Unser Weitertransport hinter die Front wurde ein Marterweg. Wenn wir durch Ortschaften kamen, wurden wir durch die Zivilbevölkerung mißhandelt, mit Steinen und Unflat beworfen und mit Stöcken geschlagen... Am 28. August wurde im Eilmarsch aufgebrochen und zwar unter Gendarmeriebedeckung. Voran an der Spitze des Zuges und hinten am Schluß trabte berittene Gendarmerie, in der Mitte keuchten die Gefangenen vorwärts. Die Berittenen der Nachhut drängten so stark voran in die letzten Reihen der Gefangenen, daß diesen die Köpfe der Pferde immer auf den Rücken stießen und die Hufe ihnen auf die Waden trafen. Alle, auch die Verwundeten, mußten daher im kurzen Trab springen und den Dauerlauf mitmachen... Zwei Stunden dauerte diese Hetzjagd, dann kamen wir zum Bahnhof. Dort wurden wir von der Zivilbevölkerung mit Steinen beworfen, beschimpft und verspottet. Die Rufe: ‚Deutsche kaput, Bayern kaput' klangen deutlich aus dem Gejohle heraus. Wer seine Notdurft verrichten mußte, wurde begafft und verhöhnt, auch von Frauenspersonen, ja es gab Weiber, die sich in solchen Augenblicken an die Gefangenen heranmachten, und sie in unanständiger Weise benäßten. Man glaubte nicht, unter einem Kulturvolk zu sein. Als es draußen zu arg wurde, führte man uns in den Wartesaal. Da hat die tobende Menge die Fenster hineingeworfen, so daß wir uns nicht mehr drinnen aufhalten konnten. Schließlich sind wir in Viehwägen verladen worden. Wenn ein Wagen voll besetzt war, wurde er zugesperrt und abgeschlossen — angeblich um Bewachungsmannschaften zu sparen. Hungrig und ohne Essen wurden wir eingeladen und zwei Tage dauerte die Bahnfahrt. Während der ganzen Reise blieben die Wagen versperrt und trotz dringendsten Bittens wurde kein Trinkwasser hereingegeben! Man denke sich die Qualen der Verwundeten mit Fieberdurst!" Jakob Huber, München, Dänkhelstr. 29/III r.

„Nach der Verlesung kamen wir wieder zur Front, ein Teil fand Verwendung zum Ausbau von Lauf- und Schützengräben und Geschützstellungen, der andere Teil zum Wassertragen bis in die vorderste Linie für die französischen Soldaten. Da der Franzmann dort eine Offensive vermutete, wurden wir zurückgezogen, hatten einen Marsch von 40 Kilometer, den ich in meinem Leben nie vergessen werde. Die 14 Tage an der Front hatten uns völlig die Gesundheit geraubt, 14 Tage kein warmes Essen, nur Bisquit, etwas Büchsenfleisch und Wasser. Dann der lange Marsch, alles mit Durchfall behaftet. Wer austrat während des Marsches, um die Notdurft zu verrichten, wurde von dem uns führenden Leutnant mit der Reitpeitsche mißhandelt. In den Dörfern, die wir passierten, wurde 10 Minuten vorher bekannt gemacht ‚Gefangene kommen' und das Zivil, vom Greis bis zum kaum geborenen Kinde, standen auf der Straße mit Knüppeln, Besen, Messern, drohten, spieen uns an, warfen mit Steinen und riefen Schimpfworte. Ein Mädchen, so recht nach französischer Mode gekleidet, von 18 Jahren, sehe ich heute noch vor uns, händeklatschend und jubelnd, nach dem edlen Teile des Weibes hinzeigend, schnitt die Bestie Grimassen. Nach diesem Marsch gelangten wir an einen kleinen Bahnhof, wurden hier in Viehwagen gesperrt, verschlossen und die Fahrt ging nach dem Innern Frankreichs. Kein Mensch durfte während zweier Tage die Notdurft verrichten, das Bitten wurde einfach verneint, sowie sich Jemand am Fenster sehen ließ, wurde seitens des Zivils mit Steinen bombardiert." Hermann Köhle, Burg b. Magdeburg.

„Nach zwei Tagen erhielten wir die erste Verpflegung, die aus 3 französischen Armeezwiebäcken und etwas Wasser bestand. Nach 6 Tagen wurden wir zusammengestellt (1 Unteroffizier und 120 Mann) und wanderten wieder nach der Front. Nach einem Marsch von sieben Stunden kamen wir des Nachts in einer französischen Artilleriestellung an. Man führte uns wieder hinter einen Drahtzaun ohne Zelt und ohne Baracken. Schon am andern Morgen drückte man uns Pickel und Schaufel in die Hand und wir mußten die Artilleriestellung ausbauen. Wegen der mangelhaften Verpflegung war keiner von den 120 Mann imstande, eine Schaufel voll

Digitized by Google

Erde zu heben. Mit Kolbenstößen wurden wir zur Arbeit angetrieben, bis man völlig erschöpft zusammenbrach. 50 Schritt hinter unserem Rücken schlugen die deutschen schweren Granaten ein. Am 21. September 1916 schlug sogar eine Granate in unser Arbeitsfeld, wo fünf Mann von uns verwundet wurden. Als wir hier nicht mehr arbeiten wollten, wollte man uns erschießen. So waren wir gezwungen, an der gefährlichen Stelle weiter zu arbeiten." Wilhelm Henze, Buchdrucker, Weende bei Göttingen, Springstraße 88.

„Während des letzten Drittel Weges hatte es zu regnen begonnen, so daß wir uns alle auf ein schützendes Dach freuten. Bis auf 2 Baracken war das ganze Lager unversehrt. Ausgerechnet in diese beiden wurden wir einige 100 Leute hineingepfercht, wo wir die ganze Nacht verbringen mußten, nachdem man uns durch klares Wasser in ausreichender Weise gestärkt hatte. Durchwegs hatten wir seit 4 Tagen nichts mehr zu essen bekommen. Von einer Ruhe war gar keine Rede, da die Kleider gierig den herabströmenden Regen auffogen. In früher Morgenstunde, nach allgemeinem Tränken, wurde bei strömendem Regen der Weg fortgesetzt." Oberst Frh. v. Freyschlag, München, Wagmüllerstr. 16/II.

„Ich erhielt einen Gelenkschuß in die rechte Hand. Das war selbstredend schon in der Gefangenschaft. Eine Strecke konnte ich noch laufen, brach schließlich wegen des vielen Blutverlustes doch zusammen; mit Hilfe meiner Kameraden wurde ich notdürftig verbunden. Französische ärztliche Hilfe war Nebensache, wir wurden dort gar nicht mehr zur Menschheit gerechnet... Nun ging es unter Bewachung von Amerikanern weiter, bis zur nächsten Sammelstelle, wo wir revidiert wurden. Uhren, Messer und sonstige Sachen wurden uns abgenommen. Am selben Tage übergaben uns die Amerikaner dem lieben Franzmann, da waren wir fertig. Nun ging es Tag für Tag weiter, von morgens bis abends marschiert, von einem Hungerlager zum anderen, unter freiem Himmel, ohne jegliches Ausrüstungsstück, Mantel, Zeltbahn usw. bei Brot und Wasser, letzteres war sehr wenig vorhanden, so daß wir mitunter ganz was anderes getrunken haben, weil wir mußten. An Waschen war gar nicht dran zu denken. Auch an unsere Verwundungen dachte keiner. Sieben Tage und Nächte habe ich die Strapazen als Verwundeter mitgemacht." W. Berend, Telgte i. Westfalen, Bahnhofstr. 335.

„Als wir auf dem Abmarsch in das erste Dorf kamen, in dem sich Zivilisten befanden, glaubten wir die Hölle ging los. Die Zivilisten stürzten mit Stöcken auf uns ein und schlugen blindlings in die Kolonne der Gefangenen ein, warfen mit Steinen, spuckten uns an, traten uns, schimpften in den wildesten Ausdrücken." W. Friedrich, Amtsgerichtsrat, Tempelberg i. Pr.

„... Was sich auf der ca. 60stündigen Fahrt bis Bordeaux zutrug, spottet jeder Beschreibung. Kot, Steine, Glasscherben und alle möglichen Gegenstände flogen zum Fenster hinein. In Tours, wo wir ungefähr einen halben Tag stehen blieben, schnitt man uns sämtliche Knöpfe von der Uniform, nahm uns Feldmütze und Feldflasche ab. Für all dies hatten die Posten, die uns bewachten, nur ein höhnisches Lächeln. In Gestalt von kalten Kartoffeln erhielten wir kurz vor Bordeaux das erste Essen. Bei der Ankunft in Bordeaux wurden wir mit Pfeifen, Johlen und Schimpfen empfangen. Ein junger Bengel wagte sogar, während ich auf der Bahre lag, mir die Decke vom Gesicht zu reißen und mich anzuspeien und alles dies im Beisein von höheren französischen Offizieren. Es war das reine Spießrutenlaufen. Was wir an Ungemach auf dieser Fahrt erduldet haben, vermag ich jetzt nicht zu schildern. In einem Lande, dessen Bevölkerung sich rühmt, auf höchster Stufe der Kultur zu stehen, in so großem Maße den wilden Ausschreitungen nicht nur des Pöbels, sondern auch der gebildeten Stände ausgesetzt zu sein, ist tief traurig." Franz Günther, Magdeburg.

„... Bei unserem Trupp befand sich auch ein Schwerverwundeter (Lungenschuß), welcher nur durch tatkräftige Unterstützung zweier Kameraden mitgeführt werden konnte. Doch die Begleitmannschaften trieben uns immer zu schnellerem Tempo an und kurz darauf brach der Verwundete ohnmächtig zusammen, so daß die Kolonne ins Stocken geriet. Zwei bei unserem Trupp sich befindliche deutsche Offiziere verhandelten nun mit den Posten, aber ohne Erfolg, wir mußten den Ohnmächtigen ohne jede Hilfe am Straßenrand zurücklassen. Erst gegen Morgen langten wir in einem kleineren Sammellager an, welches mit einer Viehkoppel zu vergleichen war, nur mit dem Umstande, daß wir den ganzen Tag von einer ungeheueren Truppenmasse umlagert waren, welche uns auf jede Art und Weise verhöhnte. Gegen 8 Uhr abends wurde angetreten und ein Dolmetscher teilte uns mit, daß wir nun noch einen kurzen Marsch vor uns hätten, etwa 7 Kilometer. Aber daraus wurde wieder ein Nachtmarsch. Früh 2 Uhr, also am 29. 9., langten wir bei strömendem Regen vor dem Hauptsammellager St. Hilaire an... Hier

Digitized by Google

verblieben wir 2 Tage, ohne jeden Schutz gegen den strömenden Regen. Am 4. Tage unserer Gefangenschaft erhielten wir die erste Verpflegung und zwar ein Stück Weißbrot... kurz darauf wurde abmarschiert und zwar abermals an die Front, wo wir zu Aufräumungsarbeiten verwendet werden sollten. Trotzdem die allgemeine Stimmung bisher schon sehr geknickt war, gruselte jetzt aber Jedem vor dem Arbeiten an der Front unter französischer Knute. Denn jetzt gab sich wohl niemand mehr der Täuschung hin, daß er von den Franzosen etwas Gutes zu erwarten hätte. Nach tagelangem Marsch, kreuz und quer, hin und zurück langten wir endlich halbtot, sich schleppend, am Pionierberg bei Rourroy an. Sogleich mußten wir auch eine Umzäunung unseres künftigen Lagers herstellen. Erst nachdem dies geschehen war, konnten wir an den Bau einer eigenen Unterkunft denken. Da es natürlich an Werkzeugen fehlte, oder besser gesagt, wir uns kein solches holen durften, denn in der Umgebung lagen Spaten und andere Hilfsmittel genug herum, fielen unsere Lagerstätten sehr notdürftig aus. Man scharrte sich halt ein Loch, damit man doch wenigstens etwas geschützt war. Gearbeitet wurde täglich von früh 7 Uhr bis nachm. 4. bezw. 1/25 Uhr. Nun kamen dann größtenteils noch 1 bis 2 Stunden Marsch dazu, so daß wir immer erst bei Dunkelheit heimkehrten... Täglich ernteten wir bei der Arbeit Kolbenstöße, Schläge, Verhöhnungen und Steinwürfe. Das Anspeien schien den Franzosen Bedürfnis zu sein. Ständig waren wir von Truppenmassen umgeben, welche uns mit den ausgesuchtesten Kosenamen der ‚Grande Nation' beehrten. Nach 3 Wochen erhielten wir das erste Mal etwas Warmes und zwar jeden Abend einen halben Trinkbecher Kaffee... In 6 Wochen hatte ich einmal das Glück, mich waschen zu können. Kamen wir wirklich einmal bei einer Wasserstelle vorüber, so stürmte natürlich alles wie wild darauf los, um aber auch schon durch Kolbenstöße zurückgetrieben zu werden. Nur wenige waren so glücklich, etwas von dem stets entbehrten Naß zu erlangen. Dieses traurige Schauspiel wiederholte sich immer und immer wieder, sobald nur Wasser in Sicht kam. Man gewöhnte sich schließlich an die menschenunwürdige Behandlung, besser gesagt, man wurde stumpfsinnig, wenn man nun jeden Tag die gleichen Schikanen erlebte... Da die Franzosen größtenteils nur Flachbahngeschütze zur Verfügung hatten, mußten sie selbstverständlich sehr flach schießen um das jenseitige, tiefergelegene Ufer zu erreichen. Natürlich schossen sie dabei Schornsteine und Giebel zusammen, deren Trümmer unter uns fielen, hin und wieder kam auch mal ein deutsches Geschoß in allernächste Nähe. 2 Tage brauchten wir da nur zu arbeiten, aber an beiden Tagen hatten wir eine erhebliche Anzahl Verwundete. Überhaupt nahm unsere Kompagnie an Leuten schnell ab, nach 2 Monaten zählten wir keine 200 Mann mehr. Wo die übrigen Kameraden hinkamen, wußte keiner von uns... Diesem verstorbenen Kameraden setzte unser Kapitän am vorhergehenden Tage noch, als er unterwegs auf dem Marsche zusammenbrach den Revolver auf die Brust und zwang ihn so zum Weitermarsch. Bald darauf brach er abermals zusammen und wurde dann auf einen Wagen gelegt. Die folgende Nacht schon entschlummerte er hinter einem einsamen Busch, wohin er sich wohl noch vor Schmerzen und Kälte geschleppt hatte... Am 9. November gelangten wir nach Sauville — Richtung Sedan — hier stießen wir das erste Mal mit französischen Zivilisten zusammen. Sobald dieselben unser ansichtig wurden, brach ein richtiger Sturm auf uns los. In wenigen Minuten waren wir von einer ungeheuren Menschenmasse umgeben, welche ihren Haß und ihre Wut an uns ausließ. Es begann eine wirkliche wüste Schlägerei. Ohrfeigen wurden ausgeteilt, Steine geworfen, mit Stöcken und Händen und Füßen wurden wir bearbeitet, selbst angespieen. Ihre Wut schien sich überhaupt nicht zu legen, da sie noch von anwesenden schwarzen Scheusalen dauernd auf uns gehetzt wurden. Diese Prügelei, an der sich sogar Greise und Greisinnen beteiligten, währte wohl eine gute halbe Stunde, dann endlich schritt unser Kompagnieführer (Kapitän) gegen die Bevölkerung ein, nachdem er sich an diesem traurigen Schauspiel genügend ergötzt hatte... Zur größten Freude aller ging der Marsch bis zum Bahnhof... aber schon am folgenden Tage war jeder anderer Meinung, als man die Annehmlichkeiten eines französischen Transportes kennen gelernt hatte. 2 Nächte und 2 Tage steckten wir hinter verschlossener Tür, ohne jede Verpflegung. Selbst zum Verrichten der Bedürfnisse wurden die Türen nicht geöffnet. Jeder wird sich vorstellen können, in welcher Lage wir uns befanden. Die 48 Stunden der Fahrt, brachte man teils stehend, teils in Kniebeuge zu, denn zum Ausstrecken der Glieder reichte der Waggon bei weitem nicht aus... Zwei Waggons unseres Zuges waren in Schulterhöhe offen und mit einer zerrissenen Plane behangen. Jeder Leser dieser Zeilen wird sich vorstellen können, wie ‚angenehm' es sein mag, im Dezember bei wenigstens 10 Grad Kälte in halb

Digitized by Google

offenem Waggon, dessen Fußboden noch fingerbreite Ritzen aufwies, schwach und elend am Leibe, eine 24stündige Bahnfahrt zu machen. An unserer neuen Arbeitsstätte langte ein großer Teil Kameraden mit erfrorenen Gliedern an." Bernhard Jung, Frankenstein in Schlesien, Seminarstr. 3/II.

Daß diese Behandlung nicht auf die Übergriffe einzelner Personen zurückzuführen ist, sondern die Erbarmungslosigkeit von den Kommandostellen sogar befohlen wurde, beweist folgender Tagesbefehl, den ich in wörtlicher Übersetzung wiedergebe:

Gruppierung v. Bayclaire, Stab. Berseon Nr. 4094.

G. G. 12. 3. 1916.

Tagesbefehl.

Es ist jeden Tag festgestellt worden, daß die nach rückwärts geführten Gefangenen mit einer törichten Milde und Aufmerksamkeit behandelt worden sind. Eine derartige Behandlung kann nur die Frechheit unserer Feinde erhöhen.

Es wird hiermit offiziell verboten:

Den Gefangenen Nahrungsmittel, Getränke irgendwelcher Art (Wasser inbegriffen!), Kleidungsstücke, Schuhwerk, Decken oder Stroh vor ihrer Ankunft im G. G. der Gruppierung zu verabfolgen, den Soldaten, die nicht dazu kommandiert sind, sie auszufragen, ein Wort mit ihnen zu sprechen.

Die Gefangenen haben vor unsern Vorgesetzten eine mindestens ebenso korrekte und achtungsvolle Haltung einzunehmen, wie sie von ihnen vor ihren eigenen Offizieren verlangt wird. Jede Verfehlung in dieser Hinsicht ist sofort und sehr hart zu unterdrücken.

Die Vorgesetzten der Begleitmannschaften sind persönlich verantwortlich für die Befolgung dieser Vorschriften.

25. Div.-Stab Nr. 2896.

Empfänger: 38° — 50° — 52° Brig. Art.-Genie-Saute 9 G. Cavalerie.

Aus diesen und folgenden Berichten geht auch deutlich hervor, daß die deutschen Kriegsgefangenen sehr oft in der Feuerzone arbeiten mußten, obwohl es immer wieder abgeleugnet worden ist. Darüber besitze ich ein erdrückendes Beweismaterial.

Wird dies alles vom französischen Volke verurteilt, oder wenigstens von seiner geistigen Oberschicht? O nein. Dafür noch ein bedeutsamer Beleg, den ich der „Frankfurter Zeitung" entnehme:

„In der französischen Kriegsliteratur findet man eine Broschüre von Arsène Alexandre, die ‚eine Mahlzeit preußischer Gefangener' betitelt und von Alfred Capus, Mitglied der Akademie und Direktor des ‚Figaro', mit einem Vorwort versehen ist. Zwei namhafte Vertreter der französischen Kultur decken also mit ihrem Namen die in der Broschüre dargelegten Auffassungen, die somit einen begründeten Anspruch darauf haben, in erheblichem Umfang als typisch für die französische Denkungsweise zu gelten. Dieser Denkungsweise aber, soweit sie in der genannten Schrift zutage kommt, tritt man nicht zu nahe, wenn man sie als kannibalisch bezeichnet. Da ist zunächst die Menge: rasend, Stöcke schwingend, die Fäuste mit Steinen bewaffnet, und dem in den Bahnhof einfahrenden Gefangenenzug Todesdrohungen entgegenheulend, so schildert sie Herr Arsène Alexandre. Und damit kein Zweifel bleibe, daß solches Gebahren ihm keineswegs tadelnswert erscheint, läßt er den Helden seiner Erzählung, den als erlesenen Vertreter des französischen Offizierkorps eingeführten Hauptmann Moisson sagen: ‚Allons! Ihr alle seid wackere Leute. Ich begreife euern Zorn.' Doch immerhin es sind Gefangene. ‚Aber warum', schrie eine heisere Stimme, ‚machen sie keine Gefangene und schlagen die Verwundeten tot'. ‚Ja, warum?' wiederholten hundert andere Stimmen, ‚wir müssen uns rächen! Zum Tod!' doch der würdige

Digitized by Google

Hauptmann: ‚Es wird unser Ruhm sein, nicht wie sie gehandelt zu haben. Geht nach Hause meine Freunde, und überlaßt es uns Soldaten, euch zu rächen.' Nachdem man noch erfahren hat, daß der treffliche Hauptmann seine Gefangenen 24 Stunden ohne Nahrung ließ und der Bürgermeister der Haltestelle nur durch den Vergleich mit den Bedürfnissen eines Schweines, das man zum Markte führt, zur Herbeischaffung einiger Speise bewegt werden konnte, ist der ganze Rest des Buches der Beschreibung der Rache gewidmet, die der Hauptmann, getreu seiner Zusage an die tobende Menge, an den Deutschen übt. Diese Rache aber besteht darin, daß er den seiner besonderen Obhut anvertrauten Gefangenen, einen General, fesseln läßt, um ihn ungestraft mit Beschimpfungen überhäufen zu können, die zwanzig Seiten, zwei Dritteile der ganzen Broschüre

Schriften der Fichte-Gesellschaft

Deutscher Geist

Unter dem Namen „Deutscher Geist" tritt zwanglos eine Reihe von Reden und kurzen Schriften an die Öffentlichkeit, um auf ihre Weise den Bestrebungen der Fichte-Gesellschaft zu dienen. Diese Bestrebungen schließen sich, wie man weiß, in dem Fichteschen Gedanken der Nationalerziehung zusammen. Sie alle haben das eine Ziel: unserem Volke das Bewußtsein seiner eigenen Art lebendig zu machen und den Glauben daran von Neuem zu befestigen.

Als im Spätjahr 1918 der Herausgeber mit seinen Leipziger Freunden darüber zu Rate ging, was in der genannten Richtung uns an unserem Teile planmäßig zu tun obliege, hat er einen Pädagogen hinzugezogen, den Verfasser geistvoller Untersuchungen über Hauptfragen der Erziehung und des Unterrichtes. Der Mann, von dem wir alle hatten lernen wollen, bekannte schließlich, daß er durchaus nicht wisse, was eigentlich deutsch ist; seit den jüngsten Umwälzungen sei er sich darüber weniger im Klaren als je zuvor. Wir anderen erschraken bei dieser Rede eines geschätzten Jugendbildners. Ein Ton der Verzweiflung klang uns daraus entgegen. An einem Beispiel erblickten wir greifbar jene gefährliche Unsicherheit der ganzen Lebenshaltung, die es eben zu überwinden gilt in Selbstzucht und durch wechselwirkendes geistiges Bemühen. Wir Jüngeren fühlten um so kräftiger in uns einen Kern von Gewißheit, der in tausend unmittelbaren Erlebnissen jedem Einzelnen erwachsen war; in den Erlebnissen der Zugehörigkeit zu einem edlen Volke, — nicht zur großstädtischen Masse, nicht zu irgendeiner Partei und nicht nur zu einer Schicht humanistisch Gebildeter. Unser Glaube an das Deutschtum schien uns fest gegründet: auf geschichtliche, auf seelische, letzten Endes auf naturhafte Wirklichkeiten. Auf solchem Grunde, einer gewachsenen Lebensgemeinschaft, fühlten wir uns einmütig mit Volksgenossen aller

Digitized by Google

offenem Waggon, dessen Fußboden noch fingerbreite Ritzen aufwies, schwach und elend am Leibe, eine 24stündige Bahnfahrt zu machen. An unserer neuen Arbeitsstätte langte ein großer Teil Kameraden mit erfrorenen Gliedern an." Bernhard Jung, Frankenstein in Schlesien, Seminarstr. 3/II.

Daß diese Behandlung nicht auf die Übergriffe einzelner Personen zurückzuführen ist, [redacted]

Stände in bestimmten Überzeugungen des Wertes, in dem Wissen, wenigstens darum, welche Hauptrichtung unser gemeinschaftliches Wollen innezuhalten habe.

Aber gleichzeitig erkannten wir, daß es in der gegenwärtigen Not des Vaterlandes nicht genügt, einen solchen Glauben fühlend zu bekennen. Auch an der gemeinsamen Liebe zu deutscher Vergangenheit lassen wir uns nicht genügen. Und am wenigsten ist es mit einer philosophischen oder seelenkundlichen Formel getan.

Wir wissen alle, es gehört zum Eigentümlichen deutscher Art, daß sie schwer zu ergründen ist. Sie bewegt sich durch die Jahrhunderte in ungelösten Widersprüchen. Immer war sie offenen Sinnes bereit, fremdes Gute in sich aufzunehmen. Weltweite Gegensätze suchen im deutschen Geiste ihre fruchtbringende Einung.

Um so dringender fühlen wir uns aufgefordert mitzuarbeiten, daß das Bewußtsein der Deutschheit sich vertiefe und mit Wahrhaftigkeit sich auf seinen Inhalt besinne. Was denn wahrhaft deutsch sei, das wird niemand begreifen, der es nicht in seinem Gemüte erfahren hat. Ist aber von innen heraus einem noch die Kraft geworden, daß er Zusammenhänge des Grundes und der Folgen hier erfaßt, daß er davon zu sagen weiß in wissenschaftlich oder philosophisch geklärter Form, dann soll er mitteilen, was sich seinem Denken sachlich ergab. Sei es, daß er das Bild eines verehrungswürdigen Menschen vor uns aufrichte oder von geschichtlichem Werden ein für die Deutschen bedeutsames Stück darstellend uns verstehen mache; sei es, daß er im Leben unseres Volkes Eigentümlichkeiten und stetig wirkende Kräfte glaubt nachzeichnen oder Wege weisen zu können, die unserem Wesen für die Dauer gemäß seien.

Die Bände unserer Reihe sollen je ein geschlossenes Ganze bilden; auch den ungelehrten Volksgenossen soll der Zugang offen bleiben. Der Umfang wird fürs Erste nur wenige Druckbogen umfassen. Aus dem Inhalte soll später manches in der Form des Buches ausgeführt werden.

Felix Krueger.

Digitized by Google

Hauptmann: ‚Es wird unser Ruhm sein, nicht wie sie gehandelt zu haben. Geht nach Hause meine Freunde, und überlaßt es uns Soldaten, euch zu rächen.‘ Nachdem man noch erfahren hat, daß der treffliche Hauptmann seine Gefangenen 24 Stunden ohne Nahrung ließ und der Bürgermeister der Haltestelle nur durch den Vergleich mit den Bedürfnissen eines Schweines, das man zum Markte führt, zur Herbeischaffung einiger Speise bewegt werden konnte, ist der [illegible] Rache gewidmet, die der Haupt-

Deutscher Geist

Herausgegeben von Professor Dr. Felix Krueger

Bisher erschienen:

1. Dr. Bruno Solz, Deutsche Kultur. Mit 12 Bildtafeln. Angeb. M. 6.—, kartoniert M. 7.—
2. Professor Dr. F. Rörig, Geschichtsbetrachtung und deutsche Bildung. Angeb. M. 4.—, kartoniert M. 5.—
3. Dr. Alfred Heuß, Beethoven. Eine Charakteristik. Angeb. M. 4.—, kartoniert M. 5.—
4. Dr. Bruno Solz, Wagner und Wolfram. Eine Kritik des Parcival. Angeb. M. 4.—, kartoniert M. 5.—

Weitere Bände befinden sich in Vorbereitung

Bestellschein

Von der Buchhandlung .....

.....bestelle ich gegen Nachnahme — gleichzeitiger Einsendung des Betrages — aus R. Voigtländers Verlag in Leipzig

Anzahl

Deutscher Geist
Herausgegeben von Professor Dr. Felix Krueger.

Bd. 1: Solz, Deutsche Kultur. Angeb. M. 6.—, kart. M. 7.—
Bd. 2: Rörig, Geschichtsbetrachtung und deutsche Bildung. Angeb. M. 4.—, kart. M. 5.—
Bd. 3: Heuß, Beethoven. Angeb. M. 4.—, kart. M. 5.—
Bd. 4: Solz, Wagner u. Wolfram. Angeb. M. 4.—, kart. M. 5.—

(Nichtgewünschtes bitte durchzustreichen)

Ort, Straße: Name:

.....

Digitized by Google

offenem Waggon, dessen Fußboden noch fingerbreite Ritzen aufwies, schwach und elend am Leibe, eine 24stündige Bahnfahrt zu machen. An unserer neuen Arbeitsstätte langte ein großer Teil Kameraden mit erfrorenen Gliedern an." Bernhard Jung, Frankenstein in Schlesien, Seminarstr. 3/II.

Daß diese Behandlung nicht auf die Übergriffe einzelner Personen zurückzuführen ist, sondern die Erbarmungslosigkeit von den Kommandostellen sogar befohlen wurde, beweist folgender Tagesbefehl, den ich in wörtlicher Übersetzung wiedergebe:

R. Voigtländer's Verlag in Leipzig

Einige empfehlenswerte Werke:

Dr. Edmund Bassenge, Der nationale Gedanke in der deutschen Geschichte. 8°. 107 Seiten. 1921. Kart. M. 9.—

Albrecht Dürers Briefe, Tagebücher und Reime. Herausgegeben von Dr. Hans Wolff. 2. Auflage. 122 Seiten mit 12 Abbildungen nach Werken Dürers. Geschenkband M. 6.—

Dr. Bruno Golz, Ludwig Richter. Der Mann und sein Werk. 8°. Mit 75 Abbildungen nach teils noch unbekannten Werken Richters. 160 Seiten. 1920. In Pappband M. 28.—

Der deutsche Gedanke bei Jakob Grimm. In seinen eigenen Worten dargestellt von Prof. Dr. Theodor Matthias. 8°. 134 Seiten. Kart. M. 5.—

Dr. Walter Opitz, Deutsche Geschichte, werdend und wirkend. 8°. 232 S. 2. Aufl. (6.–10. Tausend.) 1921. Geb. M. 20.—

Dr. Walter Opitz, Völkergeschichte, werdend und wirkend. 8°. 226 Seiten. 1921. Geb M. 20.—

Th. H. Pantenius, Geschichte Rußlands von der Entstehung des russischen Reiches bis zur Zeit vor dem Weltkrieg. 2. verm. Aufl. Gr.-8°. XV, 421 Seiten. Mit einer Karte. Geb. M. 30.—

A. Pohlman-Hohenaspe, Die Grundbegriffe der Volkswirtschaft. 8°. VII, 209 Seiten. 9. Aufl. 1920. Kart. M. 12.—

Schiller als Erzähler. Mit einer Einleitung von Adolf Bartels. 8°. 366 Seiten. Mit 14 Originalholzschnitten von Hans Alexander Müller. Geb. M. 20.—; in Halbleinen M. 25.—. Dasselbe: Liebhaberausgabe auf bestem Hadernpapier in 200 numerierten Exemplaren. In Halbfranz M. 100.—

Dr. Albert Soergel, Dichtung und Dichter der Zeit. Eine Schilderung der deutschen Literatur der letzten Jahrzehnte. 8°. XII, 892 Seiten mit 345 Abbildungen. 11., unveränd. Aufl. 1920. Angeb. M. 50.—; i. Halbleinen geb. M. 70.—; i. Leinen geb. M. 80.—

Verlagsverzeichnis mit vielen guten Büchern versendet kostenlos:
R. Voigtländer's Verlag in Leipzig, Marienstraße 12

Buchdruckerei Richard Hahn (H. Otto) in Leipzig. 6731

Digitized by Google

Hauptmann: ‚Es wird unser Ruhm sein, nicht wie sie gehandelt zu haben. Geht nach Hause meine Freunde, und überlaßt es uns Soldaten, euch zu rächen.' Nachdem man noch erfahren hat, daß der treffliche Hauptmann seine Gefangenen 24 Stunden ohne Nahrung ließ und der Bürgermeister der Haltestelle nur durch den Vergleich mit den Bedürfnissen eines Schweines, das man zum Markte führt, zur Herbeischaffung einiger Speise bewegt werden konnte, ist der ganze Rest des Buches der Beschreibung der Rache gewidmet, die der Hauptmann, getreu seiner Zusage an die tobende Menge, an den Deutschen übt. Diese Rache aber besteht darin, daß er den seiner besonderen Obhut anvertrauten Gefangenen, einen General, fesseln läßt, um ihn ungestraft mit Beschimpfungen überhäufen zu können, die zwanzig Seiten, zwei Dritteile der ganzen Broschüre ausfüllen.

Wenn dies die Art der Gefangenenbehandlung ist, die zwei namhafte Schriftsteller, worunter ein Mitglied der Akademie, für edel und ehrenhaft halten; wenn solche Niedertracht als würdig eines Vertreters der Elite des französischen Offizierskorps befunden wird — denn jener Hauptmann wird als Schüler der Offizierschule von St. Cyr, Lizentiat der Philosophie und Doktor der Rechte vorgestellt —: was ist dann nicht von der Menge der durchschnittlichen Franzosen oder Offiziere minder erlesener Art zu befürchten, die in irgend einem Maß über die deutschen Gefangenen verfügen?"

Selbst in der aufgeregtesten Zeit des Krieges hat sich kein deutscher Schriftsteller, keine deutsche Zeitung zu derart „kannibalischer" Gesinnung erniedrigt, niemals und nirgends die deutsche Bevölkerung — wie selbst von feindlicher Seite anerkannt wird — sich an wehrlosen oder gar an verwundeten Gefangenen vergriffen, oder sie auch nur beschimpft.

England. Die Behandlung der in englische Hände gefallenen Gefangenen war um einige Grade besser, häufig bemühten sich die englischen Soldaten dem Gefangenen im Gegensatz zur haßerfüllten Roheit der Franzosen durch gutmütigen Zuspruch und wohl auch kleine Gaben ihre Lage zu erleichtern. Gewalttätigkeiten kamen nicht so häufig vor, und sie waren wenigstens nicht von jener teuflischen Bosheit durchdrungen, welche die Franzosen zeigten. Doch war auch hier, wenigstens solange der Transport durch Frankreich ging, das Los der Gefangenen schlimm genug. Lange Märsche ohne Verpflegung, bis zu mehreren Tagen langer Aufenthalt auf versumpften Wiesen, Tag und Nacht ohne jeden Schutz, ohne Dach über dem Kopf, den Unbilden der Witterung ausgesetzt. Ein Bahntransport, der sich von der französischen Methode kaum unterschied. Auch Mißhandlungen fehlten nicht. Besonders grausam war der Seetransport in dumpfen Schiffsräumen, wo die Gefangenen, zusammengepfercht, ohne Licht und Luft eingesperrt waren.

Dagegen hat sich im allgemeinen die englische Zivilbevölkerung gegen die Gefangenen ruhig, anständig und würdig verhalten. Hie und da einige Schimpfworte, auch wohl ein heimtückisch geführter Faustschlag. Aber das sind Einzelfälle, gegen welche die Posten sobald sie sie bemerkten, meistens einschritten. Sonst standen die Leute neugierig gaffend an den Straßen, ohne in Worten und Haltung Feindseligkeit zu zeigen. Der Gesamteindruck ist, daß die englische Zivilbevölkerung sich so betrug wie die deutsche: In dem gefangenen Feind den tapferen Gegner zu achten und seine Wehrlosigkeit zu bemitleiden. Freilich war auch die englische Zivilbevölkerung manchmal von anderer Art:

„Als wir am Tage unserer Übersiedlung, am 20. März 1918, in Margate vom Bahnhof durch die Stadt zum Lager geführt wurden, stand eine große Volksmenge an beiden Seiten der Straße und bejohlte uns in ihrer breiten Sprache. Etwas Unwürdigeres habe ich selten erlebt.

Als am 11. 11. 18 vormittags in Margate bekannt geworden war, daß Deutschland die Waffenstillstandsbedingungen unterzeichnet hatte, versammelte sich eine riesige Volksmenge auf den Straßen und gab ihrer Freude lärmenden Ausdruck. Eine siegestolle Indianerhorde hätte von ihr lernen können. Die deutschen Offiziere, die an dem Morgen spazierengeführt waren, konnten kaum ins Lager zurückkehren, so sehr wurden sie vom Pöbel bedrängt. Die Szenen des Empfangs-

Digitized by Google

tages wiederholten sich. Das Gefangenenlager übte anscheinend die größte Anziehungskraft aus und wurde bald der Mittelpunkt der Volkskundgebungen. Immer neue Scharen drängten herzu, um das Haus anzubrüllen, in dem die „Hunnen-Offiziere" untergebracht waren. Wir zeigten uns natürlich nicht am Fenster. Die englische Lagerverwaltung konnte nur mit größter Mühe die Leute davon zurückhalten, ins Lager einzudringen. Schließlich eilten mehrere Polizisten herbei und trieben die tobende Menge mit ihren Knüppeln auseinander." Ernst Schweder, Diepholz an der Hunte (Hannover).

„Bin 1—1½ Tage im Güterwagen mit verschlossenen Fenstern und Türen transportiert worden, wo wir selbst unsere Notdurft verrichten mußten... nachdem wurden wir ausgeladen und beim Antreten zur Zählung haben die Offiziere mit Stöcken dreingeschlagen, wie die Händler beim Vieh verladen..." G. R. in L., Rheinland.

„Gegen 3 Uhr ging es mit Kavalleriebedeckung weiter nach Aubigny, wo wir denselben Käfig, nur etwas größer, vorfanden, als auf der ersten Haltestelle... Einige Ballen Decken wurden gebracht, selbstverständlich bekamen wiederum nur die Hälfte der Mannschaften eine Decke, dazu fing es an zu regnen und zu schneien. Durch die Masse Menschen war im Handumdrehen der Matsch fertig, so daß an ein Hinlegen nicht mehr zu denken war. ... Da standen wir denn, rings um den Drahtzaun war alles weiß von Schnee und unter uns der graue Matsch, wenn doch erst die grausige Nacht wieder vorüber war, denn alle hatten wir nasse kalte Füße, es begann wiederum eine Nachtwandlung, wie in einem riesengroßen Butterfaß. Endlich graute der Morgen. Zu schneien hatte es etwas aufgehört. ... Zu Essen war aber nichts da, wenigstens durchwärmte uns der heiße Tee... So warteten wir auf die Verladung, doch es wurde wieder Nacht, dann endlich ging es fort nach dem Güterbahnhof und — in die schlechten französischen Waggons hinein, innen in den Waggons lag mehr Schnee als draußen. Mit diesem Schnee konnten wir wenigstens unseren Durst stillen. Endlich ging die Fahrt los, wohin, wußten wir nicht. Die Decken waren uns abgenommen, so daß wir bei der bitteren Kälte sehr zu leiden hatten. Während der 30stündigen Bahnfahrt wurden wir einmal rausgelassen zum Austreten und Wassertrinken. Es wurde wiederum Nacht und hielten auf dem Bahnhof in Rouen." W. G. Gottschalk-Lübeck, Krähenstr. 9/I.

„Auf der Bahnfahrt von der Front nach Le Havre wurden wir in Viehwägen transportiert und zwar je 50 Mann in einem Waggon. Darin befand sich weder Stroh, noch irgendwelche Sitzgelegenheit, dagegen in reichlichem Maße Schmutz und Kot von dem Vieh, das man anscheinend wenige Tage vorher darin transportiert hatte. Man stelle sich eine Fahrt von 1½ Tagen in diesen Wagen vor! Als Gegenstück möchte ich anführen, daß **sich ein englischer Offizier**, der in deutscher Gefangenschaft war, in seinem Buche: „The Prisoner of Mainz" darüber **beklagt, daß die gefangenen englischen Offiziere in Waggons 3. Klasse und nicht 2. Klasse von der Front ins Innere Deutschlands transportiert wurden.**" Leutnant Heinrich Roth, Reichswehr-Inf.-Regt. 48, Regensburg.

„Am zweiten Tage marschierten wir bei einer sehr großen Hitze ziemlich bis in den Nachmittag hinein und alle hatten rasenden Durst. Wir hatten noch keine Gelegenheit gehabt zu trinken und als wir an einer Pferdetränke vorbeikamen, durften wir auch nicht heran. Wir wurden gegen Abend verladen. Der Wagen wurde vollständig geschlossen und von außen abgeschlossen. Wir hatten somit nicht einmal Gelegenheit auszutreten. Dann wurde später eine Büchse Keks und eine Kanne Wasser in den Wagen gesetzt. Wir stürzten natürlich alle auf das Wasser. Aber es war vollständig ungenießbar. Es war nämlich in einer Benzinkanne und mindestens mit ¼ Benzin vermischt." Herbert Schwerz, Friedrichsroda, Thüringen.

„Man führte uns nach den englischen Gräben ab. Da mußten wir bis zur Dunkelheit Verwundete tragen, ohne Essen und Trinken. ... Abmarsch anderen Tages nach Edricourt. Dort war es noch schlimmer. Fußhoher Morast und auch wieder kein Dach im Regen. An Schlaf war nicht zu denken. Nächste Nacht in Bapaume. Dieselbe Unterkunft im Freien. Der Durst plagte uns. Aus den Bächen wurde das Wasser gierig getrunken. Drei Tage und vier Nächte ohne Schlaf, fast nichts zu essen und zu trinken. Im ausgeweichten Boden sank einer nach dem andern um. Manche blieben so liegen, wie sie gerade hinfielen und schliefen weiter, andere versuchten sich durch Singen munter zu halten. Mit durchnäßten Kleidern wurden wir abtransportiert, nach Abbeville. Benzinkannen mit Wasser gefüllt, aber mit Petroleum- und Benzingeschmack waren da. Jeder erhielt einige Schlucke Wasser. Unterkunft in Spitzzelten auf dem Erdboden. Ein

Digitized by Google

Feldwebel lief beim Antreten immer mit der Reitpeitsche herum. Sobald es dem Herrn nicht paßte, schlug er drein. Dann kamen wir nach Chaulnes. Eine Baracke für 100 Mann ohne Fußboden war bereit, sonst Spitzzelte ohne Fußböden, in Eis und Schnee aufgestellt... Todmüde mit 20—22 Mann in Zelten, wo kaum 12 Mann ausgestreckt liegen konnten. Durch die Körperwärme taute der Erdboden und das Eis. Wir ohne Schutz, ohne Stroh, nur mit einer Decke versehen. Kein Wasser zum Waschen oder Trinken, so daß wir den schmutzigen geschmolzenen Schnee tranken. Für Mittagessen und Tee mußten wir das verseuchte und verschmutzte Wasser aus Granatlöchern verwenden. Für Engländer wurde Trinkwasser verwendet. Am 7. Dezember 1917 waren wir angekommen. Holz erhielten wir nicht, wurde uns auch niemals geliefert. Wir mußten uns das Holz zur Küche suchen, welches uns, nachdem wir es mühsam gesammelt haben, häufig von den Engländern abgenommen wurde. Nicht selten wurden wir auch verhindert, Holz mitzunehmen, welches in zerstörten Häusern und Unterständen herumlag. Hosen und Schuhe zerrissen, Werkzeug und Material erhielten wir nicht. Das Essen bestand aus Wasser und Zwiebeln, worin etwas Reis schwamm. Trotzdem erklärte uns der Offizier, es wäre noch viel zu gut für uns..." Albert Greibaum, Saarstadt, Hannover.

Hinsichtlich des Seetransportes begnüge ich mich mit der Wiedergabe des amtlichen deutschen Berichtes (Deutsche Kriegsgefangene in Feindesland; England, Berlin 1919), der allseitig durch mein Material bewahrheitet wird:

„Die Zustände während der Überfahrt der Gefangenen auf dem Dampfer von England nach Frankreich mußten geradezu als unwürdig bezeichnet werden. Die Gefangenen sind am 23. November in Southampton auf einem Pferdetransportdampfer verschifft worden, der nach Beendigung des Pferdetransportes nicht gereinigt worden war, so daß er überall mit Pferdedung beschmutzt war. Auf diesem Dampfer mußten die Gefangenen 31 Stunden während der Überfahrt bleiben, ohne daß irgendwelche Schlaf- oder Sitzgelegenheit vorhanden war. Die Aborteinrichtungen waren äußerst primitiv, was sich bei der auftretenden Seekrankheit unter den Gefangenen sehr unangenehm fühlbar machte.

Insbesondere waren die deutschen Offiziere in den untersten Schiffsräumen untergebracht. Der ihnen zugewiesene Raum starrte vor Schmutz und roch beißend nach Pferdemist. Er bot keine Gelegenheit zum Liegen. Längs der Wände standen einige feststehende rohgezimmerte Tische mit feststehenden, ganz schmalen Bänken ohne Rückenlehne. Die zu dem Unterkunftsraum führenden leiterartigen Treppen waren sehr mühsam passierbar. Besonders qualvoll war dies für solche Offiziere, die auf Krücken oder an Stöcken gehen mußten oder die schwer leidend waren. An Verpflegung wurde ihnen Cornedbeef, kalt in Blechdosen, und Tee geliefert. Der Tee wurde in Pferdekrippen gereicht, Trinkgefäße gab es nicht. Der Tee mußte daher aus den Dosen geschöpft werden, in denen sich Cornedbeef befand, nachdem dieses aufgegessen war."

Lager.

In den Lagern brachten die Gefangenen den größten Teil ihrer Gefangenschaft zu. Die Erlebnisse in den Lagern nehmen darum auch den weitesten Raum in den Berichten ein. In den Lagern, wo der Gefangene dem Kommandanten und seinen Kreaturen vollkommen wehrlos ausgeliefert war, spielen sich die erschütterndsten Ereignisse ab. Sie geben Zeugnis, bis zu welchem Grade die Hemmungslosigkeit von Menschen gehen kann, welche die Machtmittel besitzen, ihre bösartigen Instinkte in Taten umzusetzen. Für die Unterbringung der gehaßten Boches ist gerade das schlechteste schlecht genug. Nicht wie bei uns in hygienisch einwandfreien Barackenlagern, wie sie mit ihren Spielplätzen, ihren Gärten ihren Sälen für Musik und Unterhaltung gar oft den Neid mancher armen Familien erregt haben, sondern in Zuchthäusern, alten verfallenen Schlössern und Burgen, in feuchten Kassematten, Ställen, Baracken und vor allem in Gegenden, die berüchtigt waren wegen ihrer gesundheitsgefährlichen Lage. Zurückgekehrte französische Gefangene gaben ihrem Erstaunen über die menschenunwürdige Unterkunft offen Ausdruck, indem sie erklärten, in Deutschland seien die französischen Mannschaften bei weitem besser untergebracht worden, als in Frankreich die deutschen Offiziere. Frankreich.

Digitized by Google

„23. November 1918, Le Hâvre. Ich fragte heute eine Frau, die am Lager vorbeiging, wie die aus Deutschland zurückkehrenden französischen Gefangenen aussehen würden, worauf ich folgende Antwort erhielt: ‚Vous les avez bien soignés, ils sont propres.' (Ihr habt sie gut gepflegt, sie sind in gutem Zustand). Karl Walter, Mühlacker, Württbg.

Es lag System in der Qual und Marter, unter denen die deutschen Opfer einem schnelleren oder langsameren Tode zugeführt wurden. Man hat den Eindruck, daß hier eine stillschweigende Parole ausgegeben ist, die nicht selten auch offen ausgesprochen wird. So äußert sich der Kommandant von la Pallice: „Ich will, daß die Leute als Kadaver zurückkehren, die Hunde sollen arbeiten, daß sie bei der Rückkehr nicht mehr imstande sind, eine Familie zu ernähren"[1]). Der Dolmetscher von Sennecy: „Frankreichs Sinnen und Trachten geht dahin, die deutschen Soldaten systematisch zu grunde zu richten"[2]).

Die Gefangenen werden dem Typhus und der Malaria bewußt ausgeliefert. Weil die Sterblichkeit unter den Sträflingen im alten Zuchthaus von Aleria auf Korsika infolge Malaria und Typhus zu groß ist, wird das Zuchthaus von Verbrechern geräumt und deutschen Kriegsgefangenen als Aufenthalt zugewiesen. Mit welcher Absicht, das verrät der „Cri de Paris" Februar 15: „Gut beraten war die hervorragende Persönlichkeit, welche die Regierung veranlaßt hat, 3000 Deutsche nach Korsika zu verbannen, um dort die so ungesunde Ostküste zu sanieren. Bekanntlich ist das Klima dieser Küste unbedingt todbringend. Zu wiederholten Malen hat die Regierung Kredite bewilligt, um Handwerker dort hinzusenden, aber die Malaria hat immer mit allem aufgeräumt."

„In diesem Lager — Villers-Cotteret — wurden wir von Fliegern heimgesucht, vor denen wir in die im Lager befindlichen Gräben flüchteten. Als wir diese ungefähr zweimal benützt hatten, ließ der Leutnant sie zuwerfen, damit wir darin keinen Schutz mehr suchen konnten. Unsere Baracken waren sehr schlecht. Zwischen jedem Brett war eine große Fuge, so daß der Wind nur so durch die Baracke pfiff. Zuerst hatten wir gar keine Decke, erst später bekamen wir eine kleine Decke. Da die Baracken voller Dreck lagen und wir auch gar keine Zeit hatten zum reinigen der vielen Arbeit wegen und des abends keine Beleuchtung, so hielten sich eine Menge Ratten und Mäuse darin auf, die uns die ganze Nacht über den Körper spazierten und uns zuweilen vor Hunger sogar in das Gesicht bissen." Josef Günther, Husen, Post Atteln b. Paderborn i. W.

„... Es ging dann weiter und zwar näher nach der Front zu, wir kamen in ein kleines Wäldchen, kaum 8 Kilometer hinter der Front. Hier kamen wir nun erst recht in das Elend hinein. Dazu noch in dem Bereich der deutschen Geschütze. Hier erst begann für uns eine Leidenszeit, wie sie niemand schlimmer kannte. Wir waren hier annähernd 300 Mann. Die Witterung war inzwischen kalt und regnerisch geworden. Keine Unterstände, keine Baracken, kein Lagerstroh, keine Decke war zur Stelle, so daß wir vollständig unter freiem Himmel schlafen mußten. Wie Vieh wurden wir zusammengepfropft. Die Behandlung seitens der Offiziere war unerträglich. Fußtritte und Stockhiebe waren ihre Sprache. Da wir ständig dem deutschen Feuer ausgesetzt waren, gab es öfters Tote und Verwundete." Fritz Schuster, Großklingbeck bei Ludwigsoft, Ostpreußen.

„Die ‚Grande Nation' führt uns auf die Nordseite eines Wäldchens auf die Anhöhe bei Ally s. Noye. Dort war ein von Armierungssoldaten angelegter Stollen, der für 50 Mann bestimmt war. In diese trieben sie uns, wie ein Schäfer seine Herde, alle 200 Mann. Einige Drahtpritschen waren vorhanden, aber die große Masse mußte wohl oder übel auf dem zwei Meter breiten und etwa 80 Meter langen Gang übernachten und zwar 1½ Monate lang. Dazu entbehrte man jeglicher Unterlage. Ja man hatte nicht einmal eine Decke. Damit nun jeder Platz hatte, so mußte sich der eine mit dem Kopfe dahin legen, wo der andere die Füße hatte, ja man wehrte und mißgönnte uns die Luft. Die fünf Eingänge wurden fest verschlossen, bis auf einen. Ein nächtliches Austreten war den hintersten nicht möglich, weil sie durch Fußtritte den Kameraden Verletzungen bei-

[1]) Deutsche Kriegsgefangene im Feindesland, Amtliches Material, Frankreich, Seite 97. [2]) Ebendaselbst S. 124.

Digitized by Google

bringen konnten. Wasser zu trinken war nicht erlaubt. Es wurde nur eine gewisse Menge gereicht, die notdürftig zum Kochen reichte." Fritz Beyer, Dresden.

„Am 30. August 1914 wurde ich bei St. Dié verwundet und kam in französische Kriegsgefangenschaft... Am Nachmittag wurden wir auf einen Ackerwagen in das Schulhaus nach Fraize gebracht. Wir mußten auf dem Wege an den französischen Kolonnen vorbei und zwar zunächst an den Alpenjägern, die sich sehr korrekt benahmen. Die Artilleristen hingegen schlugen blindlings mit ihren Peitschen in den Wagen, so daß wir mit blutigen Striemen in Fraize ankamen. Unsere Mäntel, mit denen wir uns zugedeckt hatten, wurden uns unterwegs heruntergerissen... Wir wurden dann in Güterwagen (44 Stunden) nach Clermont-Ferrand gebracht. Die Tragbahren, auf denen wir lagen, wurden in Clermont auf den Bahnsteig gestellt. Hier geschah das Grausamste, das ich je in meinem Leben gesehen habe. Die französische Wachmannschaft konnte die Bevölkerung, vor allem die Frauen, nicht mehr zurückhalten. Mit erhobenen Stöcken und offenen Messern stürzten sie sich auf uns Schwerverwundete, versetzten uns Stockhiebe und verwundeten einen Kameraden durch einen Messerstich schwer hinter dem Ohr. Erst der berittenen Gendarmerie gelang es, die Menge zurückzutreiben... Ende September wurde ich mit mehreren, noch nicht geheilten Verwundeten im Auto auf den Berg Puy de Dôme gebracht. Hier waren schon viele unverwundete Gefangene untergebracht, und wir wurden, trotzdem unsere Wunden noch offen waren, in schmutzigen Baracken mit Lehmboden untergebracht, je 3 Mann bekamen 2 Bund Stroh, aber keine Decken, obgleich wir am ersten und zweiten Oktober schon 3 Grad Kälte hatten. In jeder Baracke waren ca. 100 Gefangene zusammengepfercht. Der Platz war so knapp, daß wir des nachts unsere Nebenmänner munter machen mußten, wenn wir uns wenden wollten. Licht hatten wir nicht in den Baracken. Des Nachts wurden in jeder Baracke 2 Blechtonnen aufgestellt, die jedoch für die Bedürfnisse der 100 Gefangenen längst nicht ausreichten. Die Gefangenen, die in der Ecke lagen, in welcher die Tonnen aufgestellt waren, lagen in der Frühe stets im Schmutz. Ich hatte mein Lager in dieser Ecke und durfte auf mein Ersuchen den Platz nicht wechseln, obgleich meine Wunde, die durch die Kälte wieder vollständig aufgebrochen war, stark blutete. Jeden Morgen um 8 Uhr mußten wir zur Revierstube. Der Vorraum zur Revierstube war geheizt. Am 2. Tage erschien der Adjutant des Lagers (Der Adjutant war lange Jahre in Afrika) und warf sämtliche Kranke und Verwundete, obgleich die Verwundeten ihre Verbände schon im Vorraum abgemacht hatten ins Freie, mit dem Bemerken, ‚ihr Hunde könnt draußen krepieren'. Wir kamen in ein Kloster in Espaly bei Le Puy, wo wir 7 Monate verblieben. Die Unterkunft war schlecht. Ich war in einem Raum im Parterre untergebracht. Wir mußten auf dem Zementfußboden schlafen und haben während des ganzen Aufenthaltes kein Holz gestellt bekommen. Die Strohunterlage war zwar reichlicher wie früher, nach 6 Wochen war das Stroh jedoch vollständig zerkleinert, denn wir mußten immer auf dem Stroh liegen, weil während der ganzen Zeit keine Sitzgelegenheit vorhanden war... Im Mai 1915 kam ich mit 50 Gefangenen auf ein landwirtschaftliches Kommando nach St. Beauzire... Unsere Unterkunft im Depot war indessen schlecht. Wir waren in einer Scheune untergebracht, in welcher auch die Kühe des Bauern eingestellt waren." Willy Schleicher, Prokurist, München, Dreimühlenstr. 34/II.

„Ende Oktober 1918 kam ich mit einem Transport von 203 Mann in das Gefangenenlager — Durchgangslager Rouen-Croisette. Am 6. oder 7. November 1918 wurde ich abends 9 Uhr mit ungefähr 530 Mann abtransportiert in die zwei Stunden entfernt gelegene dortige Artilleriekaserne, wo wir 350 Feldwebel und Sergeanten abzulösen hatten... Die Fenster waren jedoch fast sämtliche zerbrochen. Das Dach bestand aus einem Wellblechdach. Als Schlaflager hatten wir dort etwas Holzwolle auf dem Boden, die jedoch schon ziemlich zusammengetreten war, so daß es fast mehr Staub als Holzwolle war. In der rechten hinteren Ecke des Stalles befanden sich ungefähr 8—10 Pißkübel, die für 800 Mann nicht ausreichend waren. Einer dieser Kübel hatte ein Loch, weshalb der Urin austrat auf den Boden, der Kübel auch nie voll wurde und so eine Bodenfläche von 60—70 Quadratmeter überschwemmt war. Am selben Tage noch ersuchte unser Dolmetscher den französischen Sergeanten den Stall reinigen zu lassen und den Kübel mit dem Loche entfernen zu wollen, was jedoch beides nicht gestattet wurde. Der Kübel mit dem Loche kam immer wieder in den Stall, so daß in dieser Ecke ein regelrechter Schweinestall entstand. Erst am fünften Tage wurde der Mist, der sich infolge des Urinaustrittes aus dem Kübel gebildet hatte, weggefahren." Johann Wohlhöfner, Greding in Mittelfranken.

„Die Nächte in dem Fort Marceau waren furchtbar. Die Franzosen wohnten

Digitized by Google

alle in tiefen Unterständen, uns Gefangene sperrte man aber einfach in die Ruinen ein. Ich lag in einem kleinen Raum mit 60 Kameraden. Wir lagen auf dem nassen Stroh wie die Heringe zusammengedrängt. Decken gab es nicht, wer einen Mantel hatte, deckte sich und seine Nachbarn damit zu. Es war eine Hundekälte, war es doch der kälteste Winter während des ganzen Krieges und viele hatten sich Lungenkrankheiten geholt." Edgar Schlesinger, Berlin, Niederwaldstr. 22

„Nach mehreren Tagen Fahrt kamen wir in Toul an. Am anderen Morgen machten wir einen Marsch von 15 Kilometer mit unseren vollständigen Sachen. Gegen Abend kamen wir in dem zerstörten Gebiet an. Man führte uns in Baracken, die von den französischen Truppen belegt waren. Hier sah es aus, als wenn man in Deutschland auf einen Schuttabladeplatz kommt. Für die Boches war es ja gut genug. Der Boden der Baracken war vollständig feucht, offene Fenster und undichte Dächer. Dazu regnete es noch die ganze Nacht. Wir mußten uns nun hier in dem Dreckstall zur Ruhe legen. Weil wir nun auf der nassen Erde schlafen mußten, waren viele von uns in den nächsten Tagen erkrankt. An Verpflegung war überhaupt nichts vorhanden. Am 4. Tage bekam jeder Mann 4 Kartoffel und 300 Gramm Brot. Nach 14 Tagen waren wir nicht mehr imstande, Wasser für uns zu holen. Auf offener Straße fielen die Leute um." Wilhelm Henze, Buchdrucker, Weende bei Göttingen, Springstr. 88.

„Wir waren in Clermont vom 18. VIII. glaube ich bis 15. IX. 1918. Das Nachtlager war ohne Decken und Unterlage, der bloße Boden, für die meisten in Zelten, viele hatten aber da keinen Platz und mußten außen am Boden liegen. Die Nächte waren im September schon sehr kalt. Es sind natürlich viele krank geworden, mehrere auch gestorben. Ins Lazarett wurden die Kranken erst gebracht, wenn sie nicht mehr aufstehen konnten. Nach nur eintägigem Aufenthalt in Alybandières bin ich nach Chartres gekommen, wo wir über 400 Mann beisammen waren. Hier herrschte größter Schmutz." Xaver Mula, Steinbruchtaglöhner, Ochsenberg bei Viechtach (Württemberg).

„... Von dort kam ich auf Kommando nach Crépy. Hatten es dort sehr schlecht, bekamen alle 9 Tage etwas Pferdefleisch, hatten dort keine Waschgelegenheit, da uns die Zivil ihren Hof nicht betreten ließen. Konnten dort nur auf besonderes Bitten alle Monat schreiben. Waren den ganzen Winter durch ohne Beleuchtung, das Wasser war in der Früh eingefroren. Die erste Decke bekamen wir erst am 1. XI. 16, mußten unsere Schuhreparaturen zum Teil selbst bezahlen. Ofen kannte ich überhaupt nicht während meiner 3½ Jahre, auch war ich während meiner 42 Monate nur 5 Monate in einem Zimmer untergebracht, bei einem Bauern bei Orléans, dieser war gut für uns Deutsche, rühmte besonders die deutsche Ehrlichkeit; denn wie er sagte, waren 1870 bei ihm ¼ Jahr 120 Bayern untergebracht, keiner aber hat etwas gestohlen, sogar hat einer eine Geldbörse mit 50 Frs. Inhalt gefunden und hat dieselbe abgegeben, was bei den Franzosen niemals zutrifft." Hubert Reiter, Leutstetten, Oberbayern.

„... Im ersten Dorfe angelangt, fielen die Zivilisten trotz der Bewachung über uns her und teilten Liebesgaben mit Fäusten und Stöcken aus. In diesem Dorfe noch wurden wir in einen Stacheldraht eingesperrt. Unser andauerndes Verlangen nach Trinkwasser wurde abgelehnt, indem man sagte, das Wasser sei notwendig für die hier untergebrachten Pferde. Als ungefähr 300 Mann hierher gebracht waren, ging's los zum neuen Marsch. Unsere Begleitung waren Kavalleristen, welche stets ihre Pferde so spornten, daß sie gegen uns ausschlugen und ein Tempo, das selbst ein Gesunder kaum leisten kann. Und noch dazu die vielen Verwundeten, die sich mitschleppen wollten. So wurden wir fortgejagt bis tief in die Nacht hinein, wo wir im zweiten Dorf in einem alten Stalle untergebracht wurden. Da wurden wir reingetrieben so dicht aufeinander, daß keiner stehen und auch nicht umfallen konnte. In diesem geheimnisvollen Stalle mußten wir 2 Tage verbleiben. Da sagte uns noch ein besserer hochgebildeter Franzose: ‚Wenn Sie werden haben Hunger, singen Sie Deutschland über Alles'." Josef Schrimpf, Feldkirchen b. Straubing.

„... Nach einem 14tägigen Lager in Alibaudières kamen wir als 57. französische Gefangenen-Kompagnie nach Chartres, woselbst wir 7 Monate verblieben. Hier machten wir die schrecklichste Leidenszeit durch. Der Schmutz im Lager war ohne Übertreibung einen halben Meter hoch. Uns wurde das Wasser zum Waschen bis in die letzte Zeit vollständig vorenthalten, so daß wir in Schmutz förmlich starrten. Viele der Kameraden hatten überhaupt kein Hemd an. Das bißchen Wasser, das ab und zu in einem Faße gereicht wurde, wurde zum Kochen benötigt. ... In Clermont mußten wir die drei Wochen nachts auf dem bloßen Erdboden liegen." Georg Zahner, Brauer, Kirchenthumbach b. Eschenbach, Oberpfalz.

Digitized by Google

„... In Asnières ging es uns wieder recht schlecht. In den Kasematten lagen je 4 Mann auf 2 Holzpritschen ohne Stroh, dazu war alles verlaust. In Räumen, die für 56 Mann bestimmt waren, waren monatelang 150 bis über 200 Leute zusammengepfercht, so daß sich die einzelnen kaum mehr rühren konnten. Als wir anfangs Oktober eine Stunde weiter nach Fort Varois verlegt worden waren, mußten die in Asnières neu Angekommenen, wie ich dies später erfahren habe, sogar auf Wällen und in Gräben trotz erheblicher Kälte ohne Decken auf dem gepflasterten Boden liegen. Vom 19. bis 23. November kamen wir wieder nach Asnières zurück. Die Verhältnisse waren dort die alten schlechten, nur kam noch hinzu, daß die Franzosen infolge des Waffenstillstandes und der Revolution sich über uns lustig machten." Johann Bauer, Lehrer, Protokoll K. Amtsgericht Passau.

„... Das Lager in St. Germain en Laye ist ein Sommerlager für französische Truppen. Es besteht ausschließlich aus Holzbuden. Die Einrichtung dieser Behausungen bestand lediglich aus einigen Brettern, auf denen die Strohsäcke lagen. Sitzgelegenheiten und Tische gab es nicht. Trotz der strengen Kälte gab es keine Öfen und keine Feuerung, ebenso kein Licht. Monatelang waren wir gezwungen, in Lumpen und Decken gehüllt, uns gegenseitig zu erwärmen." Albert Beck, Sondershausen an der Wipper.

„... Dann wurden wir zu einem Lager hingeführt und zwar nur wenige Kilometer hinter der Front. Dort waren mehrere kleine Drahtverhauzäune, wo wir unter freiem Himmel 9 Tage in vollem Regen bei Wasser und fünf Stück kleinen französischen Biskuits gelebt haben. Von dort brachte man uns in ein anderes Lager, wo es uns noch schlechter erging. Nicht einmal die armen Verwundeten hat man beachtet. Soviel ich weiß, lagen auch sie unter freiem Himmel, niemand hatte Erbarmen mit ihnen. Sogar der französische Militärarzt erlaubte sich die Redensart, die verdammten Hunde müssen verrecken, das Gesindel, die Spitzbubengesellschaft. Viele unserer Kameraden haben nur Wasser getrunken, denn Essen gab es nur ¼ Liter pro Tag, dazu 300 Gramm Brot. Vom vielen Wassertrinken bekamen die meisten die Ruhrkrankheit und hunderte der Kameraden starben und kamen auf diese Weise um. Nach mehreren Monaten wurden wir per Bahn verladen und zwar in Viehwaggons. Die Waggons hatte man natürlich zugeschlossen. Alles durchweg hatte die Ruhrkrankheit. Wo aber nun austreten? Nun kamen wir auf den Einfall, den Hintern durch die obere Lucke zu stecken und zwei Mann hielten den, der oben den Hintern durchsteckte, solange fest. So ging es tagelang ununterbrochen dauernd, der ganze Zug 60 Waggons lang, aus jeder Lucke und jedem Waggon schaute ein blanker Hintern heraus. Die Feder sträubt sich über derartige Dinge, wie ich erleben mußte. Kamen wir durch Ortschaften, so schlugen die Leute die Hände über dem Kopf zusammen über den schönen Anblick. Endlich kamen wir in einem Städtchen an, es war Tours. Dort wurden wir unter großem Gejohle der Einwohner begleitet. Mancher Stein flog uns an den Kopf, aber wir durften doch nichts sagen." Paul Klasse b. Herrn Mühlenbesitzer Gustav Hansel, Gossow b. Bärwalde, Neumark, Brandenburg.

„Ein Aufatmen ging durch unsere Reihen als abends 22. Juli um 8 Uhr ein Berg in Sicht kam, der ringsum mit Stacheldraht gesichert war — das war wohl unser Ziel. Es war das Lager. Nachdem wir es erreicht hatten, bekam jeder noch einen Becher Wasser, und wir wurden abgezählt eingelassen. Hier lagen schon 3000 Mann Gefangene. ... Wir blieben hier bis zum 28. August, ohne Dach über dem Kopfe, wieder auf engsten Raum zusammengepreßt, ohne warmes Essen — als Höchstration gab es ½ Brot und 1/3 Fleischkonserven pro Mann. Eine Regenperiode setzte ein, die 14 Tage und Nächte andauerte. Oft übermannte uns der Schlaf, so daß wir mitten im Schlamm und Kot lagen." Albert Schmidt, Dresden-Alt., Ziegelstr. 12.

„Am 18. Okt. kam ich zum erstenmal unter ein Dach. Besonders schlecht war in dieser Beziehung in Houthem gesorgt, das als Sammellager diente und allgemein als ‚Paradies' bekannt ist. Es ist keine Kleinigkeit, Tag und Nacht im Regen ohne Zeltbahn, z. T. ohne Mantel in einem Moraste zu stehen. 24. 10.—1. 11. in Pitthem in einem ungereinigten Pferdestall. 1. 11. in Thielt in einem Schuppen, der zum größten Teil der Dachziegel entbehrte. Spezialquartier für den ‚Einjährigenzug'. (Dageg. vgl. Elsässer u. Polen!). — 18. 11.—9. 12 in Deinze zwei Kompagnien (800 Mann) in ein Lagerhaus mit 3 Stockwerken eingepfercht, das nur 1 schmale Treppe hatte, die nur 1 Mann mit dem Kochtopf in der Hand passieren konnte. Ein Brand hätte hunderte von Opfern gekostet, da die Fenster vergittert waren.

9. 12.—23. 3. in Denderlew in Stallungen, ich mit 7 Kameraden in der Back-

Digitized by Google

stube. Zirka 100 Mann waren jämmerlich in kleine Wellblechbunker zusammengepfercht. Von dieser Unterkunft sagte ein franz. Divisionär gelegentlich einer Besichtigung: ‚c'est un état déplorable' (das ist ein schauerlicher Zustand). Das weiß ich von unserem Lagerdolmetscher, einem preußischen Leutnant.

10. 8. 19—19. 2. 20 in Illies in Spitzzelten. Diese bekamen am 21. 9. 19 einen kleinen Vorbau, zu dem man sich das Holz stehlen müßte. Die Zelte standen über ein Jahr und wurden mit der Zeit ganz wasserdurchlässig und so schlecht, daß am 10. 1. verschiedene Zelte einfach zusammenbrachen.

Der Kälte sollte ein aus Lehm selbst konstruierter Ofen abhelfen, der mehr das Zelt verqualmte als wärmte. Doch war dieser Rauch nicht mehr so schädlich wie ein Jahr vorher in Denderlew, wo meist mit dem Inhalt von Gasgranaten getränktes Schwellenholz verheizt wurde und das ganze Lager geschwollene Gesichter bekam." Willy Forster, stud. forest., Landshut.

Lager Souilly.

Ganz grauenhaft waren die Zustände im Lager Souilly, wo sich französische Niedertracht vollkommen hemmungslos austobte. Unmöglich kann der französischen Regierung das, was sich dort ereignete, verborgen geblieben sein. Sie trägt daher die volle Verantwortung dafür. Daß in diesen Grausamkeiten sich ein System ausdrückt, beweisen die bis aufs Kleinste übereinstimmenden Aussagen aller Gefangenen, die in diese Hölle verdammt waren. Aus ihren Berichten lodert durchweg Empörung und Wut gegen ihre mitleidlosen Peiniger. Charakteristisch für die Behandlung ist der Bericht von Karl Bülow in „Was wir litten" (Januarheft 1920 der S. M.). Aus Raummangel, kann ich ihm von vielen Hunderten nur eine kleine Auswahl noch hinzufügen:

„Nach etwa 8 Tagen kamen wir nach dem bekannten Straflager Souilly. Mit Stockhieben wurden wir daselbst empfangen und mußten in einem Zelt die ganze Nacht stehen, nachdem wir noch einen Marsch von etwa 7—8 Stunden gemacht hatten. Auch waren wir 24 Stunden ohne jede Nahrung. Am ersten Weihnachtstage wurden wir mit Stockhieben, Kolbenstößen und Beschimpfungen in einen Steinbruch zur Arbeit getrieben." Hugo Dietz, Lahr, Kreis Offenburg, Baden.

„Schreckenslager", Lager b. Crepy (Lehmberg genannt).

„Ich, Heinrich Kölner, geboren am 25. April 1900, wurde am 20. August 1918 bei Soissons gefangen und nach einem mir unbekannten Lager transportiert. Dieses Lager, von uns Gefangenen ‚Schreckenslager' genannt, enthielt weit über 6000 deutsche Gefangene. Wir lagen dort wie Tiere dicht nebeneinander und bekamen die ersten drei Tage nicht das Geringste zu essen. Am 4. Tage nachmittags kam endlich das lang ersehnte Sklavenfutter. Aber die Enttäuschung war groß, als wir nur 3 kleine Biskuits empfangen konnten...

...Am 29. August ging es nach einem Lager in der Nähe von Crepy (Lehmberg genannt). Auf dem Wege zum Lehmberg wurden verschiedene meiner Kameraden, die dem langen Marsch nicht mehr Stand halten konnten, einfach von berittenen Mannschaften überritten und mit Säbeln bearbeitet...

...Morgens um 6 Uhr fing man an zu arbeiten, bis Abends um 7 Uhr. Die Mittagspause dauerte eine Stunde. Der Dreck wurde mit großen Schiebkarren herausgefahren. Unsere Beköstigung bestand in 250 Gramm Brot und zweimal ein dünnes Wassersüppchen mit einem Eßlöffel voll Bohnen...

...Nach einem Fluchtversuch bei dem Bataillon angekommen, machten meine Begleiter ihre Meldung und ich mußte in den Unterstand treten, in dem der Batl.-Stab lag. Ich wurde über alles mögliche gefragt, ich gab wieder keine Antwort, sondern setzte mich auf die Erde und machte die Augen zu. Einem Sergeantmajor erschien dies etwas langweilig zu werden, er nahm ein Streichholz und wollte mir die Augenwimpern anbrennen...

...Nun war ich wieder der Boche, und wurde getreten und geschlagen...

...Es ging weiter rückwärts und endlich kam ich dann, von 2 Soldaten immer vorwärts getrieben, in einem Dorfe mit Namen Audignicort an, 30 Minuten von meiner alten Arbeitsstelle entfernt. Obwohl ich nun 3 Tage nichts gegessen hatte, außerdem 90 Kilometer zu Fuß gelaufen bin, mußte ich mir selbst einen kleinen Käfig von Stacheldraht bauen, wo ich mich dann bis abends hineinstellen mußte. Sobald ich mich etwas an den Draht lehnte, bekam ich einen Kolbenstoß von meinem Posten. Die französischen Offiziere standen und gingen vorüber und lachten mich aus...

Digitized by Google

... Zu meinem größten Erstaunen kam ich eines Tages wieder in mein altes Schreckenslager, aber nicht zu meinen Kameraden, sondern ich wurde in einen Hühnerstall eingesperrt. Die Türe zu demselben war nicht viel größer, als die Klappe an einem Hühnerstall und wurde überdies mit einem 1½ Meter großen Stein gesichert. Ich verblieb in dem Käfig bis zum 20. Oktober, volle 14 Tage. Ich war so schwach, daß ich den Stein, den ich morgens von innen immer selbst wegwälzen mußte, nicht mehr wegbrachte, meine Beine waren steif und eines Tages wurde ich in die Krankenstube getragen. Der Arzt fand mich aber für gesund und so kam ich wieder in meinen Hühnerstall... Alle Knochen, die von der Küche in die Abfalltonnen geworfen wurden, nahmen wir heraus und nagten daran. Am 27.12. 1918 kamen wir mit einem Transport von 50 Mann nach dem Lager Carpiagne... Ein französischer Oberleutnant namens Philippo tobte dort wie ein Wilder... Ich erinnere mich, daß manche Leidensgenossen wegen irgend einem kleinen Streich 90 Tage in die Zellen gesperrt wurden und daß sie oft als Schwerkranke, oft auch als Tote herauskamen... Inzwischen war die Grippe ausgebrochen und es sind viele gestorben. Es wären vielleicht nicht so viele zu Grunde gegangen, wenn sie von Anfang an mehr zu essen gehabt hätten. Ich sah es selbst, wie meine armen Leidensgenossen das rohe Gras aßen... Über einen Flüchtling fielen die Schwarzen her und schlugen ihn mit dem Kolben solange, bis er sich nicht mehr rühren konnte. ...Inzwischen war ein französischer Sergeant herbeigekommen, zog einen Revolver heraus und schoß dem sich nicht rührenden Kameraden K. auf eine Entfernung von ungefähr 20 Zentimeter eine Kugel durch den Kopf. Er hatte geendet... Einer aber von den Negern nahm einen ungefähr 10 Kilo schweren Stein und warf den Toten damit zweimal auf den Kopf. Ein anderer trat mit den Füßen auf ihn... Eines Tages wurde ein Kamerad dabei abgefaßt, wie er gesammeltes Brot für in der Zelle sitzende Kameraden besorgen wollte. Er wurde mit Drahtstock an einen Zaun gebunden und zwar vom Lagerkommandanten persönlich. Er wurde so gebunden, daß die Hände und Füße grün und blau anliefen. Zudem wurde er von dem Kommandanten ins Gesicht geschlagen..." Heinrich K., Dortmund.

Lager Clermont. „... Wir waren in Clermont vom 18. VIII. glaube ich bis 15. IX. 1918... Das Nachtlager war ohne Decken und Unterlage, der bloße Boden, für die meisten in Zelten, viele hatten aber da keinen Platz und mußten außen am Boden liegen. Die Nächte waren im September schon sehr kalt. Es sind natürlich viele krank geworden, mehrere auch gestorben. Ins Lazarett wurden die Kranken erst gebracht, wenn sie nicht mehr aufstehen konnten. Nach nur eintägigem Aufenthalt in Alibandières bin ich nach Chartres gekommen, wo wir über 400 Mann beisammen waren. Hier herrschte größter Schmutz..." Xaver Mula, Steinbruchtaglöhner in Ochsenberg b. Viechtach, Württemberg.

Lager Agrede, Südfrankreich, Mont Louis.

„... Unser Weitertransport hinter die Front wurde ein Marterweg. Wenn wir durch Ortschaften kamen, wurden wir durch die Zivilbevölkerung mißhandelt, mit Steinen und Unflat beworfen, mit Stöcken geschlagen...

... Am 1. Oktober 1914 wurden wir nach Mont Louis gebracht; das war ein früheres Kloster. Hier wurde uns die ehemalige Kirche als Unterkunft angewiesen und 200 Mann mußten auf den kalten Steinfließen ihr Nachtlager suchen. Die Nächte wurden bitter kalt, das wenige Stroh, das wir erhielten, reichte nicht hin. So mußten wir mit zunehmendem Winter tüchtig frieren. Ich hatte mir die linke Hand erfroren; sie war ganz verschwollen bis vor zu den Fingern und stellenweise am Aufbrechen. Trotz der Schmerzen hatte ich es immer wieder aufgeschoben mich in ärztliche Behandlung zu begeben, weil die Kameraden keine guten Erfahrungen mit dem französischen Arzt gemacht hatten. Endlich mußte ich aber doch den sauren Gang tun, denn vom Feldwebel, der mit Besorgnis die mißfarbige Geschwulst meiner Hand angesehen hatte, wurde es mir direkt befohlen. Als ich mich nun zum Arzt meldete, behandelte mich derselbe mit Hohn und Verachtung und ließ mich als ‚Drückeberger' vier Tage in Arrest sperren. Ich war nicht der Einzige, dem es so erging. Im Arrest traf ich noch 19 Leidensgefährten, lauter Verwundete und Kranke, Arreststrafen waren das beliebte Allheilmittel, das dieser Mediziner uns Gefangenen verordnete und wenn er sich ja zu weiteren Kuren herbeilassen mußte, so erinnerten sie sehr an Dr. Eisenbart. Mir und den Kameraden gegenüber gebrauchte er wiederholt den Ausdruck: ‚Ach, deutsche Schweine behandle ich nicht!' Das bekamen wir von nun an oft zu hören... Er gilt weniger als wie ein Tier, dem man doch neben dem Essen auch die Pflege nicht verweigert... Die Behandlung der Kriegsgefangenen durch die aufsichthabenden Offiziere und Wachmannschaften war grausam, gewalttätig und un-

Digitized by Google

gerecht. Wer vor Mattigkeit und Entkräftung am Umsinken war, der wurde durch Püffe und Stöße mit dem Gewehrkolben ‚gekräftigt'. Es kam vor, daß Kameraden von französischen Offizieren geschlagen worden waren, nicht etwa, weil sie lässig oder herausfordernd gewesen wären, sondern aus keinem andern Grunde, als weil unsere Peiniger wieder einmal ihrem Deutschenhaß Luft machen wollten. Das habe ich mehr als einmal erlebt und mit angesehen... Wer sich ‚nach oben' beliebt machen wollte, suchte sich durch Quälen und Schinden der Gefangenen hervorzutun. Auch der Marsch zur Arbeitsstätte und zum Quartier war in der Regel ein Leidensweg, denn der Zug der abgehärmten Kriegsgefangenen wurde stets von einer schreienden, uns mit Verwünschungen und Tätlichkeiten bedrohenden Volksmenge begleitet...

... Sodann reisten wir über Perpignan, Carcassonne, Garonne und Porto nach Bordeaux, der großen Hafenstadt. Während der ganzen Fahrt wiederholten sich auf den einzelnen Stationen die häßlichen Beschimpfungsszenen durch die Bevölkerung... Pistolen wurden uns vorgehalten, aus den Fenstern wurde heruntergespuckt, kleine Kinder, die noch nicht schimpfen konnten, machten wenigstens die Gebärden des Halsabschneidens und Köpfens. Die Wilden in Afrika, wohin wir später kamen, haben sich humaner und besser gegen uns benommen...

... Wir fuhren nach Afrika, aus dem winterlich-kalten Europa ins mörderisch-heiße afrikanische Klima! Auf, nach Marokko!...

... Die überstandenen 4 Monate französischer Kriegsgefangenschaft in Europa waren hart genug. Hätte ich jedoch voraus gewußt, was für furchtbare Drangsale mir erst die 2 Jahre Gefangenschaft in Marokko bringen würden, ich wäre in Verzweiflung geraten..." Jakob Huber aus Walterskirchen, jetzt München, Dänkhelstraße 29/3 r.

Amtliche Vernehmungen von Kriegsgefangenen (Souilly):

„Die Behandlung der deutschen Gefangenen ist unglaublich schlecht. Sie werden mit Stockschlägen und Gewehrkolbenstößen mißhandelt; die Offiziere lachten darüber. Die Gefangenen sind in nicht heizbaren Holzhütten untergebracht, liegen auf Stroh ohne Matratze und haben erst vor ungefähr 4 Wochen pro Mann eine Decke erhalten. Kleidung ist schlecht und wird selten erneuert; besonders mangelhaft ist das Schuhwerk, so daß sich manche Holzbrettchen an Stelle der Sohlen an die Schuhe binden, um im Steinbruch überhaupt arbeiten zu können." Schütze Johann W.

„Die Behandlung der Gefangenen in Souilly spottete jeder Beschreibung. Für die geringsten Vergehen, oft ohne Grund, wurden sie von Offizieren und Mannschaften mit Stöcken geschlagen. Unterkunft war keine vorhanden; sie lagen auf blankem Boden in Gärten und sonstigen mit Draht umzäunten Plätzen zusammengetrieben." Unteroffizier Heinrich M.

„Unter Androhung von Strafen wurden dort die Gefangenen ausgefragt. Da er selbst nichts, später falsch aussagte, wurde er unter Fußtritten und Kolbenstößen in Arrest befördert, wo er 30 Stunden ohne Essen und Trinken eingesperrt blieb." Gefreiter Richard H.

„Die Behandlung spottete jeder Beschreibung. Der Wachoffizier Oberlt. Burgroll, 138. Inf.-Reg. — war häufig betrunken und schlug die Gefangenen in roheste Weise mit Stock und Reitpeitsche." Gefreiter Mattias A.

Ganz ähnlich war es in dem Lager Badelaincourt:

„Nachdem die Bewachungsoffiziere von Grimaucourt mit umgezogen waren, war die Behandlung in Badelaincourt eine ähnliche wie dort. Der Grundsatz ‚Alle Gefangenen müssen kaput werden, damit sie der Kaiser nie mehr zu Soldaten gebrauchen kann' wurde nicht nur in die Tat umgesetzt, sondern von Offizieren noch öffentlich bekanntgegeben." Gren. Theodor G.

„Die Unterkunftsverhältnisse — wasserdurchlässige Zelte, ohne Stroh, Baracken ohne Fenster, Ofen und Lagerstätten — sind ebenfalls schon bekannt. In Souilly sind von den am 15. 12. 16 gefangenen Leuten des bayr. Ers. Regt. 1 in einer Nacht 13 Mann erfroren, da die Gefangenen, zum größten Teil mehrere Nächte unter freiem Himmel zubringen mußten." Gefreiter Karl A.

Ähnlich, wenn nicht schlimmer, waren die schon erwähnten Lager in Südfrankreich und Korsika:

Am 16. September 1916 starb in Frankreich im Offiziersgefangenenlager von Le Puy, Roche Arnaud, der deutsche Stabsarzt Dr. Brausewetter. Erst vom März 1916 an war er von den Franzosen als Offizier anerkannt und in ein Offi-

Digitized by Google

ziers lager gebracht worden. 1¼ Jahre seiner Gefangenschaft hatte er in den Gefangenenlagern von Casabianda auf Korsika und in Uzès verbringen müssen, wo er ohne jede Rücksicht auf seinen militärischen Rang und auf seinen ärztlichen Beruf ebenso wie die anderen Kriegsgefangenen behandelt wurde. Welcher Art diese Behandlung war, und welche Zustände in den Lagern von Casabianda und Uzès herrschten, geht aus den hinterlassenen Tagebuchblättern und anderen Aufzeichnungen B.s hervor:

Im Lager von Casabianda, das von Typhus, Dysenterie und anderen ansteckenden Krankheiten heimgesucht wurde, war nur ein Lagerarzt vorhanden. Kranke besuchte er überhaupt nicht: Medikamente zu geben, war verboten. Wenn beim Kommandanten Klage darüber erhoben wurde, erwiderte er, er habe keine Macht über den Arzt. Dem deutschen Stabsarzt Dr. B., der freiwillig seine Hilfe anbot, wurde vom Kommandanten verboten, sich um die Kranken zu kümmern. Nur die Sterbenden wurden zum Arzt getragen, während Schwerkranke aus nichtigen Gründen in Arrest geschickt wurden. Die Folge dieser unmenschlichen Behandlung war naturgemäß eine von Tag zu Tag zunehmende Sterblichkeit unter den Gefangenen. Der Versuch der Kriegsgefangenen, ein Schreiben an die amerikanische Botschaft abzusenden, das die Bitte enthielt, eine Besichtigung des Lagers vornehmen zu lassen, mißlang. Der Versuch wurde als Rebellion bezeichnet. Dennoch besuchte eine amerikanische Kommission das Lager; beim Anblick des Arrestlokales riefen die Amerikaner aus: ‚Das ist ja mittelalterlich.'

Im Lager von Uzès waren die Zustände nicht viel besser. Die Ernährung war unzureichend und jegliche Bewegungsfreiheit fehlte. Über ein Jahr lang sind die Gefangenen aus einem in der Mitte des Lagers gelegenen Hofe nicht herausgekommen; und dieser Hof, der 500 Menschen als einziger Platz im Freien zur Verfügung stand, war so schmutzig, daß viele sich scheuten, ihn zu betreten, und so auf jede Bewegungsmöglichkeit im Freien über ein Jahr lang verzichten mußten. Dem gesundheitsschädlichen Einfluß dieser aller Hygiene hohnsprechenden Verhältnisse ist auch Dr. B. zum Opfer gefallen; er siechte dahin, bis ihn schließlich der Tod erlöste... (Vgl. Brausewetter „J'accuse" (Ich klage an), 2 Jahre in französischer Gefangenschaft. Berlin 1918, Bruno Cassierer.)

Der Schweizer Delegierte Dr. de Marval erwähnt ebenfalls Casabianda als sehr schlechtes Lager; sein Bericht möge an dieser Stelle Platz finden:

(Auszug.) „Die häufigste Schwierigkeit ist das Ungeziefer. Die Offiziere scheinen es am schlechtesten zu haben. Sie wohnen im allgemeinen zu eng aufeinander, die Räume sind schlecht ventiliert und beleuchtet, und es fehlt an den einfachsten Bequemlichkeiten. Sie können Stühle, Tische und Bretter kaufen. Die Pakete kommen sehr oft geöffnet und leer an... Einige Lazarette waren nicht geräumig genug und hatten nicht die nötigen Medikamente. Offiziere beklagten sich, daß sie von der Bevölkerung beschimpft worden seien oder während des Transportes gefesselt waren usw. Es gibt meistens nur katholische Gottesdienste; für Protestanten ist es sehr schwer, Gottesdienste zu erreichen. Auch die Soldaten sind oft schlecht untergebracht. Die Betten lassen zu wünschen übrig, das Stroh ist fast immer knapp, feucht und sehr oft voller Läuse. Auch die Decken sind oft aus Stroh. Dazu ist ein offenes Holzgestell auf den nackten Boden gestellt, der meistens noch feucht ist. Diejenigen, die in Zelten schlafen, leiden viel unter Bronchitis und Rheumatismus, diejenigen, die in Festungen und alten Klöstern sind, entbehren oft einfach Luft. Auch die Qualität des Wassers läßt meistens zu wünschen übrig. In manchen Lagern gibt es nicht genug Wasser zum waschen, weder für Personen, noch für Kleider. Gewöhnlich hat jeder Mann eine Decke, aber sie ist sehr klein und oft sehr abgenutzt. In Fougères berühren sich die Betten. Casabianda war ein sehr schlechtes Lager. Äußerst eingefallene Baracken. Sanitäre Einrichtungen schlimmer als ärmlich. Ernährung kaum ausreichend für die Arbeitenden... Die Kochgelegenheit schlimmer als sparsam. Schlafgelegenheiten außergewöhnlich: Betten aus Zweigen, gemacht von den Gefangenen und in zwei oder drei Reihen übereinander. Die Dielen und Fenster fallen zu Ruinen zusammen... Wünsche der Gefangenen mehr zu essen zu bekommen usw. Hauptpunkt des Anstoßes die

Digitized by Google

Nahrung." Marval und Eugster sagen im Mai von deutschen Lagern: „Wir erkennen die ausgezeichneten Maßnahmen und die vollkommene Organisation voll an; sie sind ausgedacht bis in die geringsten Kleinigkeiten, auch die Verwaltung der Lager ist bewundernswert."

Mikra bei Saloniki.

Den Schluß dieses Kapitels soll eine Aussage bilden, die offenbart, daß das Gebaren der Franzosen auf allen Kriegsschauplätzen das gleiche war:

„Vom 11. Januar 1919 bis 6. Juni 1919 weilte ich im französischen Gefangenenlager Mikra bei Saloniki. Das seit dem Winter 1918/19 allgemein übel berüchtigte Lager Mikra war während des Krieges — nach persönlich mir gegenüber gemachten Aussagen eines französischen Arztes —, ‚infolge ausdrücklicher internationaler Abmachungen, die den bekannten schlechten hygienischen Verhältnissen des Lagers Rechnung trugen und die seines Wissens auch in die Berner Konvention aufgenommen wurden' — nur als Sammellager benützt worden, um die an der mazedonischen Front gemachten Gefangenen dort zu sammeln und sie dann mit dem nächsten Schiff nach Frankreich abzubefördern. Mit dem Moment des Waffenstillstandes benützten die Franzosen das zu diesem Zweck in keiner Weise eingerichtete und in sanitärer Hinsicht jeder Beschreibung spottende Lager Mikra als Dauerlager. An dieser Tatsache, wie überhaupt an den ganzen Verhältnissen des Lagers Mikra kann in selten überzeugender Art die bewußte Absicht der französischen Regierung und verantwortlichen Befehlsstellen nachgewiesen werden, die Zeit nach dem Waffenstillstand — als Deutschland ohnmächtig geworden war — dazu auszunützen, die deutschen Gefangenen, d. h. einen der kräftigsten, zukunftsvollsten Bestandteile der deutschen Jugend, soviel als irgend möglich, entweder ganz zugrunde zu richten oder doch derart seelisch und körperlich zu schädigen, daß sie nur als gebrochene Männer nach Haus zurückkehren sollten. Ein solcher Nachweis ist für Frankreich als Staat ungleich belastender als die Feststellung von Grausamkeiten französischer Einzelpersonen, die zwar die allgemeine Psychologie der französischen Rasse, nicht aber das System und die verantwortliche Politik Frankreichs treffen.

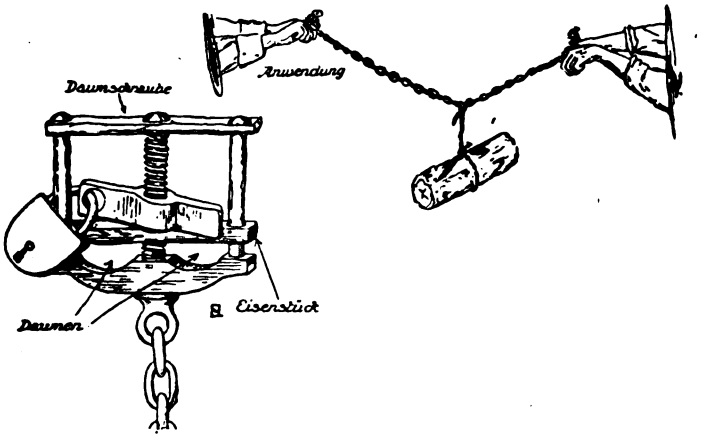
Sämtliche Gefangene (etwa 400 Deutsche, etwa 500 Österreicher und Ungarn und zahlreiche Bulgaren), gleichgültig ob Offizier, Unteroffizier oder Mann, waren in französischen Spitzzelten, sogenannten Marabous, untergebracht. Die Zelte, deren Normalbelegung auf höchstens 10 Mann berechnet war, waren oft mit über 20 Mann belegt. Fast sämtliche Zelte waren durchlöchert und derart brüchig, daß von einem Schutz gegen Wind und Wetter nicht die Rede war. Bei Regen stand das Wasser oft fußhoch in den Zelten, bei Sturm wurden die Zeltstangen oft geknickt und die Zelte weggeweht. In den eisig kalten Winternächten verließen unsere Leute oft ihre Zelte, um durch Bewegung das Erfrieren von Gliedmaßen zu verhindern. Feuer zu machen war streng verboten. Strohsäcke gab es nicht. Glücklich war, wer eine Decke oder ein Zelttuch hatte; 95% besaßen jedoch nichts derartiges. Wir Offiziere konnten uns nach einiger Zeit durch heimlichen Kauf etwas Holz besorgen und uns daraus Bettstellen zimmern. Die Mannschaften lagen jedoch den ganzen Winter auf der bloßen, feuchten, kalten Erde; zum Teil sogar ohne Mäntel. Infolge der zahlreichen Regenfälle war während des Winters der Boden des Lagers ein Morast, in den man bis zu den Knöcheln einsank, da es Wege oder Knüppelpfade nicht gab. Die Folge war, daß die Leute dauernd nasse Füße hatten." Lt. v. Hofacker, stud. jur., Tübingen.

Behandlung.

Der Unterbringung entspricht die Behandlung. Nicht nur werden die durch furchtbarsten Hunger verschärften Arreststrafen in unmittelbarer Folge für denselben Mann verhängt, so daß sie sich über Jahr und Tag erstrecken, ohne daß der Gefangene kaum jemals das Tageslicht erblickt oder in die freie Luft geführt wird. Es werden Strafen erdacht, wie sie nur die entmenschte Fantasie eines Wüstlings zu erfinden vermag. Auspeitschungen der nackt ausgezogenen Mannschaften sind an der Tagesordnung. Im glühenden Sonnenbrand werden die Unglücklichen an Stangen gebunden und tagelang der Einwirkung der sengenden Strahlen ausgesetzt. Mit 10 Zentimeter Abstand werden sie an eine Mauer gestellt, das Gesicht der Mauer zugekehrt, und müssen hier bis zu 60 Tagen in dieser Haltung verbringen bis sie einfach wahnsinnig werden. Für ganz geringe Vergehen hat der Gefangene in einem selbstgegrabenen Loch im Freien

Digitized by Google

ohne jeden Schutz vor der Witterung bis zu 40 Tagen abzusitzen. Trotz ärztlichen Einspruchs werden Fieberkranke bis zu 40 Grad erbarmungslos zur Arbeit getrieben. Hierfür biete ich mich selbst als Zeuge an. Sogar mittelalterlicher Folter, wie Daumenschrauben, bedient man sich, um Geständnisse von ihnen zu erpressen. In der vom deutschen Kolonialamt herausgegebenen Denkschrift „Die Kolonialdeutschen in französischer Gefangenschaft" sind diese Daumenschrauben auf Grund einer Reihe übereinstimmender eidlicher Aussagen abgebildet.



Diese Daumenschrauben werden aber nicht nur in den Kolonien angewandt, wo man noch als mildernden Umstand den Tropenkoller geltend machen könnte, sondern, wie der nachfolgende Bericht beweist, auch in Frankreich selbst:

„Ich verbrachte 5 Monate im Hospital, dann kam ich nach Friaul bei Marseille auf eine Insel, wo dieselben Zustände herrschten, wie auf Fort St. Nicolas. Bei geringstem Vergehen wurden sogar Prügelstrafen und Daumenschrauben angewendet, welche furchtbare Schmerzen verursachten. Ein französischer Sergeant, eine direkte Bestie, hatte es sich zur Aufgabe gemacht, in der Frühe die Leute, welche sich nicht einmal rühren konnten, mit einem dicken Knüppel zu bearbeiten." Johann Zauner, Kochel, Oberbayern.

„Kompagnie Harville. Leutnant Guytin, der schlimmste und fanatischste Lagerchef, der mir in meiner langen Gefangenenzeit vorgekommen ist: Anläßlich eines schweren Unfalles beim Tragen von Granaten, dem zwei Kameraden zum Opfer fielen, während zwei andere schwer verwundet wurden, hat besagter Leutnant sich in einer jeder Menschlichkeit hohnsprechenden Weise benommen. Ich war gerade im Büro anwesend, als der Unfall telefonisch durch den, das betreffende Detachement befehligenden Sergeanten mit dem Ersuchen gemeldet wurde, infolge der Schwere der Verletzung besonders des Gefangenen Wilhelm Giesicke, welcher am Arm und an den Beinen besonders schwer verwundet war, einen in der Nähe befindlichen Zivilarzt holen zu dürfen. In Ermangelung eines Militärarztes, der erst von dem etwa 20 Kilometer entfernt liegenden Verdun geholt werden müsse. Guytin verweigerte das rund heraus, und verbot dem Sergeanten für den im Sterben liegenden Gefangenen besondere Maßnahmen zu ergreifen. Bei dieser Gelegenheit entglitt ihm unter diabolischem Grinsen auch die französische menschliche Äußerung: ‚Lieber zwei Boches tot, als ein Hase!'" Herbert Wolf, Berlin NW.

Digitized by Google

„Die Behandlung war unter aller Kritik. Ein großer Teil der Leute hatte kein Hemd. Sie reklamierten und wurden daraufhin dem Colonel vorgeführt. Mit den Worten: ‚Schweine brauchen keine Wäsche', trat er denjenigen, die reklamiert hatten, vor den Bauch. Darunter auch mir. Die Sergeanten ahmten dem rohen Beispiel des Colonel nach. Man war niemals sicher, daß man nicht mit dem Bajonett verwundet wurde. Am 14. 7., am Nationaltage der Franzosen, wurde ich, als ich nachts zur Latrine ging, von der Latrine bis zum Zelt von 3 Sergeanten mit dem Bajonett verfolgt. Tag für Tag mußten wir das Wasser vom Meer holen. Dieser Weg führte steil bergan. Wenn jemand von uns gequält werden sollte, wurde er an den Wasserwagen angespannt. Der Form halber war wohl ein Pferd an dem Wagen. Dieses Pferd wurde aber von dem Führer zurückgehalten, so daß die ganze Last auf uns lag. Es kam täglich vor, daß die einzelnen von dem Führer mit der Reitpeitsche geschlagen wurden." Michael Erndl, Pleinting (Donau), Niederbayern.

„Es war am 8. Dezember 1916 bei Moyenneville, als ich einen zensurwidrigen Brief schrieb. Der Leutnant ließ mich zu sich kommen, hörte sich in der größten Gelassenheit die Begründung meiner brieflichen Klage an und schlug mich dann mit der Reitpeitsche rücksichtslos über den Kopf. In meiner Wut war mir, als müßte ich mich auf den Kerl stürzen. Aber der auf dem Tisch bereitliegende Revolver belehrte mich eines Besseren." Johann Blochberger, Freiburg an der Elbe, Provinz Hannover.

„Seit April 1918 war ich auf der Saline und ging eines Tages während der Arbeit zum Austreten. Nach der Rückkehr wurde ich auf dem Hof von dem französischen Posten angesprochen. Da ich natürlich nichts verstand, zuckte ich mit den Achseln. Daraufhin versetzte er mir einen Hieb mit dem Gewehrkolben. Mich übermannte die Wut und schlug wieder. Drei weitere Posten eilten herbei und bearbeiteten mich mit dem Gewehrkolben, so daß ich bald am Boden lag." Niewöhner, Ulm.

„Ich wurde eines Tages von einem französischen Posten mit dem Gewehrkolben geschlagen. Ich natürlich gab ihm auf bayerisch wieder retour, natürlich eine Maulschelle. Daraufhin wurde ich von einem französischen Korporal notiert und gegen Mittag dem Kompagnieführer der 334. Kompagnie, Oberleutnant Gavie, vorgestellt. Ohne lange zu fragen, was der betreffende Gefangene gemacht hat, schlug er mir gleich mit einer Reitpeitsche ins Gesicht, natürlich umgekehrt mit einem silbernen Knopf. Ich hatte während dieser Mißhandlung 3 Zähne verloren, und aus Mund und Nase floß mir das Blut in Strömen. Auch am Kopfe hatte ich verschiedene Verletzungen. In diesen 10 Minuten lag ich auf dem Boden; in der linken Hand hatte er den Revolver, in der rechten die Reitpeitsche. In dieser Stellung schlug er auf mich zu. Hinter ihm standen verschiedene Sergeanten und Korporäle, die sich über den Anblick meiner Person noch gut amüsierten." Heinrich Schreiner, München, geb. am 22. Mai 1896 zu Goldkronach.

„An die Körperkräfte wurden schwere Anforderungen gestellt, selbst schwächliche Leute mußten mit 2 Zentnersäcke schleppen, ganz gleich ob sie zusammenbrachen oder nicht. Wir waren ja nur ‚Sallboches', (Deutsche Schweine), mit denen man sich alles erlauben konnte, Schimpfworte, Püffe und Fußtritte waren bei der Arbeit an der Tagesordnung." Walther Töpfer, Dresden, Drehgasse 5/II.

„Auf dieser Reise kamen wir in das Lager Castres und von da aus kam ich dann mit noch 4 Kameraden auf ein landwirtschaftliches Kommando nach Nages Departement Farm, wo ich bei einem katholischen Pfarrer arbeiten mußte. Er heißt: Abbé Germain Vicules. Am liebsten würde ich über das schweigen, wie mich dieser Mensch auszunützen suchte, denn ich selbst bin Katholik und schäme mich heute noch vor meinen protestantischen Kameraden, die es mit ansahen, wie der Pfarrer es mit mir machte. Doch ich kann auch da keine Ausnahme machen und wenn ich heute könnte, würde ich von ihm Rechenschaft fordern. Ich war vom 5. Mai 1917 bis Mitte Februar 1919 bei ihm. Ich will kurz die Hauptpunkte, die mir am meisten wehtaten nennen, vor allem was die Arbeit anbelangt. Der Mensch verlangte, daß ich von 4 Uhr früh bis 9 Uhr abends arbeitete und noch dazu ohne Pause, kaum eine Viertelstunde Zeit zum Essen und noch war er unzufrieden. Das Essen war alles eher, als gut, besonders das zweite Jahr, als ich nur mehr meine vorgeschriebenen Stunden arbeitete, war das Essen, ich kann es ruhig behaupten, so, daß man den Schweinen besseres zum Fressen gibt, und da verlangte der Mensch die schwersten Arbeiten. Sein ganzer Deutschenhaß wurde laut, wenn er in der Kirche predigte. Ich will nur von 2 Predigten bemerken, wie sich sein Haß entpuppt. Bei ersterer sagte er zu dem

Digitized by Google

Volke unten, daß die Deutschen keine Menschen, sondern nur eine schlechte Rasse seien, und daß er seine Boches (wir waren damals zu Dritt bei ihm) mit dem Lineal dressieren werde. Das habe ich mit eigenen Ohren mit anhören müssen, ja es war sogar dem Volke zuviel gesagt und entfernte sich aus der Kirche; als ich ihm darüber Vorhaltungen machte, ließ er mir das Kirchengehen verbieten." Leopold Denk, Maulbronn, Post Mauth, Niederbayern.

Demensprechend ist auch die Behandlung der Verwundeten und Kranken in den Lagern, wo sich häufig gar kein Arzt befindet, oder man dessen Gutachten einfach unbeachtet läßt.

Diebstahl von Liebesgaben.

Nicht einmal die wenigen Liebesgaben gönnt man den Gefangenen. Nicht selten werden sie offen oder heimlich gestohlen oder Eßwaren gar in boshafter Weise vernichtet:

„Eine umfangreiche Liebesgabensendung vom deutschen roten Kreuz suchte der Leutnant zu unterschlagen. Er gab uns hundert Hemden und dreißig Paar Schuhe, nachdem er gleich erklärt hatte, wir sollten uns nicht wundern, daß nicht mehr gekommen sei, die Sendung sei ‚unterwegs' bestohlen worden. Er beklage es aufs tiefste, daß man auf der deutschen Eisenbahn und Post so wenig Mitleid mit den unglücklichen Volksgenossen habe und diese auch noch bestehle. Fataler Weise fand man aber inzwischen ein vollständiges Inventar-Verzeichnis der ganzen Sendung, das wesentlich höher lautete. Auf unser energisches Verlangen hin, einen höheren Offizier in dieser mabigen Angelegenheit sprechen zu wollen, rückte der Bursche dann noch 400 Hemden und 200 Paar Strümpfe heraus! Dummer Weise fand man zwischen diesen Hemden etliche vom französischen Inf.-Regt. 19, so daß die Verdächtigungen der deutschen Eisenbahn- und Postbeamten mit Fug als nicht ganz stichhaltig angesehen wurden!" Arndt Ledig, Leipzig, cand. phil., Sebastian-Bachstr. 3.

Bestrafung von Fluchtversuchen.

„Im Sommer 1919 waren drei meiner Kameraden, Bothmer, Skibba und Eggert von der Cie. V. G. R. L. 916 aus dem Lager Loisy ausgebrochen, um zu versuchen, durch Flucht aus dem Elend und Jammer einer anscheinend nie endenden Sklaverei zu entkommen... Und wie das Unglück es will, die drei wurden zurückgebracht. Geschlagen und gestoßen, wie sie nun schon waren, nahm man ihnen Schuhe und Röcke ab und ließ sie nur mit Hose und Hemd bekleidet. In dieser Zeit ließ der Sergeant Pasquet alle Posten vor der Türe des Gefängnisses Aufstellung nehmen, was diese ja allzugern taten. Sie bewaffneten sich mit Stöcken, Besenstielen und sonstigen schlagbaren Instrumenten und schlugen nun auf diese 3 Kameraden, die durch dieses Spalier durchmußten, los. Eine Stunde später holte man sie wieder heraus und stellte sie barfuß, es war ein heißer Augustmittag, mit den Augen gegen die Sonne auf und jeder Franzose der Lust hatte, ging heran und schlug auf diese armen Opfer ein oder gab ihnen ein paar Fußtritte. Diese Quälereien gingen solange, bis der eine, Kamerad Eggert, eine blutende Wunde oberhalb des Auges erhalten hatte. Ich stürze aus dem Lager heraus, um den Mißhandlungen Einhalt zu tun, erreiche aber weiter nichts, als daß ich Fußtritte und Schläge erhalte... Die Posten, ehemalige Gefangene in Deutschland, erklärten, sie behandelten uns hier nur so, wie sie es in Deutschland auch gehabt hätten; einer allerdings war ehrlicher und sagte: ‚Ich habe es in Deutschland ganz gut gehabt, aber ich mißhandele Euch, weil Ihr eine dreckige Rasse seid.' Einige Stunden später kam der französische Lagerführer, St. Nicolai, dem ich unsere Beschwerde vorbringe und darauf antwortete mir dieser Halunke, daß den Ausreißern sehr recht geschehen sei und er nie wieder eine Beschwerde in dieser Angelegenheit hören wolle. Nun begann die Jammerzeit für diese 3 Kameraden. Als Strafe erhielten sie 60 Tage Gefängnis und vormittags und nachmittags je 2 Stunden Schleppen eines etwa 40 Pfund schweren Tornisters. Das Brot, welches ihnen zustand, wurde von den Franzosen von morgens um 7 Uhr bis mittags um ½12 Uhr in die Sonne gelegt und in das Trinkwasser eine Handvoll Salz geworfen. So war das Verfahren, wie es St. Nicolai und St. Pasquet, die nie genug über deutsche Barbarei schimpfen konnten, es für gut befanden. Daß geprügelt wurde bei der Arbeit, beim Marsche, war schon keine Seltenheit mehr; wenn die Posten abends nach Hause kamen, versuchten sie mit faustgroßen Steinen die Fenster ein- und durch die Fenster hindurchzuwerfen." Friedrich Liecki, Vierraden bei Schwedt a. Oder.

Wie in Deutschland entsprungene Gefangene behandelt wurden, geht aus Folgendem hervor:

Digitized by Google

In seinem Buche „L'Allemand" legt Jaques Rivière Zeugnis ab, wie ihm ganz und gar wider den Strich geht, daß die Deutschen einen wiedereingefangenen Entsprungenen so nett aufnehmen und zu ihm sagen: „man verstehe ja, daß er den Wunsch habe loszukommen, aber Krieg sei eben Krieg". „Wir Franzosen", ruft Rivière aus, „würden so einen Kerl, der unsere Befehle mißachtet hat, ganz anders anbrüllen: ‚Dans la certitude de notre fait' (in dem Gefühl der Berechtigung unseres Standpunktes)." (Nach Franz Arens, „Französ. Intellektuelle u. deutsche Kultur", D. neue Merkur, März 1920.)

„Ich möchte Ihnen ganz kurz mitteilen von einer Affaire, die sich zu der Zeit meiner Gefangenschaft im Dezember 1919 im Lager der P. G. R. L. 45 Châtres zugetragen hat. ... Nachdem die durch Verrat wieder eingebrachten, entflohenen Kameraden, wieder im Lager waren, mußten die sehr bedauernswerten Leute unter Befehl des Oberleutnant der marok. Truppe, Pierre May, folgendes ausführen: Um die sich außerhalb des Lagers befindlichen Schreibstubenbaracken, mußten die Leute barfuß laufen; aber nachdem erst die bewaffnete Truppe um die Baracken eine Straße gebildet hatten, die von den Gefangenen passiert werden mußte. Der Oberleutnant stand mit der Reitpeitsche dort und gab den Befehl, auf die immer durchlaufenden Boches loszuschlagen, was natürlich unter Drohung, der noch aufgepflanzten Gewehre, stattfand. Wenn die Gefangenen unter schrecklichem Geheul nicht mehr weiterlaufen konnten, ließ auch dieser humane Leutnant es sich nicht nehmen, persönlich mit der Reitpeitsche auf die Armen loszuschlagen. Später wurden dann die teilweise fast Ohnmächtigen in die z. Zt. sehr kalten Prisons untergebracht." Ernst Friedrich Kräuth, Mannheim F. 48.

„Am 3. September 1916 erhielt ich mit einer größeren Zahl von Kameraden in Castre den Befehl, auf dem dortigen Munitionsstapelplatze Munition zu verladen. Es handelte sich nicht etwa um Rohstoffe, Hilfsmaterialien oder dergl., sondern um in Holzgestellen verpackte sog. ‚Flügelminen' ... In der Überzeugung, daß es sich um völkerrechtswidrige und entehrende, weil gegen unser Vaterland gerichtete Arbeit handle, haben wir die Arbeit abgelehnt, aber ausdrücklich bemerkt, daß wir jede andere Arbeit verrichten würden. Der herbeigerufene Lagerkommandant, ein französischer Major, versuchte zunächst, einzelne von uns durch Fußtritte und Faustschläge zur Arbeit zu zwingen. Ich selbst erhielt einen Faustschlag ins Gesicht, der eine Blutung und Schwellung meiner Lippen zur Folge hatte ... Im Depot wurde ich mit einem Kameraden in den Prison gesperrt, nachdem auf ausdrücklichen Befehl des Kommandanten das im Kruge noch befindliche Trinkwasser in den Toilettenkübel entleert worden war. Den ersten Tag blieben wir ohne Wasser und Nahrung, mehrere Tage erhielten wir nicht das, was uns nach französischen Bestimmungen zugestanden hätte. Vor allem blieben wir ohne Decken. ... Einige Tage später wurden wir in Einzelzellen gesteckt. Wir waren die einzigen dort Inhaftierten. In der mir angewiesenen Zelle waren die Fenster an beiden Seiten zerbrochen, die Decke zum Teil eingefallen, der Fußboden überaus feucht ... Während meiner Haft hatte sich bei mir eine Kniegelenktuberkulose herausgebildet, die kurz nach meiner Ankunft in La Pallice meine Überführung in das Spital in La Rochelle erforderlich machte. Die Krankheit hat für mich den dauernden Ruin meiner Gesundheit zur Folge gehabt." Dr. rer. pol. Edmund Schreiber, Freiburg i. Br., Versorgungslazarett.

Ein sehr charakteristischer Bericht.

„... Gegen Abend, nach sechsstündigem Marsch, sind wir an Ort und Stelle angekommen, im berühmten ‚Zoologischen Garten' hinter der Somme. ... Noch in der Nacht beginnt das Verhör in der Baracke ... Kann man keine Antwort geben, so bekommt man einen Faustschlag ins Gesicht. ‚Wo steht Eure Artillerie, wie heißt der Adjutant Eurer Division, wie viele Gewehre habt Ihr im Regiment?' Der Offizier droht fortwährend: ‚Wenn Du lügst, wirst Du sein bestraft mit Begräbnis'. Fallen die Antworten besonders unbefriedigend aus, dann verfügt der verhörende Offizier: ‚Morgen bekommst Du kein Brot'. Für diesen Tag und für den nächsten als dem eigentlichen ersten Tag bekommen wir ohnehin nichts zu essen. An den kommenden Tagen erhält jeder dreihundert Gramm Brot und immer 10 Mann zusammen eine Fleischbüchse. Alles wird über den Stacheldraht in den Schlamm geworfen. Aber man stürzt sich doch darüber her. In einem Käfig sah ich einen alten Major in schneeweißem Haar stehen, keine Mütze, die Kleider von oben bis unten zerfetzt, keine Gamasche. Er stand Tag und Nacht unbeweglich, sah gerade aus und seine Miene verriet kein Gefühl. Das Brot, daß man ihm in den Käfig geworfen hatte, lag unberührt am Boden. Er hat uns allen

Digitized by Google

ungeheuren Respekt eingeflößt. Im ‚Zoologischen Garten' blieb ich 7 Tage und 7 Nächte. Die Nächte waren schlimmer als die Tage. Man versuchte, sich in den Schlamm zu legen, konnte aber nicht schlafen. Manchmal standen wir alle, ein dickes Rudel, eng aneinander gepreßt und wenn sich einer rührte, wurden die anderen auch mit bewegt. Das schwankte hin und her wie ein großes Schiff. Wenn es regnete, dann floß das Wasser aus unseren Haaren über das Gesicht. Die Kleider klebten an uns und auch am Tage wurden wir nicht trocken. Dabei alle 7 Tage und 7 Nächte keinen Tropfen Wasser zum trinken und infolge des Hungers nahmen die Kräfte von Tag zu Tag ab. ...In Longueau blieb ich 11 Tage, von hier aus ging es nach Amiens. An ein Sattwerden war nicht zu denken. Hier war die Suppe bedeutend dünner, im Grunde genommen war es nur warmes Wasser, in dem ein paar Reiskörner oder Linsen herumschwammen. In Amiens sind auch viel mehr Menschen zu Grunde gegangen als in Longueau. Hier gab es übrigens auch viel mehr Verbote als in Longueau. Hier war es sogar verboten, in der Nacht zu sprechen. Im Lager waren etwa 2000 Menschen untergebracht. Es bestand die Vorschrift, sich jeden Tag Hände und Gesicht zu waschen. Aber es wurde nur ab und zu, meistens jeden 2. Tag, manchmal auch nur jeden 3. oder 4. Tag ein kleines Schaff Wasser herangebracht. Wenn das Wasser herankam, dann balgten sich einige hundert Menschen um das Herankommen. Man vertiert. Weggeworfene Kartoffelschalen, abgenagte oft übelriechende Knochen waren die Objekte wütender Kämpfe. Als ich nach 16 Tagen Amiens verließ, war ich zum Skelett abgemagert. Wer nicht mehr aus dem Zelt hervorkrauchen kann, der bleibt liegen, bis er tot ist. Bahntransport. Immer 50 Mann in einem Viehwagen ohne Fenster. Hier wurden wir mit aller Gewalt hineingepreßt. Dann wurde der Viehwagen von außen zuplombiert. Man konnte nicht stehen, nicht sitzen, nicht knieen, nicht liegen. Niemals sind in einem Schafstall die Tiere so eng aneinander gepreßt, wie wir es hier waren. So fuhren wir 3 Tage und 3 Nächte, ohne daß ein einziges Mal jemand die Türe geöffnet hätte, ohne daß ein einziges Mal jemand nachgesehen hätte, ob welche von uns inzwischen gestorben waren. Man denke, daß die meisten von uns ruhrkrank waren, daß es keine Aborte gab und keine Fenster. Ein paar hundert halbtote Menschen kamen schließlich am Bahnhof in Rouen an. Ich bin im Laufe der Jahre im Lager Pont VII in Le Havre gewesen, im Lager Jemappes, wieder in St. Aubin, im Abbatoir, auf dem Kommando Sandoville, in Montfort sur Meu, in Coët Quidan, wieder in Montfort, in der Kompagnie 899 an der ehemaligen Front, in der Disziplinarkompagnie 900, im Lazarett in Reims, in Châlons und schließlich in der Kompagnie 174. Wollte ich alle meine Erlebnisse schildern, so müßte ich Stunden und Stunden erzählen. ... Man steht morgens um 5 oder 6 Uhr auf, in einem eiskalten, nassen Raum, müde, kaputt, zerschlagen. Man zieht sich an, Lumpen, Fetzen. ... Die meisten schlüpfen mit den bloßen Füßen in ihre Stiefel oder Holzpantinen, auch im Winter. ... Ein Signal: Die Morgensuppe wird geholt. Meistens Bohnen, schwarze Bohnen mit Käfern. 18 Mann zusammen erhalten einen Topf. Alle stehen herum, ängstlich darauf bedacht, daß ihm der Austeilende keine Bohne zu wenig gebe. Wer noch ein Stückchen Brot hat, ißt es. Die meisten haben keins. Es hat keinen Zweck, das Brot so genau auszuteilen, teilt man ein, dann hat man immer Hunger. Arbeitsabteilung so und so antreten: 80 Mann. Die 80 Mann marschieren im Gleichschritt vor die Baracke des Adjutanten. Dieser sieht von der Ferne zu, ob vielleicht einer nicht im Gleichschritt gehe. Ist der Name notiert, dann weiß man es, es gibt ein paar Tage Gefängnis, prison. Der Adjutant sieht nach, ob irgend jemand einen Knopf offen hat. Ist dies der Fall, gibt es ein paar Tage Gefängnis. Im Winter darf keiner 2 Röcke übereinander anziehen oder 2 Hosen übereinander. Tut er es, so gibt es prison. Die Haare müssen ratzekahl abgeschoren sein, wie im Zuchthaus. ... Geht ein französischer Offizier vorüber, dann hat der deutsche Unteroffizier zu kommandieren: Achtung, Augen rechts. Kommandiert er zu leise, dann gibt es Gefängnis. Ein paar französische Sergeanten laufen während des Marsches wie Schäferhunde um die Abteilung und notieren jeden, der es versucht, mit dem Nachbarn zu flüstern. Die vorübergehenden Zivilisten werfen mit Steinen, drohen mit der Faust, stecken die Zunge heraus, spucken aus. ... Selbstverständlich gibt man den Gefangenen nur die schlechteste, härteste, schmutzigste Arbeit. Ein Heer von Aufsehern steht da, Gesindel der übelsten Sorte. Es wirft sich in die Brust und spricht große Töne. Wir seien Gefangene und hätten nur zu gehorchen. Es sei ja fast nichts, was man von uns verlange, diese lumpigen 14 Stunden Arbeit. Es sei ja bekannt, daß die Deutschen nicht arbeiten könnten und nicht arbeiten wollten. Wenn schlecht gearbeitet werde, komme die ganze

Arbeitsdienst.

Digitized by Google

Abteilung ins Gefängnis... Schwerste, dumpfe, zur Verzweiflung bringende Arbeit. Es gibt nur 20 Centimes pro Tag als Bezahlung. Vorarbeiter in Zivil, Marinesergeanten, Posten, jeder der vorübergeht, treibt an. Allez, allez, das geht den ganzen Tag. ... ‚Wenn Ihr diese 10 Waggons vollgeladen habt', sagt ein Sergeant, ‚dann ist Eure Arbeit für heute getan. Wenn Ihr fertig damit seid, könnt Ihr gehen'. Man schuftet doppelt um eine halbe Stunde früher nach Hause zu kommen. Die Arbeit ist gegen Abend fertig, ein Offizier erscheint und verteilt neue Arbeit. Man teilt dem Offizier mit, daß der Sergeant versprochen habe, wir dürften nach Hause gehen, wenn die Arbeit fertig sei. Der Offizier zuckt die Achseln, was geht ihn der Sergeant an. Schon in den ersten Minuten notiert er ein paar Mann wegen schlechten Willens bei der Arbeit: Gefängnis... Zur Arbeit ständig den Hohn und den Spott. Zeigt einer passive Resistenz, so erscheinen Vorarbeiter, Posten, Sergeanten, Offiziere, schreien auf ihn ein, setzen ihm den Revolver auf die Brust, zum Schluß gibt's 14 Tage, 3 Wochen Gefängnis wegen schlechten Willens bei der Arbeit und 14 Tage Lohnabzug. 14 Tage Lohnabzug, das heißt, der Gefangene bekommt die 20 Centimes für den schlechten Arbeitstag nicht bezahlt, die 3 Wochen, die er dann im Gefängnis sitzt, natürlich auch nicht und dann muß er weitere 14 Tage, das ist der Lohnabzug, umsonst arbeiten. In Le Havre gab's zum Gefängnis stets Lohnabzug. Man gönnte uns die 20 Centimes nicht. Am schlimmsten für uns war die Arbeit in den Brikettfabriken. Namentlich bei der Firma Worms & Co., der nichtswürdigsten Sklavenhalterei, die jemals existierte. Wurde es am Abend bekanntgegeben, du gehst morgen zu Worms, so wußte man, du bist einen Tag lang weniger als das erbärmlichste Tier und hinterher bekommst du ein paar Tage Gefängnis. ... Im Mittelpunkt der Fabrik erhebt sich groß wie ein Haus die gefürchtete Brikettmaschine, deren Herr ein baumlanger Senegalneger ist, der unmittelbare Vorgesetzte der Gefangenen. Ein Zivilist, Vorarbeiter oder ‚Direktor' erklärt dir, dem Dolmetscher, die Arbeit, sagt, wer sich das geringste zuschulden kommen lasse, werde abgeführt und eingesperrt. ... Das geht so 12 Stunden lang fort. Einer, der diese Arbeit nicht gewohnt ist, ist nach einer Stunde kaputt. Im Zivilleben beansprucht diese Maschine 8—12 robuste Arbeiter, hier machen es 5 Gefangene, zum Teil schwächliche, der körperlichen Arbeit ungewohnte Leute, Lehrer, Beamte, Kaufleute. Läßt einer ein Brikett fallen oder kommt einer mit seiner Karre eine Sekunde zu spät, dann drückt der Neger auf den Knopf und die Maschine deren Lärm die ganze Umgegend erfüllt, steht still. Der Direktor, Aufsichtsbeamte, Arbeiter, Sergeant, Marinebeamte stürzen herbei. Ein Mord ist nicht so schlimm, wie das Verbrechen, diese Maschine zum Stillstand gebracht zu haben. Boche, cochon, bandit wird auf den Gefangenen eingeschimpft, der meist ohnehin zu Tod erschöpft ist. Der Adjutant fuchtelt mit dem Revolver vor der Nase des Armen herum und frägt ihn: ‚Voulez vous travaillez, oui ou non'? Kommt man nach Hause, dann erhält der Betreffende seine 8 oder 14 Tage prison. ... Zwei Gefangene kommen aus dem Lager und bringen einen Topf Suppe. Sie ist unterwegs kalt geworden. Ein paar Reiskörner oder Bohnen schwimmen in der Brühe herum. Du weißt, es ist der Reis, der an Kais vom Boden zusammengefegt worden ist. Du bist kein Mensch mehr, man hat dich zum Tier erniedrigt. ... Hat man sich seine 12, 14 Stunden kaputt geschunden, dann schleppt man sich mühselig durch die Straßen, im Gleichschritt natürlich. Und die Kinder johlen zu den schwarzen Gestalten: ‚Seht die schmutzigen boches, wie sie aussehen, wie die Schweine.' ... Und dann kam es vor, daß man uns selbst wegen Waren, die wir von zu Hause geschickt bekamen, Gefängnis gab. Der Fouilleur fand in der Kiste Tee und behauptete, es sei gestohlener Tee. Du behauptest, er stamme aus einem Paket, aus Deutschland. Wer hat Recht, Du oder der Posten? Natürlich der Posten.

Beschwerden.

Beschwer Dich! Für unbegründete Beschwerden gibt es 14 Tage Gefängnis! Und es ist jede Beschwerde unbegründet! Der Vizefeldwebel Frank kam eines Tages müde und zerschunden von der Arbeitsstätte nach Hause. Man teilte ihm mit, daß er 4 Tage prison habe, weil er am so und so vielsten auf der Straße nicht laut genug ‚Achtung' kommandiert habe. Die Strafe werde heute abend angetreten. Der Feldwebel sah in seinen Aufzeichnungen nach und konstatierte, daß er an dem fraglichen Tag krank gewesen war und das Lager nicht verlassen hatte. Durch Vermittlung des deutschen Lagerfeldwebels und des deutschen Dolmetschers gelang es ihm, beim diensttuenden Adjutanten vorgelassen zu werden. Der Adjutant besah sich, als Frank erschien, die Stempelung seines Rocks und seiner Hose, dann befahl er ihm, sich aufzuknöpfen und besah sich die Stempelung von Hemd und Unterhose und konnte nichts finden. Der Feldwebel trug seinen Fall vor. ‚Schön', sagte der Adjutant, ‚Sie können sich beschweren. Und

Digitized by Google

ich gebe Ihnen jetzt sogar den Befehl, sich zu beschweren, denn in Frankreich wünscht man nicht, die Kriegsgefangenen ungerecht zu bestrafen. Sie werden also heute Nacht Ihr prison antreten und wenn Sie nach 4 Tagen herauskommen, reichen Sie die Beschwerdeschrift ein. Ist sie gerechtfertigt, dann wird Ihnen die Strafe geschenkt und wird nicht in Ihre Papiere eingetragen.' Der Feldwebel brummte seine 4 Tage ab, beschwerte sich aber hinterher nicht, denn er sagte sich, wozu? Meine 4 Tage habe ich doch schon abgesessen. 3 Tage, nachdem er das Gefängnis verlassen hatte, wurde er zum Adjutanten gerufen. ‚Warum haben Sie meinen Befehl nicht ausgeführt? Sie erhalten 8 Tage Gefängnis wegen Nichtausführung eines Befehles'. Der Feldwebel saß wieder 8 Tage ab, dann machte er die Eingabe. Er konnte kein vorschriftsmäßiges Papier auftreiben und schrieb mit Bleistift auf einen kleinen Bogen. Wegen der unvorschriftsmäßigen Form erhielt er abermals 8 Tage. Im Bau meldete er sich krank, hatte aber nur 38 Grad Fieber und wurde daher nicht als krank befunden. Abermals 4 Tage wegen unberechtigter Krankmeldung. Das ging so fort. Der Feldwebel hatte im ganzen hintereinander nahezu ein Vierteljahr abzusitzen. ... In Le Havre konnte man noch so vorsichtig sein, man wurde eingesperrt. Es gibt wohl kaum einen Kriegsgefangenen, der ein Jahr lang in Le Havre war, ohne prison gehabt zu haben. ... Sie sind verschieden, die prisons in Frankreich, aber die besten sind eine Hölle gegenüber den deutschen Gefängnissen. Meist bekommt man alle Tage 400 Gramm Brot zu essen, sonst nichts, und jeden 4. Tag 300 Gramm Brot und zweimal warme Suppe. Niederträchtig war die prison-Behandlung in Le Havre. Im Abbatoir in Le Havre steckten stets und ständig einige hundert Mann im prison. Es gab Einzelzellen und Massenprisons. In einem Massen-prison, in dem kaum Platz für 15 Mann war, waren einige Monate lang jede Nacht 70—80 Menschen untergebracht. In diesem Bau herrschte in der Nacht eine derart stickige Luft, daß sie meistens am morgen ohnmächtig waren. Und diese armen Menschen mußten am Tag 6 Stunden lang mit einem Rucksack, der mit Sand beladen war und 45 Pfund wog, im Gleichschritt aufrecht marschieren. Bei dieser Ernährung! ... Einmal wurde in der Nacht der französische Arzt zu einem Schwerkranken, der im Gefängnis lag, gerufen. Der Arzt wollte den Raum betreten. Beim Öffnen der Türe prallte er entsetzt zurück, er erklärte, es sei ihm nicht möglich, in diese Luft einzudringen. ... Einzelzelle ist schlimmer als Massen-prison. Was einem die Gefängniszeit in Frankreich so schwer macht, das ist 1. der Hunger, 2. die Kälte und 3. das Alleinsein. Man verlebt Stunden im prison, in denen man den Tod als eine herrliche Gabe herbeisehnt. ... In Le Havre waren die Sergeanten und Korporäle, die die Gefängnisse unter sich hatten, so niederträchtig, daß sie Leuten, die sie nicht leiden konnten und die auf ihrem Recht bestanden, 3 Tage lang die Türe nicht öffneten und ihnen auch 3 Tage lang keinen Bissen zu essen gaben. Beschwerten sich die Leute dann, dann leugneten die Sergeanten und der Gefangene bekam wegen Verleumdung abermals 14 Tage ...

Neutrale Kontrolle.

Die amerikanische Gesandtschaft und später die Schweizer Gesandtschaft nützten uns garnichts. ... Als ich die Hungerläger hinter mir hatte und in St. Aubin war, erschien in dem dortigen Lager eine amerikanische Gesandtschaft. Wir waren zu 250 aus dem Hungerlager gekommen, von deren Existenz kein Mensch in Deutschland oder in Amerika eine Ahnung hatte, die tausenden von Gefangenen das Leben kosteten. Im Namen der 250 begab ich mich zu der Gesandtschaft. Die Herren waren Eis. Ich wollte von den entsetzlichen Greueltaten erzählen, wurde aber unterbrochen: ‚Sprechen Sie von dem Lager hier, von St. Aubin oder von einem anderen?' — ‚Von einem anderen!' — ‚Bedaure, das geht uns nichts an. Wir haben nur die Zustände hier zu prüfen.' — ‚Ja, mein Herr, wer soll dann diesen Armen helfen? Da kommt ja niemals eine Seele hin.' — ‚Das ist nicht unsere Sache. Hier mit St. Aubin sind Sie zufrieden?' — ‚Es geht. Nur die Kleidung. Sehen Sie, ich habe kein Hemd.' — ‚Öffnen Sie den Rock.' Ich öffnete. Ein schmutzig grauer Fetzen bedeckte meine Brust. ‚Sehen Sie, Sie haben ja ein Hemd. Also mit dieser Beschwerde ist es nichts.' Dasselbe mit der Unterhose. Socken aber hatte ich gar keine, die waren allmählich zerfallen. Und der Herr, dem ich die entsetzlichsten Greueltaten berichten wollte, die Menschen je erlebt haben, notierte als Resultat dieser Unterredung: U.-O. Feuchtwanger bittet das Rote Kreuz um ein paar Socken.

In Le Havre hatten wir einen jungen Dolmetscherleutnant, er hinkte, er war Flieger gewesen und war abgestürzt. Ein bildhübscher Kerl. Seine Augen sahen groß, ehrlich, frisch in die Welt, in Wahrheit aber war er der größte Spitzbube, den die Welt gesehen hat. 14 Tage, 3 Wochen lang hat kein Mensch im Lager einen

Digitized by Google

Brief zu sehen bekommen und der Ofen des Dolmetscherleutnants qualmte den ganzen Tag von verkohlendem Papier. Wollte er von einem etwas haben, wollte er z. B. vom Lagerschuster ein elegantes Paar Schuhe gemacht haben, dann bekam der Schuster zur Belohnung 4 oder 5 Briefe von seiner Frau ausgehändigt. Der Leutnant ließ einen auf die Zensur rufen: ‚Hier haben Sie Ihren Brief zurück. Er kann nicht abgeschickt werden'. — ‚Warum nicht, Herr Leutnant. Ich schrieb doch nicht ein ungehöriges Wort'. — ‚Doch, Sie schreiben, Sie seien in schlechter Stimmung.' — ‚Ja, das ist wahr, Herr Leutnant'. — ‚So, das ist wahr. Nein, Sie schreiben es nur, um das Lager in schlechtes Licht zu setzen.' ... Als eine Schweizer Gesandtschaft sich zur Visite des Lagers ansagte, teilte der Dolmetscher den Führern des Hilfsausschusses mit, er hoffe, wir hätten nur Gutes vom Lager zu berichten. Wir wüßten, was wir sonst zu gewärtigen hätten. Die Herren von der Gesandtschaft erschienen. Sie verhandelten zuerst mit den französischen Offizieren und mit dem Dolmetscherleutnant. Dann ließen sie uns rufen und sprachen mit uns allein. Wir schenkten ihnen reinen Wein ein und berichteten von allen Skandalen, auch davon, daß unsere Beschwerden an die Schweizer Gesandtschaft einfach in den Papierkorb zu fliegen pflegten und daß wir für diese Beschwerden noch obendrein bestraft würden. Die Herren von der Schweizer Gesandtschaft konfrontierten uns, den Dolmetscherleutnant und die Gefangenen vom Hilfsausschuß. Der Dolmetscher war die Liebenswürdigkeit selbst mit uns. Er sagte zu uns: ‚Es fehlte nur noch, daß Sie den Herren von der Gesandtschaft erzählen, im allgemeinen sei ich grob zu Ihnen und nur jetzt stellte ich mich zum Schein freundlich zu Ihnen.' Er wandte sich an die Gesandten: ‚Sehen Sie, meine Herren, normaler Weise lasse ich mir Verleumdungen irgendwelcher Art niemals gefallen, aber hier muß man eine Ausnahme machen. Es sind Gefangene. Wer so lange wie ich mit Gefangenen zu tun hat, der kennt ihre Geistesverfassung, der hat Mitleid mit ihnen. Wenn sie hier auch noch so gut behandelt und gepflegt werden, so frißt in ihnen das Leid der Gefangenschaft doch mit solcher Macht, daß sie ungerecht werden müssen. Gebe Gott, daß die Gefangenschaft bald vorüber sei.' Und die Herren von der Gesandtschaft wurden nachdenklich und Recht gaben sie natürlich nur dem französischen Dolmetscherleutnant. Und als sich die Gesandtschaft entfernt hatte, wurden wir eingesperrt. ... Man durfte in seiner Verteidigung nicht zu weit gehen. Sonst drohte das Kriegsgericht. Und die französischen Kriegsgerichte sprechen jeder Justiz Hohn. Tausende und Abertausende von Gefangenen sind durch die französischen Kriegsgerichte zu Gefängnis, Zuchthaus und Zwangsarbeit verurteilt worden, wegen nichts, und abermal nichts. Ich kenne einen, der zwei Jahre Gefängnis erhielt, weil er an seiner Hose einen Hosenknopf hatte, dessen Herkunft er nicht nachweisen konnte. ... Einer erhielt 5 Jahre Gefängnis wegen Diebstahls, er hatte beim Ausladen von Weizen zwei Weizenkörner zwischen den Zähnen zerbissen. Gehorsamsverweigerung, Arbeitsverweigerung, Diebstahl, das waren die Hauptdelikte der Kriegsgefangenen vor dem Kriegsgericht. Die Kriegsgefangenen, die heute noch zu Tausenden in Frankreich schmachten, die vom Kriegsgericht verurteilten, sind fast durch die Bank brave, ehrliche Kerle, die sich Unrecht nicht bieten ließen und für die Wahrheit eintraten. Kein Mensch in Deutschland kümmert sich heute um sie. Und was müßten wir für sie tun, wenn wir Gerechtigkeit walten lassen wollten! ... Die Kriegsgefangenen zu fesseln, ist für den Franzosen überhaupt etwas Selbverständliches.

Fluchtversuch.

Ich will noch kurz über meine Ergreifung und deren Folgen berichten... In der 12. Nacht, als wir auf der Landstraße gegen Namur zu, vor Philippsville marschieren, es mochte gegen 3 Uhr morgens sein, stehen plötzlich 2 belgische Gendarmen, die beide per Rad uns entgegengefahren waren, vor uns. Ein Entkommen ist unmöglich... Ich habe hier zum 1. Male seit meiner Kinderzeit geweint. Der Gendarm aber sagte zu mir: ‚Sie glauben nicht, wie glücklich ich bin! Denn ich sehe, daß es sie wirklich schmerzt! Ich hasse die Deutschen, ich hasse sie mit meinem ganzen Herzen und ich wie jeder gute Belgier würde das Leben lassen, wenn wir damit den Deutschen schaden könnten'. Der Haß der wallonischen Belgier ist noch viel größer als der der Franzosen. Gegen Morgen wurden wir ins Gefängnis nach Philippsville gebracht, in dem mich ein belgischer Gendarmeriebrigadier, ein alter Mann schon, derart ohrfeigte, daß ich wie ein Ball von Wand zu Wand flog. Er und seine Kollegen waren mit Gummiknüppeln und mit Revolvern versehen und einer forderte immer den anderen auf, mich niederzuknallen. Hätte ich gewagt einen Ton zu sagen, so hätten sie es getan. Ich wurde zur französischen Grenze gebracht und von da aus etappenweise von Gefängnis zu Gefängnis, von Gendarmeriestation zu Gendarmeriestation, zu Fuß, ein paar hundert Kilometer, zurück zur alten Kompagnie. Wir waren manchmal, 2, 3, 5

Digitized by Google

und 7 Gefangene. Immer mit Ketten aneinander geschlossen. Die Gendarmen waren meist beritten. Meine Stiefel waren so zerrissen, daß ich sie wegwarf. Ich lief barfuß oder die Füße in einen Sack gewickelt. Die Kleider hingen in Fetzen von meinem Leib. Niemals haben Sie einen Landstreicher gesehen, der einen erbärmlicheren Eindruck machte, als ich damals. Durch Schmutz, Kälte, Entbehrung, Unterernährung waren meine Beine und meine Füße mit Furunkeln bedeckt, der Eiter rann mir herunter und ich mußte Tag für Tag zwischen Pferden laufen. In der Nacht immer in Zellen voll Ratten und Läusen, oft ohne jede Nahrung, oft auch in Militär- oder Zivilgefängnissen, in denen es gewöhnlich besser ist, als auf den Gendarmerieſtationen. Nur wird der Kriegsgefangene hier viel schlechter behandelt als der gewöhnliche Verbrecher; wenn ich durch Ortschaften durchgeführt wurde, dann wandten sich die Leute ab vor Ekel. Vor dem Marsch mußte ich gewöhnlich Holz spalten oder sägen oder den Hof kehren oder auch die Latrine reinigen. Im Zivilgefängnis in Rethel mußte ich trotz meiner eiternden Beine Kohlensäcke, einen Zentner schwer, 4 Stockwerke hoch schleppen. Und die Gefängniswärter lachten jedes Mal, wenn ich schwankte und umzufallen drohte. Ein Mitleidiger schenkte mir später ein sauberes Taschentuch, das ich zerschnitt und um meine Beine wickelte... Gefesselt in der Kompagnie 899 angekommen, befahl der Leutnant, mich nackt auszukleiden, mir dann alles bis auf ein Hemd, eine Unterhose und Hose wegzunehmen und mich in die Zelle, einen unterirdischen, dunklen Raum zu werfen. Man nahm mir sogar meinen Verband ab. Zwei Tage lang bekam ich garnichts zu essen. Ich hatte hohes Fieber und glaubte nicht mehr lange mitmachen zu können. Nach einigen Tagen wurde ich in die Strafkompagnie geführt, in der 100 Gefangene in unterirdischen Verließen, jeder in einer Zelle für sich schmachteten. Ich blieb nur einen Tag in der Zelle, dann wurde ich in die Krankenstube gebracht, wo ich 6 Wochen auf dem Strohsack liegen blieb. Meine Wunden wurden nicht besser...

Ich will noch kurz derer gedenken, die in Gefangenschaft gestorben sind und dort verscharrt blieben. Es sind Märtyrer, deren trauriges Geschick in Deutschland in ständiger Erinnerung sein müßte. Und wie hat man sie begraben, diese Armen, die während der Arbeit von Eisenbarren erschlagen wurden, oder die während der Flucht erschossen wurden oder die den Hungertod gestorben sind. Auf einer Schiebkarre hat man die Leichen, in einer Kiste eingepackt, auf den Friedhof gefahren, in einer Ecke des Friedhofs hat man, ohne Zeugen zumeist, die Karre umgekippt, sodaß die Leiche in das geschaufelte Loch fiel, dann hat der Totengräber über die viele Arbeit geseufzt und zugescharrt. Nur selten wurden die Toten anständig beerdigt..." Unteroffizier Feuchtwanger, Redakteur, Halle/Saale, Große Steinstraße 56/III.

„... Dieses Lager befand sich zwischen Crepny und Nantoel. Dazu hatten wir einen französischen Kommandanten, der hat uns schlimmer behandelt als ein Stück Vieh. Tagsüber war 2 mal Appell, es waren aber alle so matt, so daß wir kaum auf den Beinen stehen konnten; infolgedessen war es nicht möglich, daß ein jeder genau auf Vordermann stehen konnte und da schlug der Leutnant die Betreffenden mit seinem dicken Rohrstock über den Kopf. Die ganze Zeit, die wir in diesem Hungerlager verweilten, bekamen wir keine Wäsche, überhaupt nichts hatten wir als unsere feldgraue Uniform. Einige hatten auch wohl Mantel oder Decke; so lagen wir 5 Wochen unter freiem Himmel bei Wasser und Brot, ohne irgend etwas Warmes zu essen oder zu trinken, welches eine Gemeinheit dieser verfluchten Schangels. Von dem Hungerlager aus kamen wir in ein Lager zu Villers-Cottere. Bei der Arbeitsstätte auf dem Pionierpark gab es auch sehr oft Prügel, weil wir vielleicht nicht genügend arbeiteten, oder mal einen Augenblick das Ungeziefer fingen, aber wir hatten einen entsetzlichen Hunger und vor Mattigkeit waren wir froh, daß wir auf den Beinen stehen konnten; dazu mußten wir tagtäglich schwere Baumstämme, Eisenbahnschienen und Wellbleche in die Waggons und Autos laden und dazu die Prügel mit dem dicken Rohrstock, die es fast alle Tag gab, und die entsetzlichsten Schimpfworte, die wir dauernd hören mußten. Wenn irgend etwas in der Kompagnie vorgefallen war, so wurde direkt Verpflegung abgezogen, zum Verhungern etwas zu viel und zum Sattessen zu wenig. Von Villers-Cottere kam ein Teil unserer Kompagnie nach Bussy le Longe, auch wieder zum Pionierpark. Hier wurde die Verpflegung noch schlechter. Wir hatten solch entsetzlichen Hunger, daß wir die Kartoffelschalen aus den Müllgruben aufgehoben und gegessen und die kleinen Rüben, die auf dem Pionierpark standen, gesucht, damit wir das übermäßige Hungergefühl ein wenig stillen konnten. Dazu noch 6 Monate ohne irgendwelche Nachricht von den Angehörigen. Da unsere Arbeitsstätte unmittelbar an das Lager grenzte, so war auch die Küche der

Digitized by Google

Franzosen unweit des Lagers, da hatten die Wachmannschaften das übrig gebliebene Essen in die Müllgrube geschüttet, das hatte einer der Kameraden gesehen und holte sich das Essen heraus. Gerade, als er aus der matschigen Müllgrube herausstieg, kam der französische Leutnant und als er sah, daß der Kamerad das Essen dort aufgehoben hatte, mußte er es ausschütten und der Leutnant hat es selbst vor den Augen des Kameraden mit großer Wut zertreten. Da sieht man, welch gemeiner Lump der Franzose ist. Wenn am Wege ein trockenes Stück Brot, Kartoffel oder Rübe lag, so stürzten alle darauf los wie wilde Tiere, doch nur aus Hunger. Einst näherten sich unserem Lager einige Katzen. Es dauerte nicht 2 Tage, da waren alle Katzen gefangen und verzehrt, doch nur aus Hunger. Als wir uns dann beschwerten über die schlechte Verpflegung, da sagte uns der Leutnant, wenn wir nicht sogleich zufrieden wären, würden wir alle erschossen. Ein Kamerad, der wegen eines kleinen Ungehorsams in Arrest saß und als er nichts zu essen bekam und an der Türe klopfte, schoß ein Posten direkt auf die Türe des Arresthauses. Als nachher die Türe geöffnet wurde, lag der arme Kamerad tot zu Boden; er hatte einen schweren Lungenschuß. Wenn einige der Kameraden entflohen waren und wenn diese zurückgebracht wurden, wurden sie zunächst zu den Wachmannschaften in die Baracke gebracht und dort tüchtig durchgeprügelt und mit dem Fuß getreten..." Joseph Günther, Husen, Post Atteln bei Paderborn in Westfalen.

Strafen. Die Arreststrafen waren ganz barbarisch; sie wurden wegen der kleinsten Vergehen verhängt. Namentlich die auf Fluchtversuchen Ergriffene wurden in einer teuflischen Weise mißhandelt:

Barackenlager Mormelon—Clermont—Ferrant—Montlucon.

„... Leider war es mir nicht vergönnt, die Heimat zu erreichen. Mit 3 Mann gelangten wir bis zum Saarburger Bahnhof und gingen nichtsahnend der Brücke zu, was mir bald zum Verhängnis wurde. Durch mein leichtsinniges Vorgehen überlieferte ich mich selbst meinen Feinden, die anderen 2 entkamen. Unter gemeinster Beschimpfung und Schlägen brachte mich ein Elsässer Schutzmann nach dem Zivilgefängnis, wo schon einige Pechvögel untergebracht waren. Sonntag früh, den 28. 12. 19, 5 Uhr ging es gefesselt, wie gemeine Verbrecher, (also 4 Wochen vor der Auslieferung nach Deutschland!!) unter starker Bewachung nach dem Bahnhof. Wir kamen wieder nach dem elenden Lager zurück, wo uns die gemeinen Posten mit Indianergeheul empfingen. Nach strengster Untersuchung, mit der notdürftigsten Kleidung versehen, wurden wir eingesperrt. Die meisten traktierten sie noch mit Fußtritten und Schlägen ins Gesicht... Für jeden waren 30 Tage Arrest bestimmt, nur ich mußte, da der französische Korporal mich erst später eingetragen hatte, noch 12 Tage länger bei Wasser und Brot schmachten..." Paul Voigt, Dresden-Neustadt, Sebnitzerstraße 16/II.

„Am 16. März 1919 bereitete ich mich zu meiner Flucht vor und hatte mir selbst eine Zivilmütze angefertigt... Diese Sachen wurden bei mir gefunden und gleich Fluchtverdacht angenommen, trotzdem ich angab, die Mütze bei der Arbeit tragen zu wollen. Ich wurde von einem Korporal sowie 2 Mann und einem belgischen Sergeanten auf furchtbare Art und Weise geschlagen und mit Füßen getreten, so daß ich nicht mehr im Stande war, ein Glied zu rühren..." Hoboist-Sergeant Paul Hoppe, Reichswehrinfanterie-Regt. 15, III. Bat., 9. Komp., Frankenstein in Schlesien.

„... aber unterwegs mit einem Kameraden entfloh. ... Nach 8 Tagen schwerer Strapazen wurden wir mittags 1/2 12 Uhr von belgischen Gendarmen dicht an der holländischen Grenze, Caen bei Maastricht aufgegriffen... Wir wurden mit 60 Tagen prison bestraft, wovon jeder 3. Tag in einer Zelle verbüßt wurde, welche nicht höher als 1,60 Meter und 50 Zentimeter breit war, was das für eine Kur, wenn man 1,70 groß ist, wie ich, muß 48 Stunden den Kopf einziehen, ohne daß man sitzen kann. Das Essen war hier alle Tage schwarze Bohnen, wo die Käfer einen halben Zentimeter dick oben darauf schwammen. Der Ort hieß Chavignon am Chemin des dames... An Weihnachten 1919 brachten wir uns einen kleinen Tannenbaum aus den zerschossenen Wäldern mit, der wurde sofort weggenommen und die ganze Kompagnie wegen Baumfrevel und Diebstahl zu 50 franc pro Mann bestraft... Das Essen war jeden Tag 2 mal schwarze Bohnen, das Fleisch mußte meistenteils weggeworfen werden, denn es stank und war voller Maden. Einmal wurde unser Koch von dem französischen Leutnant ertappt, wie er das Fleisch wegwarf, bekam dafür 15 Tage prison..." Max Fötzsch, Dresden-A., Feldschlößchenstraße 25 p.

Digitized by Google

Sammellager Vitry le François, Lager Alibaudière, Orleans, St. Germain en Laye, Le Mans.

„... Fürchterlich waren auch die Arreststrafen. Ich habe Kameraden gekannt, die, weil sie einen Fluchtversuch unternommen hatten, 60 Tage ‚prison' verbüßen mußten und dieses bei der strengsten Kälte. Mißhandlungen seitens der französischen Unteroffiziere waren nicht selten. Hierbei zeichnete sich ganz besonders ein Korporal aus, dessen Namen ich leider vergessen habe. Dieser Mensch lief stets mit einem Knüppel umher, den er oft zum Schlagen der Gefangenen benutzte. Eine Spezialität dieses Korporals war, den Gefangenen Wasser auf die Strohsäcke zu gießen. Trotzdem die Strohsäcke doch jede Nacht benutzt wurden, dauerte es stets einige Tage, ehe sie wieder trocken wurden. Weiterhin hat es dieses Scheusal fertiggebracht, einem Gefangenen, der prison zu verbüßen hatte, sämtliche Habseligkeiten wegzunehmen, sogar der Trauring wurde dem Kameraden von dem französischen Korporal abgenommen..." Albert Beck, Offiziersstellvertreter, ehemals Inf. Regt. 71, Sondershausen, Thüringen.

„... St. Martial. Der Eigentümer des Lagergebäudes versprach uns, Holz zu liefern, falls wir es selbst uns holen würden. Sofort meldeten sich einige Kameraden freiwillig. Jedoch nach einigen Tagen stellte sich heraus, daß nur ein lächerlich geringer Teil uns zu gute kam. Natürlich war es unsere Pflicht die freiwillige Arbeit sofort einzustellen. Nun befahl der Franzose. Wir weigerten uns. Die ersten sieben Mann wanderten 30 Tage in strengen Arrest, die nächsten 7, unter denen auch ich mich befand, wurden einzeln vor den Kapitän geführt, mit dem Kriegsgericht bedroht und nach einer Viertelstunde lagen auch sie hinter Schloß und Riegel. Es war Mitte Dezember und sehr große Kälte. Das Gefängnisgebäude, wohl früher Schweinestall war so schadhaft, daß Wind, Schnee und Regen freien Zugang hatten. Wenn es schneite, waren meine 2 Decken nach 5 Minuten schneeweiß. Dabei empfingen wir nur jeden 4. Tag warmes Essen, sonst Wasser und Brot. Nur treuer Kameradschaft, die bei größter eigener Gefahr uns immer wieder etwas zuzuschmuggeln verstand, half uns über diese Tage hinweg. Meine beiden Hände waren gefroren und aufgebrochen, so daß ich sie jeden Morgen in der Infirmerie verbinden lassen mußte... Auch diese Qual nahm ein Ende. Die Zeit rollte weiter ihren ehernen Lauf. Der Frühling zog ein und mit ihm die Sehnsucht nach Freiheit. 2 Kameraden versuchten nach Spanien zu ihr Heil, aber vergeblich, in 8 Tagen wurden sie zurückgebracht, 30 Tage eingekerkert und uns stellte man dafür 4 **Wochen lang den Latrinenkübel des Nachts in den Saal, der fest verschlossen wurde.** Und nun versetze man sich in einen geschlossenen Raum, der mit 250 Mann belegt ist! Das waren grausame Nächte, in denen man Ohren und Nase verstopfte und doch nicht schlafen konnte. Schweizer Gesandte waren zweimal da, schüttelten die Köpfe, wenn sie durch den Raum gingen, gaben auf unsere Beschwerden diplomatisch abgewogene Antworten und änderten nichts, es müßte denn die plötzliche Abberufung von 50 Offiziersstellvertretern und wenige Wochen später von 50 offiziell anerkannten Offiziersaspiranten ihr Werk gewesen sein." Georg Schwarzbauer, stud. theol., Adersbach in Baden.

Im sogenannten Lager für „Strafgefangene" — man lese oben den Bericht Feuchtwangers, welche „Verbrechen" sich diese Unglücklichen zu Schulden kommen ließen — in Cyers bei Avignon herrschen Höllenzustände. Herrschen, sage ich ausdrücklich, denn noch befinden sich dort über 200 unserer Landsleute, widerrechtlich, lediglich aus niedriger Rachsucht zurückgehalten. Da offenbart sich gar herrlich die Bestialität:

„Nach sechsjähriger Gefangenschaft der Hölle auf Erden entwichen und in der Heimat angekommen, will ich es nicht versäumen, noch einmal der Heimat ein Bild vor Augen zu führen über das Schicksal meiner noch in Frankreich schmachtenden Kameraden. Da man leider mich und meine noch dort befindlichen Kameraden schon in einem deutschen Blatte als Verbrecher bezeichnet hat, so halte ich es für meine erste und wichtigste Pflicht, jedem Deutschen eine Erklärung zu geben, für was annähernd 400 Kriegsgefangene der Heimat vorenthalten blieben. Sie haben in der Gefangenschaft dem Feinde die Stirn gezeigt und jederzeit den deutschen Mann vertreten. Andere wieder haben gemeinsam die Arbeit verweigert, weil man auf einen Kameraden schoß und ihn verwundete, weil er zur Bedürfnisanstalt ging. Arbeitsverweigerung ist dort Gehorsamsverweigerung und ist dann mit 5—10 Jahren Zwangsarbeit bestraft. Der größte Teil wurde vom Avignon.

Digitized by Google

Heimweh übermannt und so kam es, daß diese Leute, darunter auch ich, alle Mittel und Wege ergriffen, um die Fesseln von sich zu werfen und der Heimat zuzueilen. Auf der Flucht will der Magen auch etwas haben und da sieht jeder halt zu, wo er Brot, Obst oder Feldfrüchte bekommt. Nun frage sich jeder Einzelne: Sind diese Taten in deutschen Augen Verbrechen? Sind dieses nicht unsere deutschen Soldaten... Das Lager wird geführt von einem französischen Adjutanten (Feldwebel), der 24 Jahre aktive Dienstzeit hinter sich hat. Der Tag beginnt mit den gemeinsten Schimpfworten und endet mit den härtesten Arreststrafen, wo man gar zu oft nicht weiß, wofür man eingesperrt ist. Mit 2 Revolvern in den Händen stellt sich der Tierbändiger (das wäre der rechte Ausdruck) vor die Front und ruft: ‚Der eine Revolver ist mein Bleistift, um euch in Arrest zu bringen, der andere Revolver ist mein Dolmetscher für die, die ausreißen.' So rast der Mann den ganzen Tag im Lager umher und wehe, wer ihm im Wege ist. Irgend eine Beschwerde anzubringen, ist unmöglich, im übrigen würde dieser Mann auch sofort eingesperrt. Das Arresthaus besteht aus einem Raum, von dem kein Fenster oder Loch nach außen führt. Darin sind 16 Zellen eingerichtet. Zu all diesen Zellen wird Luft und Licht durch die 2 Schlüssellöcher zugeführt. Alte Konservenbüchsen ohne Deckel, die zum Teil noch durchgerostet sind, dienen dem Arrestanten zur Verrichtung seiner Notdurft. Wo 16 derartige Konservenbüchsen stehen, und durch 2 Schlüssellöcher Luftzufuhr vorhanden ist, kann sich wohl jedermann einen Begriff machen, wie die Luft darinnen sein mag. Ein mit 30 Tagen Arrest Bestrafter ist nach Verbüßung seiner Strafe fast nicht mehr fähig, auf seinen Füßen zu stehen. In den letzten Tagen des Monats Juni kamen 2 französische Ärzte in unser Lager und frugen diese einen Arrestanten, der mit 30 Tagen Arrest wegen Fluchtversuch bestraft war, und davon bereits 28 Tage verbüßt hatte, ob er sich schwach oder krank fühle. Als ihm dieser die Frage bejahte, rief der französische Lagerführer im Beisein der Ärzte: ‚Laßt ihn krepieren da drinnen' (Laissez-le crever là-dedans). Das ist die ‚Humanité' der großen Nation. Bis vor kurzem bestand die Ernährung jahrein, jahraus aus Reis. Des Morgens Wasserreis, des Abends Wasserreis, des Mittags Wasserreis mit einigen Bohnen gemischt. Seit einigen Tagen bekamen wir am Tag zweimal Linsen. Das Trinkwasser, welches bei dieser großen Hitze eine Rolle spielt, ist fast niemals vorhanden." Walter Schöne, Magdeburg.

Offiziersbehandlung.

Bei den Offizieren sind es vor allem die Demütigungen und seelischen Qualen, mit welchen man ihre Aufrechterhaltung zu brechen versucht. Über die Unterkunft habe ich ja schon kurz berichtet. Aber auch körperliche Mißhandlungen bleiben den Offizieren nicht erspart. Um ein Bild von der Häufigkeit der Mißhandlungen zu geben, führe ich an, daß allein von 165 Offizieren — im Lager Montauban — 16 eidlich bekundet haben, daß sie, ehe sie ins Lager kamen, körperlich mißhandelt worden sind. Für die Lage der Offiziere gibt auch der nachfolgende Bericht eine charakteristische Zeichnung:

„Ein uraltes Kloster, zuletzt Remonteanstalt, nimmt eine größere Anzahl Offiziere und mich aus dem Lager Chateauneuf bei St. Malo auf. Vor uns steht der Kommandant Gelinet dieses neuerrichteten Lagers, neben ihm in Dragoneruniform, der vom Offizierslager Fougères berüchtigte Oberleutnant Fontenay und ein uraltes gelbes Männchen, der Dolmetscher-Offizier. Unser Gruß wird nicht erwidert. Schon wird die erste Arreststrafe diktiert, da ein Oberleutnant auf das ‚garde à vous' gerührt hat. Ein Entsetzen malt sich bei diesem Empfang und der anschließenden rücksichtslosen Körpervisitation auf allen Gesichtern. Hinter einem Stacheldraht steht eine Herde Leidensgenossen, Unglückliche aus dem grausamsten aller Lager, dem ‚Kronprinzenlager' Souilly, verschlagen und verschüchtert. Ein ehemaliger Pferdestall wird für 40 Offiziere als Wohnung bestimmt, in einem alten Stall ‚dinieren' wir. Ich werde Lagerkommandant. Der Dolmetscheroffizier nennt Kameraden ‚bayrische Mörder' und aus dem ‚bayrischen Mörderland', der roh aussehende Oberleutnant bedroht Offiziere mit dem Gebrauch seiner von ihm unzertrennlichen Reitpeitsche, der Kommandant verschließt allen meinen Anträgen und Bitten um Verbesserung der unwürdigen Verhältnisse das Ohr. Ich lege daher auf dem Dienstweg in einem ausführlichen Schriftstück Beschwerde über die unhaltbaren Zustände bei der Amerikanischen Botschaft als unserer Vertretung ein. Sie gelangt niemals an diese Stelle, ich aber erhalte wegen ‚unbegründeter Beschwerde' vom französischen Kriegsminister dreißig

Digitized by Google

Tage strengen Arrest (arrêt de rigueur)... Ich sitze die Strafe ab, zuerst in einem kalten Dachgelaß mit kleinem stark vergitterten Fenster, dann auf meine Beschwerde, weil ich noch krank war, in einem Zimmer mit abgeblendetem Fenster... Benützung eines Abortes bleibt mir versagt. An dessen Stelle tritt für mich, der ich an schweren Darmstörungen litt, der volle 24 Stunden im Zimmer stehende berüchtigte seau hygiénique, ein Emailleeimer mit Deckel.

Trotz der bis zu 7° steigenden Kälte gibt es für mich keinen Ofen. ...Auf einem Transport mit mehreren Schicksalsgenossen von Montoise nach Lyon Mitte Dezember mußten wir im Mannschaftslager Orléans nächtigen. Eine Mannschaftsbaracke nahm uns bei Regen und Schneewetter auf. Gewachsener, durch das Regenwetter völlig aufgeweichter Boden, auf ihm Holzgestelle mit schmutzigem Strohsack, Ölpapier statt Fenster, von unten und oben, wie von allen Seiten konnte Luft in diese Wohnstelle. Aber alles trat zurück hinter dem Elend, das wir bei den gefangenen Kameraden antrafen. Die lagen abgezehrt und gelb wie Mumien, fast leblos, nur zeitweise vom Fieberschauer geschüttelt, die unglücklichen Opfer französisch-sadistischer Mißhandlung aus den Lagern Nordafrikas. ...Unser Kamerad, Oberleutnant der Reserve Dr. D., Branddirektor in Hamburg, am Rücken verletzt, hatte ungeachtet des ärztlichen Gutachtens vom Kommandant Gelinet in Montoise keine Fahrgelegenheit und Erlaubnis vom Lager zum Bahnhof Montoise, wie vom Bahnhof zum Lager Orléans, trotz der beträchtlich zurückzulegenden Entfernung erhalten. Er, der kaum einen Schritt machen konnte, mußte gehen. Bewußtlos und in Krämpfen sich windend wurde er in das Mannschaftslager eingebracht.

...Die Arreste, kalt (Zementboden), sind überhaupt stets besetzt. Untersuchungen oder Verhöre kennt man Boches gegenüber nicht (für die jetzige Auslieferungsfrage von großer Bedeutung!), es wird nur nach Gutdünken Strafe ausgesprochen. Aber die Krone der Mißhandlung sind die an das mittelalterliche Martyrium der Schlafentziehung erinnernden nächtlichen Visitationen. Man stelle sich vor: durch die 7—10 ineinandergehenden Zimmer der Gebäude M und F mit nur einem Ausgang, trappen sechs bis achtmal in der Nacht 2—3 poilus mit Holzpantoffeln und leuchten jedem Schläfer mit einer Azetylenlampe ins Gesicht, der erschreckt auffährt, längere Zeit wieder zum Einschlafen benötigt, um dann in gleicher Weise wieder aufgeschreckt zu werden. ...Ein unsagbarer Haß gegen die Peiniger, deren Haupt ein Kapitän de Verzel war, über den Dolmetscherunteroffizier F. Bruyère (vor dem Kriege Austauschprofessor an einem Gymnasium in Stettin) hat sich unser aller bemächtigt. ...Im Januar trafen deutsche Mannschaften, zerlumpt und verhungert, zu Arbeiten im Lager ein. Unterkunft in diesen kalten Wintermonaten 1917 ein leicht gebauter Pulverschuppen mit Zementboden und etwas Licht. Kein Ofen, keine Britsche. Am Sonnabend nachmittags werden die armen Teufel dort bis zum Montag Vormittag eingesperrt. Ein in diesen Raum gestellter Kübel diente während dieser Zeit, wie jede Nacht, den 15 Mann als Abort". Oberst Bezzel, München, Kurfürstenstr. 18/IV.

Mikra bei Saloniki.

Zum Schlusse noch ein Stimmungsbild aus dem Lager Mikra b. Saloniki: „Die Arbeiten, die unsere Leute verrichten mußten, waren zum Teil äußerst schwer. So mußte z. B. ein Kommando während mehrerer Winterwochen, bis zum Knie im eisig kalten Meerwasser stehend, täglich stundenlang schwere Säcke aufladen. Bei den geringsten vermeintlichen Saumseligkeiten, ja meistens völlig ohne Grund, wurden unsere Leute sofort mit Gewehrkolben und Stöcken aufs Schwerste geschlagen und zwar meistens auf den Kopf und ins Gesicht. Nicht nur die schwarzen und weißen französischen Unteroffiziere und Posten, sondern auch französische Offiziere beteiligten sich eigenhändig an solchen Mißhandlungen. Kapitän Planchet, der Lagerkommandant, und sein Adjutant, Leutnant Hartwig, haben sich hierbei durch besonders raffinierte Mißhandlungen hervorgetan. Unter anderem ist mir folgender Fall noch in Erinnerung; wobei ich jedoch hervorhebe, daß ich ihn nicht persönlich erlebt habe, sondern daß er mir von den von ihm Betroffenen und von Augenzeugen berichtet wurde. Von einem am 15. 1. 1919 an der Bahnlinie Monastir-Saloniki bei Mausa mit Brückenbauten beschäftigten, aus etwa 200 deutschen Gefangenen bestehenden Arbeitskommando rissen in der Nacht vom 28. 2. zum 1. 3. 1919 zwei Deutsche aus. Von einem Senegalesen sofort wieder ergriffen, wurden sie zunächst der französischen Gendarmerie übergeben, welche sie an die Arbeitsstelle zurückbeförderte. Ein französischer Oberleutnant lieferte sie daraufhin den schwarzen Posten aus ‚zur Bastonade'. Unter

Digitized by Google

persönlicher Aufsicht des französischen Oberleutnants wurden sie mehrere Minuten lang aufs Schwerste geschlagen und als sie erschöpft am Boden lagen, getreten und angespien. Ins Arbeitslager zurückgekehrt, wurden sie von anderen französischen Posten angehalten und während Raschke gezwungen wurde, sich hinzulegen, auf Hände und Fußspitzen gestützt, den Körper in der Wagerechten frei von der Erde hochzuheben und in dieser Stellung einige Minuten zu verharren, mußte Menzel mit einem Stück Holz gegen die Sonne zielen, wobei ihm jedesmal, wenn er die Augen schließen mußte, mit dem Kolben ins Kreuz gestoßen wurde. Die Nacht mußten sie trotz Frostes unter freiem Himmel zubringen. Daraufhin wurde ihnen ebenso wie 2 anderen Deutschen, die beim Brotbetteln in einer Ortschaft ergriffen worden waren, und die ähnliche Mißhandlungen hatten erdulden müssen, offiziell erklärt, daß sie ihre Strafe nun verbüßt hätten. Als kurz darauf das Arbeitskommando nach Mikra zurückkehrte, ließ Kapitän Planchet die eben erwähnten 4 Deutschen zu sich führen, ihnen vom franz. Sergeanten die Hände hinter dem Rücken zusammenhalten und schlug sie daraufhin zuerst mit der flachen Hand, dann mit der Faust wiederholt derartig ins Gesicht, daß ich nachher selbst gesehen habe, wie sie mit blutigen und blau und rot angeschwollenen Gesichtern ins Lager zurückkehrten. Auch trat er sie persönlich derartig gegen Unterleib und Schienbeine, daß diese bluteten und einer sich kurz darauf erbrach. Daraufhin wurden sie von Planchet zu 30 Tagen Arrest verurteilt. Der Arrest bestand aus einem nur an wenigen Stellen mit Zelttüchern bedeckten Stacheldrahtkäfig, dessen Höhe knapp 1,50 Meter, an manchen Stellen bloß 1 Meter war und dessen Grundfläche nur in 2,50 Meter Breite und stark 4 Meter Länge belegt werden konnte, da der übrige Raum andauernd unter Wasser stand und von dem belegten Raum durch Stacheldraht seinerseits getrennt war. In diesem Käfig waren, als die 4 Deutschen hinein kamen, bereits 60—80 Bulgaren und Österreicher untergebracht. Entweder saßen die Leute zusammengekauert oder lagen in 3 fachen Etagen übereinander auf der feuchten Erde. Mäntel und Decken waren ihnen abgenommen worden. Lediglich zum Austreten und Essenholen wurden sie hinausgeführt, warmes Essen erhielten sie überhaupt nicht. Oft hörten wir bei Nacht die Arrestinsassen vor Kälte, Schmerz und Hunger laut brüllen oder verzweifelt wimmern. Ich habe selbst 4 mal gesehen, wie am Morgen bulgarische Gefangene tot aus dem Käfig herausgetragen wurden. Neben diesem Kotter bestand für besondere ‚Schwerverbrecher' ein winzig kleiner, gänzlich unbedeckter Stacheldrahtkäfig, (1 Meter im Quadrat Grundfläche, 80 Zentimeter hoch!). In diesem Käfig waren einmal mehrere Tage lang 2 Bulgaren zu gleicher Zeit eingepfercht. Sie konnten weder liegen noch sitzen, sondern nur in gebückter Stellung kauern. Kapitän Planchet und Leutnant Hartwig luden mehrmals französische Offiziere von auswärts ein, um ihre ‚geniale und amüsante Arresterfindung' zu zeigen. Ich habe selbst gesehen, wie sie lachend um den Käfig herumstanden und ihre Witze darüber machten. Anfang Februar 1919 erteilte das französische Lagerkommando den schwarzen Posten die Instruktion, gegen jeden Gefangenen, der sich auf mehr als 4 Meter dem Drahtverhau nähere, sofort von der Waffe Gebrauch zu machen. Diese bei der dichten Belegung des Lagers, der Nähe der Zelte vom Drahtverhau und der Stärke des Drahtes ungeheuerliche Instruktion wurde jedoch weder den gefangenen Offizieren noch Mannschaften bekanntgegeben. Die einzige Latrine des Lagers war dabei nur 1 Meter vom Draht entfernt. Gegen 2 Uhr nachts begab sich der ungarische Landsturmmann Petri Lakatos, Vater von 4 Kindern, nur mit dem Hemd und Unterhose und Holzpantoffeln und einem lose übergeworfenen Mantel bekleidet, ahnungslos auf die Latrine, um dort seine Notdurft zu verrichten. Er war eben im Begriff sich niederzulassen als der schwarze Posten, der unmittelbar hinter ihm am Drahtverhau stand, auf 1 Meter Entfernung ohne irgend welchen Anruf plötzlich auf ihn anlegte und schon im selben Moment ihn durch Rücken und Brust schoß. Einem Deutschen, der unbemerkt vom Posten auf der Latrine gesessen und so Zeuge des Mordes geworden war, und der auf den Schuß hin von der Latrine entfloh, wurde noch ergebnislos nachgeschossen. Auf diese Schüsse hin stürzten sofort die in den nächstliegenden Zelten wohnenden Mannschaften herbei, um ihren wimmernd am Boden und in den letzten Zügen liegenden Kameraden Lakatos zu helfen. Die Schwarzen unter Führung eines weißen Sergeanten, ließen jedoch niemand heran, indem sie mit gefälltem Bajonett um den Sterbenden einen Kordon bildeten. Erst nach

Digitized by Google

einigen Minuten gaben sie die in Blut schwimmende Leiche heraus. Am nächsten Morgen wurde der schwarze Mörder von Hauptmann Planchet persönlich, angesichts des ganzen Lagers ostentativ zum Gefreiten befördert und erhielt nach gratulierendem Handschlag mehrere Zigarettenschachteln und Sardinenbüchsen als Belohnung für seine ‚mutige und geistesgegenwärtige Tat'. Eine sofort von uns Offizieren eingegebene und von jedem einzelnen Offizier unterschriebene, über die Lagerkommandantur an die höhere französische Befehlsstelle gerichtete und in den schärfsten Worten gehaltene Beschwerde, wurde sachlich überhaupt nicht beantwortet, es sei denn durch die von Kapitän Planchet dem Dolmetscher mündlich übermittelte höhnische Aussage: ‚Tiens, ces boches, ils deviennent impertinents, dites leur que s'il en mourrait la moitié, il y en aurait encore assez!' (‚Sieh, diese Deutschen, sie werden unverschämt, sagen Sie ihnen, daß, wenn auch die Hälfte von ihnen stirbt, es immer noch genug gibt'). Irgendwelche Untersuchung oder Bestrafung des Negers ist niemals eingetreten, obwohl der französische Arzt, der die Leiche untersuchte und den Rückenschuß konstatierte, selbst zugab, daß kein Fluchtversuch, sondern Mord vorlag. — Es kam selbst vor, daß deutsche Offiziere, welche nicht schnell genug das Lagertor passierten, von Schwarzen mit dem Kolben mißhandelt und geohrfeigt wurden. Kurz vor unserem Abtransport aus Mikra wurde ein deutscher Offizier, der sich aus Versehen dem Drahtverhau zu sehr genähert hatte, ohne Anruf durch Brustschuß aus kürzester Entfernung schwer verwundet (Name dieses Offiziers: Lt. Thedy, Ref.-Inf.-Rgt. 224, aus Weimar)." Lt. v. Hofacker, stud. jur., Tübingen.

Wie sich aber die Lage seit Abschluß des Waffenstillstandes gestaltet hat, davon kündet eine Schilderung aus Clement: „Am 23. November 1918 marschieren die Gefangenen nach Clement. Auch diejenigen, die mangels Schuhzeug nur mit Lumpen ihre Füße umhüllen können, müssen mitmarschieren. In Clement kommen sie in einen völlig verschlammten, neben einem Friedhof gelegenen Pferch, in dem sich etwa 3000 Mann befinden. Dieser Pferch ist mit Stacheldraht umgeben, es fehlen Baracken und Sitzgelegenheiten. Die Gefangenen haben sich Löcher in den Schlamm gebuddelt, um sitzen und schlafen zu können. Verschiedentlich sind Gefangene des Morgens in ihren Löchern infolge der Erschöpfung tot aufgefunden worden. Sie wurden außerhalb des Stacheldrahts verscharrt. Später erhalten sie eine nasse Zeltbahn. Es wird ihnen von dem französischen Leutnant unter Anspielung auf den nebenliegenden Friedhof erklärt, ‚daß sie hier bleiben, bis jeder von ihnen das Holzkreuz verliehen bekomme'..." (Deutsche Kriegsgefangene in Feindesland. Amtl. Material, Berlin 1918, Walter de Gruyter & Co.)

Verpflegung.

Nicht selten werden die schlimmen Mißstände, die in der französischen Gefangenenbehandlung herrschen, von den deutschen Erzählern in gerechter Weise zu erklären versucht. So wird hie und da als Grund für manchen Jammer die französische Schlamperei und die mangelnde Organisationsfähigkeit angeführt, der gegenüber auch mancher ritterliche und warmherzige französische Kommandant machtlos war. Von französischen heimgekehrten Kriegsgefangenen andererseits wurde billig zugegeben, daß die knappe Ernährung der Gefangenen in Deutschland nicht auf böswillige Absicht, sondern auf die durch die Blockade allgemein schwierige Ernährungslage zurückzuführen sei. Auch in den bei Harold Picton (a. a. O. erwähnten) abgedruckten amtlichen kritischen Publikationen wird gesagt: „Die Ernährungsfrage ist natürlich schwierig in einem Lande, wo die ganze Bevölkerung rationiert ist. Die meisten Gerüchte, die in England über Deutschland umlaufen, sind unbegründet oder stark übertrieben" (S. 23). „Obwohl die britischen Offiziere in Torgau sagen, daß sie über Hunger und Mißhandlungen von englischen Soldaten in anderen Gefangenenlagern erfahren haben, hat die amerikanische Botschaft keinen Grund zu glauben, daß dem so sei" (S. 25 aus den Berichten des amerikanischen Botschafters in Berlin, Gerard). Jene Erklärungsversuche scheitern bei dem Kapitel Verpflegung in den meisten französischen Gefangenenlagern. Ich habe selbst im Offiziersgefangenenlager Châtauroux dem französischen Kommandanten Damoiseau in Anwesenheit eines Vertreters der schweizerischen Ge- Frankreich.

Digitized by Google

sandtschaft zu Paris (Damoiseau hat sich auch anderweitig berühmt gemacht, vgl. Deutsche Kriegsgefangene im Feindesland, Frankreich, S. 4—5) nachgewiesen, daß anstatt der zweitausend Kalorien netto, wie sie laut amtlichem Anschlag den Gefangenen zur Verfügung standen, nur knapp 1700 Kalorien brutto, d. s. höchstens 1500 Kalorien netto, wirklich verteilt wurden. Ein verlegenes Achselzucken war die Antwort. Und der Schweizer Vertreter meinte, es sei Sache der deutschen Regierung, die Erfüllung der französischen Verpflichtungen durchzusetzen. Wohl gemerkt, das sagte der Mann, dessen Regierung gerade die Vertretung der deutschen Interessen übernommen und dessen Besuch den Zweck hatte, deutsche Beschwerden zu hören und die Erfüllung berechtigter Forderungen zu veranlassen.

Obwohl Frankreich nicht unter dem Druck einer Blockade stand, obwohl reichlich Lebensmittel vorhanden waren, wütet der Hunger entsetzlich in den Reihen der deutschen Gefangenen. Den Wachthunden des Lagers entreißen unsere Soldaten das Fressen, um sich selbst satt zu machen. Rübenabfälle werden auf den Straßen gesucht und wer in Arrest geworfen wird, kommt vielfach als Skelett aus dem Verließ, das er in leiblicher Gesundheit betreten hat.

Ganz besonders niederträchtig war die französische Methode, die Gefangenen mindestens einen Tag, oft aber drei, vier und mehr Tage nach der Gefangennahme grundsätzlich hungern zu lassen, während man ihnen zu gleicher Zeit große Märsche zumutete. Ich selbst bin Früh 8 Uhr gefangen worden, mußte mit meinem Trupp von etwa 1000 Mann einen achtzehnstündigen Marsch machen, währenddessen uns auch sogar gegen Bezahlung Lebensmittel grundsätzlich verweigert wurden. Nach 25 Stunden erhielten wir die erste Verpflegung, die in einem Bisquit bestand, etwa von der Größe und auch dem Geschmack eines Hundekuchens. Da wir vorher völlig ausgeraubt waren — auch die Lebensmittel hatte man uns abgenommen — so waren es nur ganz wenige, denen es gelungen war, ein Stückchen Brot zu verstecken. Wie man versucht hat, durch Entziehung der Nahrung viele Mannschaften und Offiziere mürbe zu machen, um von ihnen Aussagen zu erpressen, kann in mehreren der vorangegangenen Berichte nachgelesen werden. Die Verpflegung war nicht nur knapp, bei einer übermenschlichen Arbeitsleistung, die bis 18 Stunden am Tage betrug, sondern häufig auch verdorben, ekelerregend und zum Teil sogar absichtlich so zugerichtet. Ich lasse nun einige meiner Zeugen selbst sprechen:

„Endlich am dritten Tage unserer Gefangennahme gab es abends die erste Verpflegung, 150 Gramm Brot und 100 Gramm kaltes Büchsenfleisch. ... In Flavy le Martelle wo wir beim Wiederaufbau schwer arbeiten mußten, gab es von Oktober 1919 ab nur mehr Reis und Pferdefleisch, Speck und Fett wurde gestrichen. Einmal hatten wir über 14 Tage kein Salz im Essen, kein Brot, keinen Kaffee und so ging es fort." Anton Möhle jr., Bad Tölz, Oberbayern, Sägstr. 2.

„Ohne Rast ging es die ganze Nacht hindurch bis zum nächsten Morgen um 5 Uhr. Um diese Zeit erreichten wir ein Gefangenenlager namens Candinière oder ähnlich. Dasselbe bestand nur aus einer Wiese und war mit Stacheldraht umgeben... Unsere Nahrung bestand täglich aus einem Stückchen Brot. Nur wenige bekamen Wasser. Wurde dasselbe gebracht, dann stürzten die durstenden Kameraden auf die Wasserbringer zu und rissen es ihnen aus den Händen. Dem Jammern um Wasser hatten die Franzosen nur als höhnische Erwiderung: ‚Ihr deutschen Schweine braucht kein Wasser, ihr habt alle unsere Brunnen vergiftet'. Häufig kam es vor, daß sie das Wasser vor unseren Augen wegschütteten. Täglich starben Kameraden und wohl nie wird in Deutschland die Öffentlichkeit erfahren, wieviel Deutsche hier ihr Leben gelassen haben... Es verlautete, daß wir nach 14 Tagen in ein Lazarett kommen sollten; darauf freuten wir uns kindlich. Wie erstaunten wir aber, als wir anstatt in ein Lazarett, in ein nebenangelegenes Lager kamen, das sich von dem ersteren nur insoweit unterschied, als wir ein großes Zelt bekamen, worunter wir schlafen durften, dagegen wurde uns nach wie vor jeder wärmende Gegenstand, wie Decke usw. ver-

Digitized by Google

weigert. Zum ersten Male seit unserer Gefangenschaft erhielten wir hier des Morgens einen warmen Kaffee und am 2. Tage etwas Reis mit Wasser. Im übrigen war die Verpflegung dieselbe, wie im Lager Candinière, d. h. wir bekamen am Tage ein Stückchen Brot... Alsdann wurden wir in die Nähe von Reims in ein Gefangenenlager gebracht. Die Verpflegung bestand morgens aus einem Becher brauner Flüssigkeit, die ohne jeden Beigeschmack war, mittags und abends je aus einem halben Liter Reissuppe, sowie pro Tag ein drittel Brot. Fleisch, das anscheinend von verendeten Tieren herrührte, bekamen wir wohl alle 4—6 Wochen, es war aber ungenießbar. Mehrfach ist es vorgekommen, daß wir auf dem Wege zur Arbeit Rübenfelder überfielen und die herausgerissenen Rüben sofort aßen. **Die uns begleitenden französischen Posten schossen bei solchen Gelegenheiten in die Gefangenen hinein,** und schlugen uns mit Kolben." H. Hartwig, Unterhaun, Bezirk Cassel.

„An der Marne erreichte unser Gewaltmarsch sein Ende, und nach einer langen Osterfahrt gelangten wir über Chateau-Thierry, Epernay noch selben Abend in Connantre an. Mehrere Hundert Gefangene wurden da zu einem neuen Bahnhofbau verwendet, und während die allgemeinen Verhältnisse immer schlechter, die Arbeit immer schwerer wurde, das Essen von Tag zu Tag miserabler, so daß man sage und schreibe noch 5—6 Bohnen Mittags in seiner Gamelle zusammenfischen konnte und dabei diese noch so hart, daß man dem anderen hätte damit noch ein Loch in den Kopf werfen können... Unmittelbar hierauf kam unsere Kompagnie nach Neufchateau (Dep. Vosges), wo die Arbeit, Flugplätze bauen, zwar nicht schwer, doch die Verpflegung noch immer weniger, und die Schikanen der Franzosen immer häufiger wurden... Mehr wie einmal kam es vor, daß die Leute auf der Arbeit einfach umfielen und auf das Fragen des französischen Leutnants konnte ich nur sagen, daß die Leute nichts zu Morgen gegessen und vor Hunger und Kälte umfallen. Die Kameraden wurden hierauf ins Lager geführt, doch die Verpflegung wurde durch Zulage von einigen Zwiebacks nur wenig besser. Infolge dieser Situation sah sich jeder genötigt, auf eigene Faust etwas zu verschaffen, und waren die in den verlassenen Baracken sich herumtreibenden Katzen das Hauptobjekt, die auch in Dutzenden gefangen und als Leckerbissen verzehrt wurden. Schlimmer waren jedoch die Verhältnisse, wenn die Compagnie auswärts arbeitete, und das Essen nicht beigebracht werden konnte, so daß die Leute den ganzen Tag ohne Essen arbeiten und noch einen Weg von 8—10 Kilometer zurücklegen mußten. Weil ich von diesen Zuständen aufs tiefste erschüttert, in meinen Briefen nicht schweigen konnte und wollte, durfte ich auch wieder 6 Tage mit dem Prison Bekanntschaft machen. .. Agincourt, bei Nancy: Im Gegensatz zum letzten Lager waren hier selbst Ofen Luxus, und blies kalt der Wind durch die Ritzen, während auf dem Strohsack unsere Fingerspitzen vor Hunger kriselten. Hunde, Schnecken, alte Kartoffeln, Brennesseln, alles, was überhaupt aufzubringen war, mußte herhalten, unseren Hunger zu stillen." Karl Scherzinger, Furtwangen im Schwarzwald, Almendstr. 11.

„Ich wurde abkommandiert nach Fort St. Anton in einen Steinbruch, wo wir sehr schwer arbeiten mußten. Da verweigerte ich am 13. Juli 1918 die Arbeit. Wir wurden nachts eingesperrt und tagsüber kamen wir heraus, um den ganzen Tag mit dem Gesicht nach der Sonne zu stehen. Die ersten zwei Tage bekamen wir gar nichts zu essen und die nächsten vier Tage nicht viel. Da sind wir ausgebrochen, weil wir beinahe verhungert wären. Gleich am folgenden Tage kamen wir in einem ganz miserablen Zustand ins Marinegefängnis." Johann Zauner, Kochel, Oberbayern.

„Nach 4 Tagen Hunger und Durst endlich Abmarsch, aber in welchem Zustand? 200 Gramm Brot, 100 Gramm Fleisch einem ausgehungerten Mann; dazu 35 Kilometer Marsch unter Begleitung von französischer Reiterei... Nächsten Morgen geht die Kompagnie zum Arbeiten, natürlich mit leeren Mägen, für die es nur einmal im Tage zu essen gibt, abends... Unsere tägliche Verpflegung war mit 4 Mann ein Brot und eine Fleischbüchse. Mit dieser Verpflegung sollten wir zwei Tage marschieren. Da wir aber ausgehungert waren, aßen wir alles in einem Tag auf. Den anderen Tag nährten wir uns von Abfällen, die durchziehende Truppen hatten liegen lassen. **Bemerkenswert ist, als das vierte Algerische Infanterie-Regiment, wobei meistenteils Mohammedaner waren, unterwegs uns traf, uns trotz Schelten und Fluchen der Offiziere, welche Franzosen waren, das Letzte, was sie hatten, mit uns teilten.**" Ferd. Feicht, Rohmann, Ostpreußen.

„... Dann kamen wir in ein kleines Sammellager. Zu der Zeit war es so heiß, daß wir nicht einmal das nötige Wasser, um unseren Durst zu löschen, bekamen. Viele unserer Kameraden mußten hinausgetragen werden, weil sie vor

Digitized by Google

Hunger und Durst zusammengebrochen waren. Während der drei Tage bekamen wir 1 Trinkbecher Reis und eine Schnitte Brot... Am 17. Oktober 1918 kamen wir nach St. Mihiel, wo wir ein derartig schlechtes Quartier hatten, daß wir bei Regenzeiten nicht wußten, wohin mit unserem Strohsack. Überall regnete es durch. Fenster waren zugemacht. Bei Tag konnte man absolut nichts sehen. Die Kost war so gering und schlecht, daß wir uns die Kartoffelschalen aus der Müllgrube herausfischten und kochten. Pferdefleisch bekamen wir, was manchmal ordentlich faul war. Wir hatten fast täglich den 4. bis 5. Teil Kranke in unserer Kompagnie. Dazu war der Arzt noch so robust, daß er fast jedes Geschwür aufbrannte, so daß sich mancher nicht getraute, sich krank zu melden... Wenn sich französische Gefangene über schlechte Behandlung in Deutschland beklagt haben, dann mögen sie deutsche Gefangene in Frankreich sprechen lassen, welche sehr viel leiden mußten unter dem Haß und der Niederträchtigkeit des französischen Volkes. Ein Volk ohne Charakter und Menschenliebe." Max Schedlich, Kunersdorf, Amtsb. Zwickau, Sachsen.

„... St. Hilaire. Hier waren wir 6 Tage und erhielten als Kost pro Mann 100 Gramm Büchsenfleisch und 300 Gramm Weißbrot, frisches Wasser, aber nichts Warmes. Nach diesen 6 Tagen kamen wir nach Vitry und hofften, die Hauptleidenszeit hinter uns zu haben. Doch wie täuschten wir uns. Besser wurde es nicht, dafür aber schlechter. Wir erhielten zu den Zelten zwar etwas Stroh und eine Decke, doch hatten wir fast immer Regen und Frost, so daß wir andauernd im Schlamm lagen. Zu Essen bekamen wir morgens 1/4 Liter warmes Wasser (es sollte Kaffee sein), mittags 1/4 Liter Reis oder Bohnensuppe, mit dem Trinkbecher abgemessen, noch dazu konnte man nicht einmal unterscheiden, war es wirklich Reis oder Bohnen, denn für ca. 150 Mann erhielt die Küche sage und schreibe einen Stahlhelm voll dieser Suppeneinlage. Abends gab's 300 Gramm Weißbrot und 100 Gramm Büchsenfleisch. Das mußten wir 3 volle Wochen aushalten. Gegen Ende dieser Leidenszeit konnte kaum noch einer gerade stehen. Die Augen traten ganz zurück und schmerzten bei jeder Bewegung, ein jedes Wort, das man sprechen wollte, mußte man mit Gewalt herauspressen, wie ein Schwindsüchtiger im letzten Stadium. Hierauf wurden wir nach Orleans transportiert, unterwegs den üblichen Schaustellungen und Verhöhnungen preisgegeben. Wir wurden vollgespuckt, mit Steinen geworfen, Kinder schifften uns voll, wozu die Alten recht teuflisch lachten." Konrad Mock, Sanitätssergeant, München, Lindwurmstr. 105/0.

„Als Verpflegung gab es täglich einen Becher (1/4 Liter) Kaffee, mittags eine Wassersuppe und 300 Gramm Brot, abends ein Stückchen Fleisch (etwa 50 Gramm) und einige Eßlöffel Reis, Bohnen oder Linsen. Mehrere Herren wurden davon so schlapp, daß sie beim sogenannten Spaziergang einfach umfielen. Dieser Spaziergang, täglich zwei Stunden, fand in dem Außenhof des Zuchthauses statt: ein schmaler Gang von 100 Meter Länge, beiderseits 5 Meter hohe Mauern, und von vorn bis hinten voll Hundedreck von Wachhunden, die auch uns beim Spaziergang bewachten, neben 4 Franzosen natürlich. Eines Abends haben wir **gesungen**, da kamen die französischen Gendarmen (ein Brigadier-Korporal hatte die oberste Befehlgewalt über uns Offiziere, darunter mehrere Hauptleute und ein Stabsarzt) holten sich den Dirigenten (Lt. d. R. Burck R. J. R. 201) und verprügelten ihn draußen mit der **Nilpferdpeitsche**, daß wir das Klatschen hören konnten! Lt. Burck wurde dann zur Strafe eine Nacht in einen eisernen Mörderkäfig gesperrt. — Nach 3 1/2 Wochen in dieser Hölle kamen wir in die Einzelhaft, und was bis dahin noch ganz in uns geblieben war, das wurde dort zerbrochen. Keinerlei Beschäftigung, dazu Hunger und Kälte, fast den ganzen Tag lief man die 18 Schritt in einer 8 in der Zelle herum, um nicht zu erfrieren. Dasselbe Essen und als Werkzeug nur einen Löffel... Die Herren Gendarme erlaubten sich, uns zu butzen, als ich mir das einmal sehr höflich (durch Erfahrung gewitzigt) verbat, wurde ich von dem Oberbonzen bestraft mit den Worten: ‚Je te punis avec un jour pain sec', wenn das für mich nicht so katastrophal gewesen wäre, hätte ich doch lachen müssen. Jedenfalls bekam ich nur meine 300 Gramm Brot! Nach 14 Tagen hatte die Einzelhaft dann ein Ende, wir kamen wieder zusammen und fielen uns gegenseitig in die Arme vor lauter Freude, wieder bei deutschen Brüdern zu sein. Noch 8 Tage hausten wir in dem faulen Stroh, dann kamen wir in ein regelrechtes Lager." Hermann Wedekind, Bad Lauterberg i. Harz, Promenade 47.

„Am Weihnachtsabend 1918 führte man uns in das Lager St. Germain en Laye, nachdem wir vorher in Orleans gewesen waren. Hier haben wir in dem kalten Winter im Freien Kartoffeln geschält und diese vor Hunger roh gegessen,

Digitized by Google

garnicht zu Reden von rohen Rüben, die eine Delikatesse für uns waren. Die Kartoffelschalen haben wir gewaschen und gekocht, nur um unseren Hunger zu stillen. Der Dunghaufen war täglich das Ziel unserer Wünsche, denn auch hier fanden wir Abfälle der französischen Küche, die zur Füllung unseres Magens dienten. In diesem Lager (St. Germain en Laye) hatten wir einen französischen Unteroffizier, wir nannten ihn den Schellfisch, der uns häufig revidierte und uns in der gemeinsten Weise bestohlen hat. Später wurde er dieserhalb vor ein Gericht gestellt, aber natürlich freigesprochen, denn wer glaubte uns Boches. Sieben Monate habe ich die Wäsche auf dem Körper gehabt, die ich bei der Gefangennahme trug, die Folge war natürlich eine Unmenge Ungeziefer. Fünfzig Flöhe und hundert Läuse war unser tägliches Mindestmaß, welches wir töteten. Den ganzen Winter über sind wir nachmittags um 4 Uhr auf unser Lager gekrochen, weil wir uns vor Kälte und Hunger nicht aufrechthalten konnten. Im Lager ‚Le Mans', wo ich von Juni 19 bis Februar 20 war, kriegten wir mindestens sieben Mal wöchentlich Essen voller Würmer." Wilh. Selig, Hamburg.

„... Nach achtstündigem Marsche erreichten wir das Lager Kandor. Hier gab es morgens einen Trinkbecher Kaffee, mittags Reissuppe und abends 250 Gramm Brot und einen Trinkbecher Kaffee. Das Wasser war in diesem Lager so knapp, daß es oftmals abends keinen Kaffee gab. Waschen konnte man sich alle acht Tage nur einmal, wir waren alle so schwarz wie Neger... Anfangs November 1918 marschierten wir wieder in das zerstörte Frontgebiet, um dort Straßen zu fegen. Auf dem Wege zur Front gab es mehrmals nichts zu essen, zwei oder drei Tage haben wir nur von Krautblättern gelebt, ein anderes Mal bekamen 40 Mann ein Brot. Oftmals bekamen 20 Mann ein Brot. In Rouen wurde von uns Gefangenen ein größerer Trupp verladen und nach Fontaine-sous-Jouy gebracht. Hier gab es den Winter durch Kohlrübensuppe und 250 Gramm Brot. Später gab es Reissuppe, Bohnensuppe und Kartoffelsuppe. Vom Juni 1919 ab hatte sich das Essen bedeutend gebessert, es gab genügend Bohnensuppe und 350 Gramm Brot." Albert Schmidt, Romrod, Kr. Alsfeld, Pr. Oberhessen.

„Am 3. März kam ich nach Rouen an der Seine, in die Reitbahnen der Artillerie Kaserne Nr. 11 waren wir vier untergebracht, schlafen wieder im Dreck auf dem Erdboden; das Lager ist ja als eines der schlechtesten bekannt. Die Latrine direkt in den Räumen, wo die Leute untergebracht waren, das Essen immer das schlechteste, was im Hafen verdorben war, Erbsen, Bohnen nur mit Käfern und Würmern und wurde uns kalt verabfolgt. Die Leute waren so weit herunter, alles, was eben zu Essen war, ob es in der Latrine lag oder wo, wurde gegessen. Ich war nach der Zeit noch in verschiedenen Lagern, alle Einrichtungen machten auf mich den Eindruck, um die Gefangenen systematisch kaput zu machen." Wilh. Salinger, Meschede a. d. Ruhr, Oststr. 206.

„Im März 1919 kam ich nach der Front zum aufräumen. Unsere Lage verschlechterte sich ums Doppelte. Mehrere Tage nichts zu essen, zerschossene Baracken als Unterkunft, auf blankem Boden ohne Stroh im Pferdedreck. Viele Erkrankungen an Grippe und Hungertyphus, viele starben. Mehrere Tage nichts zu essen und wenn es was gab, sehr schlecht. **Wir fraßen vor Hunger Gras, dann sagten die Posten ‚Deutsche Schweine'.** Wir wurden abgemagert bis auf die Knochen." Johann Hunklinger, Schreiner, Hentau, Oberbayern, Post Siegsdorf.

Da schon im vorhergehenden Kapitel auch vielfach die Verpflegung besprochen ist, so mag es hierbei sein Bewenden haben. Es wird genügen, darüber aufzuklären, daß auch auf diesem Gebiet derselbe Geist herrschte. Doch soll noch ein weiterer Bericht aus Saloniki das Siegel auf das Ganze bilden.

Mikra bei Saloniki.

Lager Mikra b. Saloniki: „Die französischen Intendanturbeamten machten gar kein Hehl daraus, daß die prisonniers boches einen willkommenen und selbstverständlichen Absatz für ihre durch lange Lagerung und schlechte Transportverpackung verdorbenen und für die französischen Truppen ungenießbar gewordenen Restevorräte bildeten. Bis das Essen in die Zelte kam, war alles kalt geworden. Oft fiel überhaupt jegliches Essen, sogar der Kaffee aus; zweimal erhielten die Leute ohne jegliche Veranlassung je 48 Stunden überhaupt keinen Bissen und mußten ihre Arbeit trotzdem wie sonst verrichten. Dabei erhielten die schwarzen und weißen französischen Bewachungsmannschaften derart viel Verpflegung, daß sie vor den Augen unserer heißhungrigen Leute die Hälfte ihres Essens in die Latrine schütteten." Lt. v. Hofacker, Tübingen.

Charakteristisch für die französische Gefangenenbehandlung, ist auch ein Bericht, der mit folgenden Worten anhebt:

Digitized by Google

„Die Schilderung meines Gefangenenlebens enthält keineswegs eine Leidensgeschichte besonderer Art. Was ich als einfacher Soldat in französischer Gefangenschaft erlebte, ist das Durchschnittsbild vom Leben eines Gefangenen in Frankreich." Eduard Riedl, Lindau.

Darauf folgt eine Schilderung, die sich haarklein mit dem Vorangegangenen deckt.

England.

Einen besonders traurigen Abschnitt in der englischen Behandlung der deutschen Kriegsgefangenen bilden die Zustände in den Arbeiterkompagnien, die auf französischem Boden zurückgehalten werden. Die Zahl dieser Kompagnien ist während der letzten Kampfhandlungen durch die großen Verluste an deutschen Gefangenen erheblich erhöht worden. Durch die Rückverlegung der deutschen Front wurden auch diese Arbeiterkompagnien entsprechend dem Vormarsch der alliierten Truppen immer weiter in das zerstörte Gebiet vorgeschoben. Ihre Lebensverhältnisse waren dort die denkbar traurigsten. Die Unterkunft bestand, entgegen den Versicherungen der englischen Regierung, in alten Zelten, die gegen Witterungseinflüsse jeder Art keinerlei Schutz gewährten, während die wenigen vorhandenen Holzbaracken von den englischen Wachtmannschaften eingenommen waren. Der naßkalte französische Winter bringt es mit sich, daß die Nachteile der mangelhaften Unterkunft und Ausrüstung besonders hart empfunden werden. Der Boden der Zelte war fast in keinem Fall mit Brettern belegt, und die Gefangenen konnten froh sein, als Unterlage eine wasserdichte Zeltbahn zu erhalten, die in keinem Fall genügte, auf dem nassen Boden bei dem wochenlang herabströmenden Regen auch nur einigermaßen Schutz gegen die Feuchtigkeit zu gewähren. Zahlreiche Erkrankungen und dauernde Schädigung der Gesundheit der deutschen Gefangenen waren die Folge. Außerdem war die Ernährung, trotz der schweren Arbeit derart knapp, daß die Gefangenen nicht selten vor Hunger umfielen, obwohl, mit Deutschland verglichen, die Verpflegungsfrage für England keine nennenswerte Schwierigkeit bot.

Die Berichte über die Behandlung der deutschen Gefangenen unmittelbar nach ihrer Gefangennahme, kurz vor Abschluß des Waffenstillstandes gewähren ein erschreckendes Bild über den moralischen Tiefstand englischer Truppenverbände. Es liegen zahlreiche beeidete Zeugenaussagen vor, daß wehrlose, teilweise verwundete deutsche Kriegsgefangene nach Abgabe ihrer Waffen von den englischen Soldaten hinterrücks erschossen wurden, als man ihnen den Weg zeigte, um sich nach den englischen Linien zu begeben. Eine große Anzahl Gefangener ist auf diese Art noch spurlos verschwunden, als sie bereits von den Engländern abgeführt worden waren und noch lebend von Kameraden gesehen wurden, die gleichzeitig mit ihnen in Gefangenschaft geraten waren. Die diesem Schicksal entronnenen Gefangenen wurden unter freiem Himmel wie eine Herde Vieh dicht gedrängt auf Plätzen, die mit Stacheldraht umgeben waren, gesammelt, wo sie tagelang ohne jeden Schutz, ohne Wasser und Brot auf ihren Abtransport warten mußten, nachdem man sie vorher des größten Teils ihrer Sachen, teilweise ihrer Uniformröcke und -mützen beraubt hatte. Auch die Offiziere wurden nicht anders behandelt. Als einzigen Vorzug gewährte man ihnen Unterkunft in schmutzigen, verlausten Ställen oder Scheunen. Der Abtransport an die Küste bedeutete die Höhe der bis dahin erlittenen Folterungen. Die Gefangenen wurden in ungereinigten Güterwagen, mit denen vorher Pferde transportiert waren, verladen, die hinter ihnen plombiert wurden. Die Wagen waren in der Weise überfüllt, daß sich die Insassen nicht einmal hinsetzen, geschweige denn hinlegen konnten. Während der sechsunddreißigstündigen Fahrt nach Le Havre bezw. Abbeville wurden sie nur einmal auf kurze Zeit aus den Wagen entlassen, während

Digitized by Google

der übrigen Fahrt gezwungen, ihre Notdurft in den Wagen selbst zu verrichten. Als Verpflegung wurde ihnen in den meisten Fällen etwas Büchsenfleisch, einige harte Zwiebäcke und Wasser in Büchsen gereicht, die vorher Benzin enthalten hatten, so daß das Wasser vollkommen ungenießbar wurde. Bei Ankunft in den Hafenplätzen wurden sie wochenlang in Zelten zurückgehalten und dort bei der sogenannten Entlausung Prozeduren der beschämendsten Art unterworfen. Es steht fest, daß zahlreiche, schwere Erkrankungen und Todesfälle lediglich auf die Art der Behandlung nach der Gefangennahme und den Abtransport nach den Hafenplätzen zurückzuführen sind.

Lager Handforth (Cefshire).

Aus dem Bericht des Vertreters der Schweizerischen Gesandtschaft in London über das Lager Handforth vom 5. September 1918 ging hervor, daß die den Gefangenen gelieferten Räucherheringe durchaus ungenießbar waren und fortgeworfen werden mußten, ohne daß den Gefangenen Ersatz dafür geliefert wurde. Dies hatte zur Folge, daß die ohnehin auf das äußerste beschränkten Lebensmittelrationen, eine weitere Verminderung erfuhren.

Lager Brocton (Staffordshire).

„Vom Recht der Beschwerde an die Schweizer Gesandtschaft, welche die Rechte der deutschen Kriegsgefangenen wahrzunehmen übernommen hat, können weder der von den Lagerinsassen gewählte Ausschuß noch irgend ein Gefangener Gebrauch machen, da selbst bei ordnungsmäßiger Beschwerde Strafandrohung in offener oder versteckter Weise, Einschüchterungsversuche oder sogar Strafe durch den englischen Lagerkommandanten Grant erfolgt." Emil Heisel, Ref. Inf. Regt. Nr. 261.

Heisel bemerkt ferner, daß bei Besichtungen durch Neutrale Kommissionen der Kommandant mit seinem Stabe die Delegierten begleitet und nur die Räume zeigt, die er zeigen will. Wenn ein Kriegsgefangener einmal eine Beschwerde anzubringen weiß, so lenkt der Kommandant ab, verdreht die Tatsachen, bestreitet glattweg den Sachverhalt oder schüchtert durch drohendes Verhalten den Beschwerdeführer derartig ein, daß er seine Beschwerde einschränkt oder gar widerruft.

„Ich glaube, England wurde nie mehr verwünscht und beschimpft als im Broctonlager. Dasselbe ist bei allen Kriegsgefangenen als das schlechteste und am meisten hungerleidende bekannt. Wir lagen in Baracken, 18 Grad Kälte, keine Kohlen, das Wasser lief an den Wänden herab..." Sergeant Alf. Jochum, Rotterdam.

Lager Donington Hall (Yorkshire).

Im Winter 1915/16 waren hier nach übereinstimmenden Aussagen im Lager die Unterkunftsräume gänzlich unzureichend geheizt.

„Eine Anzahl Offiziere waren in rohgezimmerten Holzbaracken untergebracht, die undicht waren. Die Offiziere lagen in diesen Baracken so zahlreich und eng zusammen, daß an eine ernste Beschäftigung nicht zu denken war." Lt. d. R. Maak, Inf. Regt. Nr. 27.

„Trotz eingelegten Protestes wurde im Herbst des Jahres 1917 wiederum mitgeteilt, daß in Donington Hall die als Unterkunftsräume für die Kriegsgefangenen benutzten Baracken so undicht seien, daß viele der dort untergebrachten Offiziere an Rheumatismus litten." Lt. d. R. Kirchhoff.

Lager Oswestry (Shropshire).

Das neben dem Mannschaftslager gleichen Namens errichtete Offiziers-Gefangenenlager Oswestry wurde im Sepetmber 1918 eröffnet. Das Lager selbst spottete zur Zeit ihrer Ankunft jeder Beschreibung. Die Baracken, die früher für die Unterbringung von englischen Mannschaften verwendet wurden, waren in keiner Weise für den Empfang so vieler kriegsgefangener Offiziere vorbereitet. Die Offiziere wurden zu zwanzig Personen in einem Raum untergebracht, in dem lediglich Betten standen, außerdem befanden sich darin ein Tisch und eine viersitzige Bank sowie ein kleiner Ofen. Die Dächer der Baracken waren undicht, so daß der Regen freien Zutritt fand. Die Waschgelegenheit war außerordentlich mangelhaft. Es gab keine Kommode, keine Waschschüssel, geschweige denn Waschtisch; eine Petroleumstalllaterne bildete die Beleuchtung. Zu Anfang wuschen

Digitized by Google

sich die Kriegsgefangenen mit Schnee, bis mit Eintritt des wärmeren Wetters die Wasserleitung in Betrieb kam. Später gab es für je zwanzig Personen eine Waschschüssel. In den Baracken mußten ständig zwei Fenster offen stehen, angeblich aus Gesundheitsrücksichten. Als die Fenster von den Offizieren geschlossen wurden, um eine einigermaßen erträgliche Temperatur in den Räumen zu erhalten, wurden auf Befehl des Kommandanten je zwei Fenster ausgeschraubt.

Arbeitslager. Mit dem amtlichen Material („Deutsche Kriegsgefangene in Feindesland. ‚England.'" Berlin 1919) und der Darstellung in dem Heft „Was wir litten" der S. M. (Januar 1920) stimmen das hier folgende Tagebuch und die weiterhin wiedergegebenen handschriftlichen Berichte überein:

„9.—13. April 1917. Mehrere Tausend Mann waren wir unweit hinter der Front von Montag, den 9. April nachmittag, bis Freitag, den 13. April 1917 mittag, Tag und Nacht im Freien in einem verhältnismäßig kleinen Drahtpferch auf sumpfigem Wiesengrund... Die Wiese verwandelte sich in einen Morast und bis über die Knie watete man ständig im Dreck. Jeder ging solange, bis er vor Erschöpfung umsank und in den Dreck getreten wurde. Als Latrine war ein gut mannstiefer Graben mitten im Pferch ausgehoben. Da kein Geländer oder sonst etwas um ihn herum war, fiel alle Augenblick einer hinein, schrie natürlich fürchterlich und mußte noch eine ganze Woche in den beschmutzten Kleidern herumlaufen, da eine Waschgelegenheit nicht bestand. Allmählich wurde man in diesem Pferch regelrecht verrückt. Es gehörte Glück dazu, von dem wenigen Essen, Büchsenfleisch und Bisquit — das ausgegeben wurde, etwas zu bekommen, da es von den eigenen halbverhungerten Kameraden gestohlen und ausgerauft wurde. Wir waren wie die wilden Tiere. Mancher ist in diesem Sammellager vor Erschöpfung gestorben, zertreten, erdrückt worden. Das war bei Cry (hinter Arras) und jeder ehemalige Angehörige der am 9. April 1917 bei Arras aufgeriebenen 14. bayer. Inf.-Div. und 1. bayer. Res.-Div. wird mir diese Angaben bestätigen können.

13. April 1917. Bei Auchy kamen wir zuerst in ein Baracken- und dann in ein Zeltlager. Es gab schwere Waldarbeit, Baumfällen usw. Von 6 Uhr morgens bis 6 Uhr abends mußte man am Seile ziehen. Antreibende Posten konnten einem das Leben zur Qual machen. Das Essen war wenig, es rührte gar nicht an, so sehr war man ausgehungert. Alles, was man faßte, wurde auf einmal vertilgt. Das Mittagessen gab es erst Abends nach dem Einrücken. Mittag war lediglich eine Stunde Pause. Kehrichttonnen, in denen altes Brot war, wurden ausgeraubt. Angeschnittene Büchsen mit Fleisch, das schon stinkig war, wurde gegessen. Das ist Hunger. Am 26. April gab's Eßbesteck. Bis dahin aß man mit den Händen... An Wasch- und Trinkwasser herrschte dauernd Mangel. ‚Was haben wir verbrochen, warum konnte uns keine Kugel treffen', so dachte man sich oft. Hier bei Auchy gab es statt Brot meist Bisquit, Größe 5×10 Zentimeter, täglich 2—2½ Stück.

Bis Mitte September 1917 hatten wir 3 Gefangene nur eine Decke des Nachts. Dazu lag man in Spitzzelten auf blanker Erde... Die Spitzzelte mußten untertags unten aufgerollt und das ganze Hab und Gut eines jeden Einzelnen tagsüber vor das Zelt herausgestellt sein. Letzteres war eine Schikane.

8. Mai 1917. Die Unteroffiziere beschwerten sich wegen der geringen Verpflegungsration. Der Erfolg: Es wurden Datteln ausgegeben pro Mann ‚2 Stück'. Dem Kapitän Barrow wegen eines von der Zensur beanstandeten Briefes vorgestellt: Ich hatte um Kresolpuder — gegen Läuse — an meine Eltern geschrieben.

10. Juni 1917. Zur Arbeit mußte man bei jeder Witterung. Die Kleider mußte der Körper trocknen. Eine Trockengelegenheit gab es nicht. Ein englischer Aufseher-Sergeant pflegt uns stets mit dem Stock zur Arbeit anzutreiben.

18. Okt. 1917. Umzug in ein neues Lager. Ein abgeholzter Abhang mit Drahthindernis umgeben, in der Mitte ein Feuer. Kurz vorher heftiger Regen. Boden naß, Spitzzelte wurden aufgestellt, der Boden mit nassem Sägemehl bestreut und nachts lag man darinnen, wie eine Sau im Stall... Welch schöne Lager hatten die Gefangenen in Deutschland und wir müssen auf dem blanken, feuchten Boden liegen und elend frieren. Strohsack kannte man bei den Engländern nicht...

6. Nov. 1917. Licht gibt es nicht; in der Dunkelheit morgens kleidet man sich an, in der abendlichen Dunkelheit ißt man.

15. Jan. 1918. Verpflegung kommt wieder unregelmäßig und unvollständig.

Digitized by Google

An Brot gab es vorgestern einige Bisquitbrocken. Heute früh gab es nichts, es hätte einen Streik gegeben, doch wurde angesagt, daß es statt erst abends schon Mittag das Essen gibt. Es gab dann zu Mittag noch 1/4 Tafel Bisquit (d. i. 3×3 Zentimeter = 9 Quadratzentimeter.)

20. Jan. 1918. Die Läuse nehmen unheimlich überhand, teilweise wurden schon 6 Wochen keine frischen Hemden mehr ausgegeben. Verschiedene sind an Krätze erkrankt. Zum Waschen ist im neuen Lager immer noch keine Gelegenheit... 28. Jan. 1918. Weder Brot noch Bisquit. 29. Jan. 1918. Morgens leeren Tee, kein Brot. 30. Jan. 1918. Abends wieder kein Brot.

Am 25. 10. 1918 kamen wir in Abbeville an und wurden für einen Tag in eine Kaserne gesteckt, woselbst wir nach 10 Tagen zum ersten Male warmes Essen bekamen. Als besondere englische Ration erhielten öfter deutsche Soldaten Stockschläge. Die Ernährung war zu allermeist völlig unzureichend und kaum genießbar. Durchschnittlich gab es als Tagesration 100 Gramm Brot, 2—3 Gramm Margarine und Käse, 2—3 kleine Keks, morgens 1 1/2—2 Becher Tee, ebenso mittags 2 1/2 Trinkbecher sehr geringes Essen, welches manchmal kaum genießbar war. Ich sagte durchschnittlich, — denn oft war es noch weniger, mitunter auch etwas mehr und besser. Im allgemeinen war es ein wirkliches Hungerleben. Kein Wunder, daß manchmal halbverhungerte Soldaten sich über die Abfallfässer hermachten wie Tiere, um Speisereste aufzufinden und diese trotz ihrer Widerlichkeit zu verschlingen. Ein bejammernswerter Anblick! — Die Folge all dieser Zustände war, daß ein sehr hoher Prozentsatz der Gefangenen schwer erkrankte und an Unterernährung, Typhus und Nierenentzündung zugrunde ging, nicht zu reden von den Leuten, die sich durch das dauernde Liegen auf dem kalten, nassen Boden fürs Leben rheumatische und andere Leiden zuzogen." Walter Unger, stud. med., Freiburg.

„Am 19. April 1917 wurde ich versetzt zur 44. Kompagnie. Es war sehr warm und wir mußten im Pionierpark sehr schwer arbeiten. Es war gegen 4 Uhr nachmittags, da wurde es mir schwarz vor den Augen und konnte nicht arbeiten vor Hunger, denn Mittagessen gab es nicht. Ich stand ungefähr 5 Minuten ohne zu arbeiten. Ich wurde abgeführt und sofort eingesperrt. Am nächsten Tage wurde ich zu 14 Tagen strengem Arrest verurteilt. In der Strafanstalt angekommen, wurde ich mit Fußtritten und Faustschlägen empfangen unter den Zurufen ‚Willst du Laufschritt machen, du deutscher Schweinehund!' Von morgens bis abends spät Steineklopfen, eine halbe Stunde nach Arbeitsschluß wurden wir in die Zellen gesperrt." Thomas Glöckner, Aschaffenburg, Mittelstr. 53.

„In le Havre kamen wir dann ins Lager. Als mit dem Herbst das schlechte Wetter kam, draußen fußhoher Schlamm und drinnen Dreck und Wasser, weiter nichts als Unterlage und zum zudecken jeder Mann eine Decke, da wurden die Leiden unsäglich. Kurz vor Weihnachten liefen noch viele ohne Stiefel und im Drillichanzug im Dreck herum. Auch war die Verpflegung lange nicht ausreichend, morgens gab es 80—100 Gramm Brot, dazu 10—20 Gramm Marmelade, mittags 1/4 Liter Essen und abends wieder ungefähr 100 Gramm Brot... Als ich Verwundete zurücktrug, lagen auf einem Verbandplatz auch einige Deutsche, die ihren Wunden erlegen waren. Es sollten Abortgruben zugeworfen werden, da machte es den Engländern Spaß, unsere gefallenen Helden mit voller Kraft in die Kotze werfen und Erde darüber." Heinrich Plümer, Veersen bei Ülzen, Hannover.

„In England kamen wir in ein Arbeitslager, wo Übungsgräben zugemacht wurden. Da durften wir bei der großen Kälte auch nicht Mantel oder Handschuhe anlegen, so daß viel krank wurden... Ich selbst wurde, als ich mich einmal zum Arzt meldete, 3 Tage eingesperrt, obwohl ich sicher allen Grund gehabt hätte dazu. Als ich mich später wieder einmal krank meldete, kam ich zur Strafe in das Ruhelager Dorchester, besser gesagt ein Sterbelager. Alle Tage bereits wurde morgens ein Gefangener ohnmächtig bei der Zählung weggetragen. Sehr schlechte Verpflegung, man hatte nichts mehr als Haut und Knochen. Nicht zu vergessen auch die unmenschliche Behandlung während der Arbeit in den Arbeitslagern." Lorenz Auer, Bernau am Chiemsee, Oberbayern.

„Die englischen Wachen benahmen sich wie Straßenjungen, warfen mit Steinen und Dreck über den Drahtzaun, schossen zwischen die Zelte, schlugen mit Kolben und traten mit Füßen. Viele schütteten ihr Essen vor unseren gierigen lauernden Augen weg... Die Behandlung blieb im Winter haarsträubend. Von ausgehungerten Menschen, die noch nicht wieder gerade gehen konnten, wurde schwerste Arbeit verlangt. Auf Krankheit wurde keine Rücksicht genommen. Die ärztliche Hilfe war ebenso lächerlich wie in Abbeville. Erfrorene Zehen waren an der Tagesordnung. Die daran Leidenden mußten trotzdem arbeiten. Kolbenstöße waren nichts besonderes. Ein Leutnant, Ch. W. Nicholas von den Kings Royal

Digitized by Google

Rifles, tat sich besonders in Quälereien hervor. Während eines Urlaubes des Captains war ein Leutnant Johnson Lagerkommandant. In der Nacht vom 22. Januar 1919 kam er mit Nicholas und Leutnant T. H. Rhodda halb betrunken ins Lager und begann, angeblich weil dem Befehl zuwider nicht alle Barackenfenster offen waren, ein wildes Spiel. Die drei trieben die ganze Kompagnie aus den Baracken und ließen sie, die meisten im Hemd, eine Stunde lang in der nächtlichen Winterkälte draußen stehen. Inzwischen demolierten sie in den Baracken, gossen Wasser über die Betten, schlugen die Fenster ein, schossen andauernd mit ihren Revolvern und verschonten nicht einmal die Revierbaracke, in der Fieberkranke lagen. Bei dieser Gelegenheit frug Johnson den Sergeant Major, ob er sich auch so amüsiere. Dann trieben sie alles wieder in die Baracken, jeden mit einem Tritt die Stufen hinunterstürzend, so daß am nächsten Morgen 80 Mann Verletzungen anmeldeten." Walter Malachowski, Heidelberg, stud. phil.

„... Im Sammellager standen einige Zelte. Glücklich war derjenige, welcher noch einen Unterschlupf im Zelt erwischt hatte. Die meisten mußten nachts draußen auf blanker Erde schlafen. Dies dauerte 5 Tage. Essen gab es den ganzen Tag einmal. Für Lebensmittel verkauften die Leute alles, was sie besaßen an die Posten. Wir kamen dann nach Calais als schwere Arbeitskompagnie. Wir hatten Akkordarbeit, das schlimmste, was es gibt. Jeden Tag wurde der Akkord höher geschraubt. Schafften wir die Arbeit nicht, dann wurde uns gedroht mit allen möglichen Schikanen. Halbe Ration, keine Briefe schreiben, Licht und Feuerung verboten. Viele Leute die früher noch keine schwere Arbeit gemacht hatten, sind später alle zugrunde gegangen, dieses bezweckte ja auch der Engländer. ... Hatte einer das Unglück krank zu sein, so war er bei dem englischen Arzt immer gesund und arbeitsfähig. Die Leute, die nicht krank befunden wurden, sollten sogar noch bestraft werden. ...Wir lagen ein volles Jahr je 12 Mann in einem Zelt mit den Läusen aus dem Schützengraben. In Dünkirchen lagen wir im Winter im Dünensand, nur auf einer Zeltbahn im Zelt und ohne Heizung und mußten bei jedem Wetter, ob Regen oder Schnee oder Sturm, Sonntag, Festtag oder Wochentag schwer arbeiten... Da haben 30 Mann je ein Brot zu essen bekommen. Auch an der Grippe sind viele Leute zugrunde gegangen. Die kranken Leute wurden in eine Baracke gebracht, da lagen auf beiden Seiten die Kranken auf der Erde. Rechts und links mußten die Fenster offen sein, die meisten sind vor Kälte gestorben. Ein Ofen war wohl drinnen, aber es war keine Feuerung da. Brachten wir Holz mit von der Arbeit, dann wurde es uns meistens von den Engländern abgenommen. Die Leute sollten eben umkommen." Carl Harnack, Altes Lager bei Jüterbog, per Adr. A. Dränert.

Festungshaft. Erlebnis während einer 56tägigen Festungshaft im Jahre 1919 in dem Militair-Devention-Barracks Woking bei London (weil er in einem Brief Unerlaubtes geschrieben hatte):

„Zellen: Steinboden, weißgetünchte Wände und ein kleines stark vergittertes Fenster. Ein kleiner Tisch, ein Stuhl, ein Wandbrett und eine Pritsche bildeten das ganze Mobiliar. Von einer Heizung war weit und breit nichts zu sehen. Im Gegenteil neben dem Fenster war eine Art Luftloch angebracht, durch das der eisige Januarwind ungehindert pfeifen konnte. Hier habe ich mir meine sämtlichen Finger und Zehen erfroren... Glaubten die Engländer nun mal einen ganz hartgesottenen Sünder erwischt zu haben, so gab's für den ein ganz besonders Mittelchen: eine sogenannte Spezialzelle. Sie war so groß, daß man sich darin nicht niederlegen konnte, höchstens ein bißchen zusammenkauern, und hatte statt der Türe nur Eisenstäbe, so daß der Insasse jeder Witterung ausgesetzt war. Auch im Winter bei eisiger Kälte und schneidendem Wind. Hand- und Fußeisen, ganz mittelalterlich, wurden je nach dem auch angewandt, ich möchte fast sagen, ganz wie die Herren gerade gelaunt waren... Aus der Mitte der englischen Strafgefangenen — meist Schwerverbrecher, denen man diese Eigenschaft auf dem Gesicht ablesen konnte — wurden uns einige zur Aufsicht vor die Front gestellt und diese wollten sich durch Peinigung der Deutschen lieb Kind bei ihren Vorgesetzten machen. Ja, wenn sie nicht soundsoviele im Tage zur Meldung brachten, wurden sie dafür bestraft. Eine Verteidigung war einfach unmöglich, was von diesen behauptet wurde, war einfach wahr. Der Kommandant war ein guter Deutschenhasser, der skrupellos und brutal vorging... Das ist England! So geschehen im Jahre 1919... Schläge mit der Faust, mit dem Stock und Tritte mit den Füßen waren an der Tagesordnung. Besonders beliebt aber war diese Art der Behandlung, wenn der betreffende Gefangene sich in seiner Zelle befand, so daß keine Zeugen da waren. Gar oft und viel sind deutsche Gefangene auf diese

Digitized by Google

Art aufs schrecklichste mißhandelt worden... Bis abends 8 Uhr dauerte die Arbeit. Unterbrochen wurde sie nur durch das Abendessen, bestehend aus einem Stückchen Brot, 1/2 Tasse Tee und 2—3 kleinen Kartoffeln, die vielleicht dazu noch schlecht waren... Einer hatte aus einer der Eßschalen, die zum Wegtragen bereitstanden, einen Heringskopf und Gräten genommen und sie schnell in den Mund geschoben. Dabei wurde er von einem Sergeanten beobachtet. Er wurde dafür von diesem verprügelt. — Wo man hinsah, brutale Behandlung, verbunden mit den gemeinsten Beschimpfungen, ‚German Huns!' Darin gipfelt sich alles!" Wilhelm Birkhold, Stuttgart, Bismarckplatz 1.

„Unser Lager Ardres. Täglich bei dauerndem Regen wurde draußen im Walde gearbeitet... Kam man dann abends heim, so war man total durchnäßt. Statt nun aber in eine trockene Baracke zu kommen, mußte man in die nassen Zelte kriechen, die größtenteils das Wasser durchließen wie ein Sieb. Ausrüstungsgegenstände wie Decke und dergl., die man auf die Erde legen mußte, schwammen im Wasser. Mit diesen nassen Sachen legte man sich dann zum schlafen auf die nackte Erde oder gar in Wasserpfützen. Eine Gelegenheit zum Trocknen der Sachen war nicht gegeben... Wer geglaubt hatte, nach Abschluß des Waffenstillstandes würde es besser werden, der hatte sich geirrt. Es wurde schlechter, viel schlechter wie vorher. Vom Tage des Waffenstillstandes an wurde die Wasserversorgung fast ganz eingestellt. Pro Tag gab es 1/4 Liter Kaffee. Sonst nichts trinkbares. Oft wurde das Essen gekürzt, weil die Küche nicht genügend Wasser hatte, es zu kochen. Man war gezwungen, aus Pfützen und Wagenspuren das Wasser aufzusammeln nur um den brennenden Durst zu löschen. Aber auch das war verboten... Die Bewachungsmannschaften trieben die Leute mit fanatischem Grimm zur Arbeit und glaubten ihre Laune an uns auslassen zu können. Das geringste Vergehen wurde mit Arrest bestraft. Das Arrestlokal war ein Drahtkasten von etwa 2 Meter im Geviert. Auch nach oben war es mit Stacheldraht abgeschlossen. Hier wurden die Arrestanten nur mit einer Decke und einer Zeltplane versehen, eingesperrt. So waren sie Tag und Nacht jedem Wind und Wetter und der Dezemberkälte ausgesetzt. Schon nach einigen Tagen waren die Leute so krank, daß sie herausgenommen werden mußten. Der Arzt des Lagers verdiente eher den Namen einer Bestie. Die Kranken wurden von ihm solange gesund geschrieben und zur Arbeit getrieben, bis sie vom Arbeitsplatze fortgetragen werden mußten. Ins Lazarett kamen sie auch dann noch nicht. Ein Kamerad aus meiner Korporalschaft wurde solange gesund geschrieben, bis er eines Morgens tot auf seinem Lager lag." Wilhelm Warns, Dangast, Varel in Oldenburg.

„... Nach 3 Wochen wanderten wir ins ‚Base-Depot', ein Durchgangslager, auf der Höhe von Le Havre, nahe bei Harfleur. In diesem Lager, das etwa 5000 Mann faßte, starben in der Zeit vom September bis Dezember 1918 über 300 Kameraden, nicht an ansteckenden Krankheiten, nein, verhungert sind sie und im Schmutz verkommen. Regen, Kälte und Hunger zerrütteten unsere Gesundheit. Die Verpflegung reichte nicht im entferntesten aus: 5 Unzen (140 Gramm) Weißbrot, 4 Unzen (112 Gramm) Zwieback, 1/2—1 Liter Essen und 1 1/2 Liter Tee, das war unsere Tagesration. Das Essen war sehr dünn, und selten war ein Stückchen Fleisch (Pferde- und Maultierfleisch) darin zu finden. Zuzeiten gab es noch viel weniger, denn wegen des geringsten Vergehens eines Einzelnen, wurde oft das ganze Lager mit Kostabzug bestraft, fürwahr, eine teuflische Strafe. Hungrig erwachten wir, hungrig taumelten wir zur Zählung, standen dort mit vor Wut knirschenden Zähnen, hungrig hockten wir im Zelte, hungrig gingen wir schlafen, ja selbst den Schlaf verscheuchte uns der Hunger — ein Wunder, wer das Elend überlebte. Wie hungrige Bestien stürzten sich die Zeltinsassen auf das karge Mahl. Wer es wagte, in Briefen an die Angehörigen über Hunger zu klagen, wurde streng bestraft, gewöhnlich mit Postsperre, eine grausame Strafe, wenn man bedenkt, wie sehnsüchtig man auf einen Brief oder ein Paketchen aus der Heimat wartete... ...Plötzlich wurden alle Unteroffiziere und ich mit über die Seine nach Trouville geschafft. So bejammernswert war unser Zustand, daß selbst die Bürger von Trouville die Hände rangen, als der Zug lebender Leichen sich durch die Straßen schleppte, ja manche Frau sah man Tränen vergießen, und das will bei den Franzosen, die uns sonst nur ein gehässiges ‚Boche' an den Kopf warfen, viel sagen. Ich übertreibe nicht und kann die Adressen von Zeugen angeben. In Trouville starben innerhalb des ersten Monats noch etwa 50 Kameraden..." Alois Elsner, Lehrer, St. Annaberg, Oberschlesien, ehem. Unteroffizier im Inf.-Reg. 157, 11. Komp.

Lager Brockton.

„... Nun kam das Schlimmste. Wir kamen im September zur Schweizer Kommission ins Bruchlager Brockton. Es kamen von uns da in eine Baracke 15 Mann

Digitized by Google

sog. Krummstiefel (mit Krücken) zusammen. Der Lagerkommandant, welcher selbst in deutscher Gefangenschaft war, peinigte uns bis aufs Blut. Wir mit den Krücken mußten genau so schruppen und Wasser tragen wie die Gesunden. Wenn wir's nicht machten, sperrte er uns ein. Bei dem Wassertragen kam es vor, daß einer, dem die Kniescheibe herausgenommen war, zu Fall kam und den Fuß wieder brach. ... Sogar neben uns hat einmal dieser Herr in den Boden geschossen. Wenn es ihm einfiel, lieferte er keine Kohlen und es wurde angeschlagen, ‚das Essen fällt heute aus'. Die Post wurde zurückbehalten bis alles verdorben war..." Hans Kellner, Adlhausen, ehem. Gefr. d. 16. bayer. Inf.-Reg., 2. Komp.

„(258. Prisoners of War Co. in France). Die Arbeit bestand in Aufräumung des Frontgebietes... Bei dieser Arbeit bekam ich mit einem ca. 50 Zentimeter langen Tau mit eben solch langer Kette von dem englischen Sergeanten Scott einen Schlag über den Rücken, daß mein Geschwür sofort aufplatzte. Das Lager bestand aus Spitzzelten mit 15 Mann auf freier Erde. ... Mitte August 1919 sind bei Mondnacht einige Leute aus dem Drahtzaun ausgebrochen, aber der letzte Ausreißer blieb im Draht hängen, und wurde fürchterlich geschlagen und gemißhandelt, so daß das Blut aus der Nase quoll. ... Selbst als der Zug schon durch Belgien fuhr, drohten uns belgisches Bahnpersonal, von einer Lokomotive wurde eine Flasche sowie Kohle nach uns geworfen..."

... In St. Omer... Man kam fast um vor Kälte. Der Abgang an Kranken war natürlich erschreckend. Jeden Tag mußten 3 oder 4 mit rasselnden Lungen, fiebernd, vielfach bewußtlos, ins Lazarett geschafft werden. ... Wenn jemand zur Latrine gehen wollte, — kam in gewissen Zeitabständen, etwa 4 mal am Tage, ein Posten zu uns mit dem Rufe: ‚anybody for latrine?' (Jemand zur Latrine?) Daraufhin stürzte alles zu ihm hin, um hinuntergeführt zu werden, er zählte 25 Mann ab und schickte die anderen wieder zurück. Mehr Leute ließ man nicht auf einmal hinunter. So passierte es vielen, die in den riesigen Räumen den Ruf des Postens nicht rechtzeitig vernahmen, daß sie den ganzen Tag, ja, sogar mehrere Tage nicht zur Latrine gehen konnten. Nachts durfte überhaupt niemand hinabgehen. Die Leute, welche Durchfall hatten, haben Qualen ausgestanden in jenen Wochen, und es kam zu den widerlichsten Auftritten. In diesen Verhältnissen haben wir 5 Wochen zugebracht: 5 Wochen, in denen uns kein Funke Wärme gestrahlt, 5 Wochen, in denen uns nicht ein liebes Wort aus der Heimat erfreute. ... Daß das englische Volk, welches mit Deutschen gar nicht oder nur wenig in Berührung gekommen ist, den Deutschen solch hartnäckige Feindschaft geschworen hat, deren Auswirkungen heute noch überall erkennbar sind, das ist das ‚Verdienst' der englischen Presse. Wenn sie die Aufgabe hatte, alles Deutsche den Engländern verächtlich und hassenswert zu machen, dann muß ihr das Lob ausgestellt werden, daß sie diese Aufgabe glänzend erfüllt hat. Sie hat systematisch und unermüdlich dem englischen Volke die Anschauung beigebracht, daß die Deutschen des Anspeiens nicht wert sind.

Man schrieb von ‚Hun generals' von ‚Hun culture', man sprach von dem Rittmeister v. Richthofen als dem ‚Hun air-champion'. Ein Mr. Sydney H. Duranty schrieb am 15. Dezember 1918 in der ‚Daily Mail': ‚Verehrte Redaktion — in einem Bericht, bezüglich der Art und Weise, wie über unsere alten Armeepferde verfügt werden soll, habe ich den folgenden Satz gelesen: — ‚eine gewisse Anzahl Pferde kann den Hunnen zu besonderen Bedingungen überlassen werden. Diese Bedingungen wären Barzahlung und nicht etwa Sicherheitsleistung'. — Diese Pferde wurden hinausgesandt, um uns vor den Hunnen erretten zu helfen. So laßt sie uns jetzt zurückbringen, um sie vor demselben Feind zu retten! Wenn dies unmöglich ist, dann mögen sie auf menschliche Art und Weise getötet werden. Denn lieber sollen sie doch in die Hand Gottes fallen, als in die des Teufels'." Otto Aulich, Breslau 17, Bärenstr. 2.

Behandlung der Toten.

Nur noch einige Beispiele für die Einstellung der Engländer dem toten Feinde gegenüber:

„Im Februar 1918 waren in einem englischen Dorfe 2 britische Soldaten mit einem deutschen Gefangenen in einem Grabe beerdigt worden. Die Gemeinde erhob darüber Einspruch, und der Pfarrer stimmte der Klage bei, indem er erklärte, es sei für einen Engländer ‚unanständig' mit einem Hunnen in einem Grabe zu liegen. Das englische Volk wurde sogar glauben gemacht, die Deutschen verarbeiteten ihre Gefallenen zu Schmieröl, Schweinefutter und Düngemitteln... Als die 2 Mann nun beerdigt wurden, gingen mehrere Leute mit zu der Arbeitsstelle, die am nächsten bei dem Friedhof gelegen war, um an dem

Digitized by Google

Begräbnis teilzunehmen. Der Kommandant erlaubte es, aber der obengenannnte Sergeant, von den prisoniers ‚Spitzmaus' genannt, ließ die Leute nicht von der Arbeit fort. Und die beiden Toten wurden wie Hunde in der Erde verkratzt, ohne Geistlichen, ohne jegliches Zeremoniell, dabei lag der französische Friedhof an der Kirche, und hinter der Kirche wohnte der Pfarrer." Fritz Pakull, Vorzeichner, Herne (Westfalen), Eschstraße 45.

„7. Sept. 1919. Eine englische Arbeiterkompagnie öffnet unbekannte Gräber. Enthalten diese Engländer, so kommen diese heraus und in einen Sammelfriedhof bei Ypern. Sind Deutsche in diesen Gräbern, so bleiben sie liegen, ohne daß sie wieder zugedeckt werden." Josef Lutz, Pfaffenhofen.

Belgien.

Belgien schließt sich auch auf diesem Gebiete seinen großen Verbündeten vollkommen an. Wir treffen hier auf dieselbe Methode, denselben moralischen Tiefstand, wovon ich nur einige Beispiele anführen möchte:

„Am Dienstag, den 15. Oktober 1918, geriet ich vor Iseghem mit einem schweren Bauchschuß (Maschinengewehrschuß) in belgische Gefangenschaft. Man schleifte mich auf der Erde an ein nahegelegenes Haus. Mein Darm hing auf meinen linken Oberschenkel. Mit mir gerieten ungefähr 30 Mann unverwundet in die Gefangenschaft, darunter Bursche und Ordonanz eines sächsischen Hauptmannes. Ein belgischer Offizier gab mit zusammengebissenen Zähnen 3 Schüsse auf die Ordonanz. Eine Kugel ging dem Schmidt in die rechte Augenhöhle, und aus dem Hinterkopf heraus. Die zweite Kugel in seinen linken Oberarm, woraufhin Schmidt blutüberströmt in ein Granatloch zusammenbrach. Nachdem der belgische Offizier einsah, daß der angeschossene Schmidt sich sehr quälte, gab dieser brutale Mensch einen dritten Schuß auf ihn ab, der ihn wahrscheinlich töten sollte. Die Kugel drang dem Schmidt in den Unterleib und blieb im Rücken stecken. Die unverwundeten Gefangenen sollten abtransportiert werden und ich bat flehentlichst, mich mitzunehmen oder mir wenigstens einen Verband anzulegen, das mir verweigert wurde. Unweit von mir stöhnte ein schwerverwundeter deutscher Soldat fürchterlich, und ich sah, wie ein belgischer Soldat (die Belgier waren betrunken) ihn mit einem Gewehrkolben tötete und auf mich zusteuerte. In meiner Todesangst quälte ich mich hoch und lief, mit meinem Darm in der Hand, so schnell ich konnte, den abtransportierten Gefangenen im wahnsinnigen Maschinengewehrfeuer nach. So habe ich ohne Verband 10 Kilometer gelaufen, bis ich erschöpft, blutüberströmt, am Brigadegefechtsstand der Belgier zusammenbrach. Unterwegs versuchte ein belgischer Soldat mich trotz meiner schweren Verwundung zu töten, ich entging durch Vorbiegen meines Oberkörpers einem gewaltigen Schlag mit seinem Gewehrkolben. Auf meine Worte ‚ich sei doch schwer verwundet', hatte dieser brutale Mensch nur ‚ist egal' zur Antwort. Am Brigadegefechtsstand wollte man mich, in der Annahme, ich sei schon tot, mit zwei gefallenen belgischen Soldaten eingraben. Auf einer Bahre wurde ich nun zurücktransportiert. Ein Frauenzimmer beschimpfte die Deutschen aufs Gräßlichste. Ein Artillerist, der durch diese Erzählungen in Wut geriet, stieß mich mit den Worten ‚verrecke' mit einem Fußtritt in die Seite. ... Am Donnerstag nachmittag gegen 4 Uhr wurde ich dann in Calais ins Hospital Porte de Gravelines eingeliefert und erhielt erst am Sonnabend, den 19. Oktober, meinen ersten Verband. Die Behandlung der verwundeten deutschen Soldaten war geradezu unmenschlich. Die Verbände wurden von den schweren Wunden abgerissen und mit allerlei höhnischen Worten wie: ‚Deutschland über alles, für Kaiser und Reich, ich habe keine Schmerzen davon' erneuert.

Am Tage des Waffenstillstandes schossen die belgischen Soldaten aus Übermut in die Baracken der schwerverwundeten deutschen Soldaten. Nach vier Wochen, ich war noch nicht genesen, schaffte man mich in ein Gefangenenlager in Calais. Am anderen Morgen begab ich mich zum Arzt. Ich ging an 2 Stöcken, mit dem Oberkörper tief nach vorn gebückt, da die Wunden auf meinem Leib kaum geschlossen waren. Der Arzt untersuchte mich und schrieb ins Revierbuch ‚kann arbeiten und marschieren'. Nun mußte ich zum Kohlenschaufeln im Hafen von Calais. Ich konnte dem Trupp nicht folgen und wurde von einem belgischen Soldaten mit Gewehrkolbenstößen getrieben, bis ich zusammenbrach. Am Tage darauf meldete ich mich abermals als krank beim Arzt, der auch diesesmal keine Arbeitsunfähigkeit feststellen konnte. Man trieb mich wiederum zur Arbeit und

Digitized by Google

drohte, falls ich noch einmal als krank von der Arbeit zurückbliebe, mit Arreststrafe und Verkürzung der an sich wenigen und mageren Verpflegung. An der Arbeitsstelle angelangt, befahl man mir, einen 15 Tons Waggon in einem Tag voll Kohlen zu schaufeln. Ich mußte arbeiten, bis ich schon nach einigen Minuten blutend (die Wunde riß von der schweren Arbeit auf) zusammenfiel. Zwecks Operation wurde ich in ein Hospital gebracht. Von hier aus kam ich schon nach 4 Tagen mit großen Verbänden an beiden Händen (beide Hände waren erheblich zerschnitten) zurück ins Lager. Wenn sich Kameraden meiner nicht angenommen hätten, wäre ich ohne Zweifel verkommen und verhungert, da ich mit zwei verbundenen Händen weder essen noch irgend etwas anfassen konnte." Max Seibt, Hamburg, Paulstr. 2/II, Petrihaus.

„Am 29. September 1918 in der Gegend von Paschendaale geriet ich in belgische Gefangenschaft. Nach einem Marsch von vorm. 10 Uhr bis ungefähr nachts 2 Uhr trafen wir in Houthem ein. Wir bekamen für 70 Mann 2 große Zeltdecken ungefähr wie zwei Wagendecken auf einer nassen, total aufgeweichten Wiese mit Stacheldraht umgeben. Ein Gendarm schlug mit Gummiknüttel auf jeden ein, der nicht gerade gleich begriff, was man von ihm wollte. Dort wurden alle Maschinengewehrschützen zusammengestellt und in Straflager geschickt. Nach 3 Tagen wurden ungefähr 150 Mann per Bahn nach Gravelines abgeschoben. ... Wir mußten schwer arbeiten. (Pionierpark, Petroleummagazin, Proviantamt, Bauabteilung.) Sonntagsruhe gab's meistens nicht. Als an Weihnachten die Mannschaft vom Pionierpark vom dortigen Kommandanten für nachmittags frei bekam, mußten wir dennoch auf Befehl des damaligen Sergeanten in den Geschützpark arbeiten gehen. Selbst Leute, die als fieberkrank vom belgischen Arzt aus Bettruhe erhielten, mußten mit. ‚Heute geht alles arbeiten und wenn ihr draufgeht', war die Losung. Unser Lagerkommandant, ein Sous-Lieutenant, Emile Denis, durchsuchte unsere spärliche Post ohne Beisein eines unserer deutschen Feldwebels oder Dolmetscher und schickte oft Pakete herauf, wo man wegen des fehlenden Papiers nicht mehr wußte, woher sie kamen. Oft auch konnte man direkt sehen, daß von Fleisch oder Speck frisch abgeschnitten war. ... Aus Anlaß der umseitig geschilderten Vorkommnisse machten wir unserer Entrüstung etwas Luft und meinten, das dürfte mindestens jetzt nach Unterzeichnung des Friedens nicht mehr vorkommen, worauf es von dem belgischen Wachtkorporal hieß: ‚**Für Euch Schweinehunde gibt es keinen Frieden**'." Hans Feurstein, Pfersee, Gallwitzerstr. 7/II.

Zum Schluß noch eine neutrale Stimme:

„In Xanten befindet sich ein Sammellager, dessen Boden zum größten Teil von einer tiefen Schlammschicht bedeckt ist. Die Kriegsgefangenen müssen unaufhörlich in diesem Schlamm herumwaten, zumal es verboten ist, während des Tages zu ruhen. Die Kriegsgefangenen wurden häufig durch Stöße mit Gewehrkolben und Stöcken mißhandelt und von ihren Wächtern ausgeplündert. In Dixmulden und Nieuport sind die deutschen Kriegsgefangenen in Ruinen ‚einquartiert' und müssen sich dort Nester zwischen Steintrümmern und Wasserlöchern suchen. Die Verpflegung, die sehr knapp ist, bleibt oft ganz aus. Sie besteht aus 150 Gramm Brot, zwei Bechern Kaffee und einer dünnen Suppe. Trinkwasser müssen die Gefangenen aus alten Granatlöchern holen. Die Bekleidung ist ungenügend. Mäntel, Mützen, Decken, Handtücher und Seife werden an die Gefangenen nicht ausgegeben, und einem Teil fehlen brauchbare Schuhe. Infolge der unvermeidbaren Unsauberkeit sind alle Gefangenen schwer von Ungeziefer heimgesucht, manche sogar von Krätze. Arreststrafen werden in alten Unterständen in den Schützengräben abgesessen, wo große Feuchtigkeit herrscht. Wenn jemand zu fliehen versucht, wird er während des Arrests **an einen Baum gebunden.** Ärztliche Pflege gibt es überhaupt nicht, und Erlaubnis, an die Angehörigen zu schreiben, wurde während dreieinhalb Monaten nur dreimal erteilt.

In Coxyde herrschen ähnliche Verhältnisse, zum Teil noch schlimmere. Dort werden die Gefangenen **fast täglich geprügelt.**" (Aus dem schwedischen „Aftonbladet", 19. 3. 1919.)

Rumänien.

Die grauenhaften Zustände, die in den rumänischen Gefangenenlagern herrschten, lassen alles seither Berichtete weit hinter sich. Was sich dort abspielte, ist in seiner unmenschlichen Grausamkeit so über alle Maßen scheußlich, daß

Digitized by Google

man es für unmöglich halten würde, wenn es nicht durch einwandfreie Zeugen bewiesen wäre. Die Tatsache allein, daß in dem Lager Sipote von 17 000 Gefangenen nur 4 Tausend mit dem Leben davon gekommen sind, spricht Bände. Das weitere findet man in der folgenden von 62 Zeugen eidlich bekräftigten Darstellung des Pfarrers Krieger aus Eschefeld bei Frohburg in Sachsen.

„Schon von den zuerst, d. h. vom Oktober 1916 bis März 1917 nur allein in Sipote eingelieferten ungefähr 4000 deutschen Soldaten, sind außer rund 150 überhaupt keine mit dem Leben davongekommen! Von den überhaupt jemals in Sipote eingelieferten Deutschen — die Zahl 4000 wurde durch die Juli und August-Offensive 1917 nachträglich noch ganz bedeutend vermehrt — nur 310! Alle übrigen sind nicht ‚gestorben', sondern viehisch gemordet worden! Zurückgekehrt aus Sipote nach der Heimat waren bis zum 12. Juli 1918: 10 Offiziere, 249 Mann, die übrigen etwa 50 lagen damals noch in östlichen Lazaretten. Belegt aber ist Sipote Anfang 1917, also während des großen Massensterbens, im ganzen gewesen mit 17 269 Gefangenen, darunter ungefähr 13 000 Österreichern und Ungarn, von denen nur rund 4000 Mann am Leben geblieben sind. Deutsche, wie Österreicher und Ungarn, Opfer rumänischer Bestialität!... Bereits an der Front trat sie zutage... ‚Hier', so berichtet ein Überlebender, — ‚lag ein großer Haufen von Schwerverwundeten, welchen garnicht geholfen wurde, sondern alle wurden übereinander auf einen Haufen geworfen und so mußten sie alle, unter furchtbaren Gewinsel, Schreien und Bitten krepieren, ein anderes Wort habe ich nicht dafür'. Beabsichtigter Mord!... Genau so auf den verschiedenen Anmärschen deutscher Gefangener nach Sipote! Schwerverwundete, viele tagelang nicht verbunden, wurden ebenso wie Gesunde, wenn sie müde und verhungert, nach einem Genusse von nichts anderem als 1 Pfund Brot täglich, zusammenbrachen, unerhört mißhandelt, totgeprügelt, mit dem Bajonett gestochen, erschossen. Zur Schändung und zur Schädigung der Deutschen war ihnen bei Strafe sofortigen Erschossenwerdens geboten, ihre Notdurft unter und hinter sich gehen zu lassen... Das Lager Sipote war angelegt auf einem niedrigen Hügel, ungefähr 40 Kilometer nördlich von Jassy. Die bis Anfang 1917 dort schlimmer, als das Vieh, zusammengetriebenen rund 4000 deutschen Gefangenen wurden zum größten Teile untergebracht in 3 fensterlosen Baracken, in deren jede etwa 1200 Mann hineingepfercht wurden. Die übrigen wurden in halboffene Ställe getrieben, der Rest eingereiht in österreich-ungarische Lagerkompagnien. Schon die Bauart der Baracken, dieser sog. Wohnstätten, läßt klar erkennen die Absicht des Mordes. Ungefähr 3 Meter tief in die Erde eingelassen, 4 Meter ungefähr aus ihr hervorragend, mit Gängen zur Rechten und Linken, ohne jedes Fenster, mangelte diesen Höhlen jegliche Licht- und Luftzufuhr. Auch am Tage war es in ihrem oberen Teile fast finster, im unteren Teile so finster, daß man die Hand nicht vor den Augen zu sehen vermochte. Zahllose Gefangene wurden nachtblind. Durch die nur aus ganz dünnen Brettern hergestellten Wandungen fand ungehindert der schwere rumänische Winter Zutritt. Nie ist es den Gefangenen möglich gewesen, ihre feuchte eiskalte Unterkunft etwas wenigstens zu erwärmen. Zwar soll in jeder Baracke eine Heizstätte vorhanden gewesen sein. Niemals aber Feuerungsmittel, genau so wenig wie Bänke, Tische, Sitze oder Lagerstätten. Da auch nicht das geringste Stroh zu haben war, nie geliefert wurde, waren die Unglücklichen gezwungen, Tag und Nacht, Woche für Woche, Monat für Monat, auf dem nackten eiskalten Erdboden zu leben und zu schlafen, ohne Stroh, ohne Decke, die meisten auch ohne Mantel, fast alle nach dem Raube ihrer Uniformen und ihrer Stiefel ganz notdürftig nur bekleidet mit zerrissenen rumänischen Lumpen, die den Körper schutzlos dem eisigen Winter preisgaben... Genau, wie die Deutschen in den Baracken, litten die wehrlos rumänischer Brutalität Preisgegebenen in den offenen Ställen... Beabsichtigter Mord!... Statt des Brotes wurde geliefert ein schlechtes stinkendes Maismehl, das sofort Magen- und Darmerkrankungen hervorrief. Oder es gab dafür, also als einzige Hauptkost des Tages, Maimalika, ein Maismehlmus, seifenstückgroß, berichtet ein Überlebender, für ein einjähriges Kind nicht ausreichend, ein anderer, so schmutzig hergerichtet und ekligriechend, daß es kaum zu genießen war. Aber der rasende Hunger hat es hineingetrieben. Nachmittags erhielten die Unglücklichen eine Wassersuppe mit einigen stets Käfer und Maden enthaltenden Erbsen oder Bohnen. Sonst nichts! Sämtliches Essen ohne Salz! Wie die Tiere haben sich

Digitized by Google

da die Armen, so lange sich dazu noch die Möglichkeit bot, vom Grase genährt, es sogar noch unter dem Schnee hervorgekratzt, um den wahnsinnig machenden Hunger wenigstens etwas zu stillen. Zahllose Gefangene sind in der wörtlichen Bedeutung des Wortes verhungert!... ...Trinkwasser für den Einzelnen gab es nie! Bis 7 Monate lang hat kein einziger Tropfen Wasser die Lippen der Unglücklichen genetzt! So entsetzlich wurde schließlich die Qual, daß die Ärmsten den mit Latrinenkot und Krankenabgang durchsetzten Schnee tauten und tranken, ja, daß manchen der **eigene Urin** zum augenblicklichen verderblichen **Labsal** wurde. ...So ist schließlich gekommen, was kommen mußte: das große Sterben! ...Wie, aufs Tiefste ob dieser Verschleierung entrüstet, sämtliche Überlebenden eidbereiten Zeugen einstimmig erklären, **allein wegen der barbarischen viehischen Behandlung durch die Rumänen.** ...Ruhr, Typhus, Flecktyphus, Malaria, Cholera, Lungenentzündung griffen rasend um sich. ...Wie ein Meer verschlang alles der Schmutz und der Kot. Mehr und mehr fingen die Kranken an im eigenen Unrat zu liegen, tagelang, wochenlang, monatelang. Bestialischer Gestank erfüllte die Räume, in denen ja jede Lüftung ausgeschlossen war. Von dem oberen Lattengerüste träufelte der Unrat und das Blut der Kranken, Sterbenden und Toten herab auf die darunterliegenden Kranken oder noch Gesunden, um diese gleichfalls erkranken zu lassen. Weiter und weiter fraßen die Läuse halbhandgroße, 2 Zentimeter tiefe Löcher in Schenkel und Rücken derer, die sich ihrer in ihrer übergroßen Schwäche nicht mehr zu erwehren vermochten. Buchstäblich sind die Unglücklichen bei lebendigem Leibe von den Läusen zu Tode gefressen worden. Denen, die in dieser mörderischen Kälte Gliedmaßen erfroren hatten, faulten sie ab, Finger, Hände, Zehen, Füße. ...**Niemals hat sich ein einziger rumänischer Arzt um unsere erbarmungswürdigen Brüder, tapfere deutsche Soldaten, gekümmert,** niemals ein einziger rumänischer Arzt eine deutsche Baracke betreten. ...Viel erschütternder noch ist es für jeden Deutschen zu hören, daß die deutschen Soldaten, selbst als Schwerkranke, von den Rumänen, mit armstarken Knütteln, Gewehr und Seitengewehr, bis zum Zusammenbrechen geschlagen und mißhandelt wurden unter den Rufen: Der Kaiser! Der Kaiser! Erschütterndes Bild, wenn die unglücklichen Menschen, ...mit den gefürchteten armdicken Knütteln erbarmungslos aus ihren Baracken herausgetrieben werden, hinaus in den grimmigen Winter, um für die Rumänen Holz zu holen, schwankend wie Rohre, wandelnde Skelette, barfuß, ohne Hemd, ohne Unterhose, meist sogar ohne Hose... Jener sterbende Gefreite Raab 4. Komp. 22. bayer. Inf.-Reg., der, schwer an Kopftyphus leidend, von den Rumänen 4 Tage und 4 Nächte lang unter eine Pritsche angebunden gehalten wird, bis er verhungert ist. Erschütterndes Bild, wenn sich Kranke, um ihre Notdurft nicht unter sich gehen zu lassen, zur Latrine zu schleppen versuchen, auf dem Wege in ihrer Schwäche zusammenbrechen, in ihrem Kote liegen und mit Gewehr oder blankem Seitengewehr so lange geprügelt werden, bis sie bewußtlos sind, ja, auf ewig verstummen. Erschütterndes Bild, wenn andere, vollständig erschöpft, die Latrine erreichen, in ihrer Schwäche rücklings hineinstürzen zu Kameraden, die darin bereits seit Tagen, seit Wochen liegen und herzzerreißend schreiend, ohne die geringste Hilfe zu finden, elend umkamen. Erschütterndes Bild, wenn bei Nacht 2 Gendarmen einen Kranken so lange mit dem Gesicht in seinen Kot drücken, bis er verstummt. ...Erschütterndes Bild, wenn Kranke einen erfrorenen Kameraden, den dann gleichfalls gestorbenen Jäger Georg Schwemmer aus Nürnberg, durch Reiben mit Schnee wieder zu beleben versuchen, der deswegen jeden 2. Tag 3 Stunden lang an den Baum gebunden und mit armdicken Knüppeln mißhandelt worden war, weil er sich unterstanden hatte, einen an der Leiche eines Kameraden fressenden Hund zu vertreiben. ...Bemerkung des Lagerkommandanten von Mastacani...: ‚Wenn es Euch so nicht gefällt, dort oben (zeigt nach dem Friedhofe!) habe ich Platz genug für Euch!' — Wieviel mehr noch das brutale Verhalten des Sipoter Lagerkommandanten, der jedem der unglücklichen kranken Deutschen, sobald er einen traf, klatschend ins Gesicht schlug und immer wieder den Wachmannschaften den Befehl gab: ‚Schlagt die deutschen Schweine tot!' Auf beab-

Digitized by Google

sichtigten Mord deuten hin die Äußerungen anderer Offiziere, die sich bei dem furchtbaren Wüten der Seuche nicht enthalten konnten, den Kranken ins Gesicht zu schreien: ‚Ihr sterbt lange nicht genug! Ihr müßt alle noch krepieren!' oder: ‚Ihr deutschen Schweine müßt alle krepieren!' Und als in Sipote täglich über 100 Menschen starben, Deutsche, wie Österreicher und Ungarn, und die Deutschen um etwas anderes als stinkendes Maismehl baten, da sie sämtlich an Ruhr und Cholera litten, wurde ihnen höhnisch lachend zur Antwort: ‚Hundert! Das sind noch zu wenig! Dreihundert müssen es sein!' ...Wehe den Armen, die vielleicht glaubten, in einer der sog. Krankenbaracken Behandlung, Pflege und schließlich wieder Gesundung finden zu können und in ihnen sich aufnehmen ließen! Nicht ein einziger von ihnen ist am Leben geblieben!...

...Von den Oktober 1916 bis März 1917 rund 4000 in Sipote eingelieferten deutschen Soldaten waren am 21. Mai 1917 **noch 187 elende skelettartige Männer vorhanden, wandelnde Leichen...**

...Bis zur Auslieferung im März 1918 schmolzen sie auf rund 150 Mann zusammen.

Im Durchschnitt beträgt die Sterblichkeit in Sipote 96—97%!..."

Zeugen:

1. Arno Lohse, Gefr. d. R., aus Eschefeld, Inf.-Reg. 354, 10. Komp., Gastwirt i. Zwickau i. S., Stadt Glauchau.
2. Karl Gerisch, Uoff. d. R., Limbach b. Chemnitz, Bahnhofstr. 22.
3. Hans Heimann, Einj.-Gefr., 18. Hus.-Reg., jetzt Berlin-Schöneberg, Neue Winterfeldstr. 24.
4. Alfred Möckel, Soldat, aus Rempesgrün i. V. Nr. 91, zuletzt 1. Ers.-Batl. Inf.-Reg. 107, 11. Komp., Leipzig-Gohlis.
5. Reinhold Neubauer, Uoff. d. R., aus Koser, Kr. Stolp, Pommern, v. Inf.-Reg. 375, zuletzt 2. Ers.-Batl., 4. Komp., Inf.-Reg. 129, Graudenz.
6. Christoph Fuchs, Inf., aus Rieden b. Amberg, Opf.
7. Moritz Naumann, Husar, aus Leipzig, Einertstr. 3/II.
8. Johann Fahrmeier, Chevauxleger, aus Bruck b. Rohrenfeld bei Neuburg a. D.
9. Fritz Grabow, Sanitäts-Uoff., aus Parchim i. M., Langestr. 15, vom Inf.-Reg. 187, jetzt U-Wachtmeister, Schwerin, Schloßstr. 3, Sicherheitspolizei, Chefstab Abt. II a.
10. Paul Schimmelpfennig, Gefr., aus Neukölln b. Berlin, Walchowerstr. 24 (Gastwirtschaft), zuletzt Spandau, Ref.-Laz., Göthelstr. 72.
11. Bantuch, Uoff., 7. Komp. 22. (Preuß.) Inf.-Reg.
12. Johann Dietl, Jäger aus Selb, Ofr., Rosenthalstr. 7.
13. Ludwig Berger, Uoff. d. R., zuletzt 1. Komp. Ers.-Batl. 22. Inf.-Reg., Zweibrücken, aus Oberberzbach, Pfalz.
14. Kurt Jost, Uoff., aus Ixheim, 1. Komp. Ers.-Batl. 22. Inf.-Reg., Zweibrücken.
15. Hoffmann, Gefr., 1. Komp. Ers.-Batl. 22. Inf.-Reg., Zweibrücken.
16. Blinn, Vzfw., 1. Komp. Ers.-Batl. 22. Inf.-Reg., Zweibrücken.
17. Jeckel, Off.-Stellv., 1. Komp. Ers.-Batl. 22. Inf.-Reg., Zweibrücken.
18. Georg Lauer, Inf., 1. Komp. Ers.-Batl. 22. Inf.-Reg., Zweibrücken.
19. Magin, Inf., 1. Komp. Ers.-Batl. 22. Inf.-Regt., Zweibrücken.
20. Friedrich Kärcher, Gefr., 1. Komp. Ers.-Batl. 22. Inf.-Regt., Zweibrücken.
21. Oberhauser, Inf., 1. Komp. Ers.-Batl. 22. Inf.-Regt., Zweibrücken.
22. Joseph Schmidt, Inf., 4. Komp. Ers.-Batl. 22. Inf.-Reg., Zweibrücken.
23. Paul Rietza, Uoff., aus Pirmasens, Pfalz, Gastwirtschaft Peter Wolf, Zweibrücken.
24. Friedrich Luppe, Uoff., aus Kaiserslautern, Mannheimerstr. 97, Gastwirtschaft „Zur Erholung", Ers.-Batl. 22. Inf.-Reg., Zweibrücken.
25. Ferdinand Gärtner, Uoff., aus Oberhausen, Rhld., Grenzstr. 78, zuletzt 5. Komp. Ers.-Batl. Ref.-Inf.-Reg. 202, Köpenick.
26. Kurt Leopold, Vzfw., zuletzt 5. Komp. Ers.-Batl. Ref.-Inf.-Reg. 202, Köpenick, Wendenschloß.
27. Max Nagel, Jäger, zuletzt 3. Gen.-Komp. Kempten, Fürstenstr. 26, gebürtig aus Donauwörth.

Digitized by Google

28. Joseph Biedermann, Gefr., aus Biberbach b. Beilngries, 3. Inf.-Reg., 9. Komp., Augsburg.
29. Paul Jammernick, Uoff., Inf.-Reg. 333, 7. Komp.
30. Riedemann, Oberjäger, später Sergeant, S.-Komp. Jäger-Ers.-Batl. 9, Ratzeburg, dann Nachrichten Ers.-Abt. 9, Blinkerzug, Strelitz-Alt.
31. Karl Winter, Ref.-Laz. St. Josephshaus in Jülich, Rhl., dann Krankenhaus Jülich.
32. Börsch, Uoff., aus Huttgenstein.
33. Hasmann, Feldw., zuletzt 1. Ers.-Batl., 3. Inf.-Reg., 9. Komp., Augsburg.
34. Marian Woytal, Kanonier, aus Plankowitt, Kr. Flatow, Westpr., zuletzt 4. Ers.-Batl., Fuß-Art.-Reg. 16, in Diedenhofen (Elsaß).
35. Julius Wanyerka, Komjat, (Nyitza kon.), Ofenpest, Andrassy Ut 71.
36. Alfred Heft, Vzfw., Flugleitung Karlshorst.
37. Gottfried Rothe, Uoff., Ers.-Batl. 22. Inf.-Reg., Zweibrücken.
38. Wilhelm Regenberg, Landw.-Inf.-Reg. 8, 3. Komp., San.-Gefr. aus Bärenwalde, Neumark, Kistenfabrikbesitzer, Berlin-Lichtenberg, Frankfurter Allee 115.
39. Paul Kumm, Wachtmeister, Dragoner-Reg. 15, zuletzt Truppen-Übungsplatz Ohrdruf (Thür.), Lager 2.

Außerdem können noch folgende Überlebende als Zeugen herbeigezogen werden:

40. Willi Steinhardt, Husar, Flöha/Sa., Waldstr. 1.
41. Bernhard Tembrink, Emmerich am Rhein, Blücherstr. 10/II.
42. Edmund Weber, Friedrichsthal-Bildstock (Kreis Saarbrücken), Kaiserstraße 8.
43. Emil Pfeiffer, Hinterhain bei Auerbach i. V., Klingenthalerstr. 16.
44. Rudolf Kreutzberg, 2 Komp. L.-J.-R. 8, jetzt Angestellter des Versorgungsamtes Brandenburg, Berlin-Rosenthal I, Herthastr. 3/I.
45. Anton Steinberger, Hevmühlheim, Grube Theresia 5, Köln-Land.
46. Hans Müller, San.-Uoff., 1. Esk. 18. Husaren, jetzt Polizeiwachtmeister, Dresden-A., Judenhof 6/II.
47. Erich Falke, Vzfw., Lauban, Fischerstr. 25 b.
48. Willi Kemnitz, Flugzeugführer, Plauen i. V., Altmarkt 8.
49. Julius Krause, Vzfw., Zeitz, Weinberg 4.
50. R. Siedler, Uoff., Stuttgart, Rothebühlstr. 178.
51. Max Jentsch, Soldat, Dresden-A., Lortzingstr. 3/IV.
52. Lang, Off.-Stellv., Tharandt, Sa., jetzt Dresden-A., Hauptzollamt.
53. Peter Schischka, Brünn, Dammgasse 10.
54. Michel Thieß, Nußbach Nr. 201, Kronstädter Komitat.
55. Anton Wagner, Uoff., aus Nesselbach b. Vilshofen Ndb.
56. Joseph Rakotz, v. 22. preuß. Inf.-Reg.
57. Jakob Nowack, v. 22. preuß. Inf.-Reg.
58. Johann Mischnewski, 22. preuß. Inf.-Reg.
59. Gustav Pandtle, Dragoner, aus Juz b. Backnang, Württbg.
60. Friedrich Müller, Uoff., v. Inf.-Reg. 204.
61. Franz Schüttel, Uoff., v. Landw.-Inf.-Reg. 5, Graudenz.
62. Theodor Sprutt, Gefr., Landw.-Inf.-Reg. 5, Graudenz.
63. Albert Schmörling, Soldat, v. Landw.-Inf.-Reg. 5, Graudenz.
64. Otto Gegenbein, v. 22. preuß. Inf.-Reg.
65. Johann Härtel, v. 22. preuß. Inf.-Reg.
66. Leopold, Feldw., 182. Inf.-Reg., Freiburg/Sa.
67. Dekan, Feldw., v. 333. Inf.-Reg.
68. Jean Hofmann, Inf., Stein b. Nürnberg.
69. Hans König, Uoff., aus Klein-Flottbeck b. Altona.
70. Hans Zöls, Uoff., aus München, Reitmorstr. 27/II.
71. Fritz Dautel, Uoff., aus Zuffenhausen b. Stuttgart.
72. Johann Brunnenmeyer, Soldat, aus Asbach, Post Kissing b.
73. Heinz Baudhold, Uoff., v. 187. Inf.-Reg., wohnt in Altona.
74. Bickel, Leutnant, zuletzt 1. Komp. Ers.-Batl. 22. Inf.-Reg., Zweibrücken.

Siehe auch Graf Georg Preysing in „Was wir litten", Januarheft 1920 der S. M. und Bericht eines Österreichischen Offiziers in „Von fremden Ländern", Augustheft 1920 der S. M.

Die Schriftleitung der „Südd. Monatshefte" hat Anhaltspunkte dafür, daß die entwürdigende Behandlung der deutschen Gefangenen in Rumänien auf

Digitized by Google

französischen Einfluß zurückzuführen und unter Aufsicht von französischen Offizieren erfolgt ist.

Von den Rumänen gilt, was die Entente von den Deutschen mit zum Himmel schreiender Verlogenheit gesagt hat:

„Sie sind es, die sich hinsichtlich der Kriegsgefangenen, welche sie gemacht hatten, eine Behandlung erlaubt haben, vor welcher die Völker niedrigster Kulturstufe zurückgeschreckt wären." (**Mantelnote zum Friedensvertrag vom 16. Juni 1919.**)

Es gilt auch für England, Frankreich und Belgien.

Ärzte und Pflegepersonal.

Frankreich.

Die niederträchtigste von allen Lügen, die über uns Deutsche verbreitet wurden, ist wohl die über das unmenschliche Verhalten von deutschen Ärzten. Ein führender amerikanischer Arzt, Dr. Robinson, hat die Schamlosigkeit besessen, ohne auch nur den Versuch einer Beweisführung zu machen, zu schreiben: „Die Erinnerung an die Unmenschlichkeit deutscher Ärzte bei Behandlung verwundeter Soldaten genügt schon, um sie aus der Gesellschaft von Mitgliedern des ärztlichen Berufes auszuschließen." Dabei hat der zuständige Amerikaner, Dr. Ohnesorg, der medizinische Berater der amerikanischen Botschaft in Berlin, der die deutschen Gefangenenlazarette besucht hat, ausdrücklich die vortreffliche Behandlung in den Lazaretten gerühmt (vgl. den Bericht von 1916 des amerikanischen Konsuls in Hamburg, Morgan, bei Picton, S. 47 ff.). In den französischen Zeitungen, weniger in den englischen, habe ich während meiner Gefangenschaft hysterische Verleumdungen der deutschen Ärzte gelesen, deren Widersinnigkeit für jeden Fachmann offenbar ist. So erinnere ich mich an die Mitteilung eines französischen Arztes, der mit flammender Entrüstung erzählt, die deutschen Ärzte hätten den französischen Verwundeten aus gesunden Körperteilen Hautstücke herausgeschnitten. Jeder deutsche Medizinstudierende im zweiten klinischen Semester hätte ihn darüber aufklären können, daß es sich hier um eine im Interesse des Kranken vorgenommene sogenannte Transplantation handelt. (Die Operation besteht in der Entnahme von gesunden Hautstücken, die dort aufgeheilt werden, wo großer Hautverlust entstanden ist, um eine einigermaßen zusammenhängende Hautschichte zu erzielen. An der Entnahmestelle wird der Verlust durch Zusammennähen der beiden Hautenden ausgeglichen.) Wie weit dieses verleumderische Gift schon eingedrungen ist, beweist der Ausschluß der deutschen Chirurgen aus der Internationalen chirurgischen Gesellschaft und die Weigerung der belgischen und französischen Vertreter, den Internationalen Kongreß des Roten Kreuzes in Genf zu besuchen, um nicht mit Deutschen zusammensitzen zu müssen. Im Bewußtsein ihrer hohen Pflichtauffassung können deutsche Chirurgen und Angehörige des Roten Kreuzes dieser heuchlerischen Nichtswürdigkeit gegenüber nur das Gefühl der Verachtung haben. Ich selbst habe im Kriege zuerst einige Wochen in der Heimat und dann über 4 Jahre im Felde ärztliche Tätigkeit ausgeübt und während dieser ganzen Zeit keinen einzigen Fall von Unmenschlichkeit oder auch nur Vernachlässigung feindlicher Hilfsbedürftiger von seiten unsrer Ärzte und des Pflegepersonals erlebt. In meinen Händen befinden sich Briefe von französischen Verwundeten an deutsche Ärzte und Pflegepersonal mit den überschwänglichsten Ausdrücken der Dankbarkeit für die gute Behandlung, die sie erfahren haben[1].)

Obwohl auch auf diesem Gebiete mir ein wahrhaft erschütterndes Material vorliegt, so verbietet mir doch die Gerechtigkeit, die französischen Ärzte samt und sonders der Nachlässigkeit und Unmenschlichkeit anzuklagen. Im Lazarett zu

[1]) Vergl. aus Südd. Monatsh. „Frankreich von Innen", Sept. 1916, S. 771.

Digitized by Google

Vitry, wo ich grippekrank lag, ebenso im dortigen Gefangenenlager haben sich die Ärzte redlich bemüht, ihre Berufspflichten zu erfüllen. Die schauderhaften Zustände, die dort herrschten, in Bezug auf Unterbringung, Unsauberkeit, Lagerung der Kranken, Mangel an Medikamenten usw., sind hauptsächlich auf Rechnung der unfähigen Verwaltung zu setzen, unter welchen die feindlichen Kranken und Verwundeten fast ebenso zu leiden hatten, wie wir. Auch gegen die Ärzte im Lazarett von Golbey bei Epinal kann ich hinsichtlich ärztlicher Behandlung der Deutschen wesentliche Vorwürfe nicht erheben. Dagegen beweisen die vielen ungünstigen Berichte, die ich über das Verhalten von Ärzten und Pflegepersonal in Händen habe, daß es sich nicht um Einzelfälle, sondern um typische Ausbrüche französischer Gehässigkeit handelte. Der Gießener Universitätsprofessor Dr. Göring, den ich als ruhigen, leidenschaftslosen Mann kenne, hat in seinem Buche „Über die Behandlung verwundeter und kranker deutscher Gefangener in Frankreich" (Verlag Gebrüder Reichel, Augsburg 1919) über 100 französische Lazarette gewissenhaft geprüftes Material gesammelt. Er verfährt durchaus nicht einseitig und wie es gute deutsche Sitte ist, unterschlägt er auch das für die Franzosen Günstige nicht und doch hat er eine lange Liste von Roheiten und skandalösen Vorgängen aufzustellen. Über Amiens, gemischtes Hospital (Hotel Dieu), wird gesagt:

„Die Ärzte waren nicht unfähig, benahmen sich aber skandalös. Als Leutnant H. am 25. September, morgens 8 Uhr, in den Operationssaal gebracht wurde, empfing ihn der Arzt mit unglaublichem Gelächter. Er wurde auf den Operationstisch mehr geworfen als gelegt. Der Arzt griff in die handgroße Oberschenkelwunde und schmiß Leutnant H. lachend Knochensplitter ins Gesicht mit den Worten: ‚Dieses deutsche Schwein wird später mal einen schönen Exerziermarsch machen können!' In dem Raum, in welchem Hauptmann G. lag, starb ein Feldwebelleutnant; an der Leiche sagte ein Arzt: ‚Dieses Schwein ist tot; hoffen wir, daß es nicht das letzte ist.' Im Operationssaal hörte Hauptmann G., wie der Arzt bei einer Hodenoperation sagte: ‚Das ist die beste Operation für die deutschen Schweine' und dabei den abgeschnittenen Hoden in die Höhe hielt unter dem Gelächter der Wärter und Schwestern. Demselben Offizier sagte einer der wenigen anständigen Krankenwärter, der französische Arzt habe den Krankenwärtern gegenüber geschworen, daß er, wenn bei einem deutschen Fliegerangriff auf Amiens einem seiner Angehörigen etwas geschehe, zehn deutsche Offiziere töten würde. Diese Angabe stimmt mit der Drohung des französischen Dr. Goubron überein, die er Leutnant M. gegenüber ausgesprochen hat; er erklärte anläßlich eines Fliegerangriffes mehrfach, er würde Leutnant M. und den als Dolmetscher beschäftigten R. erschießen, wenn einem seiner Kinder etwas zustoße. Auch sonst klagte Leutnant M. sehr über die erniedrigende Behandlungsweise. Der Chefarzt schimpfte auf die Deutschen, Dr. Majorie redete Leutnant M. mit ‚tu' an, Dr. Goubron benannte die im Saale liegenden Deutschen ‚Mörder, Räuber'; er machte Leutnant M., als er sich nach Abnahme des Verbandes wegen seines Stoppelbartes rasieren lassen wollte, lächerlich, indem er vor andern sagte, Leutnant M. sehe aus wie ein Hunne, Barbar, Wilder, Affe; er verbot, daß Leutnant M. rasiert wurde, so daß er noch vier Wochen unrasiert umhergehen mußte. Bei Leutnant M. wurden große Einschnitte in den linken Oberarm und die Brust gemacht ohne irgendeine Betäubung; als Grund für diese Behandlungsweise gab der Arzt an, Leutnant M. sei freiwillig für den deutschen Kronprinzen in den Krieg gegangen, jetzt solle er dafür büßen; während der Operation wurden dem Leutnant M. Arme und Beine von französischen Wärtern festgehalten und der Mund zugedrückt."

Aus demselben Lazarett berichtet mir Oberst Bezzel, München, Kurfürstenstraße 14:

„Bei meinem Erwachen aus der Narkose steht vor mir eine Schwester mit gekrallten Fingern und mit dem Rufe ‚cravattez' auf mich losfahrend. Während fünftägigem Aufenthalt im Lazarett bekamen wir weder Waschwasser noch Messer zum schneiden des Brotes und Fleisches. Ein Universitätsprofessor aus Lille be-

Digitized by Google

handelte uns. Welche Freude und welches Gelächter lösten bei ihm und seinem Gefolge die Schmerzensrufe meines Nachbars, des schwerverwundeten Hauptmanns von Bock, aus. ‚Was hindert mich, euch Boches so viel Morphium zu geben, daß ihr nicht wieder aufwacht?' war ein Ausspruch des menschenfreundlichen Professors."

Über das Lager Blaye bei Bordeaux berichtet Walter von Ihering, Kaufmann, Hamburg 8, Alte Gröningerstraße 11, an die Chirurgische Klinik in München:

„Ankunft ca. 11. Sept. 1914, Zeit der Behandlung Mitte Oktober 1914. Aus dem Unterschied zwischen Ankunft in Blaye und Zeit der sogenannten Behandlung geht hervor, daß eine Wundbehandlung der schweren Verletzung ca. sechs Wochen durch oberflächliche Spülungen unverwundeter fachunkundiger Kameraden stattfand, weil die Ärzte sich damit begnügten, ab und zu in die Zimmer zu kommen, Zigaretten zu rauchen, und uns dabei zu verhöhnen. („Haben Sie Hunger? — Singen Sie Deutschland über alles, dann werden Sie satt" usw.). Zeugenangabe auf Wunsch. Bei der endlich stattfindenden ersten Behandlung, welche auf Drängen eines französischen Korporals stattfand, wurde die Wunde oberflächlich gespült. Der Zustand war vollständige Vereiterung und mehrwöchentliche Verunreinigung durch Würmer. Wundbehandlung fand im Stehen statt. Zweck der Behandlung waren politische Gespräche. **Da ich** aus meiner Gesinnung keinen Hehl machte, und **dem Verlangen des Arztes**, dessen Namen ich leider nicht kenne, welcher sich jedoch aus Papieren des Lagers feststellen lassen muß, zu sagen, ‚**Der Kaiser sei ein Lump' usw. nicht entsprach, stieß mich derselbe mit der in der Wunde befindlichen Spitze des Irrigators in die Wunde, so daß die am Verbandplatz von deutschen Ärzten angelegten Nähte ausrissen und zum Teil durch Fleischteile hindurchgingen. Bei Wiederholung der Stöße brach die Spitze des Irrigators ab.**"

Dr. Brausewetter berichtet, daß ein Arzt vom Zivilgefangenenlager Chateau d' If, als man ihn um Decken bat, erwiderte: sie seien für solche Banditen überflüssig, zu einem alten Herrn der an Blasenkatarrh litt: „Sie sind ein Schwein, Zunge herausstrecken" (J'accuse S. 43). In Casabianda verlangte Dr. Markantoni, daß alle Kranken ohne Hilfe zu der fünfhundert Meter entfernten Revierstube zu Fuß gingen. „Alle müssen herunter kommen, und wenn sie auf dem Bauch kriechen." Den deutschen Ärzten war dabei die Behandlung der Kranken verboten, sie wurden auf das unwürdigste behandelt (S. 117). Markantoni rächte sich, indem er Dr. B. gesund schrieb, so daß er nicht nach der Schweiz ausgetauscht werden konnte. Einige Monate später erlag Dr. B. in der Gefangenschaft seinem Leiden, welches schon vor dem Kriege bestanden hat.

Zwei französische Briefe.

Um ein Bild davon zu geben, wie es im Gegensatz dazu in unseren Lazaretten aussah, führe ich außer den schon von Picton erwähnten günstigen neutralen Zeugnissen, nur zwei französische Briefe an: „Die Unterzeichneten, im Begriffe, in ihr teures Vaterland zurückzukehren, wollen das Stadtspital nicht verlassen, ohne Herrn Dr. Göller ihren herzlichen Dank abzustatten für die edle Fürsorge, die er ihnen gewidmet hat. Sie werden allezeit die Erinnerung an diesen ausgezeichneten Arzt hochhalten, welcher mit einer restlosen Hingebung seine ganze ärztliche Kunst zu ihrer Behandlung aufgewandt hat, indem er in ihnen nur unglückliche Kranke sah. Sie spenden ihm Dank, daß er alles getan hat, um ihre lange Gefangenschaft zu lindern... Ludwigsburg, den 1. Dez. 15 Raoul Lemoine, Sergent, 351. Regiment d'Infanterie" und 10 andere Namen. Zweiter Brief: „Bei unserer Abreise drängt es uns, Ihnen unseren verbindlichsten Dank abzustatten, während beinahe dreier Jahre haben Sie die französischen Gefangenen mit einer Hingebung behandelt, die die höchste Bewunderung verdient. Wir werden Ihnen niemals vergessen, daß Sie uns nicht wie Feinde, sondern wie Menschen behandelt haben. Wir werden Ihnen eine ausgezeichnete Erinnerung bewahren und versichern Sie unserer unauslöschlichen Dankbarkeit. Haben Sie die Güte dieselben Gefühle auch Herrn Verwalter Weiß und Herrn Oberlehrer Seibold im Namen meiner Kameraden zu übermitteln." Barbary und 16 andere Namen, Stadtspital Ludwigsburg.

Ein griech. Arzt.

Die folgenden Ausführungen stammen von dem griechischen Arzt Dr. Levides Pericles, „Die Zivilisation in den Lazaretten." „Die wahren Verbrechen" (Bern, Verlag Weltchronik), der sich freiwillig der französischen Regierung zur Verfügung gestellt hatte und den Liebesdienst als Krankenpfleger aufgab, als er von der Grausamkeit und Roheit der französischen Ärzte sich so

Digitized by Google

angeekelt fühlte, daß eine weitere Mitarbeit ausgeschlossen war. Seine Broschüre beginnt mit den Worten: „Kriegführende und Neutrale mögen diesen kurzen Bericht lesen; es ist eine Zusammenstellung von Tatsachen, denen ein Augenzeuge unwiderruflich beigewohnt hat, die er festgestellt und beobachtet hat. Er war freiwilliger Krankenpfleger in den Militärlazaretten eines großen Volkes, das man als zivilisiert bezeichnet. Meine Leser werden vor Entsetzen zittern; haben sie diese Schrift zu Ende gelesen, können sie eigentlich nur mit der Entrüstung ausrufen: Ja, das sind doch die wahren Barbaren!"

Weiter erwähnt Dr. L. einen Brief, den der Bruder des Deputierten Dumesnil erhielt und in dem es heißt (3. Fortsetzung S. 4):

„Die Leidenschaften sind derartig entfesselt, der Haß hat derartige Formen angenommen, daß die Unsrigen nicht mehr die Verwundeten schonen, sie erledigen sie erbarmungslos, indem sie dabei schreien: ‚Krepiere, du Ochse!'" Auf der folgenden Seite schreibt Dr. L., ein französischer Offizier habe ihm sein Leid geklagt und gesagt, er habe so viel Gemeinheit, so viel Grausamkeit gesehen, welche an kranken und verwundeten deutschen Kriegsgefangenen begangen wurden, daß er sich seiner Uniform schäme.

„... Eines Tages wurde ein verwundeter Deutscher in das Lazarett Deauville gebracht. Bei der Einlieferung war er ohne Besinnung, die er auch nicht wiedererlangte, so daß sein Name nicht festzustellen war. Drei Tage nach der Einlieferung starb er, und es wurde befohlen, die Leiche in den Keller hinabzutragen und sie bis zur Beerdigung dort zu lassen. Man warf sie auf die Erde in irgendeine Ecke: etwa 24 Stunden später wollte man sie wieder zur Beerdigung heraufholen. Eine Krankenpflegerin, eine junge Dame, die den besten Schichten ihres Landes angehörte, holte mich und sagte mir: ‚Bitte gehen Sie und sehen Sie sich an, in welchem Zustande sich die Leiche befindet'. ‚Warum?' fragte ich. ‚Kommen Sie bitte mit', sagte sie darauf. Sie führte mich zu den sterblichen Überresten des jungen deutschen Soldaten. Ich schauderte zurück. Das Gesicht war unkenntlich. Es waren weder Nase, Augen noch Ohren vorhanden. Entsetzt bat ich die Krankenpflegerin um Aufklärung, die mit gierigen Augen diesen herzergreifenden Anblick betrachtete. Sie lachte nur roh und antwortete mir: ‚Die Ratten des Lazaretts haben heute Nacht ein gutes Abendbrot gehabt. Nur schade, daß sie nicht den ganzen Boche gefressen haben. Sie hätten uns dann wenigstens die Mühe erspart, dieses Schwein zu begraben.' Am selben Abend verließ ich das Lazarett, um es nie wieder zu betreten. Ich glaubte, geträumt zu haben, was ich doch mit eigenen Augen gesehen hatte."

Soweit der Grieche. Und nun höre man die Deutschen selbst. Zunächst als Sachverständige einige gefangene Ärzte, um auch gleichzeitig ein Bild von deren und des deutschen Sanitätspersonals Behandlung durch den Feind zu geben:

„... Unter ständigem Verhöhnen durch die vorrückenden feindlichen Truppen ging es zur Leichtverwundetensammelstelle in Viviers.... Sanitätskompagnie zwischen Crépis en Valois und Senlis. Ich machte hier die erste unangenehme Bekanntschaft mit französischen Sanitätsoffizieren. Der diensthabende französische Arzt der Abteilung, in der wir uns befanden, ein alter würdiger Herr, forderte mich auf, ihm bei den Franzosen zu helfen, damit dann meine Verwundeten nicht zu lang zu warten hätten. Ich entsprach dem selbstverständlich. Sehr bald — wohl herangeholt von einem Unterorgan — kam der französische Chefarzt, ein Oberstabsarzt, und fuhr den an Jahren viel älteren Kollegen an, ‚er sei ein ehrloser Mann, daß er sich von einem Deutschen helfen lasse'. ...Im Hospital Complementaire d'armée war ich vom 20. 7. 18 bis 10. 12. 18 als Arzt tätig. ...Ich fand hier vor die ebenfalls am 18. 7. 18 in Gefangenschaft geratenen Herren Stabsarzt Dr. med. V. Pflanz (J. R. 24), Feldhilfsarzt L. Rosenblüth (I/J. R. 24), Feldunterarzt L. Hinderfin (II. bayr. J. R. 22) Sanitätsvizefeldwebel Zibel (J. R. 24) und mehrere hundert deutsche Verwundete, deren Zahl ständig im Wachsen war und über 1000 gleichzeitig betragen haben soll. ...Die Verwundeten lagen auf Tragbahren, wie sie aus den Sanitätsautos ausgeladen wurden, im Freien, tagsüber den heißen Sonnenstrahlen, nachts der Kälte, häufig dem Regen ohne Schutz preisgegeben. Irgendwelches Hilfspersonal stand uns nicht zur Verfügung. Irgendwelches Hilfsgerät hatten wir nicht selbst und konnten von

Digitized by Google

den Franzosen auch nicht in ausreichender Menge das Erforderliche erhalten, wenn auch damals wohl noch bei dem Stabsarzt Daine, an den als Aufnahmearzt wir uns in Allem zu wenden hatten, der gute Wille vorhanden war ... So blieb uns nichts übrig, als die Verwundeten auf Tragbahren oder Stroh soweit möglich unter den offenen, erst halbfertigen Schuppen an der Außenmauer zu legen, im übrigen im Freien zu lassen ohne den geringsten Schutz gegen Witterungseinflüsse. Zum Verbinden improvisierten wir aus Böcken und Brettern Verbandtische und erneuerten so im Freien, also dem sehr reichlichen Staube ausgesetzt, die Verbände mit nicht sterilen Verbandstoffen. Es waren furchtbare Tage. Inmitten der stöhnenden, klagenden, sterbenden Verwundeten mit unzulänglichen Mitteln, unzureichende Arbeit vom frühen Morgen bis zum Einbruch der Dunkelheit ... So mancher Feldgraue ist in den ersten Tagen in Vineuil gestorben, weil sachgemäße ärztliche Hilfe fehlte: der französische Sanitätsdienst war seiner Aufgabe nicht gewachsen ... Zudem war das Unterpersonal, zumal der uns zugewiesene französische Sergeant Zermatti und der französische Krankenträger Marque, oft direkt bösartig und durchkreuzten unsere Anordnungen. Desgleichen machte uns der Unterapotheker, ein Mann elsässischer Abstammung, erhebliche Schwierigkeiten bei der Arzneimittellieferung. Bei dem Unterpersonal herrschte zudem eine für militärische Begriffe unglaubliche Disziplinlosigkeit, so daß so manches, was wir bei den französischen Ärzten durchsetzten, vom Unterpersonal vereitelt wurde ... An inneren Krankheiten hatten wir Erkältungskrankheiten, Tuberkulose, später in steigendem Maße Grippe, sowie ganz besonders schwere Darmleiden zu behandeln. Diese Darmkranken waren durch **Hunger** in den Sammellagern schwer erkrankt und kamen vielfach in trostlosem Zustande zu uns. Während die französischen Ärzte mir ihr Erstaunen ausdrückten, wie gut ernährt die Verwundeten seien, die direkt vom Schlachtfeld kämen, boten die Kranken aus den Sammellagern ein ganz anderes Bild dar. Zum Skelett waren unsere braven Feldgrauen abgemagert, konnten sich nicht mehr auf den Beinen halten, ... es handelte sich um einen Hungerdarmkatarrh. Bei den ersten Darmkranken, die mir Anfang August 1918 starben, stellte ich bei der genehmigten Sektion fest, daß der Tod durch Verhungern erfolgt war. Es müssen fürchterliche Zustände in den Sammellagern — namentlich in den Lagern Ferme Lessart und Fontaines les corps nuds — geherrscht haben, wie ich an den Kranken selbst sehen konnte, zudem durch Befragen der Kranken und durch Aussage der deutschen Ärzte, die dort zeitweise Revierdienst getan hatten, feststellen konnte. Die Gefangenen in diesen Sammellagern lagen schutzlos im Freien, erhielten an Verpflegung Wasser und Brot (erst später gab es einmal täglich wässerige Reissuppe), wurden von den Franzosen z. T. direkt mißhandelt. Die Latrinen in den Lagern sollen reine Blutlachen gewesen sein durch die blutig-eitrigen Durchfälle der Gefangenen, liefen zudem über, so daß die armen Mannschaften im eigenen Kot lagen. Zum Skelett abgemagert, fürchterlich verlaust, oft pulslos, z. T. direkt sterbend, wurden uns unsere armen Jungens eingeliefert ..., ein Schandfleck der ‚grande nation'. Für die Gefangenen auf unseren Stationen war eine Feldküche bei uns eingebaut, wo es leider trotz aller Beschwerden meist Linsen und Bohnen, schlechtes und wenig Fleisch, sehr fette und dadurch schwer verdauliche Suppen gab. Die Verpflegung wurde uns zudem immer knapper zugemessen. Als Dr. Pflanz sich einmal bei Stabsarzt Daine darüber beschwerte, daß unsere Mannschaften zu wenig zu essen bekämen, meinte dieser nur, ‚tun Sie mehr Wasser herein, dann ist es mehr'. ... Namentlich Dr. Vaivrand zeichnete sich dadurch aus, daß er mir seine sterbenden Deutschen, die z. T. wochenlang bei ihm gelegen hatten, oft in fürchterlich verwahrlostem Zustande überwies. ... Viel schlimmer aber waren die Zustände auf der inneren Station ... ... Neben dem reichlich vorhandenen Hungerdarmkatarrh, kamen damals viele grippale Bronchiopneumonien und relativ viel Paratyphus B vor ... Eine geregelte Diät und ordentliche Arzneibehandlung war dank der passiven Resistenz der französischen Ärzte und des Unterpersonals nicht durchzuführen. Eine sehr schlimme Zeit brach für uns mit dem **Abschluß des Waffenstillstandes** an ... Da gab es für uns manche schweren Tage, unsere Kranken und Rekonvaleszenten wurden häufig mißhandelt, namentlich seitens Zermattis, Marques, Berbelles, ohne daß wir trotz aller Beschwerden helfen konnten. Die Kranken mußten nachts bei leichtem Frost lange Zeit im Aufnahmezelt liegen, weil Berbelle in seiner trunkenen Frechheit möglichst langsam bei der Aufnahme verfuhr, um uns zu ärgern und weil Stabsarzt Daine, den wir heranholten, in seiner Trunkenheit Berbelle recht gab. ... Unter der allgemeinen Rauschstimmung waren die armen Verwundeten in dem Zwischenlazarett über-

Digitized by Google

haupt nicht mehr behandelt und verbunden worden und kamen so in fürchterlichem Zustande bei uns an. Ich erinnere mich u. a., ganz besonders des Sergeanten E. Henke (Anlage 1, Liste IV Nr. 227), der eine schwere Schußfraktur des Oberschenkels hatte. Er wurde uns mit über 39° Fieber eingeliefert, die Wunde secernierte jauchig-eitrig, die Wundsekrete hatten mangels Verbandswechsel die Haut an Gesäß und Rücken bis zur Schulter hinauf vollkommen wund gefressen, es bestand großes Druckgeschwür. In diesem Zustande kam der Verwundete zu uns und wurde am 17. 11. 18 weiter transportiert, ohne daß trotz aller meiner Vorstellungen ein französischer Chirurg den Kranken überhaupt ansah. Dieser Abtransport vom 17. 11. 18 gehört überhaupt mit zu dem Schlimmsten, was wir in den letzten Wochen in Vineuil erleben mußten... Dieselben Verhältnisse lagen bei dem Abtransport von der inneren Station des Dr. Friedrich vor. Einer von diesen Kranken starb schon auf dem Bahnhof in Creil.

Durchgangslager in Rouen. Am 10. 12. mittags verließen wir vier Sanitätsoffiziere das Lazarett in Vineuil, und wurden nach Rouen gebracht. Hier konnten wir zu Hunderten die armen, verhungerten Gestalten studieren, wie wir sie als Kranke und Sterbende eingeliefert bekommen hatten. Die armen Jungens konnten sich kaum auf den Beinen halten, im Dreck der Küchenabfälle wurde herumgestöbert, um einige Kartoffelschalen und Rübenschnitzel der französischen Küche herauszugraben. Es war ein schrecklicher Anblick. Dabei faßten die Franzosen, anscheinend auf Befehl des französischen Oberleutnants, welcher Lagerkommandant war, und seiner Unterorgane scharf zu, und verhinderten solche ‚Bereicherungen' der Verpflegung. Ein französischer Offizier-Stellvertreter, welcher fließend deutsch sprach (er hatte 2 Jahre in Bonn Jura studiert), klagte uns sein Leid, so etwas mit ansehen zu müssen; er würde aber wohl bald versetzt werden, da er zu gut sei zu den Gefangenen. Interessant war es zu beobachten, wie die Franzosen, welche gerade aus deutscher Gefangenschaft kamen und sich auf dem Kasernenhof nebenan befanden, sich verhielten. Diese Leute steckten unseren Jungens durch den Zaun Zigaretten, Brotstücke usw. zu, soweit sie irgend konnten. Wollte einer der Posten dies hindern, so fuhren sie energisch los: ‚So behandele man keine Gefangenen; sie wären in Deutschland streng, aber gerecht behandelt worden. Man hätte sie nicht verhungern lassen.' Es soll in den nächsten Tagen nach unserer Abreise noch zu ganz anderen, stürmischeren Auftritten der französischen Heimkehrer zu Gunsten der verhungerten Deutschen gekommen sein, wie uns Offiziere erzählten, die nach uns das Lager Rouen passierten. **Wer solche Mannschaftslager mit eigenen Augen gesehen hat, kann sich nur wundern, daß überhaupt noch Deutsche lebend aus der französischen Gefangenschaft heimgekehrt sind.** In den drei Tagen, die das Lager erst hier eingerichtet war, sollen nicht weniger als 11 Darmkranke gestorben sein, einer soll sich aus Verzweiflung erhängt haben; ein Arzt soll überhaupt nicht geholt worden sein.

Verhalten der ehemaligen französischen Gefangenen.

Château-Gontier. In diesem Offizierslager blieb ich von 15. 12. 18 bis 20. 5. 19. Es war ein neueingerichtetes Lager, welches, da die Berner Konventionen ungültig geworden waren, nach den ‚Bestimmungen der Genfer und Haager Konventionen und den allgemeinen Grundsätzen der Humanität, an denen Frankreich es nie hat fehlen lassen' (Worte eines Anschlages des Unterstaatssekretärs Ignace) eingerichtet war. Eine Besserung trat plötzlich anfangs März 1919 ein, kurz ehe ein Schweizer Vertreter das Lager besuchte. Als am 1. Januar 1919 kein Gehalt ausbezahlt wurde, sondern wir einen Monat länger warten mußten, waren wir durchweg im Lager am Verhungern. Ich übertreibe hier nicht. Wir waren so geschwächt, daß Ohnmachtsanfälle nichts besonderes mehr waren. Ich selbst habe im Januar 1919 zweimal beim Spaziergang im Garten einen Ohnmachtsanfall erlitten, so daß Kameraden mich ins Haus bringen mußten.

Vom Tage unserer Gefangennahme an haben wir deutschen Sanitätsoffiziere natürlich alles versucht, um gemäß der Genfer Konvention freigelassen zu werden. Die französischen Dienststellen betonten immer wieder, daß wir uns nicht als Gefangene, sondern nur als Zurückgehaltene zu betrachten hätten. Nur wurden wir genau wie Gefangene behandelt, so daß z. B. in Vineuil uns selbst das Spazierengehen außerhalb des Stacheldrahtes um unsere Baracken verboten wurde. Unser Gepäck wurde visitiert und unser Eigentum z. T. auf Nimmerwiedersehen fortgenommen. ...Im Lager in Château-Gontier gingen vom Januar 1919 an Gerüchte um, daß die Ärzte freigelassen werden müssen. Eine Eingabe aber, die ich im Januar 1918 an die Schweizer Gesandtschaft machte, wurde mir schon vom Dolmetscher-Offizier zurückgegeben mit dem Bemerken ‚Frankreich könne mit uns machen, was es wolle'. Ich habe versucht, wahrheitsgemäß

Digitized by Google

auf Grund von Aufzeichnungen über meine Erlebnisse zu berichten. Wir haben in Frankreich Schreckliches erlebt. Vom Sommer 1918 bis Frühjahr 1919 sind unsere Feldgrauen zumeist fürchterlich behandelt worden und in großer Zahl elend zugrunde gegangen. ... Bei meiner Gefangennahme frug mich ein französischer Regimentsarzt über die Stimmung von uns Gebildeten gegenüber den Feinden. Damals sagte ich: ‚Wir hassen England, denn dessen Handelsneid ist die Ursache des Krieges. Ihr Franzosen tut uns höchstens leid, daß Ihr Euch für England opfert'.

Ich habe Frankreich hassen und verachten gelernt." Prof. Dr. Veit, Marburg.

„Aus der Kantine konnten Lebensmittel nur in geringer Menge und zu sehr teueren Preisen bezogen werden, was für viele diese Bezugsquelle wenigstens in der ersten Zeit zur Unmöglichkeit machte. ... Im Mai 1919 kam ich mit 2 andern deutschen Ärzten an das Kriegsgefangenenlazarett Fleury sur Aire, wo etwa 300 innere und chirurgische Kranke bis zu unserer Ankunft von einem französischen Arzte versorgt wurden. Er kümmerte sich nicht viel um die kranken Boches, war aber auch nicht ausgesprochen bösartig, wenn er auch durch Nachlässigkeit und Faulheit offenbar viel an den Schwerkranken gesündigt hat. Bald aber erschien auf der Bildfläche ein Oberarzt Stillmunkes. Damit begann ein trauriges Leben für die ernsten Kranken. Wir hatten eine ganze Anzahl schwer an Hungerödem Erkrankter bei uns liegen, auch übrigens ein Zeichen für die menschliche Behandlung der Gefangenen durch das Kulturvolk. Diese Leute waren durchweg bei ihrer Gefangennahme kräftige und kerngesunde Soldaten gewesen, und waren im Lauf zum Teil von wenigen Monaten durch übermäßige Anstrengung bei unerhört schlechter Unterbringung und Hungerverpflegung zu Skeletten abgemagert mit starken Schwellungen an den Beinen und so großer Schwäche, daß sie kaum noch mühsam einige Schritte zu schleichen vermochten. Besonders erinnere ich mich an einen Mann von einigen dreißig Jahren, der durch schlechte Behandlung und Verpflegung innerhalb ganz kurzer Zeit zu einem lebenden Skelett geworden war, zu schwach, um sich noch erheben zu können, der sich nicht mehr von einer Seite auf die andere ohne Hilfe legen konnte. Es war nicht möglich, für diesen Unglücklichen angemessenes Essen zu bekommen. Herr Stillmunkes tat nichts dafür, obwohl es in seiner Macht gelegen hätte. Da wir Deutschen nur wenig für den Unglücklichen tun konnten, starb er langsam den **Hungertod**. Denn auch in diesem sogenannten Lazarett gab es unter Stillmunkes in der Hauptsache nur Bohnen, die hart und unverdaulich waren und den Kranken mehr schadeten als nützten. Die den Schwerkranken zustehende Milch wurde derartig verdünnt, daß sie nur noch schwach weißlich verfärbt war und hatte außerdem einen so eklen Geschmack, daß zu ihrem Genuß selbst bei starkem Hunger eine gewaltige Überwindung gehörte. Ei gab es in Form von Eipulver als ein fester Kuchen verbacken, so daß der Genuß nur für Menschen mit sehr gesunden Verdauungswerkzeugen gefahrlos war; die Kranken konnten es vielfach nicht genießen. Haarsträubend war es, daß die große Anzahl von Kranken mit offener Lungentuberkulose mitten unter den anderen Kranken lagen; dabei standen die Krankenbetten recht eng aneinander. Desinfektionsmittel für die Ausscheidungen wurden nur in unzureichenden Mengen geliefert. In jedem der 5 Säle für innere Krankheiten lagen so ein oder mehrere an offener Tuberkulose Leidende und bildeten eine furchtbare Gefahr für ihre Kameraden, die, durch Hunger und Krankheit geschwächt, um so empfänglicher für die Schwindsucht waren. Trotzdem wir wiederholt dahin vorstellig wurden, man solle die Tuberkulösen von den übrigen Kranken trennen und sie in einem Saal zusammenlegen, lehnte dieser sogenannte Arzt Stillmunkes es jedesmal ab. Den Franzosen wären durch die Absonderung weder Kosten noch Arbeit entstanden; es standen eine ganze Anzahl von Sälen leer. Ganz abgesehen von der Gefahr für die anderen Insassen wäre auch die Pflege der Tuberkulösen sachgemäßer durchzuführen gewesen, wenn sie in einer Sonderabteilung gelegen hätten. Lange Zeit bemühten wir deutschen Ärzte uns vergeblich, den Austausch dieser Unglücklichen über die Schweiz zu erreichen. Vielleicht wäre doch noch dem einen oder anderen zu helfen gewesen. Erst im Juli 1919 wurden die am schwersten erkrankten Schwindsüchtigen nach Bar le Duc gebracht, angeblich um in die Heimat abgeschoben zu werden. Ein großer Teil von ihnen aber war inzwischen bei der unzulänglichen Verpflegung so heruntergekommen, daß ein Abtransport nach Deutschland nicht mehr gewagt werden konnte; einige von ihnen sind noch bei uns gestorben, drei oder vier ruhen in Bar le Duc. Einer dieser Unglücklichen, der an einer tuberkulösen Gehirnhautentzündung starb, war in dem kalten Winter 1918/19 im Januar von den Unmenschen wochenlang eingesperrt worden, in einem ungeheizten Raum, ohne

Digitized by Google

Bett und Pritsche mit Steinfußboden; als Schutz gegen die Kälte erhielt er eine Decke. Natürlich verließ der arme Mensch nach wochenlanger Qual seinen Kerker nur, um im Lazarett dem Tode entgegenzusiechen; er ruht mit vielen anderen Opfern französischer Rachgier auf dem Friedhofe des Lazaretts bei Fleury sur Aire, wenn nicht gallische Vertiertheit ihren hysterischen Zorn noch an den Gräbern ihrer Beute ausgetobt hat. Auch damit muß man rechnen. Konnte doch im August 1919 unwidersprochen in einer französischen Zeitschrift etwa Folgendes geschrieben werden über die deutschen Kriegerfriedhöfe in Frankreich, auf dem bekanntlich neben Deutschen auch viele Gegner in würdiger Weise bestattet worden sind. **‚Wir wollen den Boches gestatten, den Boden „de la douce France" zu düngen mit ihren Leichen, sechs Fuß in die Länge und sechs Fuß in die Tiefe sollen ihnen bewilligt sein, nicht aber 6 Fuß in die Höhe.'** Also mit anderen Worten dieser typische Franzose fordert zur Zerstörung der Grabstätten unserer Gefallenen auf. Dieses Schmutzwerk erschien in einer vielgelesenen wissenschaftlichen Zeitschrift, der Presse Médicale und hatte zum **Verfasser einen französischen Oberstabsarzt,** der übrigens in demselben Artikel zugeben muß, daß die Grabstätten der in Deutschland während des Krieges gestorbenen Franzosen in guter Ordnung sind[1]). Doch zurück zu Herrn Stillmunkes! ‚Ah, les cochons! Ils sentent comme les singes!' (O diese Schweine! Sie stinken wie die Affen!) war eine beliebte Begrüßung unserer Kranken, die unter dieser Art psychischer Therapie nicht wenig litten. Am tollsten aber war es, daß fast keine Visite vorüberging, bei der er nicht den einen oder andern Kranken schlug, wobei er auch vor Schwerkranken nicht haltmachte. **So schlug er eines Tages z. B. einen älteren Mann an den Kopf, der mit schwerer Lungentuberkulose im Bett lag und hohes Fieber hatte, weil er sich nicht schnell genug aufrichtete, wozu der Mann aus Schwäche nicht imstande war.** Eines Tages wurde ein Deutscher mit einem Bajonettstich in den Bauch bei uns eingeliefert. Der Mann war bei einem Fluchtversuch wiederergriffen und in das Lager zurückgebracht worden, und erst innerhalb des Drahtverhaues wurde ihm von einem gallischen Helden das Seitengewehr durch den Leib gerannt! Seine Darstellung der Untat wurde uns von einem zweiten Verwundeten bestätigt, der noch unter dem Drahtverhau liegend wieder ergriffen worden war, und dem ein Sergeant, über ihm stehend, mit einer Pistole einen Brustschuß beigebracht hatte. Zu einzelnen Lagern war wochenlang kein Arzt gekommen, obwohl zahlreiche Kranke da waren. ... Oft lagen Kranke auch mit ansteckenden Krankheiten noch tagelang unter ihren gesunden Kameraden; oft blieben Leute mit schweren Zellgewebeentzündungen lange Zeit ohne ärztliche Behandlung; es waren ja nur Boches, die da elend verreckten! So starben z. B. innerhalb ganz kurzer Zeit im Lazarett 2 Kranke an Gesichtsphlegmonen, die längere Zeit im Revier ohne Hinzuziehung eines Arztes versaut worden waren und erst zu uns geschickt wurden, als es zu spät war.

Im Groupement des P. G. Pont à Mousson (Commandant Chapuis). Dieser Mann war ein Gemütsmensch! In der seiner Gruppe unterstellten Kompagnie 60 in Champs bei Chambley herrschten bis Ende November 1919 schauderhafte Zustände, die mir teils von Augenzeugen, teils von den Leidtragenden selbst, berichtet worden sind. Der Kompagnie war ein Strafzug zugeteilt, in den Leute kamen, die einen Fluchtversuch gemacht hatten. Wenn nun diese armen Kerls dort eingeliefert wurden, so kamen sie zunächst in ein auf dem Hofe hinter dem Geschäftszimmer gelegenes Unteroffizierskasino, das mir später als Wohnraum zugewiesen wurde. Hier mußten sie sich nackt ausziehen und wurden dann von dieser vertierten Bande getreten und geschlagen, bis sie zu Boden fielen. Dann kamen sie zunächst auf einige Wochen ins Prison, dessen Einrichtung ich durch eigenen Augenschein kenne; eine einzeln stehende dünnwandige Holzbaracke, in der einzelne Abteilungen abgeschlagen waren, die eine Holzpritsche enthielten, auf der gerade ein Mensch Platz hatte. Daneben blieb noch gerade soviel Raum, daß

---

[1]) Wie mit den toten Deutschen umgegangen wurde, habe auch ich beobachtet. In Vitry wurde uns trotz wiederholter Bitte nicht gestattet, gestorbenen Kameraden die letzte Ehre zu geben. Sie wurden in aller Frühe ohne jede Förmlichkeit, ohne Geistlichen in einer Friedhofecke verscharrt. In Golbey bei Epinal wies man unseren Toten ebenfalls eine Art Verbrecherecke zu.

Dort hat die Bevölkerung unseren Leichenzug, der das Dorf passierte, noch im Oktober 1919 unflätig beschimpft. In Deutschland wurden auch die Gefangenen mit militärischen Ehren begraben und auf den Ehrenfriedhöfen bestattet, ohne daß irgend jemand Einspruch erhoben hätte.

Digitized by Google

der Häftling eben stehen konnte. Über Tag mußten nun die Arrestanten in Holzschuhen den oft kilometerweiten Weg zur Arbeitsstelle mitmachen und dort an der sehr schweren Arbeit — gewöhnlich Steinbrucharbeit — teilnehmen. Wer sich auch nur bei der Arbeit aufrichtete, bekam einen Fußtritt ins Gesäß, oder einen Kolbenstoß ins Kreuz. Wenn dann die Armen abends todmüde ins Lager zurückkamen, die meisten mit völlig wunden und entzündeten Füßen, infolge der plumpen, nicht passenden Holzschuhe, dann mußten die Arrestanten wieder in ihr dunkles Loch kriechen. Einer der französischen Unteroffiziere machte sich dann noch häufig das Vergnügen, die Arrestanten in der Nacht alle Stunden zu wecken und heraustreten zu lassen, so daß die Ärmsten die ganze Nacht kaum ein Auge zutun konnten; am nächsten Morgen aber mußten sie dann wieder mit zur Arbeit. Einmal gossen die Bestien einem Arrestanten, einem Berliner, **in der Nacht einen ganzen gefüllten Latrinenkübel durch das Loch über den Kopf und den ganzen Körper.** Ich glaube nicht, daß in den Folterkammern des finstersten Mittelalters wesentlich mehr geleistet worden ist, als von der Nation, die nach ihrer eigenen Einschätzung an der Spitze der Zivilisation marschiert, im 20. Jahrhundert. Was jene vielleicht noch an Intensität voraus hatten, das ersetzten diese durch die Dauer ihrer Quälereien. Es sind ja nur einzelne Beispiele, die ich aus der Fülle dessen, was ich an Scheußlichkeiten in den 18 Monaten meiner Gefangenschaft erleben oder doch mitansehen mußte, herausgreife. Das Schlimmste aber waren ja nicht einmal diese großen Verbrechen, mit denen uns die Unmenschen quälten, sondern die kleinen Nadelstiche, die sie uns täglich und stündlich versetzten, mit denen sie uns bewußt jede Minute zu vergällen suchten. Dann wurde die Postausgabe um Tage und Wochen verzögert, dann wurden die Zigaretten und Zigarren auseinandergebrochen, die einem die Lieben vielleicht unter eigenen Opfern gesandt hatten, und der Tabak über die Eßwaren gestreut, die in einem zweiten Paket enthalten waren." Oberarzt Arthur Krüger, Berlin-Halensee, Katharinenstraße 4.

(Lager an der Eisenbahn Orleans—Bordeaux).

„... Der Weg führte zunächst durch einen Graben, anscheinend Hauptannäherungsweg. An dessen Stelle pflanzten sich links und rechts vom Graben ‚Poilus' auf, die uns wieder in altgewöhnter Weise mit Schimpfreden überhäuften. Manche hatten sich in der Art obenauf gestellt, daß das linke Bein auf der linken und das rechte auf der rechten Grabenseite sich einstemmte, als ob sie rittlings sich auf die Grabenöffnung setzen wollten. Dabei machten sie sich ein Vergnügen daraus, jeden Einzelnen von uns, der so gewissermaßen Spießrutenlaufen mußte, anzuspucken, und infolge ihrer günstigen Stellung gelang es ihnen, meistens unser Gesicht zu treffen. Auch mir selbst ging es nicht anders. Ja sogar meine Mütze nahmen sie mir ab. Ich sagte sofort, ich sei Arzt und sie hätten ganz besonders bei mir kein Recht mein Eigentum zu rauben. Ein Hagel von Steinen war die Antwort... Spät in der Nacht, nachdem man uns unterwegs sogar einen Trunk Wasser verweigert hatte, kamen wir nach endloser Wanderung zu Tod ermattet an unserem Bestimmungsort an. Wir dachten in ein richtiges Lager zu kommen, und was war es? Ein nach einem Teiche abfallender völlig versumpfter Platz mit Stacheldraht eingezäunt und wie ein zoologischer Garten in Vierecke durch weitere Drahtzäune abgeteilt, ohne jegliches Dach, ohne jegliche Unterlage, nicht ein einzigs Brett oder gar trockenes Plätzchen war zu finden. ... Irgendeine Möglichkeit sich gegen Wind und Wetter zu schützen, gab es nicht. Einige Offiziere gruben sich mit einer Gasmaskenbüchse zu diesem Zweck ein Loch, schmiegten sich darin während der Nacht eng aneinander und bildeten sich ein, so wärmer zu liegen. Denn es war eisig kalt und regnete in Strömen. Die meisten, wie auch ich, hatten keinen Mantel, alle keine Decke und viele keine Kopfbedeckung. Auch Verwundete, zum Teil schwer Verwundete lagen so in Schmutz und Wetter und wer noch gesund war, mußte dort krank werden. Kam einer zu nahe dem Drahtzaun, so wurde er zurückgestoßen, einer mußte sogar deswegen sein Leben lassen. Er wurde glatt über den Haufen geschossen. An Verpflegung erhielten wir für den Tag einen Eimer Wasser und 3 Armeezwiebäcke, sonst nichts. ... Bis zu dem damaligen Tage war ich mir nie bewußt, daß Menschen so unglaublich roh und gefühllos sein konnten, so abscheulich, niedriger als die niedrigsten Tiere. ... Im Verein mit einem Feldhilfsarzt erreichte ich für die kommende Nacht, daß ich wenigstens für eine Anzahl Verwundeter und Kranker ein Zelt zur Verfügung gestellt bekam. Es war dies ein kleines einmastiges Engländerzelt, das wir uns selbst aufbauen mußten. Auch ein paar Bretter zur Unterlage gab man uns. Wir freuten uns, als ob man uns einen Palast ge-

Digitized by Google

schenkt hätte. Während viele Kameraden 7 Tage und 7 Nächte bei gleichbleibender Verpflegung (täglich 3 Zwiebäcke und Wasser) unter freiem Himmel zubringen mußten, wurden wir am 2. Tage weitergeschleppt. Die Verpflegung für den Marsch von etwa 12 Kilometer betrug wiederum 3 Zwiebäcke. Wie ein Leichenbegängnis krochen wir voran. Das Wetter hatte sich aufgehellt und eine Gluthitze brannte uns auf den Schädel. Trotz meiner wiederholten Warnung tranken die Leute unterwegs das Wasser aus Pfützen, denn daß jemand von den Franzosen auch nur im entferntesten daran gedacht hätte, unseren Durst zu stillen, war ausgeschlossen. Kurz darauf gab es Mittagessen, bestehend in Reis, Bohnen und Mohrrüben; alles unter Zusatz von 80% Wasser, in einem Topf zusammengekocht. Die Abwechslung bestand nur darin, daß unter diesen 4 Bestandteilen manchmal der eine oder andere fehlte. Ich sprach einen Unteroffizier, dem man den einen Zeigefinger nach einer Schußverletzung ohne jegliche Betäubung amputiert hatte. Als er geschrieen hatte, habe man ihm gesagt: ‚Denke an Deinen Kaiser und singe die Wacht am Rhein!'" Dr. B., B. (besetztes Gebiet [1]).

Nun noch einige „Laien":

„... Hauptmann Schölzel, von einem sächs. Inf.-Regt., sah auf dem Transport nach Bordeaux nach der Marneschlacht, daß eine Französin in den Viehwagen kam, in dem unsere Schwerverwundeten lagen, und dabei einem Offizier mit Oberschenkelschuß an das verletzte Bein stieß. Als er zusammenzuckte, fragte sie, ob er da verwundet sei und beschimpfte ihn auf die bejahende Antwort in der höhnischsten Weise: Das geschähe ihm ganz recht, er hätte überhaupt tot geschlagen werden müssen, und in diesem Sinne weiter, **trat mehrere Male an das zerschossene Bein**, spie aus und verließ stolz den Wagen." Dr. med. Brill, Regierungsarzt, Niedenstein, Kreis Fritzlar, Pr. Hess.-Nass., R. B. Cassel.

„... Anerkennen muß ich von Herzen die rührende Behandlung seitens des leitenden Arztes (Prof. Gérard) im Hotel Villmain Paris X., desgleichen die gute Verpflegung. Desto schlimmer wurde es nach diesen 3 guten Tagen im Lazarett St. Maurice b. Paris. Vom 7. Oktober bis 1. November 1918 eine ununterbrochene Hungerkur. Schikane nur von seiten des leitenden Chefarztes, eines Elsässers." Ltn. d. R. Rud. Thüncher, stud. cam., z. Zt. München, Kyreinstraße 7/IV.

„Ich lag selber nach der Operation 6 Tage im alten Verband, was ich aber für gut hielt, da das Gehirn 5 Zentimeter breit frei lag und erst die Haut anheilen mußte. Am 3. oder 8. August kam ich nach Romans, wo ich es besser zu haben hoffte, war aber sehr enttäuscht. Da fehlte es wieder am Essen, soweit es reichte, bekam wer etwas, da traf es oft zu, daß wir einen Tag gar nichts bekamen... Die Ärzte, welche mich dann im März als austauschfähig nach St. Hypolite in Romans schickten, da waren nur Chargen, arbeitsunfähige und Sanitäter. Als Kommandanten hatten wir einen Adjutanten, geborener Corse, da ging die Chikane wieder los. Den ganzen Tag mußten wir im Hof arbeiten, aufhacken, dann mit einer schweren Steinwalze wieder walzen. ... Das Essen war unter allem Hund, dann wurden wir noch mit Brot und Fleisch betrogen, welches für den Adjutanten seine drei Hunde und 6 Hühner war. Wer ihm in die Hände lief, wurde eingesperrt. So wurden 4 Mann mit 25 Tage strengem und 18 Tage Mittelarrest bestraft, weil sie abends nach 9 Uhr ohne Hemd und Schuhe, nur mit Hose bekleidet vor der Baracke standen. Am Charfreitag 1919 bekamen wir Saatlinsen zu essen, welche schon eingevitriolt waren. Am 14. Oktober wurde durch Schweizer das Lazarett von den Krallen der ‚Grande Nation' erlöst." Hans Kühnhammer, Passau I, Telegraphen-Anstalt I.

Über den Chefarzt Blanchon im Lager Miramas, der im Herbst 1918 die deutschen Sterbenden begrüßte „Boches kapout!" vgl. R. Gießler in „Was wir litten", Maiheft 1920 der S. M.

„In der Stadt Le-Puy wurden wir ausgeladen. Hier empfing uns die Bevölkerung ähnlich wie in Clermont. Die **Geistlichen** und Frauen zeichneten sich wieder dadurch aus, daß sie uns mit geballten Fäusten, mit erhobenen Stöcken und Schirmen empfingen. Obgleich die Begleitmannschaft sehr stark war, gelang es der Bevölkerung trotzdem, durch die Postenkette zu dringen und uns zu schlagen. Eine Photographie, die mir später ein Posten besorgte, zeigte, wie ein Geistlicher und ein junger Mensch die Fäuste auf dem Rücken eines Gefangenen liegen hatten... Aus einem Bassin, in welches Regenwasser lief, hätten wir zwar Wasser entnehmen können, wir verzichteten jedoch darauf, da der Geistliche des Klosters,

[1]) Namen und Adresse sind der Schriftleitung der S. M. bekannt.

Digitized by Google

der sein Zimmer über dem Bassin hatte, jeden Morgen sein Nachtgeschirr in dasselbe entleerte... Im April 1915 kamen wir nach Roanne. Ich habe während meiner Gefangenschaft den Eindruck gewonnen, daß man einigermaßen menschliche Offiziere in den Gefangenenlagern nicht lange duldete...

Während der Dreschkampagne wurde ich krank, ging aber nach wie vor zur Arbeit, da man im Depot nur Schwerkranke duldete. Der Syndikatsvorsitzende, der die Arbeiten für die Kriegsgefangenen festlegte, sowie der französische Depotchef erklärten mir eines Abends, daß ich am nächsten Tag daheim bleiben müsse, da ich in dem Zustande die Arbeiten nicht mehr verrichten könnte. Ich blieb am nächsten Tag mit noch 2 anderen Kranken im Depot. Der Arzt, der sich sonst sehr wenig sehen ließ, fuhr zufällig im Auto vor, stieg jedoch nicht aus, sondern ließ uns im Hof antreten und verordnete uns, ohne uns zu untersuchen, folgende Arznei: ‚Bei Tage zur Arbeit, des Nachts im Arrest.'" Wilh. Schleicher, Prokurist, München, Dreimühlenstr. 34/II.

„Kurz nach der Amputation des Oberschenkels wurde ich im Auto nach dem Marne-Seine-Kanal gebracht und dort mit Amerikanern in ein Lazarettschiff verladen, das uns geradewegs nach Paris führte. In Paris selbst wurde ich, wie das allgemein üblich war, als Schwerverwundeter den Franzosen übergeben (ich war der einzige Deutsche) und in das Lazarett Saint Maurice überführt. Daselbst beginnt erst meine eigentliche Leidenszeit als Gefangener, die ich unter den Amerikanern nicht so empfunden habe, da ich von ihnen als Kamerad behandelt wurde. Man hat mir den Verband einfach abgerissen; die Schmerzensschreie, die ich nicht unterdrücken konnte, erhöhten den Gefallen der Franzosen an dieser Marterung. Einer von ihnen meinte, es müsse vielleicht doch noch schmerzhafter sein, an eine Scheunentür genagelt zu werden, wie dies die deutschen Herren Soldaten 1914 mit belgischen Kindern gemacht hätten. Der erste **Arzt drohte mir auf dem Operationstisch mit der Faust,** hieß mich ‚Boche' bei jedem Fetzen, den er abriß und erzeigte mir alle nur denkbare Gehässigkeit. Man hat an einem Tag sämtliche Verwundete ohne Nahrung gelassen, weil ein Mann angeblich ‚zum Fenster hinausgesehen' haben soll. Immer stand ein Posten mit aufgepflanztem Bajonett im Saal (bei Schwerkranken!). Der Wärter, der uns das Essen zu bringen hatte, war, wie fast alle übrigen, stets betrunken. Wir beobachteten oft, daß er den Wein, der für uns bestimmt war, verpantschte und uns die Brotration verkürzte. Die Ärzte, mit Ausnahme eines, verkehrten nicht anders als im Befehlston mit uns. ... Ende August 1918 kam ich im Lazarett-Zug nach Avignon (Hôpital 42). Die Betten waren alle belegt, und zwar in den zwei unteren Stockwerken mit deutschen Kameraden, im obersten mit geschlechtskranken Franzosen. Letztere wurden ausquartiert und wir ohne weiteres in die gleichen Räume gelegt. Wir haben auch aus denselben Gefäßen wie die Vorgänger die Nahrung zu uns genommen. Im allgemeinen fand ich in diesem Lazarett viel Schmutz, auch gehörig Wanzen. Es starben sehr viele Gefangene an Grippe, doch bemühten sich die dortigen Ärzte, wirklich zu helfen. Eine deutsch sprechende Schwester, deren Namen mir entfallen, nahm sich unserer besonders herzlich an. Anfangs Oktober wurde ich als geheilt mit anderen Kameraden in das Gefangenen-Lager Oddo nach Marseille überführt. Wir waren in einer Vorstadt aus dem Zug geladen worden und sollten mit einem Krankenwagen nach dem Lager gefahren werden. Die Ankunft dieses Wagens, der nicht bestellt war, verzögerte sich jedoch über 3 Stunden. Während dieser ganzen Zeit stand ich, noch sehr matt und entkräftet, **mit amputiertem Bein,** auf meinen Krücken an einer Hausecke. Ich bat den Transportführer — einen französischen Korporal — um eine Sitzgelegenheit. Er schlug mir vor, ich solle mich auf die Straße legen, als Boche müßte mir das doch ganz gut stehen. Die herzugelaufenen Einwohner begafften uns mit sichtlichem Vergnügen. Das Lager Oddo war sehr gut, der Kommandant und der Dolmetscher waren redlich bestrebt, uns unser Los erträglich zu machen. Mir als Schwerverwundetem war erlaubt, vom Appell fernzubleiben. ... Die Zustände im Lager Carpentras in Bezug auf Reinlichkeit und gesundheitliche Maßnahmen waren echt französisch. So konnte z. B. die Latrine, weil sie nicht oft genug entleert wurde, tagelang nicht benutzt werden, das Kloakenwasser stand dann bis in den Hofraum. Das Postenunwesen war dort sehr ausgeprägt, d. h. dem Einzelnen waren unbeschränkte Rechte über uns eingeräumt; persönliche Schikanen und Quälereien waren an der Tagesordnung, bis die aus deutscher Gefangenschaft zurückkehrenden Soldaten als Wächter bestellt wurden, eine Taktik, mit der die Franzosen das Gegenteil von dem erreichten, was sie wohl bezwecken wollten; denn diese Heimkehrer behandelten uns fast ausnahmslos mit verständiger Teilnahme.

Verhalten der französischen Heimkehrer.

Digitized by Google

Als dann der Befehl zum Abtransport endlich bei uns eintraf, blieben uns Demütigungen auch auf jener letzten Fahrt durch das Land der Zivilisation nicht erspart.

In Miramas, wo wir verladen wurden und — alle Invalide — auf dem Bahnsteig die Einfahrt des Zuges erwarteten, fanden sich Reisende in Zivil und Uniform, Offiziere und Poilus, die sich nicht entblödeten, nach uns zu speien, unser Elend und unsere Soldatenehre in gemeinster Weise zu verhöhnen. Ähnliches wiederholte sich in Lyon. Die Lyoner erfreuen sich des Rufes, besonders ‚gute Franzosen' zu sein. (Und sind es auch!) Eins der Autos wurde vom Pöbel angehalten, die Scheiben eingeschlagen, die Insassen mit Stöcken verprügelt. Ich betone, das geschah ½ Jahr nach Waffenstillstand, und wir waren Schwerverletzte. Erst die Schweizer Grenze brachte uns in Sicherheit vor diesem Volk, das ich aus vollster Überzeugung verachten gelernt habe." Leonhard Kluftinger, ehem. Vizefeldwebel und Offz.-Aspirant, Obergünzburg i. Allgäu, Krankenhausstraße, 12. November 1920.

Morde u. Mordversuche an Verwundeten.

„Von zwei vorübergehenden Kameraden und einem franz. Soldaten wurde ich verwundet gefunden, und wollten mich die Kameraden verbinden. Während der eine, namens Bode, sich über mich beugte, um mir meinen Waffenrock zu öffnen, war unbemerkt von uns eine neue französische Welle herangekommen. Ein französischer höherer Offizier hielt Bode von hinten den Revolver an den Kopf und erschoß ihn. Der Tote fiel auf mich. Der andere Kamerad, auf den er einen Schuß abfeuerte, versuchte sich zu retten, erhielt aber von einem Soldaten einen Kolbenschlag ins Gesicht. Eine weitere Kugel traf ihn in die Schulter. Damit nicht genug, ging der Offizier auf den Niedergestürzten zu, und schlug ihn mit einem derben Knotenstock dermaßen ins Gesicht, daß es vor Blut unkenntlich wurde. Dann kam die Bestie auf mich zu, der ich bewegungsunfähig unter dem Toten lag, und hielt mir den Revolver vor den Kopf. Dem glücklichen Zufall, daß der Revolver leer geschossen war, verdanke ich mein Leben. Aus Wut trat er mich mit solcher Gewalt ins Gesicht, daß einige Zähne ausgebrochen wurden. Ich schleppte mich aus der Feuerlinie und suchte einen französischen Verbandsplatz auf, da meine Wunden überaus stark bluteten. Ich bat in französischer Sprache um einen Verband; man antwortete mir auf deutsch: **‚Boches werden nicht verbunden'** und warf mich unter Fußtritten hinaus. Dann wurde ich Augenzeuge, wie die französischen Soldaten, J.-R. 131, aus ihren Reservestellungen, die außerhalb des Gefechtsabschnittes lagen, in zurückgeführte Transporte deutscher Gefangener mit Maschinengewehren feuerten. Da ich als Gefechtsordonnanz noch einige schriftliche Befehle bei mir hatte, diese jedoch den Franzosen nicht erklären wollte, wurde ich trotz meiner Verwundung mit 2 dicken Knüppeln auf Befehl eines franz. Offiziers ohnmächtig geschlagen. Ein deutscher Offizier, der sich meiner annehmen und mich schützen wollte, wurde bis aufs Hemd ausgezogen, und mußte trotz seiner unverbundenen schweren Armwunde ca. 30 Kilometer in diesem Zustande zurückmarschieren. Unverbunden mußten wir dann in den berüchtigten Stacheldrahtlagern 4 Tage lang in kniehohem Kot, aller Unbill der Witterung ausgesetzt, ohne jegliche Nahrung stehend ausharren. Ein Kamerad neben mir, dessen Schienbein vollkommen zertrümmert war, mußte mit uns ausharren, obwohl die große Wunde vollkommen im Schlamm lag, und nur **der obere Stumpf des zertrümmerten Knochens aus dem Schlamm herausragte.** Ein zweiter Kamerad in meiner Nähe mußte **mit schwerem Bauchschuß** sich aufrecht halten, bis der Tod, barmherziger als die Franzosen, ihn von seinen Leiden erlöste, und die ihn haltenden Kameraden ihn zu Boden gleiten ließen, wo er **im Schlamm untersank.**" Werner Duncker, Hamburg, Hirschengraben 15.

„... Gegen Mitternacht wurden wir im Hospital St. Joseph (Hospital temporaire Nr. 9) eingeliefert. Damen vom Roten Kreuz entkleideten uns der von Schmutz, Blut und Eiter starrenden Uniformstücke, zogen uns reine Wäsche an und legten uns in die sauberen Betten. Besonders behilflich war mir die Comtesse de Bougy... Die Comtesse de Bougy besuchte uns fast täglich und brachte uns, zumal in der ersten Zeit, in der es den meisten von uns an Geld fehlte, kleine Leckerbissen mit. Sie setzte sich unseretwegen wiederholt manchen Unannehmlichkeiten aus. Die Liebestätigkeit der Gräfin, die übrigens eine echte und stolze Französin war, hatte z. T. darin ihren Grund, daß ihr verstorbener Gatte 1870/71 als Offizier in deutscher Kriegsgefangenschaft sich einer sehr guten Behandlung erfreut hatte. Ihr freundliches Wesen wird in unserer Erinnerung gerade deshalb stets haften bleiben, weil sie, im Gegensatz zu der großen Masse ihrer Landsleute, in uns nicht die unzivilisierten Barbaren, die sich am Morden und Rauben ergötzten, sondern Soldaten sah, die nichts anderes als ihre Pflicht

Digitized by Google

dem Vaterlande gegenüber getan und dabei das Unglück hatten, in Feindeshand zu fallen.' Erich Geißler, Berlin SW. 29, Yorkstr. 8.

„Sanitäre Verhältnisse im Lager Mikra b. Saloniki. Zunächst gab es für über 1200 Mann (Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften) nur eine einzige Latrine, bestehend aus einem schmalen, etwa 1 Meter tiefen und 30 Meter langen Graben mit einem Brett davor, das jedoch bei Regen vollkommen in Schmutz versank, so daß man dann bis hoch über die Stiefel im Wasser stak. Die ganze Umgebung der Latrine war mit Kothaufen, die zum Teil mit Blut- und Ruhrschleim durchsetzt waren, bedeckt. Man mußte oft viertelstundenlang bei Sturm und Regen anstehen, bis man einen Platz bekam. Regnete es, so lief die Latrine meistens über, und da sich das Gelände von der Latrine aus zum Lager senkte, so war dann der ganze Lagerplatz oft ein Sumpf von Schmutz, Lehm, Regenwasser, Urin und Kot. Ein fürchterlicher Gestank verbreitete sich dann über das ganze Lager. Aber auch wenn es nicht regnete, war die Latrine am Morgen wegen der Überbenützung der Nacht (infolge der zahlreichen Dysentrie- und leichten Ruhrfälle) derartig mit Kot angefüllt, daß eine Benützung ausgeschlossen war und man seine Notdurft auf dem freien Lagerplatz, unserer einzigen Spaziergangsmöglichkeit, verrichten mußte. Chlorkalk gab es ganz selten und viel zu wenig. Als die erste Latrine dieser Art mit der Zeit unhaltbar geworden war, ließen die Franzosen sie notdürftig zuschütten, auf dem noch stinkenden und dampfenden Boden Unterkunftszelte errichten, in denen die Leute auf dem bloßen Boden liegen mußten und an einer anderen Stelle eine neue Latrine im selben Stil ausheben. Beschwerden bei französischen Ärzten wurden nur mit Achselzucken beantwortet. **In dem einzigen Trink- und Waschwasserbrunnen** des Lagers floß fast dauernd von dem in der Nähe befindlichen Arrestkotter, in dem bis zu 80 Arrestanten kauerten, **Urin** zu, so daß darauf in erster Linie die zahlreichen Darmerkrankungen unserer Leute zurückzuführen sind. Das einzige Revier des Lagers bestand aus einer gänzlich zerfallenen, fensterlosen, feuchten, dunklen Lehmbaracke, durch die jeder Windzug hindurchpfiff und die meist ungeheizt war. Nur in schwerkrankem Zustand wurden die Leute ins Revier überführt; an Medikamenten, Diätlebensmitteln, Eß- und Kochgeschirren, Decken, Betten, Waschgefäßen herrschte fast völliger Mangel. Die schlechte und pflegelose Unterbringung und die raffinierte Bestimmung, daß jeder neu Aufgenommene am ersten Tage überhaupt keine Verpflegung bekam, hatten zur Folge, daß sich unsere Leute erst viel zu spät in ärztliche Behandlung begaben. Auch liefen sie dabei Gefahr, von dem französischen Arzt zurückgewiesen zu werden und dann von dem Aufsichtssergeanten als ‚Drückeberger' ganz besonders mißhandelt zu werden. So ist es unter anderem vorgekommen, daß ein junger, sonst kerngesunder Kanonier, trotz hohem Fieber und mit jedem Tag zunehmender Entkräftung sich nicht ins Revier meldete, aus begründeter Angst, von dem französischen Arbeitssergeanten aus der Reihe der Revierkandidaten noch vor der Vorstellung beim französischen Arzt herausgeholt und dann zu besonders schweren Arbeiten kommandiert zu werden. Schließlich mußte er gewaltsam von seinen Kameraden ins Revier getragen werden, doch es war zu spät, einige Stunden darauf verschied er im französischen Lazarett. Die einzige Austrittsmöglichkeit für die Revierkranken bestand in einer über 1 Meter hohen scharfkantigen Tonne (zugleich für Kot und Urin), die im Freien außerhalb des Reviers aufgestellt war, so daß also selbst die schwer Ruhr-, Typhus-, Blasen- und Malariakranken, um ihre Geschäfte zu verrichten, bei Nacht, oft bei Sturm, Regen und eisiger Kälte ins Freie wanken mußten. Mehrmals brachen sie an oder noch vor der Tonne entkräftet zusammen. Der Abzugsgraben der genannten Reviertonne lief mitten durch das Offizierslager, so daß bei Regen der aus Pfützenwasser, **Urin und Kot** (letzterer oft mit Blut und Schleim durchmischt) bestehende Grabeninhalt über die niederen ‚Ufer' trat und die **Zelte durchschwemmte**, in denen wir, zuerst auf dem Boden, dann auf niedern Holzgestellen schliefen. Nur schwer Fieberkranke wurden krank geschrieben, fieberfreie Malariakranke oder an Rheumatismus Leidende galten nicht als krank und mußten weiterarbeiten. Ich habe es selbst gesehen, wie **Rheumatiskranke** bei der Arbeit **mit Vorliebe auf die Körperteile geschlagen wurden, an denen sie sowieso schon rasende Schmerzen hatten.** Rücksichtslos wurden arbeitsunfähige Leute zur Arbeit geschickt, oft wurden sogar fehlende Arbeitskräfte aus dem Revier selbst und den Revierkandidaten ersetzt. Notorisch hoffnungslos tuberkulöse und geisteskranke Leute wurden genau so wie die Gesunden zur Arbeit herangezogen und nicht ins Lazarett gebracht, geschweige denn, daß unsere Gesuche um ihre Abbeförderung nach Frankreich und vertragsgemäße Repatriierung anders als durch Hohngelächter beantwortet wurden. Zwar wurden diese Leute später

Mikra bei Saloniki.

Digitized by Google

auf die energische Forderung deutscher, aus der Ukraine gekommener Ärzte mit französischen Invalidenscheinen versehen und mit der bestimmten Versicherung getröstet, sofort nach ihrer Ankunft in Frankreich nach Deutschland entlassen zu werden; in Frankreich angekommen, wurden ihre Invalidenscheine jedoch nicht anerkannt, und sie genau so wie ihre gesunden Kameraden ins zerstörte Gebiet zu Wiederaufbauarbeiten abbefördert. Die in Mikra eingerichtete Entlausungsanstalt war derartig mangelhaft, daß die Leute anstatt entlaust, nur mit neuen Läusen und schweren Erkältungen behaftet und ihrer geringen Habseligkeiten (Wäsche, Mäntel usw.), beraubt ins Lager zurückkehrten. Für die beim Arbeiten nicht verwendeten Offiziere und Unteroffiziere bestand die einzige Bewegungsmöglichkeit im Spazierengehen auf dem vor der Latrine liegenden, im Winter gänzlich versumpften Lagerplatz. Meistens wurde man jedoch von den Schwarzen (ohne Grund) einfach aus Vergnügen, durch Steinwürfe und Kolbenstöße am Spazierengehen verhindert.

Englische und serbische Offiziere gaben mir öfters ihrer Empörung und Entrüstung über das barbarische Vorgehen der Franzosen in Mikra Ausdruck. Positive Schritte zur Besserung unserer Lage wurden jedoch nicht von ihnen unternommen. Diese besserte sich erst durch die Hilfe unserer von der Ukraine Mitte März 1919 angekommenen 6000 ‚Internierten', deutschen Kameraden des sogenannten Detachements Hopman. Am 9. IV. 1919 wurden wir Kriegsgefangenen nach Marseille abbefördert." Obigen wörtlichen Bericht habe ich unter Eid gerichtlich zu Protokoll gegeben. C. von Hofacker, ehemaliger Leutnant d. Res. im Ulanen-Rgt. 20, Oberleutnant d. deutschen Mil. Mission Türkei, Führer türkischer Jagdstaffel 15, z. Zt. stud. jur., Tübingen.

England. Bei der Betrachtung der Kranken- und Verwundetenbehandlung seitens der Engländer muß beachtet werden, daß sich auf dem Festlande englische Lazarette soviel ich weiß, nicht befanden, jedenfalls anscheinend hier Deutsche nicht behandelt worden sind. Vielmehr wurden sie von den englischen Gefangenenlagern den französischen Lazaretten zugewiesen. Da nun, wie wir sahen, der größte Teil unserer Gefangenen auf dem Festlande in Lagern sich befand, so ist der Umfang der Schilderungen über englische Lazarette im Verhältnis zur Zahl der Gefangenen gering. Das Verhalten der englischen Ärzte in den Gefangenenlagern ist bereits bei jenem Kapitel zur Sprache gekommen. Daß auch in den Lazaretten das Verhalten der Ärzte, des Pflegepersonals und die Zustände häufig so waren, wie man sie bei einem Kulturvolk nicht erwartet, mag man aus den folgenden Berichten ersehen:

„Militärhospital ‚Farco' bei Salisbury (Wales). Ich lag dort mit etwa 50 anderen Influenzakranken im Oktober 1918 in einem Feldlazarett, welches speziell errichtet wurde für unsere Verwundeten vom Rückzug 1918. Außer uns etwa 50 Mann, lagen hier einige hundert lauter Schwerverwundete, amputierte Patienten. Zum Teil lagen sie auf Bettstellen, zum Teil auf dem Boden auf einem Strohsack... Die Behandlung von Arzt und Sanitätspersonal spottete jeder Beschreibung. Der Lagerarzt (welcher einige Worte deutsch sprach) pflegte morgens einmal durch die Zelte zu gehen, wobei er jeden frug: ‚Wie gehts?' Da durchschnittlich beinahe jedem ein Arm oder ein Bein fehlte, hat jeder geseufzt und gejammert, woran sich der Arzt nur ergötzte, und mit höhnischem Lächeln und Spotten weiterging: ‚So ist es recht, beklagen Sie sich bei Ihrem Kaiser' usw. Von einer Behandlung war ja keine Rede, nur ein Sanitäter hat das notwendigste zu versehen. **Jeder Sanitäter hat von dem betreffenden Arzt das Recht oder Befehl erhalten, die Gefangenen zu schlagen,** wie er wollte oder Lust hatte. Jeder Patient, der auf einem Fuß gehen konnte, mußte Arbeitsdienst von früh morgens bis spät abends verrichten, wehe dem, der sich beklagte über irgendwelche Schmerzen. Jeden Tag konnten wir beobachten, wie die Patienten beim Arbeitsdienst von den englischen Sanitätern geschlagen und gestoßen wurden mit der Hand oder irgendeinem Gegenstand. Auf unser Beschweren bei dem Lagerarzt gab er uns zur Antwort: ‚Dazu habe ich den englischen Sanitätern das Recht gegeben, denn unseren Gefangenen in Deutschland wird es ja auch so gemacht.' Wir mußten dann zur Strafe über diese Beschwerde einige Stunden stillstehen vor dem Zelte des betreffenden Arztes. ...Eine ziemliche Anzahl von Influenzakranken lagen auf dem Boden umher, auf einem kärglichen Strohsack im stärksten Fieber, was zur Folge hatte, daß eine ganze Anzahl ihr Leben lassen

Digitized by Google

mußte, was hätte leicht verhindert werden können." Gottl. Heiner, Stuttgart, Möhringerstr. 99.

„Die Behandlung durch die Engländer war sowohl bei der Gefangennahme als auf dem Transport auf belgischem und französischem Boden empörend: Totale Ausraubung (selbst Goldplomben waren nicht sicher), zahllose Leibesvisitationen, z. Teil unter Drohung mit der Pistole, absichtlicher Entzug von Waschgelegenheit (zur Demonstration des Unterschieds zwischen deutschen und englischen Offizieren vor der französischen Bevölkerung), tagelange vollständige Aushungerung, dann minimale Verpflegungssätze in Poperinghe und Le Havre, Verpferchung von ca. 40 Offizieren in einem Viehwagen (Abortgelegenheit = eine Zwiebackbüchse im Wagen); im Velodrom in Southampton mit uns untergebrachte deutsche Verwundete ohne ärztliche Hilfe in erbarmungswürdigem Zustand, **Hilfeleistung durch unsere Ärzte untersagt,** die Verwundeten badeten ihre eiternden Wunden in heißem Wasser, um ihre Schmerzen zu betäuben. Gefangenenlager Losthouse Park, Wakefield 24. X. 18 bis 26. XII. 19. Bis Eintreffen von Heimatpaketen hungerten wir; wurmiges Johannnisbrot hält uns hoch, primitivste Unterbringung in zugigen Holzbaracken, keine Brennmaterialien, 2 Offiziere sterben an Grippe, Oberstleutnant Rous läßt uns mit Bajonetten zu Paaren treiben, es wird scharf auf uns geschossen, 1 Off. Oberschenkelschuß, 1 Off. Kopfstreifschuß, der Schütze wird zum Sergeant befördert! Stimmung der Bevölkerung zum Teil sehr gereizt (Steinwürfe). Verhältnis der irischen Soldaten zu den engl. sehr gespannt, fast ebenso das der Schotten." C. Th. Bahmann, cand. med., Lt. d. R. a. D. und ehemal. Führer d. Stua. 1. b. R. D.

Belgien.

Während des Krieges wurden deutsche Gefangene in belgischen Lazaretten nicht behandelt. Erst nach dem Waffenstillstand übernahmen sie die in Belgien befindlichen deutschen Kriegslazarette mit den nicht abtransportierten verwundeten Gefangenen. Sie haben auch diese Gelegenheit nicht ohne die üblichen Roheiten vorübergehen lassen; ich erwähne hier nur einen Bericht von T. Scholtz:

„Im November 1919 wurde in das Kriegslazarett ‚Deutsche Schule' in Antwerpen der Leutnant Kurt Kästner von der 1. Kompagnie A Infanterie-Regiment Nr. 226 eingeliefert. Ihm war das Gesicht vollständig zertrümmert und seine Ernährung infolgedessen sehr schwierig. Er konnte nur mit flüssiger Nahrung mühsam am Leben erhalten werden. Da das Kriegslazarett von der Außenwelt vollständig abgesperrt war, konnte es diese Nahrung nur mit großer Mühe erhalten, denn die Verpflegung der Kriegsgefangenen und Internierten in den Lazaretten war dem Belgischen Roten Kreuz, Abteilung Antwerpen, übertragen. Das Belgische Rote Kreuz handelte so wenig charitativ und so gehässig, daß die von dem belgischen Divisionsarzte, der ein durchaus menschenfreundlicher Mann war, bewilligten Kräftigungsmittel sehr unregelmäßig geliefert wurden, namentlich die für die Verwundeten und Kranken benötigte Milch blieb oft länger als eine Woche aus, **so daß die Kranken, die nur Milch genießen konnten, eingingen.**

Von den Beamten des Roten Kreuzes, die mit der Besorgung der Verpflegung betraut waren, tat sich einer, der den Spitznamen der ‚heilige Antonius' führte, ganz besonders hervor, der vom Chefarzt sehr häufig vorgebrachte Klagen über die so unregelmäßige Belieferung von Kräftigungsmitteln einfach mit den Worten abtat: ‚Die belgischen Kriegsgefangenen hätten in Deutschland auch keine Milch bekommen'.

Diese Behauptung ist natürlich unwahr, denn der ‚Rotterdamsche Courant' vom August 1919 brachte s. Zt. einen Artikel, worin ausgeführt war, daß die Kriegsgefangenen, Amerikaner, Engländer, Franzosen, Belgier usw., Weiße wie Schwarze, Milch, Braten, Eier, Wein usw., wenn sie es benötigten, in den Lazaretten der Kriegslazarett-Abteilung I erhalten hätten, was auch ich eidlich bestätigen kann. Von Zeit zu Zeit erschienen belgische Gendarmen, die den Angestellten und Kranken alles wegnahmen, was sie an Liebesgaben vorfanden, z. B. Schokolade.

Da der Leutnant Kästner die für sein Leben so nötige Milch nicht erhalten konnte, starb er am 21. Januar 1919 an Entkräftung. Seine Beerdigung erfolgte erst am 11. Februar. Die Beerdigungen fanden meist auf die pietätsloseste Weise statt. Die deutschen Toten wurden meist auf einem kleinen Handwagen, wie ihn hierzulande die Hausdiener zum Fortschaffen von Gepäck benutzen, in einfachem Sarg, der mit einem Sack zugedeckt war, fortgeschafft.

Die vorstehenden Angaben machte ich bereits vor der sogenannten Greuelkommission des Kriegsministeriums unter Eid."

Digitized by Google

Genfer Abkommen vom 6. Juli 1906.

Erstes Kapitel. Verwundete und Kranke. Artikel I.

Militärpersonen und andere den Heeren dienstlich beigegebene Personen, die verwundet oder krank sind, sollen ohne Unterschied der Staatsangehörigkeit von der Kriegspartei, in deren Händen sie sich befinden, geachtet und versorgt werden.

Schlußwort.

In ganz enger, gedrängter Zusammenfassung habe ich hier eine Skizze der Gefangenenbehandlung in Frankreich, England, Belgien und Rumänien zu geben versucht. Ich wiederhole nochmals: nicht einzelne Greueltaten habe ich ausgewählt — deren Wiedergabe sogar mit voller Absicht vermieden ist —, sondern nur typische Vorgänge, die durch unzählige, übereinstimmende Aussagen belegt sind, zum größten Teil eidlich oder an Eidesstatt bekräftigt. (Die nicht voll ausgeschriebenen Namen gehören Männern aus dem besetzten Gebiet, oder aus den Landesteilen, denen Besetzung droht.)

Die Sammlung meines Materials ist keineswegs abgeschlossen, denn täglich gehen mir noch Berichte zu — kürzlich an einem Tag über 300 —, die alles Gesagte wieder von neuem bestätigen. So erhalte ich z. B. während des Drucks noch einen Brief des Oberstabsarztes d. R. Dr. Fries in Murnau, der mir u. a. folgendes schreibt:

„Ich war vom Ausmarsch bis zum Kriegsende Regimentsarzt im k. bayer. Inf.-Reg. 15. Von November 16 bis Anfang Mai 17 lag das Regiment in der Brückenkopfstellung vis-à-vis von St. Mihiel. Während dieser Zeit kamen fast 40 Mann deutsche Gefangene aus der Gefangenschaft größtenteils von Souilly wieder zu uns herüber. Zum größten Teil waren es Leute vom 6. und 10. Inf.-Reg., die am 2. 8. 16 bei Fleury von den Franzosen gefangen wurden. Die übrigen Leute (mehrfach Offiziersstellvertreter und Vizefeldwebel) stammten vom 55., 57. preußischen Regt., vom 13. bayer. und bayerischen Minenwerferkompagnie.

Alle diese Leute, die nach und nach, meist zu vieren zu uns zurückkamen, berichteten übereinstimmend die gleichen Scheußlichkeiten, denen sie in Souilly ausgesetzt waren. Prügelstrafe, vielfach aus sadistischen Gründen, waren an der Tagesordnung. Ganz bunt muß es ein französischer Dragoneroffizier (Herzog von ?) getrieben haben, der zweifellos ein ganz schlimmer Sadist war. Er ließ die Leute nackt ausziehen und ließ sie allein bei sich in seiner Bude, wo er die scheußlichsten Sachen von ihnen verlangte. Er soll auch einen Hund auf die Leute gehetzt haben, der den Leuten den Hosenboden herunterreißen mußte, worauf sich der Herr Herzog an dem nackten Hinterteil angeilte. Übereinstimmend sagten die armen Kerls aus, daß sie geflohen seien, um auf der Flucht erschossen zu werden; denn das ‚Leben' in Souilly hätten sie nicht mehr ertragen können. Lieber erschossen werden, als unter diesen Bestien noch einen Tag leben müssen, das war das allgemeine Urteil.

Erschütternd ist es, wenn man Leute sieht, die von den Franzosen in Afrika zur Strafe in einen Ameisenhaufen eingegraben wurden, und denen die Tiere die Augen ausgefressen haben. In Weilheim lebt so ein ärmster Teufel. Gibt es keine Strafe für solche Scheußlichkeiten?"

Was ich gab, soll nicht etwa eine Gegenliste sein, denn diese würde so unendlich lang geworden sein, daß es einfacher wäre, eine Liste derjenigen aufzustellen, die sich in jenen Ländern gegen unsere Gefangenen anständig und menschlich verhalten haben. Während es sich bei der Liste deutscher Kriegsverbrecher um vereinzelte Übergriffe handelt, sehen wir hier, namentlich auf Seite der Franzosen den Sadismus eines ganzen Volkes sich austoben, erblicken wir hier ein System zur moralischen und physischen Vernichtung Deutschlands. Von diesem Gedanken war mehr oder weniger jeder Franzose durchdrungen. Der französische General Lécomte erklärte am 13. 12. 18 in Wiesbaden, die Deutschen hätten ein schlechtes

Digitized by Google

Gewissen, weil sie wüßten, wie barbarisch sie den Krieg geführt hätten und fuhr fort: „Beruhigen Sie sich, wir sind Franzosen und eine Nation, die seit Jahrhunderten an der Spitze der Kultur schreitet." Die Deutschen, die diesen Irrwahn durch ihre Franzosenverehrung erst geschaffen haben, dürfen sich der Pflicht nicht entziehen, die Menschheit von diesem, durch sie selbst geschaffenen Wahn zu befreien, indem sie der Welt die, die französische Revolution noch übertreffenden Greuel der französischen Gefangenenbehandlung enthüllen. Aber auch unsere unglücklichen Landsleute, die so grausam gepeinigt wurden, haben ein Recht darauf, daß ihre Leiden, obwohl sie Deutsche sind, nicht mit gleichgültigem Stillschweigen übergangen werden. Daraus wird man verstehen, warum ich keine Gegenliste aufgestellt, sondern die Form der typischen Darstellung gewählt habe. Man wird ferner finden, daß ich meinem — seinerzeit in meinem zur Sammlung des Materials veröffentlichten Aufruf an die ehemaligen Kriegsgefangenen — gegebenen Versprechen, bei der Sichtung des Materials unparteiisch zu verfahren, treu geblieben bin und auch günstige Berichte aufgenommen habe. Daß diese einen so geringen Raum einnehmen, ist nicht meine Schuld, sondern charakteristisch für die Eindrücke, die unsere Landsleute aus ihrer Gefangenschaft nach Hause brachten.

Lediglich aus Raummangel mußte die Darstellung der besonders unmenschlichen Behandlung unserer Zivilgefangenen und der bestialischen Grausamkeit, mit welcher unsere Feinde in den Kolonien gehaust haben, hier unterbleiben. Diese beiden Kapitel werden später noch besonders behandelt werden.

Die Süddeutschen Monatshefte werden auch weiterhin alles sammeln, was sich auf Gefangenenbehandlung bezieht, und zwar nicht nur in Bezug auf die Behandlung der deutschen Kriegsgefangenen bei den Feinden, sondern auch auf die Behandlung der Feinde bei den Deutschen. Zu diesem Zweck wird ersucht, alle Briefe und Berichte einzusenden, die deutschen Ärzten usw. von feindlichen Kriegsgefangenen zugegangen sind. Wie der sozialdemokratische Abgeordnete Davidsohn vor längerer Zeit vorgeschlagen hat, werden wir ebenso alles sammeln, was sich bezieht auf das Verhalten der deutschen Soldaten, Ärzte und Behörden in den während des Krieges besetzten Gebieten. Nur mit vollem Namen und Adresse versehene Berichte können berücksichtigt werden.

Weitere Erläuterungen scheinen überflüssig. Das Material muß für sich selbst sprechen, wenigstens zu denen, die — innerhalb und außerhalb Deutschlands — eines sachlichen Urteils fähig sind. In Deutschland wenigstens sollte die Stellungnahme keine Parteifrage sein, schon deshalb nicht, weil die mir zugegangenen Berichte von Angehörigen aller Parteien, und viele von Männern herstammen, die sich selbst ausdrücklich als der M. S. P. oder der U. S. P. zugehörig bezeichnen. Zudem dürfte wohl unbestreitbar sein, daß die Kulturvölker, welche die deutschen Gefangenen mit den Segnungen der Zivilisation vertraut machten, keine Parteiunterschiede kannten. Vom Kommunisten bis zum Konservativen erfuhren Alle deutlich, daß da drüben „Gleichheit" herrscht. Von der „Freiheit" und „Brüderlichkeit" dürften sie weniger gemerkt haben.

In der Note vom 10. Mai 1921, der Antwort auf das alliierte Ultimatum, verpflichtet sich die deutsche Regierung unter Absatz 4 „Ohne Vorbehalt oder Verzug die Aburteilung der Kriegsbeschuldigten durchzuführen". An der Aufrichtigkeit des Willens, diese Verpflichtung zu erfüllen, darf nicht gezweifelt werden. Inzwischen liegen die ersten Urteile des Leipziger Reichsgerichts vor. Von welchem Geist unsere Richter beseelt sind, zeigen die harten Worte in dem Urteil gegen den Hauptmann Müller, mit welchen auch nicht juristisch strafbare Verfehlungen, wie Beschimpfungen der Gefangenen in schärfster Form gerügt werden. (Man vergleiche damit, was sich auf diesem Gebiet unsere Gegner geleistet haben.) Nach einer Londoner Reutermeldung hat der englische Lordkanzler in der Grotius-Gesellschaft seiner Überraschung darüber Ausdruck gegeben, daß der Präsident des Leipziger Straffenats scharfe Worte der Verurteilung für Übergriffe gefunden habe. Durch den Mund dieses Präsidenten hat das gesamte deutsche Volk gespro-

Digitized by Google

chen. Es gab und gibt niemand in Deutschland, der diese Worte nicht billigt. Weder in der Öffentlichkeit, noch außerhalb derselben. In der Öffentlichkeit ist das so oft ausgesprochen worden, daß man über die Unkenntnis (oder Heuchelei) des englischen Lordkanzlers erstaunt sein muß. Immer wieder hat die gesamte deutsche Presse während des Krieges und nach Beendigung desselben scharf hervorgehoben, daß sie Missetaten, wo sie auch begangen sein mögen, verabscheut. Durch alle Bücher, die sich mit dem Krieg beschäftigten, erklingt derselbe Ton. („Vergl. z. B. Stülpnagel, Seite 406: „Wir Deutsche haben selbst das größte Interesse daran, solche Ausgeburten der Menschheit gebührend zu brandmarken.") Auch die in der Liste Genannten denken nicht im geringsten daran, sich der Verantwortung zu entziehen. So hat einer der „Kriegsverbrecher", der Mannheimer Dr. Ritter, im März ds. J. in öffentlicher Volksversammlung erklärt, er brenne darauf, recht bald vor Gericht zu erscheinen, um sich von den verleumderischen Anklagen, die gegen ihn erhoben sind, reinigen zu können. Und er fügte die Forderung hinzu, daß wirkliche Kriegsverbrecher die ganze Strenge des Gesetzes spüren sollten. Wie ist es aber nun auf der andern Seite? Wir haben noch keine Gelegenheit gefunden, überrascht zu sein über Worte der Verurteilung, welche die im feindlichen Auslande an unsern Gefangenen begangenen Missetaten gefunden hätten. Und wie die feindliche Presse darüber denkt, darüber habe ich ja einige Beispiele angeführt. Der englische Lordkanzler hat ferner gesagt, es läge nicht in der Absicht der Alliierten, die Verhandlung in die Länge zu ziehen, um die Glut dieses Krieges nicht weiter glimmen zu lassen. Er meinte auch, das Ergebnis des Leipziger Prozesses werde wohl dazu dienen, daß eine Erneuerung der schlimmsten Kriegsgreuel für die Folge vermieden werden würde. Wenn er das wirklich will, dann ist dieses Ziel nur zu erreichen, wenn auch die **feindlichen Kriegsverbrecher** zur Rechenschaft gezogen werden. Vielleicht jedoch will dies der englische Lordkanzler vermieden wissen, weil durch die Aufdeckung der in den alliierten Ländern begangenen Missetaten „die Glut dieses unglücklichen Krieges weiterglimmen würde".

Aber die Entente wollte doch (siehe Mantelnote zum Friedensvertrag) „Gerechtigkeit" für alle üben. Jetzt wäre ausgezeichnete Gelegenheit, ihre erhabene Absicht zu verwirklichen. Ich bin gern bereit, sie dabei zu unterstützen und ihr die Namen von vielen Hunderten von Missetätern, nebst dem dazu gehörigen Beweismaterial zur Kenntnis zu bringen. Auch die deutsche Regierung würde sich sicher nicht weigern, ihr „sehr zahlreiches" und „sehr belastendes" Material zu diesem Zweck zur Verfügung zu stellen. Um so zu verfahren, müßten die Alliierten ein sehr gutes Gewissen und ein stark entwickeltes Gerechtigkeitsgefühl haben. Weder das eine noch das andere. Ihr Herren von der Entente, besitzt Ihr. Ihr habt die große Todsünde begangen; mit dem Giftgas Eures „Lügennebels" habt Ihr die Weltseele verseucht. Nicht eher wird die Welt wieder genesen, bis man einen Schuft wieder einen Schuft nennen darf, auch wenn er kein Deutscher ist, und einen anständigen Menschen wieder einen anständigen Menschen, auch wenn er ein Deutscher ist.

Noch einmal betone ich laut: Von der Absicht, die Kluft zwischen den Völkern zu vertiefen, Rachegefühl zu erwecken, meine Landsleute aufzuhetzen weiß ich mich vor meinem Gewissen frei. Man hat den Deutschen mit den verwerflichsten Mitteln der Verleumdung das Brandmal eines Verbrechervolkes aufgedrückt, indem man ihnen in unerhörter Gewissenlosigkeit Schandtaten andichtete. In jedem Krieg kommen Übergriffe vor. Nur der Vergleich kann Aufklärung darüber geben, ob daran alle Kriegführenden in gleicher Weise beteiligt sind, und wer das Schlimmste begangen hat. Nur dann kann der Wunsch des englischen Lordkanzlers verwirklicht werden, nur darin besteht, die „Gerechtigkeit für alle". Gerechte Beurteilung wollen wir, weiter nichts, wie sie auch ausfallen mag. Ihr jedoch habt die Gerechtigkeit kaltblütig erdrosselt. Sie ist verstummt. Aber schon bewegt sie wieder zaghaft ihre Glieder. Sie wird und muß von neuem auferstehen. Ihr verlangt Gerechtigkeit? Mit Burleigh rufe ich euch zu: Fürchtet sie!

München. August Gallinger.

Digitized by Google

Wichtige Schriften.

Verfasser	Titel	Verleger
Otto v. Stülpnagel	Die Wahrheit über die deutschen Kriegsverbrechen. [Ungekürzte Volksausgabe. Preis 3 M.] (Auf Grund des amtlichen Materials)	Staatspolitischer Verlag, Berlin
Amtlicher Bericht	Die Behandlung der feindlichen Kriegsgefangenen in Deutschland	Reimar Hobbing, Berlin SW 48
Auswärtiges Amt	Die Gefangenen-Mißhandlungen	Carl Heymann, Berlin W 8
Amtliches Material	Deutsche Kriegsgefangene in Frankreich	Vereinigung Wissenschaftlicher Verleger, Walter de Gruyter & Co., Berlin-Leipzig
Amtliches Material	Deutsche Kriegsgefangene in England	Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Walter de Gruyter & Co., Berlin-Leipzig
Dr. Ernst Bischoff	Die englischen und französischen Untaten auf kolonialer Erde	Art. Institut Orell Füßli, Zürich
Dr. A. Barlan em. Professor der Californischen Universität	A contribution to the question : Does the german gouvernement take good care of its prisoners of war	München, November 1914
Max Bransewetter, Stabsarzt a. D.	J'accuse (Ich klage an)	Bruno Cassirer, Berlin
Jmm. Bellon, Missionar	Die gewaltsame Vertreibung der Basler Missionare von der Goldküste	Missionsagentur Stuttgart
Dr. Baracs Deltour	Pariser Selbsterlebnisse während des Krieges	„Unsere Zeitgenossen", München, Elisabethstr. 3
J. P. zum Busch	Brief aus England	Deutsche Medizin. Wochenschrift Leipzig 1916, Nr. 30
Département des Affaires Etrangères	La violation du droit des gens de la part de l'Angleterre et de la France par l'emploie des trouppes de couleur sur le théatre de la guèrre en Europe	Amtlich
Dr. med. Johannes Dingfelder	Rotes Kreuz München. Kriegsgefangenen-Fürsorge	F. Bruckmann, München
Gustav Fock	Wir Marokkodeutsche in der Gewalt der Franzosen	Ullstein & Co., Berlin
Herbert Fischer, Assistenzarzt d. R.	Was ich in der Kriegsgefangenschaft erlebt habe	Weltchronik, Bern
	Der Friedensvertrag von Versailles	Reimar Hobbing, Berlin SW 48
	Französische Grausamkeiten	H. Laupp jr., Tübingen
Dr. iur. et med. M. H. Göring	Über die Behandlung verwundeter und kranker deutscher Gefangener in Frankreich	Gebrüder Reichel, Augsburg
Philip Gibbs	Now it can be told	Harper und Brothers, New York and London
Otto von Gottberg	Hans Hellers Höllenfahrt	Otto Elsner, Berlin
Liebrich u. Gapp	Die Befreier Elsaß-Lothringens	J. Bielefelds Verlag, Freiburg i. Br.
Haupt, Leutnant d. R.	Die Deutsche Insel	Fritz Lehmkuhl, München
	L'Imposture par L'image	Librairie Payot & Cie., Lausanne
Journal officiel de la Republique Française	Comment les Allemands et les Français traitent les indigènes	Librairie Nouvelle de Lausanne
Dr. P. Kannengießer	Leidensfahrten verschleppter Elsaß-Lothringer	Karl J. Trübner, Straßburg
Hans Krieger, Pfarrer	Der Massenmord in der rumänischen Gefangenenhölle Sipote	J. F. Lehmann, München
Zwei Kriegsbeschädigte	Wie die Franzosen auf dem Schlachtfelde das Völkerrecht achten. (Es sind eine Reihe von Heften erschienen)	Gersbach & Sohn, Berlin W 35, Flotwellstr. 3
Dr. Engelbert Krebs	Die Behandlung der Kriegsgefangenen in Deutschland	Herdersche Verlagsbuchhandlung, Freiburg
Hellmuth Korth	Wir weißen Sklaven	Richard Mühlmann, Halle
Heinrich Luther, Pfarrer	Kriegsgefangen, Strafgefangen, Entronnen	Heinrich Heber, Augsburg
A. J. Lévêque	Erinnerungen aus meiner Kriegsgefangenschaft	J. Boltzesche Buchhandlung, Sebweiler
G. Löbsack	Der Heimat verlassene Söhne	Erich Schröder, Halberstadt
Stephan Graham	A Private in the Guards	London, Macmillan 1919

Digitized by Google

Verfasser	Titel	Verleger
Gén. de Tournade	Au pays des Fourbes	Paris 1919
Mich. Litschgy	Die Elsaß-Lothringer Kriegsgeiseln	Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt vorm. R. Schulze & Co.
J. Mane, Missionar	In Feindesland	Missionsagentur Stuttgart
Maurice Muret	L'orgueil Allemand	Librairie Payot & Cie., Paris
Machmer, Leutnant d. R.	Gefangen in England	Franz Borgmeyer, Hildesheim
W. Pult, Leutnant a. D.	Siebzehn Monate in englischer Kriegsgefangenschaft	Hermann Montanus, Siegen
Ludwig af Petersens, schwedischer Oberst	Nach dem Frieden	Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Berlin
Harold Picton	The Better Germany in war Time	The National Labour Press, Limited, Manchester and London
P. O. W.	Deutsche Offiziere im englischen Gefangenenlager Wakefield	Berlin 1920
Hans Reupke	Gefangen in Frankreich nach Spanien geflüchtet	Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt vorm. R. Schulze & Co.
Reichskolonialamt	Verhalten der englischen und der unter englischem Oberbefehl stehenden französischen Truppen gegen die weiße Bevölkerung von Kamerun und Togo	Reichsdruckerei Berlin
Reichskolonialamt	Die Kolonialdeutschen aus Kamerun und Togo in französischer Gefangenschaft	Reichsdruckerei Berlin
Reichskolonialamt	Die Kolonialdeutschen aus Deutsch-Ostafrika in belgischer Gefangenschaft	Reichsdruckerei Berlin
Sachse u. Coßmann	Kriegsgefangen in Stipton	Ernst Reinhardt, München
	Souvenez vous	Edition Moderne, Bern
Schierstädt	Patrouille Schierstädt	Otto Elsner, Berlin
Jb. Stütz, Missionar	Basler Missionsstation Sakbayeme	Missionsagentur Stuttgart
Fred G. Walter	Zweimal kriegsgefangen	Edwin Frankfurter, Lausanne
Lucien Weissbach	Homo Sapiens oder Pithecanthropus	Moderner Verlag, Bern
	Frankreich und die Genfer Konvention (Denkschrift mit 4 Bänden Anlagen)	Amtlich
Dr. Levides Pericles	Die Zivilisation in den Lazaretten	Bern, Weltchronik
Otto König	Die Deutschen Palästinas	Strom-Verlag, Dresden
Otto Schimming	Kriegserlebnisse in Hintertogo	Missionsagentur Stuttgart
Otto Schimming	13 Monate hinter dem Stacheldraht	Missionsagentur Stuttgart
Ada Schnee	Meine Erlebnisse während der Kriegszeit in Deutsch-Ostafrika	Quelle & Meyer, Leipzig
Ferd. Avenarius	Das Bild als Verleumder	Georg W. D. Callwey, München
Oberstleutnant von Stülpnagel Korvettenkapitän Lützow u. a.	„Die Gegenrechnung". Monatsschrift für Wahrheit und Recht. Bisher erschienen vier Hefte (Vierteljahrspreis 10 M., Einzelheft 3,50 M.)	Deutsche Eiche, München Sonnenstr. 13
Fanny Hoeßl	Hundert Tage kriegsgefangen in Frankreich	Süddeutsche Monatshefte München, Königinstr. 103
Süddeutsche Monatshefte	Kriegsgefangen (März 1916)	" " "
" "	In englischer Gewalt (April 1916)	" " "
" "	Frankreich von Innen (September 1916)	" " "
" "	Was wir litten (Januar 1920)	" " "
" "	Die Franzosen (Mai 1920)	" " "

Redaktionell abgeschlossen am 3. Juni 1921.

Verantwortlicher Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Riefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

Der große Betrug.

Wir haben im Vorwort zur „Gegenrechnung" über die Gefangenen-Behandlung gesagt, daß noch nie so gelogen worden ist, wie seit August 1914.

Das gleiche müssen wir sagen, wenn wir an die Schuldfrage denken.

Es ist schwer, sich hineinzuversetzen, zum Beispiel in diese Tausende von Franzosen, deren Leben keinen anderen Inhalt hatte, als die Revanche für 1870 vorzubereiten, die den französischen Unterricht von der Kleinkinderschule an auf den Gedanken der Rache aufbauten, die mit den elsässischen Verrätern Tag und Nacht an der Französierung alten deutschen Landes arbeiteten, mit ihnen Fäden zu den Feinden Deutschlands in der ganzen Welt spannen, die dem zaristischen Rußland Milliarden gaben, um es zur Vernichtung des Deutschen Reichs zu rüsten, und die heute, nach Erreichung dieses Zieles behaupten — sie seien überfallen worden.

Daß auch die französische Arbeiterschaft von Haß gegen Deutschland erfüllt war, hat ein Teilnehmer des Internationalen Arbeiterkongreß in Zürich im Jahre 1893 schon damals wahrgenommen und mit folgenden Worten öffentlich ausgesprochen: „Was schon seit den Tagen, da die Kaiserin Friedrich in Paris der gemeinen Beschimpfung einer pöbelhaften Boulewardpresse sich aussetzen mußte, den Einsichtigen wider allen Wunsch klar sein mußte, hat der Züricher Kongreß aufs neue bekräftigt: Frankreich ist die eigentliche Gefahr für die Existenz Europas. Es ist russischer als Rußland. Der Zarismus beherrscht in Rußland nur die Regierung, in Frankreich das Volk. Am Chauvinismus Frankreichs wird der Fortschritt Europas scheitern." (Kurt Eisner, der spätere bayerische Ministerpräsident in seinem Bericht über den Züricher Arbeiterkongreß, wieder abgedruckt in Eisners Aufsätzen „Taggeist", Berlin 1901.)

Die Tatsache des französischen Revanchegeistes, wie ihn Eisner hier schildert, würde an sich die Deutschen nicht empören; daß ein Volk mit Schmerz an eine Niederlage denkt, daß es sich für sie rächen will, daß es Provinzen, von denen es von Kindesbeinen an gelernt hat, sie seien ihm geraubt worden, die Bewohner schmachteten unter einem feindlichen Joch, von dem sie befreit werden müßten, daß es diese Provinzen zurückerobern will, das ist nichts, was uns empören kann.

Die Natur ist Kampf, wir wissen es.

Wir beklagen es, aber wir entrüsten uns nicht darüber.

Vergiftet wird die Natur erst durch die menschliche Lüge.

Und die, von der wir hier sprechen, ist so ungeheuerlich, weil sie nicht nur einzelne Tatsachen, sondern die Natur selber fälscht. Um die Deutschen zum Auswurf der Menschheit zu machen, stellt es der Friedensvertrag so dar, als ob bis 1914 die sogenannten Kulturvölker geleitet gewesen wären von Nächstenliebe und eine Art von Wohlfahrtsverein gebildet hätten zur Förderung gemeinnütziger Zwecke, bis es einem Verbrecher gelang, in diese Gesellschaft von harmlosen alten Damen sich einzuschleichen, ihnen, während sie gerade Socken für Negerwaisen strickten, an die Kehle fuhr und sie zu erdrosseln suchte.

Es ist eine Lüge, die nicht nur die Geschichte, sondern auch die Natur fälscht.

Und diese ungeheuerliche Lüge ist es, die den Deutschen empört.

Digitized by Google

Nicht, daß die Engländer ihre in Jahrhunderten aufgebaute Weltherrſchaft vollenden, daß die Franzoſen ihr ſeit Jahrhunderten verfolgtes Ziel, den Rhein franzöſiſch zu machen, durch einen europäiſchen Krieg verwirklichen wollten, hätte den ſtets zur Objektivität gegenüber Feinden geneigten Deutſchen bis zu unerträglicher Qual gefoltert.

Was uns niemals ruhen läßt, iſt neben dem Gedanken an die vergewaltigten Deutſchen, der Gedanke an die vergewaltigte Wahrheit.

Von den gelehrten Inſtituten kommt uns keine Hilfe. An den deutſchen Akademien beſteht eine hiſtoriſche Kommiſſion. Ihr Anſehen iſt auch im Ausland ſo groß, daß über ihre Forſchungsergebniſſe nicht hinweggegangen werden kann. Zurzeit beſchäftigt ſie ſich u. a. mit den Reichstagsakten des 15. und 16. Jahrhunderts. Sie hat offenbar noch nicht im entfernteſten auch nur daran gedacht, da Geſchichte zu treiben, wo Geſchichte einzig das Volk beeinfluſſen kann: beim Selbſterlebten. Sie läßt es zu, daß die feindliche Wiſſenſchaft alles das, wofür in Deutſchland Millionen von Zeugen leben, die Kriegsverbrechen, die Schuld am Krieg, entſtellt, ſie läßt die Zeugen ſterben, die Urkunden verderben, bis eine künftige Geſchichtsforſchung aus den vergilbten Ueberreſten wiederum Stoff zu akademiſchen Abhandlungen ſchöpft, ſo wie die jetzige aus Ueberreſten früherer Jahrhunderte.

So beherrſcht die ungeheuerlichſte Lüge die Welt. Mögen die Regierenden noch ſo ungeſchickt geweſen ſein, das deutſche Volk — wie heute noch bewieſen werden könnte — war friedlich, wie keines auf der Gegenſeite. Aber es iſt nun einmal im Völkerleben ſo, daß der einzelne die Folgen zu erleben hat von allem Guten und Schlechten, was die Führenden getan haben. Deshalb muß ſich jeder einzelne, möge er bis zum Krieg ſich noch ſo wenig um Politik gekümmert haben, die hier geſammelten Tatſachen aneignen. Nur vom einzelnen Deutſchen aus kann die Wahrheit ſich verbreiten. Wir haben keinen Northcliffe, keinen Havas und Reuter, keinen Schutz von amtlichen Stellen — nur eine Schneeballenkollekte für die Wahrheit iſt möglich — wenn jeder ſich an ihr beteiligt, wird aus dem Schneeballen eine Lawine werden, unter der eine Welt von Lüge in Trümmer geht.

Paul Nikolaus Coſſmann.

Zu den Verbrechen an kriegsgefangenen Deutſchen.

In der „Gegenrechnung" der Süddeutſchen Monatshefte ſteht auf Seite 178 ein Bericht über die Behandlung deutſcher Gefangener in Frankreich während des Transports in das Innere des Landes, in dem geſchildert wird, wie Soldaten nach einer Hungerkur von vier Tagen bei ſtrömendem Regen in den zwei einzigen beſchädigten Baracken eines großen Lagers untergebracht, und nach einer Stärkung mit klarem Waſſer in ihren triefenden Kleidern am andern Tage weitertransportiert wurden. Dieſer Bericht iſt mit dem Namen: Oberſt Freiherr von Freyſchlag, München, Wagmüllerſtraße 16/II unterzeichnet. Oberſt von Freyſchlag hat aber dieſen Bericht nur eingeſandt gehabt, nicht etwa ſelbſt verfaßt. Es handelt ſich um Aufzeichnungen des ehemaligen Leutnants der Reſerve Heinrich Eichner. Durch das Verſehen einer Schreibkraft iſt als Unterſchrift an Stelle des Namens des Leutnant Eichner der des Oberſten von Freyſchlag geſetzt worden. Das Verſehen wird in künftigen Auflagen der „Gegenrechnung" natürlich richtig geſtellt werden.

Digitized by Google

Die Tatsachen.

Von Professor Dr. Klemens Löffler, Direktor der Universitäts- und Stadtbibliothek in Köln.

Kriegsziele.

Wozu hätten wir einen Krieg suchen sollen? Wir wollten ja nichts erobern, das bestehende Besitzrecht nicht ändern, so nahe das in einer Zeit gelegen hätte, wo England seinen überseeischen Besitz verdoppelt hat, der französische aber auf das 24fache an Land, das 17fache an Leuten gestiegen ist.

Der belgische Gesandte in Berlin, Baron Beyens, hat noch am 12. Juni 1914 das völlig überzeugende Urteil ausgesprochen, daß Deutschland ja nur in Ruhe die weitere Entwicklung seiner wirtschaftlichen und finanziellen Macht sowie seines starken Geburtenüberschusses abzuwarten brauchte, um kampflos in Mitteleuropa zu dominieren.

Die Feinde dagegen hatten schon vor dem Kriege ihre fest umrissenen Kriegsziele: die Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens, die Aufteilung der Türkei und Österreich-Ungarns, die Herstellung eines britischen Südseereiches oder der Verbindungen Kairo-Kapstadt und Kairo-Kalkutta, die Vernichtung des deutschen Wettbewerbes und der deutschen Flottenkonkurrenz. Der sog. Friede verwirklicht Ziele, die schon vor dem Kriege verfolgt wurden und nur durch den Krieg zu verwirklichen waren.

Der belgische Gesandte Greindl schreibt in seinem Berichte vom 30. Mai 1908 treffend: „Die vom König von England persönlich eingeleitete Gruppierung der Mächte besteht, und wenn sie auch nicht eine direkte und baldige Kriegsgefahr für Deutschland bedeutet, so liegt in ihr nichtsdestoweniger eine Verringerung der Sicherheit. **Der Dreibund hat während dreißig Jahren den Weltfrieden gesichert, weil er unter der Führung Deutschlands stand,** das mit der politischen Gliederung Europas zufrieden war. Die neue Gruppierung bedroht ihn, weil sie aus Mächten besteht, die eine Revision des Status quo anstreben und zwar in so hohem Grade, daß sie Gefühle jahrhundertelangen Hasses zum Schweigen gebracht haben, um diesen Wunsch verwirklichen zu können."

Aber wer schon mehr als ein Jahrzehnt vor dem Ausbruch der Katastrophe den Krieg gewollt und auf ihn hingearbeitet hat, das läßt sich auch durch zahlreiche Zeugnisse nachweisen.

Im Folgenden sollen nur einige der bezeichnendsten mit Angabe der Quelle zusammengestellt werden.

Kriegsbündnisse.

Bündnisse.

Auszugehen ist von der Entente, die den seit 1871 gegebenen deutsch-französischen Gegensatz seit 1904 mit dem deutsch-englischen und seit 1907 auch mit dem russisch-österreichischen und dem russisch-deutschen zu einer einzigen großen Feindschaft gegen die Mittelmächte zusammenfaßte, nachdem sich in den Jahren 1898 bis 1901 Deutschland in dem Aberglauben, daß der russisch-englische Gegensatz ein unüberbrückbarer sei, den englischen Bündnisangeboten versagt hatte[1]).

Daß Frankreich sofort nach dem Siebziger Kriege auf die Suche nach Bundesgenossen für den Revanchekrieg gegen Deutschland gegangen ist, braucht nicht

[1]) Ich verweise auf mein Buch „Auswärtige Politik", Halle, Diekmann 1920.

Digitized by Google

mehr bewiesen zu werden; es wird von dem Franzosen Debidour in seiner Histoire diplomatique de l'Europe ganz offen zugegeben. Zunächst bot sich, nachdem 1890 das Bismarcksche Vertragssystem von dem „neuen Kurse" aufgelöst worden war, Rußland als Verbündeter.

Daß auch England hinzugezogen werden müsse, wurde in sehr bemerkenswerter Weise von Paul Deschanel, der vor kurzem eine eilige Gastrolle als französischer Präsident gegeben hat, in seiner Akademierede am 1. Februar 1900 dargelegt: Deutschland sei der Feind, Frankreichs Aufgabe gehe also dahin, Rußland und England einander zu nähern. Sully Prudhomme aber sagte in seiner Antwortrede, bei der Union der Slawen und Lateiner gegen die Germanen sei England der Faktor, von dem die Entscheidung abhänge; als Herr des Meeres werde es den Knoten des Problems in Händen halten.

Damit war alles Kommende angekündigt.

Englische Drohungen 1904/05.

England rüstete die Japaner für den Krieg mit Rußland aus und lieferte ihm Kohlen. Als aber Deutschland an Rußland Kohlen verkaufte, erklärte Lord Lansdowne, der Staatssekretär des Auswärtigen, im August 1904 der deutschen Regierung, Japan habe sich wegen dieser Kohlenlieferungen beschwert, und wenn Japan deswegen Deutschland den Krieg erklären sollte, würde England den Bündnisfall mit Japan gegen Deutschland als gegeben ansehen.

Das für halbamtlich geltende englische Marineblatt, die „Army und Navy Gazette", schrieb im Oktober 1904: „Wir haben schon einmal einer Flotte das Lebenslicht ausblasen müssen, weil wir Grund hatten, zu glauben, daß sie zu unserem Schaden verwendet werden könnte. Es fehlt in England wie auf dem Festlande nicht an Leuten, die die deutsche Flotte für die einzige und wirkliche Bedrohung der Erhaltung des Friedens in Europa ansehen."

Der Zivillord der Admiralität, Artur Lee, sagte am 3. Februar 1905 im englischen Unterhause: „Wenn ein Seekrieg zu erklären wäre, würde die englische Flotte losschlagen, bevor man auf der anderen Seite (also in Deutschland) Zeit hätte, die Kriegserklärung in der Presse zu lesen."

Der Premierminister Arthur Balfour deckte diesen ungewöhnlichen Ausfall am 15. April. Im Mai empfahl Admiral Ch. Fitzgerald offen die Vernichtung des deutschen Handels. Die englische Presse stimmte ein und verlangte, der deutschen Regierung solle der Weiterbau der Flotte verboten werden.

Englands Bindung an Frankreich

Lord Loreburn, vor dem Kriege jahrelang Minister in demselben Kabinett, in dem Grey das Auswärtige leitete, stellt in seinem Buche „How the war came", London 1919, Kapitel 4 fest, daß Delcassé und Cambon schon 1905/06 England für ein tatsächliches Bündnis mit Frankreich gewannen. Ohne dem weiteren Kreise der Kollegen etwas zu sagen, band Grey die englische Politik so an die französische, daß England nicht mehr mit Ehren loskommen konnte, wenn Frankreich in einen Krieg geriet, mochte er stammen, woher er wollte. Im Dezember 1905 oder Anfang 1906, anläßlich der Marokkokrisis stimmte England zu, daß für den Fall gemeinsamer Operationen vorher und zwar alsbald Rücksprachen zwischen den Admiral- und Generalstäben Englands und Frankreichs stattfinden sollten. Seitdem wuchs die Entente bis zum „Aquivalent einer Bundesgenossenschaft." „Eine Ehrenverpflichtung ist unter Leuten von Ehre so gut wie eine geschriebenes Bündnis." (Später befestigte bekanntlich der Grey-Cambonsche Briefwechsel vom November 1912 die bündnisartige Bindung.) Damit entstand die Gefahr, „daß England in einen Krieg wegen Frankreich gebracht werden konnte, der nichts mit den eigenen Interessen des englischen Volkes, und auch nichts mit einem französischen Streit mit Deutschland zu tun hatte, sondern wegen Verpflichtungen Frankreichs gegen Rußland." Loreburn macht also die bedeutsame Feststellung, daß Rußland durch Serbien, Frankreich

Digitized by Google

durch Rußland, England durch Frankreich in den Krieg hineingezogen wurde. England hing an Frankreich und konnte nicht mehr los.

Lord Fisher für den Angriff auf Deutschland.

Lord Fisher, 1904 bis 1910 Erster Seelord der englischen Flotte, sagte nach seinen „Erinnerungen" schon 1905 den Kriegsausbruch für August 1914 voraus. 1906 schlug er vor, mit 100 000 Mann in Deutschland zu landen, „nicht in Schleswig-Holstein, sondern an der pommerschen Küste, weniger als 100 Meilen von Berlin, wo das russische Heer zur Zeit Friedrichs d. Gr. landete." 1907 betonte Fisher, daß England bereits zehn Dreadnoughts, Deutschland noch keinen hatte. Alle englischen U-Bootsflotillen seien auf die seichten deutschen Gewässer zugeschnitten gewesen. Deutschlands Unfertigkeit sei so groß gewesen, daß die Wiederholung des Überfalls auf die dänische Flotte und Kopenhagen (1807) besonders zeitgemäß gewesen wäre. Leider habe man seine Vorschläge, die deutsche Flotte mitten im Frieden zu „kopenhagen", nicht ausgeführt. 1907 wollte Fisher dem Lord Esher in der Admiralität die Anordnungen zeigen, die getroffen seien, um die deutsche Handelsflotte einzusacken. 1908 forderte er den König auf, sich Rußland und die Türkei zu Freunden zu machen, weil England allein des Handels wegen Deutschland zu bekämpfen haben werde.

Die russischen Absichten.

Nachdem Rußland 1907 sein Abkommen mit England abgeschlossen hatte, stellte es alsbald das Programm seiner künftigen Politik auf, das die russische Vorherrschaft auf dem Balkan, die Zertrümmerung Österreich-Ungarns und die Eroberung der türkischen Meerengen zum Ziele hatte.

Das kündigte Iswolsky dem serbischen Minister Milowanowitsch (dessen Telegramm vom 12. Oktober 1908 bei M. Boghitschewitsch, Kriegsursachen, Zürich 1919, S. 162) an: Seine Politik sei darauf gerichtet, unter Liquidierung aller russischen Fragen außerhalb Europas Rußland wieder seinen europäischen Zielen zuzuführen. Serbien sei in dieser Politik ein wichtiger Faktor als Zentrum der Südslawen.

Ein bezeichnendes Dokument für die russischen Pläne ist auch die russisch-bulgarische Militärkonvention von 1909, in der es (Art. 5) heißt (ebd. S. 117): „In Anbetracht dessen, daß die Verwirklichung der hohen Ideale der slawischen Völker auf der Balkanhalbinsel, die dem Herzen Rußlands so nahe stehen, nur nach einem günstigen Ausgange des Kampfes Rußlands mit Deutschland und Österreich-Ungarn möglich ist, übernimmt Bulgarien die feierliche Verpflichtung" usw.

Reval.

Im Juni 1908 kamen der König von England und der Zar in Begleitung Hardinges und Iswolskys in Reval zusammen. Reventlow behauptet, in seinem Buche „Deutschlands auswärtige Politik" „nach einwandfreier Quelle", daß damals zwischen England und Rußland vereinbart wurde, im Verein mit Frankreich und den Balkanstaaten den Vernichtungskrieg gegen Deutschland und Österreich-Ungarn zu führen, sobald Rußland seine Armee reorganisiert haben werde, d. h. nach sechs bis acht Jahren.

Die Quelle ist zwar bis heute nicht veröffentlicht, aber wir kennen sie wenigstens. Nach den Enthüllungen von Prof. Schiemann, der kürzlich gestorben ist, gelang es 1908 einem deutschen Diplomaten, einen russischen Beamten zu bewegen, ihm fortlaufend Abschriften der sämtlichen Anweisungen, die vom russischen Auswärtigen Amte dem Botschafter Grafen Benckendorff in London gegeben wurden, auszuliefern. So gelangten über 100 Dokumente aus den Jahren 1908 bis 1914 in den Besitz des Berliner Auswärtigen Amtes. Unglaublicherweise hat sich dies aber trotz allem Drängen nicht zur Veröffentlichung herbeigelassen.

In den soeben von B. v. Siebert veröffentlichten „Diplomatischen Akten-

Digitized by Google

stücken zur Geschichte der Ententepolitik der Vorkriegsjahre" finden wir nun auf S. 777 f. den Brief Iswolskys an Benckendorff vom 18. Juni 1908 mit dem Bericht über Reval. Da heißt es: „‚Trotzdem', sagte mir Hardinge, ‚kann man sich nicht der Einsicht verschließen, daß, wenn Deutschland in demselben beschleunigten Tempo seine Rüstungen zur See fortsetzen wird, in sieben oder acht Jahren in Europa eine äußerst beunruhigende und gespannte Lage entstehen kann; dann wird zweifelsohne Rußland der Schiedsrichter der Lage sein, und aus diesem Grunde wünschen wir im Interesse des Friedens und der Erhaltung des Gleichgewichts (!), daß Rußland zu Lande und zu Wasser möglichst stark ist.' Diesen Gedanken hat Sir Charles mehrere Male wiederholt, wobei er augenscheinlich zu verstehen geben wollte, daß er nicht seine persönliche Meinung, sondern die bestimmte politische Überzeugung des Londoner Kabinetts zum Ausdruck bringt."

Das genügt für den, der die Diplomatensprache und diplomatische Schriftstücke zu lesen versteht.

Es findet sich seitdem tatsächlich ein Zeugnis nach dem anderen, daß der Krieg festbeschlossene Sache war.

Zu dem Japaner Kato, der 1908 bis 1913 Botschafter in London war und in Japan den bezeichnenden Spottnamen „Greys Privatsekretär" führt, hat Grey gesagt, der Krieg sei unvermeidlich, und je eher er ausbräche, um so besser sei es. Kato hat das Anfang Dezember 1916 in einer Rede festgestellt.

Auch Botha hat 1909 zu dem damals mit ihm befreundeten Pastor A. Schowalter gesagt, daß England zum Kriege fest entschlossen sei (vgl. Schowalter, Buren, Engländer und Deutsche, 1915).

König Eduard selbst sprach schon bei der Zusammenkunft mit dem Könige von Italien in Bajä (1909) von der Wahrscheinlichkeit eines baldigen Konfliktes mit Deutschland (Bericht des russischen Botschafters in Rom vom 22. Juni 1909, bei v. Siebert, S. 450).

Die Krisen von 1908 und 1911/12.

Der Kriegsanlaß schon 1908 vorausgesehen.

Schon während der bosnischen Annexionskrise im Jahre 1908, die nur wegen der festen und entschiedenen Haltung Deutschlands, der „Nibelungentreue", nicht zum Kriege führte, stand es für die Entente fest, daß die bosnische Frage später doch noch durch einen österreichisch-russischen Konflikt, an den sich der Weltkrieg anschließe, entschieden werden würde.

Der russische Botschafter in Wien, Fürst Urussow, sagte zu dem serbischen Gesandten daselbst, Simitsch, wenn man in Belgrad darauf gerechnet habe, einmal Bosnien infolge eines für Österreich unglücklichen Krieges zu bekommen, **so bleibe diese Möglichkeit ja auch weiterhin bestehen** (Bericht des Gesandten vom 10. Oktober 1908 bei Boghitschewitsch, S. 155).

Am 11. November 1908 bemerkte der Zar in Petersburg zu dem serbischen Ministerpräsidenten Paschitsch, die bosnische Frage werde **nur durch Krieg** entschieden werden (dessen Bericht bei Boghitschewitsch, S. 149 f.).

Der russische Minister Gutschkow erklärte dem serbischen Gesandten Kosutitsch (dessen Bericht vom 3. März 1909): „Ist unsere Rüstung einmal vollkommen durchgeführt, so werden wir uns mit Österreich-Ungarn auseinandersetzen; beginnt jetzt keinen Krieg, verschweigt eure Absichten und bereitet euch vor, es werden die Tage eurer Freuden kommen." Zu demselben Gesandten sagte damals Iswolsky, der Kampf mit dem Germanentum sei unabwendbar. Serbiens Blüte werde mit dem Verfall Österreich-Ungarns kommen.

Digitized by Google

Schon Ende 1908 sagte der bekannte britische Botschafter in Wien, Sir Fairfax Cartwright, zu dem württembergischen Minister K. v. Weizsäcker, wie dieser in der „Deutschen Revue" September 1919, S. 205, mitteilt, in merkwürdiger Voraussicht: „Zuerst Krieg zwischen Österreich-Ungarn und Serbien, dann auch zwischen der Donaumonarchie und Rußland und damit der allgemeine europäische Brand. In Rußland werden die Panslawisten (die Presse, die Duma) von dem an sich friedfertigen Zaren verlangen, daß Rußland Serbien zu Hilfe komme. Iswolski wird dem Einfluß der Panslawisten unterliegen. Geld werden die Russen bekommen." „Auf meine Bemerkung, daß die anderen Mächte — Frankreich und England — doch nicht an die sogenannte russische öffentliche Meinung gebunden seien, und daß Rußland sich wohl besinnen werde, wenn ihm keine Hilfe zuteil würde, antwortete der englische Diplomat: ‚Mais il-y-a les alliances.'" (Dafür gibt es doch die Bündnisse).

Auch der niederländische Oberleutnant Fabius, der 1912 bis 1914 in den Balkanländern weilte, hat nach seinen Aufzeichnungen (Das Brutnest, Berlin 1920), damals die Überzeugung gewonnen, daß alles die Katastrophe für unvermeidlich und den baldigen Krieg Rußlands gegen Deutschland und Österreich für selbstverständlich ansah.

Die Kriegsstimmung der Entente 1911/1912.

Als der Deutsche Kronprinz 1911 in England an den Krönungsfeierlichkeiten teilnahm, machte es auf ihn tiefen Eindruck, daß ihm englische Großkaufleute mit dürren Worten herausfagten, daß sie den Krieg mit Deutschland für unabwendbar hielten (Fr. Thimme in den Preußischen Jahrbüchern, Dezember 1920, S. 368).

Admiral Sims, in der letzten Zeit des Weltkrieges der Befehlshaber des amerikanischen Geschwaders in den europäischen Gewässern, hielt am 14. März 1919 in einer Gesellschaft in London eine Ansprache, in der er an 1911 erinnerte. „Ich reichte damals einen amtlichen geheimen Bericht an den kommandierenden Admiral ein. In diesem Bericht sagte ich, daß ich nach Besprechungen mit englischen Heeres- und Flottenkreisen eine allgemeine Übereinstimmung dahin gefunden hatte, daß der Krieg nicht mehr länger als vier Jahre aufgeschoben werden könne, und daß ich mit dieser Ansicht übereinstimme" (Europäische Staats- und Wirtschaftszeitung 1919, Nr. 28/29).

Derselbe Sims hielt auch 1911 in der Guildhall in London eine Rede und sagte, Amerika würde seine Freundschaft für England bis zum letzten Dollar und zum letzten Blutstropfen beweisen.

Am 15. Juni 1911 erhielt die deutsche Regierung einen Bericht des deutschen Konsulats in Johannesburg, in dem es hieß: „Der General Townshend hielt irrtümlich einen Deutschen auf der Überfahrt nach Südafrika für einen befreundeten Buren und sagte ihm u. a., er sei wenige Tage vor seiner Abreise aus England bei Lord Roberts gewesen, und dieser habe ihm versichert, es werde bestimmt in diesem oder spätestens im nächsten Jahre Krieg zwischen Deutschland und Frankreich geben, in dem England sich auf Frankreichs Seite stelle. Der Kriegsplan sei bis ins einzelnste durchgearbeitet, und England werfe zunächst vier Armeekorps nach Lille."

Auf dem Höhepunkte der dritten Marokkokrisis war das englische Kabinett in der Tat bereit, den Krieg ausbrechen zu lassen und ein Expeditionskorps von 150 000 bis 160 000 Mann nach Frankreich zu schicken. Aber das Marineministerium widersetzte sich.

Das wurde im November 1911 durch die Indiskretion des Hauptmanns Faber im „Daily Telegraph" bekannt.

Der englische Publizist Sidney Low schrieb dazu im „Standard": „Wenn dies der Charakter der englisch-französischen Entente ist, die äußerlich keineswegs

Digitized by Google

so erscheint, so beantrage ich, das Faktum der Nation mitzuteilen und sie über die übernommene Verantwortung mit voller Klarheit zu unterrichten. Die Existenz eines Geheimvertrags ist verneint worden, aber mit oder ohne Vertrag, es sieht ganz so aus, als hätten wir unter der Annahme gehandelt, daß wir gehalten sein könnten, die französischen Interessen mit unserer Armee und Flotte gegen Deutschland zu verteidigen."

Graf Benckendorff berichtete tatsächlich (v. Siebert, S. 419) am 23. Mai 1911 nach Petersburg, Grey habe dem deutschen Botschafter Grafen Metternich gesagt, daß im Falle von Verwicklungen alle englischen Verpflichtungen „operative" werden würden.

Iswolsky schrieb am 20. Dezember 1911 aus Paris (v. Siebert, S. 448) in einem Rückblick über die Marokkofrage, es sei äußerst bemerkenswert, daß England, ohne mit Frankreich durch einen formellen Akt gebunden zu sein, bereit war, nicht nur seine ganze Flotte, sondern auch seine ganze Expeditionsarmee gegen Deutschland in Bewegung zu setzen. Von der Zukunft meint er: „Es besteht kein Zweifel, daß ein jeder lokale Zusammenstoß zwischen den Mächten unbedingt zu einem allgemeinen europäischen Konflikte führen muß, an dem sich sowohl Rußland als auch eine jede andere europäische Macht wird beteiligen müssen."

Lord Fisher sagte als ein guter Prophet schon 1911: „Ich wette mein Geld auf Woodrow Wilson. Er ist Bismarck und Moltke in eins." Er bestätigt, daß damals die Deutschen in heller Angst vor der englischen Flotte waren, weil 942 deutsche Handelsdampfer in den ersten 48 Stunden des Krieges gekapert werden würden. Er setzte durch, daß Jellicoe Oberbefehlshaber der Flotte wurde; „denn er hat alle Eigenschaften Nelsons und auch sein Alter". „Wenn der Krieg vor 1914 kommt, wird Jellicoe Nelson in der Schlacht von St. Vincent sein, wenn er 1914 kommt, dann wird er Nelson bei Trafalgar sein."

Der serbische Geschäftsträger Gruitsch berichtete am 21. September 1911 aus London von der Unterredung einer dritten Persönlichkeit mit dem französischen Botschafter Paul Cambon, in der dieser ganz offen von den französischen Rüstungen für einen in allernächster Zeit ausbrechenden Krieg sprach (abgedruckt bei Boghitschewitsch, S. 141 f., und Deutsches Weißbuch, S. 119 f.). „Wenn die jetzigen Verhandlungen wider alles Erwarten abgebrochen werden sollten, so wird Frankreich eine Konferenz vorschlagen, die von Deutschland sicher abgelehnt wird. Es werden dann gespannte Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich eintreten, die im Frühjahr faktisch den Krieg bringen werden... Aber sowohl Frankreich wie auch seine Bundesgenossen sind der Ansicht, daß der Krieg — selbst um den Preis größerer Opfer — **auf spätere Zeit, das ist die Jahre 1914/15 verschoben werden müsse.** Die Notwendigkeit dieses Aufschubes erheischt weniger die materielle Kriegsbereitschaft Frankreichs, die vollendet ist, als die Organisierung des Oberkommandos, die noch nicht beendet ist. Diese Frist ist auch Rußland erforderlich. Hiervon wird nur England keinen Nutzen haben, weil sich seine Flottenübermacht gegenüber der deutschen mit jedem Jahre verringert."

Daß die englische Regierung bereit war, „sich im Konfliktsfalle sofort und vollständig mit Frankreich zu solidarisieren", berichtet Gruitsch am 22. November 1911 (Deutsches Weißbuch, S. 120).

Wilfrid Scawen Blunt, langjähriger englischer Diplomat und mit den höchsten politischen Kreisen vertraut, schreibt in dem kürzlich veröffentlichten

Digitized by Google

zweiten Bande seiner Tagebücher zum 13. Oktober 1911: „George Wyndham sagt, es sei ihm durch seine frühere Beziehung zum Kriegsministerium bekannt, daß es ein Teil der ‚Entente' mit Frankreich sei, der französischen Armee im Falle eines Krieges mit Deutschland ein englisches Kontingent von 160 000 Mann zu Hilfe zu schicken. Ich fragte George, ob in der Agadirkrise Truppen in Frankreich gelandet worden wären, und er sagte, daß die Befehle für ein Expeditionsheer ausgegeben worden seien."

Zum 30. Januar 1912 notiert er nach einem Mittagessen mit Churchill: „Es geht aus seinem Gespräch klar hervor, daß er in Greys deutschfeindliche Politik vernarrt ist."

Nach Abschluß des Balkanbundes im Jahre 1912 sagte, wie der frühere serbische Geschäftsträger in Berlin, Boghitschewitsch, in seinem schon mehrfach erwähnten aufschlußreichen Buche „Kriegsursachen" (S. 36) mitteilt, der Zar zum serbischen Kronprinzen, die serbischen Aspirationen gegen Österreich würden bald in Erfüllung gehen.

Als Iswolsky im Sommer 1912 den bulgarisch-serbischen Vertrag dem französischen Minister des Auswärtigen, Poincaré, zeigte, nannte ihn dieser sofort ein Kriegsinstrument, drängte aber darauf, daß Grey in alles eingeweiht werden müsse.

Im September 1912 begab sich deshalb der russische Minister des Auswärtigen Ssasonow nach England und hatte in Balmoral eine Reihe wichtiger Unterredungen mit den Lenkern der englischen Politik. In seinem Bericht, der aus den russischen Geheimarchiven bekannt geworden ist (Deutsches Weißbuch, S. 195 ff.), heißt es: „Grey erklärte, ohne zu schwanken, daß, wenn die in Frage stehenden Umstände eingetreten sein würden, England alles daransetzen würde, um der deutschen Machtstellung den fühlbarsten Schlag zu versetzen." Grey bestätigte auch, was Ssasonow schon von Poincaré wußte, „daß zwischen Frankreich und England ein Abkommen bestand, nach dem England im Falle eines Krieges mit Deutschland sich verpflichtet, Frankreich nicht nur zur See, sondern auch auf dem Kontinent durch Landung von Truppen zu Hilfe zu kommen". „Der König sprach sich noch viel entschiedener als sein Minister aus. Mit sichtlicher Erregung erwähnte Se. Majestät das Streben Deutschlands nach Gleichstellung mit Großbritannien inbezug auf die Seestreitkräfte und rief aus, daß im Falle eines Zusammenstoßes dieser verhängnisvolle Folgen nicht nur für die deutsche Flotte, sondern auch für den deutschen Seehandel haben müsse; denn die Engländer würden jedes deutsche Handelsschiff, das ihnen in die Hände kommt, in den Grund bohren (We shall sink every single German merchant ship we shall get hold of)."

Der schon genannte Blunt schreibt am 19. Oktober 1912: „Unter den vielen besprochenen Dingen war auch der kommende europäische Krieg... Churchill ist in bezug auf die internationalen Angelegenheiten höchst barbarisch (truculent) geworden. Er ist **ganz durch Kriegsvorbereitungen gegen Deutschland in Anspruch genommen** und mit Grey zu jedem Verrat an schwachen Nationen bereit, die man für das Spiel der Bündnisse braucht... Er und George (Wyndham) haben in diesen beiden Tagen in vollkommener Übereinstimmung über Heeres- und Marineangelegenheiten und über den kommenden Krieg mit Deutschland gesprochen."

Am 12. September 1912 berichtete der russische Botschafter in Paris, Iswolsky, seiner Regierung über eine Unterredung mit Poincaré, in der ihm dieser gesagt hatte: „Wenn ein Konflikt mit Österreich Deutschlands bewaffnete

Digitized by Google

Intervention nach sich ziehen würde, würde Frankreich darin sofort einen casus foederis erblicken und nicht eine Minute verlieren, um Rußland sein Gelübde zu erfüllen."

Dazu schreibt der Engländer Dell in der „Nation" August 1919: „Beachtenswert ist, daß im September 1912 sowohl Iswolsky als Poincaré anerkannten, daß, wenn es zum Kriege komme, seine Veranlassung ein Konflikt zwischen Rußland und Österreich-Ungarn sein werde. Keiner von beiden erwartete auch nur einen Augenblick jenen Angriff auf Frankreich, auf den sich, wie man uns versicherte, Deutschland vierzig Jahre lang vorbereitet hat. Es war keine Rede von einer russischen Hilfeleistung für Frankreich oder der Möglichkeit, daß sich ein solcher Fall ergeben könnte. Nach meiner Ansicht haben Iswolsky und Poincaré im September 1912 nur deshalb einen Konflikt zwischen Rußland und Österreich-Ungarn vorausgenommen, weil sie wußten, daß Rußland nach einem solchen Konflikt trachtete. Die von Poincaré im September 1912 gegebene Zusicherung wäre nicht nötig gewesen, wenn der Allianzvertrag Frankreich gezwungen hätte, unter den erwähnten Bedingungen zu intervenieren. Die Allianz war rein defensiv, und was Poincaré sagen wollte, war, daß Frankreich auch im Fall, daß Rußland angreifen würde, intervenieren werde, wenn Deutschland das täte. Mit andern Worten, er gab Rußland freie Hand. **Das ist die Ansicht, die mir Jaurès noch eine Viertelstunde vor seinem Tode ausdrückte.**"

Am 17. November 1912 konnte Iswolsky aus Paris telegraphieren, Poincaré überlasse Rußland die Initiative; entschließe sich Rußland zum Kriege, so werde Frankreich mitmachen, sobald Deutschland Österreich-Ungarn unterstütze. Das Telegramm wurde Poincaré vorher vorgelesen (Deutsches Weißbuch 1919, S. 66).

Am 21. November 1912 berichtet Iswolsky über ein Gespräch Poincarés mit dem italienischen Gesandten Tittoni: „Im Lauf des Gesprächs sagte Poincaré zu Tittoni, daß wenn der österreichisch-serbische Konflikt zu einem allgemeinen Kriege führe, Rußland voll und ganz auf die bewaffnete Unterstützung Frankreichs rechnen könne."

Am 30. Januar 1913 konnte Iswolsky zusammenfassend über die Stellung Frankreichs berichten: „Man ist hier entschlossen, seine Verpflichtungen als Verbündeter in bezug auf uns in vollem Umfange zu erfüllen. Die französische Regierung gibt vollkommen bewußt und kaltblütig zu, daß das Endresultat der gegenwärtigen Verwicklungen für sie die Notwendigkeit bedeuten könne, am allgemeinen Kriege teilzunehmen. Der Augenblick, in dem Frankreich das Schwert zu ziehen hat, ist durch die französisch-russische Konvention festgelegt, und in dieser Hinsicht hegen die französischen Minister keinerlei Zweifel" (Deutsche Allgemeine Zeitung vom 28. 8. 1919).

Die französisch-englische Marinekonvention, auf die sich die Äußerungen Poincarés und Greys bezogen, war am 16. Juli 1912 in Paris abgeschlossen worden.

Am 22. und 23. November folgte der Briefwechsel zwischen Grey und Cambon, durch den sich England und Frankreich noch mehr aneinander banden. Es wurde schriftlich festgelegt, daß bei einem unprovozierten Angriff durch eine dritte Macht, oder falls ein Ereignis eintreten sollte, „das den allgemeinen Frieden bedrohte", England und Frankreich sich gegenseitig bewaffnete Hilfe leisten würden.

Ein solches Ereignis konnte auch ein Konflikt zwischen Österreich und Serbien und weiterhin Rußland sein. „Jedermann wußte," sagte Lord Loreburn, „daß die Beziehungen zwischen Rußland und Österreich gespannt waren und daß Deutschland für den Fall eines österreichisch-russischen Krieges Österreichs Ver-

Digitized by Google

bündeter war. Es konnte also ein Konflikt zwischen Frankreich und Deutschland auch indirekt durch eine russische Aktion entstehen, wo Frankreich der Bundesgenosse Rußlands war, ohne daß Frankreich und Deutschland selbst einen Streit miteinander hatten." So lieferte die englische Regierung „den Frieden Großbritanniens der Gnade des russischen Hofes aus".

Am 13. November 1912 telegraphierte der serbische Gesandte Ristitsch aus Bukarest an das Ministerium des Äußeren in Belgrad (Boghitschewitsch, S. 127): „Die Gesandten Rußlands und Frankreichs raten als Freunde Serbiens, man solle es in der Frage des Ausganges zur Adria nicht zum Äußersten treiben... Es sei besser, daß Serbien... sich kräftige und sammle, und möglichst vorbereitet die gewichtigen Ereignisse abzuwarten, die unter den Großmächten eintreten müssen."

Der serbische Gesandte in Petersburg berichtet am 27. Dezember 1912 (ebd. S. 128) eine dementsprechende Äußerung des russischen Ministers des Auswärtigen Ssasonow: „... Deshalb sollten wir uns mit dem begnügen, was wir bekommen werden und dies nur als eine Etappe betrachten, denn die Zukunft gehöre uns."

Am 4. Februar 1913 berichtet derselbe (ebd. S. 129): „Bei dieser Gelegenheit sagte mir der Minister des Äußeren, Serbien sei der einzige Staat auf dem Balkan, zu dem Rußland Vertrauen hege, und Rußland werde alles für Serbien tun."

Am 29. April 1913 meldet er (ebd.): „Wiederum sagte mir Ssasonow, daß wir für künftige Zeiten arbeiten müssen, da wir viel Land von Österreich bekommen werden."

Vorbereitungen zum Krieg.

Das englische „War Book".

Die englischen Staatslenker suchen immer noch die Legende aufrechtzuerhalten, als seien sie ganz wider ihren Willen, zögernd und so gut wie unvorbereitet in den Krieg hineingezogen worden. Das halboffizielle Admiralstabswerk von Julian S. Corbett, History of the Great War, based on official documents, by direction of Imperial Defence, London 1920, dagegen spricht offen aus: „Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die für die Betätigung unserer Machtmittel geschaffene Maschinerie einen Grad von Vollständigkeit erreicht hatte, der keine Parallele in unserer Geschichte hat."

Schon unter der Ägide Lord Fishers war bis 1910 eine War List, eine Art Mobilmachungsplan, aufgestellt worden. 1911 setzte Mr. Asquith ein ständiges „Sub-Committee", bestehend aus Vertretern der Admiralität, des Heeres, des Auswärtigen Amtes, des „Home"-, „India"- und „Colonial Office", des „Board of Trade" des Postamtes und anderer Zivilbehörden unter Leitung von Sir Arthur Nicolson ein, dessen Aufgabe die gemeinschaftliche Rüstung aller Behörden auf den kommenden Krieg war. Das wichtigste Ergebnis der Arbeiten dieses Komitees war das „War Book", ein aufs sorgfältigste durchgearbeiteter Terminkalender, in dem jedem Departement ein besonderes Kapitel für seine Kriegsvorbereitungen reserviert war: ständige und laufende Maßnahmen schon im Frieden, solche für eine Vorperiode, weitere für eine Periode von „Strained Relations", schließlich die eigentliche Mobilmachung in vier Abschnitten. Bis ins kleinste war hierin alles vorgesehen, wie der gesamte staatliche Apparat, Heer und Verwaltung, reibungslos und, so lange wie möglich, ohne Kenntnis der Öffentlichkeit, zusammenarbeiten sollte. Kabel- und

Digitized by Google

Pressezensur, Schiffs- und Hafenüberwachung, Fremdenkontrolle, Handelsbeziehungen mit Freund und Feind, wirtschaftliche Vorbereitungen aller Art waren darin eingeschlossen. Es wurde immer genau geprüft, ob etwa die Maßnahmen eines Departements die eines anderen störend beeinflussen könnten. Die technischen Maßnahmen des "War Book" nahmen auf klare Übersichtlichkeit besondere Rücksicht. In einem Ergänzungsband waren alle Vorbereitungen für jedes Departement noch genauer durchgearbeitet. 3½ Jahre hat das Komitee für die Fertigstellung dieses Buches gebraucht. Besonders wurden auch die Erfahrungen aus der Agadirzeit verwertet. (Wie hat Englands Presse damals getobt, als ihm in der deutschen seine strategischen Kriegsvorbereitungen nachgewiesen wurden!) In jedem Departement saßen Tag und Nacht Offiziere oder Beamte für die Durchführung der ersten Maßnahmen bereit. Tausende von Telegrammen lagen übersichtlich geordnet fertig da. Jeder nur mögliche Brief war geschrieben und kuvertiert, den wichtigsten Schrift- und Drucksachen war eine Vorzugsbeförderung gesichert. Umfangreichere Drucksachen, „orders in council" usw. standen im Satz fertig. „Der König verließ nie seinen jeweiligen Standort, ohne die Papiere mit sich zu führen, die gegebenenfalls seiner Unterschrift bedurften." Kurze, knappe Codeworte waren für die verschiedenen Fälle für die Auslandstelegramme vorgesehen. Das ganze System war im Juni 1914 fertig. Es saßen damals nur noch einige Subkomitees, die Spezialvorbereitungen treffen sollten, weiter. Zu lösen war nur noch die wichtige Frage der staatlichen Versicherung der Handelsschiffe im Kriegsfalle. „Soweit die Flotte in Betracht kam, war Juni 1914 über das „War Book" hinaus alles in bester Ordnung." (Vgl. hierzu Vizeadmiral Hollweg in der Vossischen Zeitung 1920, Nr. 251, vom 18. Mai, Abendausgabe.)

Herbst 1914 als Kriegsbeginn in Aussicht genommen.

Im November 1912 faßte eine russische Militärkommission, wie Robert Hoeniger in seinem Buche „Rußlands Vorbereitung zum Weltkriege", Berlin 1919 (S. 254), nachweist, etwa den September 1914 als Kriegsbeginn ins Auge.

Der russische Militärattaché in Paris, Graf Nostiz, der mit den leitenden Militärs in Paris und Petersburg engste Fühlung hatte und zu den Eingeweihten zu zählen ist, schrieb nach seiner Versetzung als Stabschef des Gardekorps in Petersburg von dort an seine in Frankreich weilende Gattin im Herbst 1912 (ebd. S. 75): Nous ne sommes pas prêts, il nous faudra encore deux ans environ, mais ce n'est que partie remise (Wir sind nicht bereit, sondern brauchen noch ungefähr zwei Jahre, aber das ist nur ein Aufschub).

Auf der Bukarester Friedenskonferenz 1913 sagte der serbische Ministerpräsident Paschitsch zu dem griechischen Delegierten Politis: „Die erste Partie ist gewonnen; nun muß man die zweite vorbereiten gegen Österreich (La première manche est gagnée, maintenant il faut préparer la seconde manche contre l'Autriche)" (Boghitschewitsch, S. 65).

Damit stimmt vollkommen eine Äußerung desselben Paschitsch zu dem serbischen Geschäftsträger in Berlin, Boghitschewitsch: „Ich hätte schon im ersten Balkankriege, um noch Bosnien und die Herzegowina zu erwerben, es auf den europäischen Krieg ankommen lassen können; da ich aber befürchtete, daß wir dann Bulgarien gegenüber in Mazedonien größere Konzessionen zu machen genötigt wären, wollte ich zunächst den Besitz Mazedoniens für Serbien sichern, um dann erst zur Erwerbung Bosniens und der Herzegowina schreiten zu können" (ebd.).

Die dreijährige Dienstzeit.

Unter dem Drucke Rußlands kehrte Frankreich 1913 zu der dreijährigen Militärdienstzeit zurück und lud sich damit eine Last auf, die so schwer war, daß in kurzer Zeit zwischen der Wiederaufhebung dieses Gesetzes und dem Kriege gewählt werden mußte.

Digitized by Google

Der belgische Gesandte in Paris, Baron Guillaume, schreibt dazu an seine Regierung am 8. Mai 1914: „Eines der gefährlichsten Momente der augenblicklichen Lage ist die Rückkehr Frankreichs zum Gesetze der dreijährigen Dienstzeit. Sie wurde von der Militärpartei leichtfertig durchgesetzt, aber das Land kann sie nicht ertragen. Innerhalb von zwei Jahren wird man auf sie verzichten oder Krieg führen."

Später, kurz vor dem Ausbruch des Weltkrieges, kommt Guillaume noch einmal auf diesen Gedanken zurück (9. Juni 1914): „In Rußland muß man wissen, daß die dem französischen Volke zugemutete Anstrengung nicht lange dauern könne... Sollte sich die Haltung des Petersburger Kabinetts vielleicht auf die Überzeugung gründen, daß die Ereignisse nahe genug bevorstehen, um sich des Werkzeuges bedienen zu können, das es seinen Verbündeten in die Hand geben will?"

Russische Kriegsstimmung.

Daß die leitenden russischen Kreise im Herbst 1913 auf den nahen Ausbruch des Krieges vorbereitet waren, zeigt das Betragen einer russischen Offiziersdeputation, die unter Führung des Großfürsten Kyrill den Zaren bei der Einweihung des Völkerschlachtdenkmals in Leipzig am 18. Oktober 1913 vertrat. „Die meisten der Herren gehörten zur Umgebung des russischen Kaisers, also zur Hofgarde". Bei einem Essen in einem Leipziger Privathause, als der Champagner die Zungen gelöst hatte, bot ein General einem deutschen Hauptmann, der in Frankreich gefallen ist, eine Zigarette an mit den Worten: „Herr Kamerad, Sie revanchieren sich auf dem Schlachtfelde", und ein anderer General legte seiner Tischnachbarin das zarte Geständnis ab, er freue sich darauf, in Blut zu waten. (Mitgeteilt von Hermann Martin, Die Schuld am Weltkriege, Leipzig 1920, S. 98).

Das vielgelesene **russische Militärblatt** „Raswjädschik" schrieb in seinem **Neujahrsartikel 1914** (Hoeniger, S. 43): „Uns allen ist sehr wohl bekannt, daß wir uns für einen Krieg an der Westgrenze vorbereiten, vornehmlich gegen die Deutschen... Nicht nur die Truppen, sondern das ganze russische Volk muß an den Gedanken gewöhnt werden, daß wir uns zum Vernichtungskampf gegen die Deutschen rüsten und die deutschen Reiche vernichtet werden müssen, auch wenn wir dabei Hunderttausende von Leben verlieren müssen."

Ankündigung von Smuts.

Ein Dr. Forkel in Johannesburg (Südafrika) machte am 2. Januar den Reichskanzler darauf aufmerksam, daß General Smuts im Kapparlament gesagt hatte: „Sicher ist der Tag nicht fern, wo zum größten Teile, ja vielleicht gänzlich alles Land in Südafrika südlich des Aquators sich in der Union von Südafrika befinden wird."

Warnung Ferdinands von Bulgarien.

Dem Obersten v. Massow, Militärattaché in Sofia, der vor Weihnachten 1913 von dort abreiste, sagte damals König Ferdinand von Bulgarien den baldigen Ausbruch des Weltkrieges voraus und bezeichnete diesen Weltkrieg ausdrücklich als Ergebnis der diplomatischen Einkreisung Deutschlands. Warnend wies er auf die offenbare Unzuverlässigkeit Italiens und Rumäniens hin. Auch Belgien werde seine Neutralität nicht wahren können, da es sich durch feste Abmachungen an Frankreich gebunden habe. (Mitgeteilt in den „Grenzboten" 1919, Nr. 20.)

Frankreichs Vorbereitungen.

Nach dem im Jahre 1915 gedruckten Generalrapport des Pariser Stadtverordneten Louis Dausset zum Budgetentwurf des Conseil municipal interessierte sich im Januar 1914 plötzlich das französische Kriegsministerium sehr für die **Mehlvorräte in Paris** und stellte namhafte Beträge dafür zur Verfügung, während es sich früher immer geweigert hatte, zu den Kosten der Verproviantierung der Stadt für den Kriegsfall beizutragen. In dem Ausschuß, der sich mit

Digitized by Google

der Frage befaßte, bestand der Militärgouverneur von Paris, General Michel, am 14. Januar 1914 auf der Dringlichkeit der Entscheidung und warnte „in wahrhaft prophetischer Weise": „Die Zeit drängt. Dies Jahr ist ein außerordentliches Jahr, wir wissen nicht, was es uns bringen wird. Wir wissen nicht, ob wir im Monat März oder im Monat April die Mobilmachung haben werden." Der Stadtrat bewilligte für die Mehlversorgung 400 000 Franken, nachdem General Michel und der Intendant Ducuing „in ergreifenden Worten, die alle Mitglieder der Versammlung im Gedächtnis getragen haben, ihre vaterländischen Sorgen auseinandergesetzt hatten" (Botschafter v. Schoen in einer Unterredung mit einem Sonderberichterstatter des Berliner Lokalanzeigers nach dessen Nr. 646 vom 21. Dezember 1918).

Rußlands Vorbereitungen

Anfang 1914 beschlossen die Kommissionen der russischen Duma in geheimen Beratungen, den freien Barbestand von 500 Millionen Rubel, die als „unversehrbarer Schatz für den Kriegsfall" galten, für Heereszwecke auszuschütten (Hoeniger a. a. O., S. 37).

Am 2. Februar 1914 hatte der serbische Minister des Auswärtigen Paschitsch eine Audienz beim Zaren. Sein Bericht darüber ist bei Boghitschewitsch (S. 170 ff.) mitgeteilt. Er wurde vom Zaren mit den Worten entlassen: „Für Serbien werden wir alles tun." Er möge das dem Könige bestellen. Paschitsch erwähnte, daß die österreichischen Serben ihr Heil nur in Rußland und Serbien sähen, und bat um 120 000 Gewehre, Munition und einige Kanonen, besonders Haubitzen.

Schon am 7. Januar 1914 hatte Ssasonow dem Zaren ein Memorandum unterbreitet, in dem er die Notwendigkeit darlegte, „unverzüglich zur Ausarbeitung eines umfangreichen Aktionsprogramms zu schreiten, um eine günstige Lösung der Frage der Meerengen in dem Fall zu sichern, daß die Ereignisse Rußland zwingen sollten, seine Interessen am Bosporus und an den Dardanellen zu schützen" (Deutsches Weißbuch, S. 160).

Am 21. Februar 1914 wurde in Petersburg unter Ssasonows Vorsitz eine Konferenz der höchsten Würdenträger des Reiches, der obersten General- und Admiralstabsoffiziere abgehalten. Das von Ssasonow, dem Generalstabschef und dem Marineminister unterzeichnete Protokoll beweist unwiderleglich: 1. daß die russische Regierung seit Frühjahr 1914 planvoll militärische und technische Vorbereitungen für eine Truppenlandung am Bosporus getroffen hat, 2. daß dies Vorgehen im Rahmen eines Krieges gegen Deutschland und Österreich, nicht eines russisch-türkischen gedacht war, daß der serbische Angriff auf Österreich unmittelbar in die Rechnung eingesetzt war, und daß der baldige Ausbruch des Krieges für eine Selbstverständlichkeit angesehen wurde. Rußland wollte Konstantinopel erobern und faßte diese Eroberung für die nächste Zukunft ins Auge. Der Weg nach Konstantinopel aber sollte nach den bekannten russischen Redensarten über Wien und über Berlin gehen (Norddeutsche Allgemeine Zeitung 1918, Nr. 174, vom 6. April. F. Tönnies, Die Schuldfrage, Berlin 1919, Hoeniger a. a. O.).

Maxim Gorkijs Zeitung „Nowaja Shisn", die zuerst (19. Februar 1918) dies Protokoll veröffentlicht hat, bemerkt dazu: „Die erwartete Gunst des Schicksals, die die Möglichkeit liefern sollte, eine auswärtige Verwicklung zu benutzen, um sich in den Krieg zu stürzen und die Wegnahme der Meerengen zu versuchen, trat alsbald ein."

Englische Vorbereitungen.

Morels Zeitschrift „Foreign Affairs" hat am 3. Juni 1921 den Brief eines englischen Offiziers veröffentlicht, der früher dem Generalstab angehört hat. Dieser

Digitized by Google

fragt das Kriegsamt, ob es bestreiten wolle, daß schon im Februar 1914 das englische und das französische Kriegsamt gemeinsam mit den beiderseitigen Schatzämtern eine geheime Vereinbarung getroffen hätten, wodurch das Verfahren bei den für das englische Hilfskorps benötigten Zahlungen geregelt worden sei, und zwar mit Einzelheiten, die bei einer reinen Vorsichtsmaßregel überflüssig gewesen wären, sondern nur unter der Voraussetzung einer kommenden baldigen Anwendung Sinn gehabt hätten.

Warnungen und Ankündigungen.

Warnung des belgischen Gesandten in Paris.

Baron Guillaume, der schon im Februar und März 1913 auf das Wachsen des Chauvinismus seit der Wahl Poincarés zum Präsidenten und auf den Glauben der Franzosen an die Gewißheit, ja Unvermeidlichkeit des Krieges mit Deutschland hingewiesen hatte, schreibt am 8. Mai 1914: „Die Franzosen behaupten **des Sieges gewiß** zu sein, machen viel Aufhebens von den übrigens wirklich vorhandenen Fortschritten, die die französische Armee gemacht hat, und behaupten, sicher zu sein, das deutsche Heer zum mindesten lange genug in Schach halten zu können, um Rußland Zeit zu lassen, mobil zu machen, Truppen zusammenzuziehen und sich auf den westlichen Nachbarn zu stürzen. Ein erfahrener und hochgestellter Diplomat sagte neulich: ‚Wenn sich jetzt plötzlich eines Tages ein ernster Zwischenfall zwischen Frankreich und Deutschland ereignet, so werden die Staatsmänner beider Länder sich bemühen müssen, ihm innerhalb der nächsten drei Tage eine friedliche Lösung zu geben, oder es gibt Krieg.‘“

Publizistische Ankündigungen.

Am 3. März 1914 brachte die „Kölnische Zeitung“ unter dem Titel „Rußland und Deutschland“ einen vom 24. Februar datierten aufsehenerregenden, aber leider amtlich abgeschwächten Bericht ihres Petersburger Korrespondenten, der auf die russischen Rüstungen aufmerksam machte. „Einstweilen sorgt die Presse gründlich dafür, einen Krieg gegen die wegen ihrer ganzen Art an und für sich nicht beliebten Deutschen populär zu machen... Vor zwei Jahren scheute man sich noch, jetzt spricht man es offen aus, sogar in amtlichen militärischen Zeitschriften, daß Rußland zum Krieg gegen Deutschland rüstet.“ Eine unmittelbare Kriegsgefahr hielt der Berichterstatter allerdings nicht für vorliegend.

Am 12. März brachte die Abendausgabe der Petersburger Börsenzeitung (Birschewija-Wjedomosti) einen anonymen, aber, wie später festgestellt wurde, von dem Kriegsminister Suchomlinow selbst diktierten Artikel mit der Überschrift „Rußland will den Frieden, ist aber zum Kriege bereit.“ „Wir können stolz behaupten, daß die Zeit der Drohungen vorüber ist, daß Rußland keine fremden Drohungen mehr fürchtet, und daß die russische öffentliche Meinung keinen Grund mehr hat, sich zu beunruhigen. Die russische Armee, die immer siegreich gewesen ist und ihre Kriege im Lande des Feindes führte, wird den Begriff der **Defensive vollkommen vergessen,** an den man sie in der jüngsten Periode unseres staatlichen Lebens gewöhnt hat... In vollem Einverständnis mit dem obersten Kriegsherrn wünscht Rußland den Frieden. Es ist aber fertig“ (mitgeteilt bei Tönnies).

Am 28. März 1914 berichtete der russische Exdiplomat Brantschaninow, einer der Führer der neuslawischen Bewegung, der vertraute Freund des Tschechenführers Kramarsch, in seinem Wochenblatt „Nowoje Zweno“ über seinen Besuch bei Poincaré und Grey, von dem er kurz vorher zurückgekommen war. **Grey habe ihm gesagt, daß England an dem großen Kriege teilnehmen werde; in ein paar Monaten werde er ausbrechen.** Für England bedeute der Krieg einen er-

Digitized by Google

wünschten Ausweg aus den inneren Schwierigkeiten. „Sie (die Engländer) wissen das (daß sie teilnehmen werden), aber mit der den Engländern eigenen Heuchelei sprechen sie darüber nur im freundschaftlichen Verkehr, damit es niemand erfahre, nicht so wie naive Leute vom Schlage des Herrn Ssasonow, der es wünscht, daß man ihm alles gleich mit Brief und Siegel entgegenbringt. Und ist es nicht seltsam, auszudenken, daß Europa bloß wegen der irischen Frage in sechs bis acht Wochen einem Weltkrieg entgegengeht?"

Am 4. April 1914 richtete der Petersburger Geschichtsprofessor Paul v. Mitrofanoff an seinen Berliner Kollegen Hans Delbrück einen offenen Brief (abgedruckt in den Preußischen Jahrbüchern Juniheft 1914, S. 386 ff.), in dem er uns den Krieg ankündigt, wenn wir den Russen nicht gestatten würden, den Türken die Meerengen zu entreißen und das österreichisch-ungarische Reich zu zertrümmern. „Wir finden keine Anerkennung unserer jetzigen Lage, kein Rechnen mit unserer jetzigen Stärke, und wir sind entschlossen, die uns gebührende Stelle uns zu verschaffen... Der Krieg mit Deutschland wäre ein Unglück, aber man entzieht sich sogar einer bitteren Notwendigkeit nicht, wenn es wirklich notwendig wird... Ich kann verbürgen, daß meine Anschauungen von vielen, vielen Hunderttausenden meiner Landsleute geteilt werden."

Dieser Brief muß natürlich im Zusammenhang mit den russischen Plänen und mit der Kriegsankündigung des Kriegsministers bewertet werden.

Am 19. Juli kehrte Mitrofanoff im Hause Delbrücks in Berlin ein. Die Kriegsgefahr bildete selbstverständlich den Hauptgegenstand der Unterhaltung. Als sich Mitrofanoff verabschiedet hatte, sagte ein junger Einjähriger, der die Gespräche mit angehört hatte: „Das ist ja der Krieg!" „Sage das nicht, mein Sohn", antwortete Delbrück mehr erschüttert als logisch, indem er mit der Hand seine Stirn bedeckte. „Es wäre zu schrecklich" (Delbrück, Krieg und Politik, Bd. 1).

Am 13. Juni brachte die „Birschewija Wjedomosti" einen neuen Hetzartikel, in dem es am Schluß heißt: „Frankreich und Rußland wollen den Krieg nicht, aber Rußland ist bereit und hofft, daß Frankreich es ebenfalls sein wird."

Die russischen Offiziere.

Am 4. April 1914 berichtet der belgische Gesandte in Berlin von einer dort eingetroffenen japanischen Militärmission, die von Petersburg kam und von der in Rußland herrschenden deutschfeindlichen Stimmung der Offiziere aufs höchste betroffen war. In den Offiziersmessen hatte man offen von einem nahe bevorstehenden Kriege gegen Österreich-Ungarn und gegen Deutschland sprechen hören. Die Armee sei bereit, ins Feld zu ziehen, und der Augenblick ebenso günstig für die Russen wie für ihre Verbündeten, die Franzosen. (Abgedruckt in der Sammlung von Schwertfeger: Zur europäischen Politik 1897—1914, Bd. 4, Nr. 88.)

Die letzten Schritte.

Die russische Mobilmachung.

Im April 1914 benutzte Dr. Alfred Berliner, Direktor der A.-G. Siemens und Halske in Berlin, die sibirische Bahn von Charbin aus, um aus dem fernen Osten in die Heimat zurückzukehren. „Fast auf jeder Strecke", so berichtet er (bei Hermann Martin, Die Schuld am Weltkriege, Leipzig 1920, S. 97), „bemerkte ich auf den Auszugsgleisen eine größere Zahl von Militärtransportzügen, die vollgepfropft waren mit Soldaten und die wir in den Stationen überholten. Ich fragte einen hohen russischen General, der im gleichen Zuge war und mit dem ich öfters Schach spielte, was diese Soldaten zu bedeuten hätten. Er gab mir zur Antwort: „Es sind dies Soldaten, die im Herbst vorigen Jahres zur Entlassung kommen sollten und aus bestimmten Gründen erst jetzt zur Entlassung

Digitized by Google

kommen." Um Gewißheit über diese mir etwas zweifelhaft vorkommende Antwort zu erhalten, stellte ich am nächsten Tage an einen russischen Stationsvorsteher dieselbe Frage und bekam genau dieselbe Antwort. Dasselbe Frage- und Antwortspiel wiederholte sich ein drittes Mal, und ich war mir infolgedessen klar, daß eine offizielle Parole ausgegeben war, Fragen, die von Durchreisenden wegen der Militärbeförderung gestellt würden, in dieser Weise zu beantworten. Die Militärzüge waren auf den Stationen streng bewacht, kein Soldat durfte aussteigen, wenn der Expreßzug gleichfalls hielt, und kein Reisender durfte in die Nähe dieser Züge kommen. Alles dies zusammengenommen erweckte in mir die absolute Sicherheit, daß diese Militärzüge nach der Westgrenze gehen und ein kriegerischer Aufmarsch stattfindet. Am 2. Mai traf ich in Berlin wieder ein, und ich nahm Veranlassung, mit verschiedenen Herren über das Geschehene zu sprechen, und glaubte meiner Sache so sicher zu sein, daß ich ruhig Wetten auf den Ausbruch des Krieges mit Deutschland bis zum 31. Juli 1914 abschloß."

Die russischen Vorbereitungen zum Kriege hat der Berliner Historiker Robert Hoeniger im einzelnen quellenmäßig untersucht (Untersuchungen zum Suchomlinowprozeß, in der „Deutschen Rundschau" August 1918 und sein Buch: Rußlands Vorbereitung zum Weltkrieg, Berlin 1919). Er stellt aus russischen Quellen fest, daß die Vormobilisierungsperiode bereits zu Beginn des Jahres 1914 eröffnet worden ist. In der Zeit vom 28. Juni bis 24. Juli legte man die letzte Hand an die Vorbereitungen zur Durchführung der Mobilisation. Ein merkwürdiger Parallelismus der Daten wollte es, daß bei der 1912 veranstalteten Erprobung des neuen Operationsplanes zum Kriege gegen die Westmächte der Beginn der Vormobilisierung gerade auf den 28. Juni, den Tag des Mordes von Serajewo, festgesetzt worden war.

Am 30. April 1914 erteilte der Kommandeur des 17. Schützenregiments in Suwalki, Baron Korff, Anweisungen an seine Offiziere für die kriegsgemäße Schießausbildung der Truppe. Das Schriftstück schließt mit dem Satze: „Also an die ernste Arbeit, meine Herren, das Examen — der Krieg — wird kaum lange auf sich warten lassen."

Nach den von Hoeniger veröffentlichten militärischen Akten steht es unzweifelhaft fest, daß die russische Aktionspartei für das Jahr 1914 die Waffenentscheidung wollte.

Als erster Blessierter des Weltkrieges erscheint in den russischen Akten ein Fliegerleutnant, der am 16. Juni 1914 bei Czenstochau abstürzte.

Verhandlungen über eine englisch-russische Marinekonvention.

Die „Stimmung", die die politischen Führer Englands 1912 gezeigt hatten, genügte nach Pokrowski (Aus den Geheimarchiven des Zaren, Berlin, 1919) den Russen nicht. „Die englischen Imperialisten waren aber keineswegs geneigt, sich zu binden. Sie begriffen sehr gut, daß die zarischen Diplomaten Leute sind, die die ganze Hand ergreifen, wenn man ihnen einen Finger reicht."

Bei dem Besuche König Georgs und Greys in Paris im April 1914 schlug der französische Minister des Auswärtigen, Doumergue, eine engere russisch-englische Verständigung vor. „Sir Edward Grey antwortete, daß er persönlich mit diesem Gedanken vollkommen sympathisiere und vollkommen bereit wäre, ein Abkommen mit Rußland zu schließen ähnlich den Abkommen, die zwischen England und Frankreich vorliegen."

Der russische Botschafter in London, Graf Benckendorff, schrieb Anfang Mai an Ssasonow: „Es ist nicht anzunehmen, daß alle Kabinettsmitglieder von vornherein und ohne jeden Widerstand ihre Zustimmung geben werden. Nichtsdestoweniger wird sich, daran zweifle ich kaum, der feste Entschluß der wirklichen Führer des Kabinetts durchsetzen, und dann werden sogleich die regel-

Digitized by Google

rechten Verhandlungen beginnen können. Wenn das hier skizzierte Ergebnis erzielt wird, werden wir, glaube ich, die Hauptsache erreicht haben, nämlich die bisher allzu theoretischen und friedlichen Grundgedanken der Entente durch etwas Greifbares zu ersetzen."

Die Besprechungen haben dann im Mai stattgefunden. Bis zum 10. Juni muß ein grundsätzliches Einverständnis erzielt worden sein, das keine Verhandlungen mehr, sondern nur noch die ergänzende Regelung technischer Nebenfragen nötig machte. Dazu traf am 10. Juni der russische Marineattaché Wolkow in London ein, wovon Grey den Ersten Lord der Admiralität verständigte.

Am 11. Juni wurde „recht ungelegener Weise" im Unterhause wegen dieser Angelegenheit eine Anfrage gestellt. Grey kündigte dem Grafen Benckendorff vorher an, daß seine Antwort sowohl die Verhandlungen mit Rußland wie die früheren mit Frankreich verschleiern solle. In der Tat erklärte er: „Keine derartigen Verhandlungen sind im Gange, und es werden, soweit ich das beurteilen kann, voraussichtlich keine eingeleitet werden."

Man könnte ihm das aufs Wort glauben und daraus schließen, daß das Einvernehmen bereits wirklich zum Abschlusse gelangt war. Aber es kann auch sein, daß es noch Schwierigkeiten gegeben hatte.

Graf Benckendorff berichtete am 2. Juli in seiner zynischen Art nach Petersburg (v. Siebert, S. 827): „Es scheint mir keinem Zweifel zu unterliegen, daß dieses Mal die Beunruhigung in Berlin (infolge von Indiskretionen) eine sehr große gewesen ist. Vielleicht will Sir Eduard Grey, daß diese Beunruhigung sich etwas legt, ehe er weiter verhandelt. Es ist in der Tat richtig, daß es ihm schwerfallen würde, gleichzeitig zu dementieren und zu verhandeln — eine Rolle, die er sowohl Deutschland als auch einem sehr beträchtlichen Teile seiner eigenen Partei und der englischen Presse gegenüber spielen müßte."

Weitere Prophezeiungen.

König Karol von Rumänien sagte im Mai 1914 zu dem holländischen Kriegsminister Colyn, wie dieser in seinem Buche „Over den Weltkrijg" mitteilt: „Ich habe nicht mehr lange zu leben, aber ich rechne mit Bestimmtheit darauf, daß der große europäische Krieg noch zu meinen Lebzeiten ausbricht."

Papst Pius X. soll zu Merry del Val gesagt haben, wir würden das Jahr 1914 nicht überschreiten.

Frankreichs Verhandlungen mit der Schweiz.

Anfang Mai 1914 machte der französische Botschafter in Bern, Beau, die Schweizer Regierung auf das Projekt aufmerksam, die Schweiz solle sich von ihren Nachbarn die Neutralität garantieren lassen und als Gegenleistung die Verpflichtung übernehmen, im Kriegsfalle die Verpflegung von Verwundeten der kriegführenden Staaten besorgen. Anknüpfend daran erklärte Beau, Frankreich würde geneigt sein, der Schweiz im Kriegsfalle die Getreideeinfuhr auf seinen Bahnen zuzusichern. Es fanden dann Verhandlungen zwischen dem französischen Militärattaché Major Pageot und dem schweizerischen Generalstab statt. Pageot äußerte sich dabei verschiedenen Personen gegenüber mit großer Offenheit über die deutsch-französischen Beziehungen. Frankreich sei an und für sich durchaus friedlich gesinnt. „Aber unsere lothringischen Brüder rufen uns." (Mais nos frères de Lorraine nous appellent.) „Deutschland habe sich auf friedlichen Ausgleich der elsaß-lothringischen Frage nicht einlassen wollen. Deshalb müsse es schließlich einmal zu einer Auseinandersetzung kommen. Pageot rechnete unbedingt mit der Mitwirkung Rußlands und Englands. Italien werde sich wohl ruhig verhalten. Der Krieg werde lange dauern. Frankreich müsse sich im Anfange auf Mißerfolge gefaßt machen. Es komme darauf an, so lange

Digitized by Google

auszuhalten, bis Rußland fertig sei. Dann werde sich das Blatt wenden... Selbstverständlich würden alle Zufahrten nach Deutschland gesperrt werden, auf der einen Seite durch Rußland, auf dem Meere durch England. Deutschland könne seinen Bedarf an Lebensmitteln nicht selbst decken und werde daher im Kriege ausgehungert werden" (v. Schoen a. a. O.).

Weitere englische Vorbereitungen.

Morels Zeitschrift „Foreign Affairs" hat in Nr. 9, vom März 1921 enthüllt, daß England schon vor dem Morde von Serajewo leere englische Handelsschiffe nach Kronstadt übergeführt hat, die eine Landung russischer Truppen an der pommerschen Küste unter dem Schutze britischer Panzer ermöglichen sollten.

„Deutschland zum Tode verurteilt."

Deutschlands Kriegsvorbereitung.

Was hat dagegen Deutschland, das nach der Behauptung der Entente im August den Krieg eröffnete, um die Weltherrschaft zu erringen, an Vorbereitung geleistet?

Am 9. Juli 1914 schrieb das deutsche Armee-Verwaltungs-Departement an die Intendantur des 15. Armeekorps, daß die vorschriftsmäßige **Verproviantierung der Festungen Straßburg und Neubreisach bis zum 1. April 1915 hinauszuschieben** sei (Helfferich, Vorgeschichte des Weltkrieges, S. 184).

Die mangelnde wirtschaftliche, politische und militärische Bereitschaft ist der deutschen Regierung während des Krieges mit vollem Recht zum schweren Vorwurf gemacht worden.

Noch im Juli wurde in großem Umfange Getreide nach Frankreich ausgeführt. Über den Mangel an Rohstoffen machte man sich keine Sorgen. Der Kaiser erhielt auf seiner Nordlandreise, nach seinem eigenen Zeugnis nur rosige Berichte: man hoffe, daß sich alles noch zurechtbiegen werde.

Zu dem wenigen, was in Erzbergers Erinnerungsbuche völlig glaubwürdig ist, gehört die Feststellung, daß das deutsche Volk militärisch, wirtschaftlich und politisch unvorbereitet war. „Ein neckischer Zufall wollte es, daß am 31. Juli 1914 im Kriegsministerium ein Schreiben des Reichsschatzamtes eintraf, worin die **Neuforderungen für vermehrte Munitionsbeschaffung im Etatsjahr 1915 abgelehnt** wurden." Am 27. Juli erklärte das Auswärtige Amt, an einen Krieg sei nicht zu denken.

Ein Bericht aus Tokio.

Am 10. Juni 1914 berichtete der deutsche Marineattaché aus Tokio, ein japanischer Staatsmann habe ihm gesagt, daß das Deutsche Reich zum Tode verurteilt sei. Daran sei nichts zu ändern, und man habe alle Vorbereitungen getroffen.

„Ich bin betroffen über die Gewißheit, mit der hier alles den Krieg gegen Deutschland in naher Zeit für sicher hält, das kaum greifbare, aber doch so scharf fühlbare Etwas, das wie eine Art Mitleid über ein noch nicht ausgesprochenes Todesurteil hier in der Luft liegt." In Tokio kannten eben die Diplomaten die Verträge, während Deutschland schlief. (Vgl. Reventlow, Politische Vorgeschichte des großen Krieges; Tirpitz, Erinnerungen; Reismann-Grone, Der Erdenkrieg und die Alldeutschen, S. 79).

Die „Überzeugung" Paléologues.

Anfang Juni 1914 erschien der französische Botschafter in Petersburg, Maurice Paléologue, wie er selbst in seinen Tagebuchaufzeichnungen unter dem Titel „Das zarische Rußland während des großen Krieges" in der „Revue des Deux Mondes" erzählt, in Paris, um mit seinem Rücktritt zu drohen, wenn nicht die dreijährige Dienstzeit unter allen Umständen durchgeführt werde. Diese Drohung wurde durch einen Sensationsartikel des „Paris-Midi" sofort bekannt. Auch der schon erwähnte Artikel der „Birschewija Wjedomosti" vom 12. Juni steht damit in Verbindung. Paléologue erklärte Briand: „Ich habe die innerste

Digitized by Google

Überzeugung, daß wir dem Gewitter entgegengehen. An welchem Punkte des Horizonts wird es ausbrechen? Ich weiß es nicht, aber der Krieg ist gewiß und in kurzer Zeit." Später fragte ihn Viviani: „Nun, Sie glauben an Krieg?" Paléologue antwortete: „Ja, ich glaube, daß der Krieg uns in nächster Zeit droht und daß wir uns darauf vorbereiten müssen."

Wie Paléologue dazu kam, den Krieg für gewiß zu halten, wissen wir. Die russischen Vorbereitungen waren ja längst im Gange, und P. war natürlich darüber ebenso genau unterrichtet wie die Regierung in Paris. Eine Gewitteratmosphäre, an deren Ladung man beteiligt ist, kann man wohl mit Sicherheit wahrnehmen.

Der Entschluß zum Weltkrieg.

Die „dreizehn Tage".

Wer diese Zeugnisse unvoreingenommen auf sich wirken läßt, gewinnt den nötigen Abstand zu dem diplomatischen Seilziehen der angeblich entscheidenden „dreizehn Tage" und wird es nicht mehr überschätzen, sondern sich des alten Satzes erinnern, daß bei den Diplomaten die Worte dazu da sind, die Gedanken zu verbergen, auch nicht vergessen, daß sie das Bestreben haben, im Urteil der Welt sich selbst zu entlasten, die andern zu belasten.

In den von v. Siebert veröffentlichten russischen Aktenstücken aus der Vorkriegszeit wird die Notwendigkeit, dem Gegner die Verantwortung zuzuschieben, wiederholt, besonders von englischer Seite hervorgehoben.

Es kann hier nicht im einzelnen darauf eingegangen werden. Wer sich in das überreiche Quellenmaterial ernstlich vertieft, muß schließlich doch zu dem Ergebnis kommen, daß die Darlegungen des deutschen Weißbuches von 1914 in den wirklich wesentlichen Punkten unwiderlegt geblieben sind. Richtig ist, daß Österreich es als seine Lebensnotwendigkeit ansah, die serbische Gefahr durch einen Krieg, eine Strafexpedition, wenn man so will, zu beschwören, und daß Deutschland im großen und ganzen sein Vorgehen billigte. Den österreichisch-serbischen Krieg haben die Mittelmächte tatsächlich gewollt, aber es ist ein bösartiger Kniff des Berichts der Ententekommission vom 29. März 1919, das Wort Krieg ständig ohne Zusatz zu brauchen, damit der Leser an den Weltkrieg denke. Die Annahme Wiens und Berlins, daß es möglich sei, Rußland von der Beschützung Serbiens abzuhalten, erwies sich als ein verhängnisvoller Irrtum und erscheint deshalb jetzt als ein schwerer politischer Fehler. Ein Eingreifen Englands erwartete man nicht, und auffallenderweise befürchtete man auch von Frankreich nichts. Deutschland suchte den Konflikt zunächst zu lokalisieren, und als das nicht gelang, zwischen Petersburg und Wien zu vermitteln, indem es auf Wien den stärksten Druck ausübte. Die Beilegung des Streits schien noch aussichtsreich, als Rußlands allgemeine Mobilisierung die europäische Konflagration entfesselte. Deutschland mußte selbst mobilisieren, und Frankreich sah sich damit auf Grund seines Vertrages mit Rußland vom 27. Dezember 1893/4. Januar 1894, Art. 2 ebenfalls dazu genötigt. Frankreich hatte aber, für die Gelegenheit zur Revanche dankbar, schon zu Anfang der Krise erklärt, daß es seine Bündnispflichten gegen Rußland, dessen Kriegswille unwiderleglich erwiesen ist, erfüllen würde. Die letzten Abmachungen sind wahrscheinlich bei Poincarés Besuch in Petersburg getroffen worden. Die englische Kriegspartei, zu der ich trotz aller Schönfärbereien mancher Pazifisten an erster Stelle Grey selbst rechne, setzte es durch, daß die Gelegenheit, mit Hilfe einer mächtigen festländischen Koalition den gefährlichsten Wettbewerber zu vernichten, nicht unbenutzt gelassen wurde. Auch fürchtete man natürlich, Deutschland würde

Digitized by Google

nach Besiegung Rußlands und Frankreichs zu mächtig dastehen und die englische Weltherrschaft gefährden. Eben hatte England noch freundliche Verhandlungen mit Deutschland über Afrika und Vorderasien gepflogen. Aber gerade diese sind es wohl gewesen, die Rußland und Frankreich vorantrieben, damit es nicht mit ihren Absichten aus wäre. Wenn Grey anfangs nicht für die faule serbische Sache zu haben war, so ist er jedenfalls schon sehr bald bekehrt worden. Schließlich trat durch die „Bedrohung" Frankreichs durch Deutschland der englisch-französische Bündnisfall ein. Die Verletzung der belgischen Neutralität aber gab für England nur das erwünschte Stichwort ab.

Poincaré in Petersburg.

Als am 21. Juli 1914 Poincaré und Viviani nach Petersburg kamen, begrüßte sie das Amtsblatt des russischen Kriegsministers mit folgenden Worten (v. Eggeling, Die russische Mobilmachung, Oldenburg 1919, S. 11. Hoeniger, Vorbereitung, S. 82 f.): „Seid willkommen, teure Gäste! Mit freudiger Erregung begrüßt Euch das militärische Rußland, das mit geistigem Auge über Frankreich bereits die alten Siegeskränze erblickt, ihre wundersame Bedeutung kennt und weiß, daß in der Stunde des furchtbaren Kampfes zwei Mächte durch einmütige Anstrengung von Osten und Westen den feindlichen Willen brechen werden, dem Kampfe neue Lorbeeren für Frankreich und Rußland entreißen und jenen Heldengeist nicht entehren werden, der seit Ewigkeit über beiden Armeen und über beiden Flotten geschwebt hat, der aus Frankreich herbeigeeilt ist, um die künftigen Kampfgenossen zu besuchen."

Bei diesem Besuch ist aller Wahrscheinlichkeit nach das gemeinsame französisch-russische Vorgehen beschlossen worden. Der **Straßburger Sozialistenkongreß** von 1920 hat mit Recht verlangt, daß rasch und gründlich über diese Reise der Herren Poincaré und Viviani und über die allgemeine russische Mobilmachung Licht verbreitet werde.

Bezeichnend ist, daß die „Nowje-Wremja" zu Poincarés Eintreffen in Kronstadt am 20. Juli 1914 schrieb: „Wir hoffen, daß die Politik der Nachgiebigkeit jetzt aufhöre."

Das österreichische Ultimatum an Serbien hatte der britische Botschafter in Wien, Bunsen, schon am 15. Juli aus privater Quelle erfahren und am 16. Juli nach London drahten können (Blaubuch Nr. 161), und das Londoner Auswärtige Amt hatte diese Nachricht ohne Zweifel dem Botschafter in Petersburg mitgeteilt.

Die kürzlich in der „Revue des deux Mondes" vom 15. Januar unter dem Titel „Die Reise Herrn Poincarés" erschienenen Erinnerungen des französischen Botschafters in Petersburg, Maurice Paléologue, lassen mancherlei durchblicken. Bei der großen Truppenschau am 23. Juli spielte man den „Lothringer Marsch" und „Sambre und Maas", die französischen Revanchemärsche. Poincaré saß neben der Zarin, und Paléologue bemerkt: „Ein paar Blicke, die er mit mir wechselte, bewiesen mir, daß wir die gleichen Gedanken haben." Was das für Gedanken waren, braucht heute nicht mehr erläutert zu werden.

Denys Cachin aber fragt jetzt dazu: „Bereiten sich denn auf diese Weise solche Dinge vor, und werden so fünf entsetzliche Jahre eingeweiht?"

Poincaré hielt eine Abschiedsrede, die von den russischen Kriegshetzern als weltgeschichtlicher Wendepunkt registriert wurde.

Der Abgeordnete Desfontaines ist also wohl auf dem richtigen Wege gewesen, wenn er in dem Prozesse wegen der Kapitulation von Maubeuge behauptete: **„Der Präsident Poincaré hat den Krieg verursacht; er müßte dafür kriegsgerichtlich erschossen werden."**

Digitized by Google

Poincaré selbst freilich, ein echter Advokat, hat es fertig bekommen, in seinen Vorlesungen „Les origines de la guerre" zu sagen, er habe „weder den Schatten eines kriegerischen Willens gefunden, noch auch nur eine Unvorsichtigkeit, Ungeschicklichkeit oder Unterlassung, die die Kriegserklärung Deutschlands hätte rechtfertigen können". „Man findet nichts, absolut nichts, was erlaubte, ich sage nicht etwa, unser Land anzuklagen, sondern ihm auch nur einen unfreiwilligen Fehler vorzuwerfen!"

Kürzlich hat ein verwundeter französischer Offizier ein Buch erscheinen lassen mit dem Titel „Poincaré a-t-il voulu la guerre?" Er macht darin Poincaré den Vorwurf, daß er 1912 den versöhnlich gesinnten Botschafter in Petersburg, Georges Louis, abberufen und durch den Nationalisten Delcassé ersetzt habe.

Delcassés Nachfolger aber wurde bald Paléologue, der nach seinen Erinnerungen den Posten erst nach längerem Zögern annahm, weil er befürchtete, der friedliebende Finanzminister Caillaux könne durch irgendeine parlamentarische Konstellation Minister des Äußeren werden. Wie Paléologue seine Aufgabe auffaßte, erklärt er in vorsichtiger Fassung so: „in Rußland ausschließlich die traditionelle Politik der Alliance durchzuführen, die einzige, die es Frankreich erlaubte, in der Welt seine historische Mission fortzusetzen." Überaus bezeichnend für die kriegerische Tendenz des Zweibundes!

Der Krieg schon am 22. Juli sicher.

Für den russischen Konzern stand es schon vor dem 22. Juli fest, daß es diesmal zum Kriege kommen werde. An diesem Tage sagten die beiden Großfürstinnen Anastasia und Militza, die Töchter des Königs Nikolaus von Montenegro, zu Paléologue: „Es ist ein Telegramm von unserem Vater gekommen, daß wir vor dem Ende des Monats den Krieg haben werden."

„Der Krieg wird ausbrechen, von Österreich wird nichts mehr übrig bleiben, ihr werdet Elsaß-Lothringen wieder nehmen, Deutschland wird zerstört werden, unsere Armeen werden sich in Berlin begegnen."

Die Verteilung der Rollen.

Die russischen Maßnahmen.

Bereits am 23. Juli konnte nach Boghitschewitsch der serbische Gesandte in Petersburg der serbischen Regierung und den übrigen Gesandtschaften Serbiens durch Zirkulardepesche mitteilen, daß die russische Regierung die Mobilisierung von zwei Millionen Mann angeordnet habe, und daß die Kriegsbegeisterung in Rußland eine ungeheure sei (Boghitschewitsch, S. 82). Ehe die Mobilisierungsorder in Petersburg selbst angeschlagen wurde, was nach den Farbbüchern erst am 31. Juli früh geschah, wurde die Mobilmachung hinter dem Rücken des Zaren draußen schon überall durchgeführt und auch kundgemacht. Der 26. Juli war nach einem Telegramm Januschkewitschs an den Kommandierenden in Warschau der Beginn der Kriegsvorbereitungsperiode (Hoeniger a. a. O. S. 81). Für die Stoßtruppen der Grenzkorps zielte aber die Vorschrift der Kriegsvorbereitungsperiode unter irreführendem Decknamen auf volle Durchführung der Mobilmachung. Boghitschewitsch, der am 28. Juli mittags mit serbischen Offizieren nach Warschau kam, beobachtete sofort nach Überschreitung der deutschen Grenze Mobilisationsmaßnahmen großen Stils (Ansammlungen von Güterwagen in den einzelnen Stationen, militärische Besetzung der Bahnhöfe, Truppenansammlungen in den einzelnen Städten, Truppenbahntransporte bei Nacht, Mobilisationsleuchtfeuer). Als er abends in Brest eintraf, war schon der Belagerungszustand verkündet. Am 29. Juli war bereits die allgemeine Mobilisierungsorder in Kischinjew öffentlich angeschlagen. „Alles machte den Eindruck einer großen Offensivvorbereitung der russischen Armee" (Boghitschewitsch, S. 83).

Digitized by Google

Frankreichs Bündnistreue und Kriegswille.

Am 24. Juli, also vor Abbruch der österreichisch-serbischen Beziehungen, als der Wortlaut des österreichischen Ultimatums in Petersburg eingetroffen war, erklärte der französische Botschafter in Petersburg der russischen Regierung (Ssasonow), daß Frankreich, abgesehen von nachdrücklicher diplomatischer Unterstützung, nötigenfalls alle durch das Bündnis mit Rußland bedingten Verpflichtungen erfüllen würde. Der englische Botschafter Buchanan nahm als Dritter an dieser vertraulichen Besprechung teil und berichtete nach London. Der Abschnitt dieses Berichtes, der die Ergebnisse des Besuches Poincarés enthält, ist im englischen Blaubuche (Nr. 6) nicht mit abgedruckt!

Obwohl Ssasonow in dieser Unterredung von Krieg und Mobilmachung sprach, berichtete der französische Botschafter nach Paris: „Die Absichten des Zaren und seiner Minister sind die friedlichsten!"

Am 26. Juli fragte Ssasonow den französischen Botschafter (nach dessen Erinnerungen): „Aufrichtig unter uns, glauben Sie, daß wir den Frieden noch retten können?" Paléologue erwiderte: „Wir werden den Krieg nicht vermeiden." Kurz darauf flüsterte er Ssasonow ins Ohr: „Gestern hat Pourtalès dem holländischen und dem belgischen Geschäftsträger erklärt, Rußland werde kapitulieren, und das werde ein Triumph für den Dreibund sein." Damit trieb er die Russen voran.

Rußland der englischen Hilfe gewiß.

Schon am 24. Juli waren die russischen Kriegsanstifter der Beteiligung Englands am Kriege sicher. Wir wissen das durch eine Aussage des russischen Obersten Fürsten Tundutow. Dieser war in den Tagen vor Kriegsausbruch als Verbindungsoffizier dem Chef des Generalstabes Januschkewitsch beigegeben; nach Kriegsausbruch wurde er als Adjutant dem Generalissimus Großfürsten Nicolai Nikolajewitsch zugeteilt. Er hat einem Vertreter der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" im Jahre 1918 folgende Mitteilung gemacht: „Der Chef des Stabes (Januschkewitsch) rechnete damals, wie dies ja natürlich ist, mit dem Siege Rußlands. Zu dem Entschluß, den Krieg mit allen Mitteln herbeizuführen, ist er in dem Augenblick gekommen, wo er die Überzeugung erlangt hatte, daß England sich am Kriege beteiligen würde. Die Entscheidung ist bereits am 24. Juli in Krasnoje Selo gefallen." Tundutow erfuhr das am Abend dieses Tages bei der Jubiläumsfeier eines Gardekavallerieregiments im Truppenlager von Krasnoje Selo (Norddeutsche Allgemeine Zeitung vom 13. Juni 1918, Nr. 298).

Frankreich ebenfalls der englischen Beteiligung sicher.

Schon am 26. Juli aber stand es auch für Frankreich fest, daß sich England beteiligen werde. Der schwedische Berichterstatter Gustav Sjösteen erzählt in seiner Schrift „Bakom Tyska Krigets Kulisser", Stockholm 1916, S. 8, daß er am 26. Juli, 1 Uhr nachts, auf der menschenüberfüllten Straße Unter den Linden den Berliner Berichterstatter des „Matin", Angel Caro, traf, der nach der französischen Botschaft unterwegs war. „Dort ständen die Tore weit offen, Bewegung und rühriges Treiben herrschte die ganze Nacht über. Ich wartete draußen auf meinen Kollegen und sah eine halbe Stunde lang seinem eifrigen Gespräch mit dem Botschafter Cambon zu, denn die Gardinen des Empfangssalons im Erdgeschoß waren nicht niedergelassen. Endlich kam er heraus, bleich, aber mit einer fanatischen Entschlossenheit in Ausdruck und Haltung seiner kleinen, sehnigen Gestalt ‚L'Angleterre marchera avec nous!'[1]) sagte er mit einer vor Erregung bebenden Stimme. ‚Ist das offiziell?' fragte ich. ‚In Paris sowohl wie in Petersburg sind absolut bindende Versicherungen abgegeben worden!' ‚Und das alles um Serbiens

[1]) England marschiert mit uns!

Digitized by Google

willen?' wandte ich ein. ‚Nein, mein Freund, das ist die große Abrechnung. Wir können nicht länger diese beständige Bedrohung und Überflügelung dulden, und das soll jetzt sehr bald ein Ende haben. Die englische Flotte wird Deutschland blockieren, und in einigen Wochen wird man hier wohl keine Lust mehr verspüren, auf den Straßen zu grölen.'"

Am 26. oder 27. Juli[1]) besuchte der frühere serbische Geschäftsträger Boghitschewitsch (nach S. 95 f. seines Buches) denselben Botschafter Jules Cambon, um sich vor seiner Abreise nach Warschau zu verabschieden und ihm den Ernst der Lage wegen der zweideutigen Haltung Rußlands darzulegen. Er machte darauf aufmerksam, daß Deutschland, wenn es den Krieg als unvermeidlich ansähe, die ganze Welt durch die Schnelligkeit seiner Entschlüsse verblüffen würde. „Ich ging noch weiter und erklärte klipp und klar, daß der Krieg meiner Ansicht nach Rußlands wegen unvermeidlich sei, Deutschland werde dann Frankreich ebenfalls angreifen, er möge das nach Paris berichten, damit man in letzter Stunde, wenn möglich, Petersburg noch zurückhalte. Was antwortete mir darauf Herr Cambon? Herr Cambon, der sonst bei viel geringeren Anlässen — z. B. gelegentlich der Skutarikrisis 1913 — sich sehr erregt zeigte, nahm meine Mitteilung gelassen auf und sagte nur: **‚Wenn Deutschland es auf den Krieg ankommen lassen will, so wird es auch England gegen sich haben;** die englische Flotte wird die deutschen Häfen blockieren und in drei Wochen in den Hafen von Hamburg eindringen. Die französischen Militärs behaupten, daß sie das deutsche Heer glatt schlagen werden.' Als ich mich von ihm verabschiedete, waren seine letzten Worte: ‚bonne chance'!"

Boghitschewitsch bemerkt dazu weiter: „Nicht Worte freundschaftlicher Verwarnung an Serbien oder Ratschläge zur Mäßigung kamen diesmal aus seinem Munde, mit keinem Worte deutete er die Nützlichkeit oder gar die Notwendigkeit französischer Vorstellungen in Petersburg an. Er machte auf mich den Eindruck eines Mannes, der sich mit der unvermeidlichen Tatsache des Krieges bereits abgefunden hatte. Von dieser meiner letzten Unterredung vor Ausbruch des Krieges mit Herrn Cambon hatte ich die Gewißheit mitgenommen, daß **der Krieg falls nicht bereits früher, gewiß anläßlich der Begegnung Poincarés mit dem russischen Kaiser in Petersburg beschlossen** worden war. **Es ist mir unverständlich, wie man französischerseits behaupten konnte, daß man durch die Ereignisse in Deutschland, die zur Kriegserklärung an Frankreich führten, vollständig überrascht worden sei,** während man doch über die Lage, wie sie in Deutschland beurteilt wurde, genau orientiert war, und daß man aus der rein formellen Tatsache, daß Deutschland zuerst an Rußland und Frankreich den Krieg erklärt habe, den Beweis der Schuld Deutschlands am Kriege für erbracht erachtete. Die fabelhaft raschen Erfolge der ersten Kriegstage, namentlich in Belgien, ließen tatsächlich in den Augen des Laien Deutschland als den Angreifer erscheinen, der von langer Hand den Krieg vorbereitet, also ‚gewollt' habe."

England hatte seine Flotte trotz Beendigung der großen Manöver über den 24. Juli hinaus auf dem mobilen Stande erhalten (Blaubuch Nr. 47/48) und die Franzosen zogen daraus die naheliegenden Schlüsse[2]).

Es ist England nicht eingefallen, sich in Petersburg energisch für die Sache

[1]) B. reiste am 27. abends von Berlin ab.

[2]) Gelbbuch Nr. 66 Fleuriaus Depesche vom 27.: L'attitude de la Grande-Bretagne s'affirme par l'arrêt de la démobilisation de sa flotte. F. W. Hirst fragte im „Daily Chronicle" vom 29. Juli: What possible ground can be for a mobilisation of the fleet? Was it a mere outburst of meddlesome chauvinism?

Digitized by Google

des Weltfriedens einzusetzen. Gedrückt hat es nur auf Berlin, wo der Druck seit der Umkehr vom 28. Juli (nach Bekanntwerden der serbischen Antwort) gar nicht mehr nötig war. Und am 29. Juli richtete Grey an Lichnowsky die bekannte Warnung.

Das Zeugnis Jaurès'.

Am 29. Juli 1914 schrieb Jean Jaurès an seinen belgischen Parteigenossen Vandervelde: „Es läge in der Macht der französischen Regierung, Rußland am Kriege zu verhindern... Aber man sucht den Krieg, den man schon lange schürte... Hier treiben alle schädlichen Kräfte zum Kriege, den man zur Erfüllung eines krankhaften Ehrgeizes führen will und **weil die Börsen von London und Paris auf Petersburg spekulieren.**" (Mitgeteilt von Scheidemann im Reichstage am 6. April 1916.)

In der folgenden Nacht erklärte Jaurès einigen Freunden, darunter dem Abgeordneten Pressemane: „Frankreich ist das Spielzeug Rußlands." Jaurès verlangte von der Regierung einen entscheidenden Druck auf Rußland, der allein den Frieden retten könne.

Auch Gustav Hervé eiferte in der „Guerre sociale" gegen den Eintritt in den Krieg an der Seite Rußlands und wandte sich gegen die Verdächtigung Deutschlands.

Jaurès wollte schließlich in einem Artikel der „Humanité" die Kriegspläne der an Rußland gebundenen französischen Minister durchkreuzen. Da wurde er am 31. Juli ermordet!

Dazu bemerkte der „Manchester Guardian" treffend: „Man fühlte sofort, Jaurès konnte nur von einem Mitglied der Kriegspartei ermordet sein, die den großen Apostel des Friedens aus dem Wege zu räumen suchte, **den einzigen Mann, der den Krieg vielleicht hätte verhüten können.**"

Das Zeugnis Clemenceaus selbst.

Clemenceau, der anderen die Schuld aufgebürdet hat, ist aufrichtig oder unvorsichtig genug gewesen, auch selbst ein wahres Wort von sich zu geben. Als ihm gemeldet wurde, daß Deutschland der Erpressung erlegen sei und den sog. Friedensvertrag angenommen habe, bekannte er: „Dies ist der größte Augenblick meines Lebens. Auf ihn habe ich **49 Jahre lang gewartet.**"

Rat zur Heuchelei.

Am 30. Juli gab die französische Regierung, wie Iswolsky aus Paris telegraphierte, Rußland noch den Rat, solange die Verhandlungen wegen Erhaltung des Friedens dauerten, Friedensbereitschaft zu heucheln, insgeheim aber fertig zu mobilisieren.

Der belgische Vorwand.

Englands Entscheidung.

Der russische Botschafter in London telegraphierte am selben Tage, nach der Meinung des französischen Botschafters habe sich die Lage in den Augen des englischen Parlaments **noch nicht** so weit geklärt, „daß Grey ohne Risiko noch heute **offen** auftreten könnte". Diese Klärung trat erst ein, als Frankreich von Deutschland bedroht wurde und der Durchmarsch durch Belgien als Kriegsvorwand auftauchte. Da konnte England aus edelmenschlichen Beweggründen, zum Schutze der Schwachen zu den Waffen greifen, während am 4. Februar 1887 das damalige konservative Regierungsorgan, der „Standard", Deutschland für den Fall eines deutsch-französischen Krieges die „zeitweise Benützung des Wegerechtes" durch Belgien zugebilligt und der liberale Führer Charles Dilke, früherer Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt, in der „Fortnightly Review" (Juni 1887) den Garantievertrag von 1839 als mit der Zeit abgelaufen bezeichnet hatte.

Schon während des Kriegs haben bekanntlich im Dezember 1914 der „Spec-

Digitized by Google

tator", am 19. März 1915 die „Times" die Maske fallen lassen und offen erklärt, daß England nicht für Belgien in den Krieg gegangen sei.

In dem Leitartikel der „Times" heißt es: „Wir spielen nicht den internationalen Don Quixote, der zu jeder Zeit das Unrecht bekämpft, auch wenn es ihm keinen Schaden zufügt... Wir kehrten zu unserer traditionellen Politik des Gleichgewichts zurück aus demselben Grunde, aus dem unsere Ahnen sie angenommen hatten. Gefühlsgründe gab es weder für unsere Väter, noch gibt es sie für uns. Es handelt sich um in sich begründete, **um selbstische Gründe**... Für England und seinen Herrschaftskreis kämpfen und bluten seine Söhne."

Lord Loreburn erklärt in seinem schon erwähnten Buche, es sei nur natürlich gewesen, wenn die Presse und die Wortführer der Regierung den belgischen Kriegsgrund aufnahmen, **denn für die freiwillige Rekrutierung hätte man Argumente vorbringen müssen, vor denen es keine moralische Entschuldigung gab.**

Die Verletzung der belgischen Neutralität war also für England nur ein erwünschtes Stichwort.

Schon am 31. Juli 1914 konnte der belgische Militärattaché zu Paris, Major Collon, seiner Regierung nach Brüssel melden, daß England Frankreich die formelle Zusicherung gegeben hatte, daß es ihm seine vollständige Waffenhilfe leihen würde, wenn Deutschland in dem gegenwärtigen Konflikt militärisch eingreife[1]).

Blunt aber erklärt offen: „Ich wußte, daß der von Asquith aufgestellte Vorwand einer Notwendigkeit der Ehre, die uns zwinge für Belgien zu kämpfen, ein Scheinvorwand war, bestenfalls gut als ein forensisches Argument, jedoch tatsächlich vollkommen unwahr, denn es stand kein einziges Wort in irgend einem der Neutralitätsverträge über Belgien, das England oder einer anderen Macht, gemeinsam oder einzeln, die Verpflichtung auferlegt hätte, wegen eines Vertragsbruches einen Krieg zu beginnen... Der wahre Grund für den Zank mit Deutschland war, wie ich wohl wußte, kein ehrenvollerer als der einer Furcht vor einem zu mächtigen Handelsrivalen und die Angst, Kaiser Wilhelm möchte, falls wir beiseite stünden, Frankreich in ein Wirtschaftsbündnis gegen uns auf den Weltmärkten zwingen... Daß dies die wirklichen Kriegsursachen waren, und nicht die vorgeschützten altruistischen Beweggründe, habe ich seither durch einen seiner Hauptförderer in sichere Erfahrung gebracht... Die Verpflichtung, im Falle eines Krieges mit Deutschland im Bunde mit Frankreich zu kämpfen, betraf die Ehre von nur drei Mitgliedern des Kabinetts Asquith (Asquith, Grey, Haldane), die allein um die gemachten Versprechungen wußten... Weder Asquith noch seine beiden Gefährten im inneren Kabinett hätten im Amt bleiben können, wären sie dem Sinn oder dem Buchstaben nach von ihrem Wort abgewichen. Es hätte auch ohne Zweifel einen ernstlichen Streit mit der französischen Regierung zur Folge gehabt, falls sie ihr Versprechen nicht erfüllt hätten. So klar faßte man das Versprechen in Paris als bindend auf, daß Präsident Poincaré, als die Krise kam, König Georg schriftlich daran erinnerte als an eine zwischen den beiden Nationen eingegangene Verbindlichkeit... In dieser Lage wurde der Fall dem Kabinett vorgelegt, aber als ein nicht überzeugendes Argument für den Krieg abgelehnt. Erst dann geschah es, daß in einer zweiten Kabinettssitzung Asquith mit seinem Juristenverstande mit der Neutralität Belgiens als einem besseren Vorwande hervortrat, und indem er die Verträge von 1831 und 1839 so auslegte, als schlössen sie eine Verpflichtung Englands zum Kampfe ein (wovon der Wortlaut keine Silbe enthält), erlangte er die Einwilligung des Kabinetts, und der Krieg ward erklärt."

[1]) Meldung des belgischen Gesandten Guillaume, Paris 31. Juli 1914. B. Schwertfeger, Der geistige Kampf um die Verletzung der belgischen Neutralität, Berlin 1919, S. 122.

Digitized by Google

Ein anderer Zeuge hierfür ist der Feldmarschall Viscount French von Ypern. Nach seinen im „Daily Telegraph" vom 29. April 1919 ff. abgedruckten Denkwürdigkeiten hatte er am 1. August eine Unterredung mit dem französischen Militärattaché in London. Dieser erzählte, sein Botschafter sei durch die Zweifel, ob England mittue, sehr entmutigt. French bemerkt dazu: „Ich persönlich fühlte vollkommen sicher, daß, solange als Asquith Premierminister und Haldane, Grey und Churchill Mitglieder des Kabinetts blieben, ihre Stimmen die Geschicke des Britischen Reiches leiten würden, und daß wir unserem freundschaftlichen Einvernehmen mit den Ententemächten die Treue bewahren würden." Von der belgischen Neutralität ist nicht die Rede.

Diese Angaben sind jetzt von Paul Cambon in einem Interview mit einem Freunde in den „Times" vom 22. Dezember 1920 bestätigt worden. Nach der Kabinettssitzung vom 1. August sah Cambon Grey, der erzählte, die Regierung sei nicht imstande gewesen, über Eintritt in den Krieg zu entscheiden. Cambon wies leidenschaftlich darauf hin, eine solche Botschaft könne er nicht nach Frankreich senden. „Sie würde Frankreich mit Wut und Empörung erfüllen. Mein Volk würde sagen, Ihr habt uns verraten. Das ist nicht möglich. Ich kann eine solche Botschaft nicht senden. Es ist wahr, die Abmachungen zwischen Ihren militärischen und Marinebehörden und unseren sind von Ihrer Regierung nicht bestätigt worden, aber es besteht eine moralische Verpflichtung, uns nicht ungeschützt zu lassen." Cambon erzählt weiter: „Ich fühlte, daß Grey im Herzen mit uns war. Ich wußte, daß Herr Asquith und Herr Winston Churchill auch mit uns waren. Aber konnten sie ihre Kollegen mit sich reißen, und konnten sie über die Unterstützung des Hauses der Gemeinen gebieten?" Auch der König „war im Herzen mit uns", konnte es aber erst zeigen, „sobald er verfassungsmäßig so handeln konnte". Noch am 2. waren aber angeblich machtvolle Einflüsse für Neutralität am Werke. (Entscheidend war offenbar, daß die konservative Partei sich am 2. August für die Unterstützung Frankreichs und Rußlands aussprach und dadurch der Regierung die notwendige parlamentarische Deckung gewährte.) Erst am Nachmittag des 3. „war es so weit, daß wir aufatmen konnten". Nach der Kriegserklärung erläuterte dann Grey, warum es nicht schneller gegangen sei. „Das Haus der Gemeinen, das Land, die Dominions mußten wissen, daß wir keine Mühe gespart hatten, um den Krieg zu verhüten, und daß wir keine Wahl hatten, als entweder unsere Vertragspflichten gegen Belgien und unsere moralischen Verpflichtungen gegen Sie zu mißachten und auf diese Weise uns selbst für immer zu entehren oder unsere Ehre zu wahren und für unsere leibhaftige Existenz (der Gedankensprung ist großartig!) zu fechten."

Lloyd George hat am 8. August 1918 die Wahrheit verraten, indem er sagte: „Wir hatten feste Verträge (compacts) mit Frankreich, daß das Vereinigte Königreich ihm zu Hilfe käme, wenn es mutwillig angegriffen würde." Darauf rief das Unterhausmitglied Hope: **„Davon wußten wir ja gar nichts!"** Lloyd George sah sofort ein, daß er sich verrannt hatte, und antwortete nach einigen Redensarten: „Ich denke, das Wort compacts war zu stark, der Ausdruck Ehrenverpflichtung wäre besser."

Poincaré selbst war deshalb auch gar nicht besonders ängstlich. Stefan Lauzanne schreibt in seinem kürzlich erschienenen Buche „Les hommes que j'ai vus": „Poincaré hat während der tragischen Tage von 1914 klar gesehen. Und als wir am 31. Juli und am 1. August mit einer gewissen Angst auf England blickten, hörte er nicht auf, seinen Ministern zu wiederholen: **‚England wird auf unserer Seite sein, dafür bürge ich.'"**

Digitized by Google

Die Mobilmachungen.

Die Reihenfolge der Mobilmachungen.

Die Dinge sind so oft, nicht nur von den „früheren" Feinden, sondern auch von Kautsky und anderen in deutscher Sprache, aber undeutscher Gesinnung schreibenden „Historikern" auf den Kopf gestellt worden, daß auch hier eine kurze Richtigstellung (vgl. Hoeniger a. a. O. Montgelas, Die Mobilmachungen des Jahres 1914, in: Die deutsche Nation August und September 1919. Helmolt, Kautsky als Historiker, Charlottenburg 1920, S. 84 ff. Montgelas in der „Deutschen Politik" vom 26. Februar 1921) nötig ist:

25. Juli, nachmittags 3 Uhr (1 Tag vor Überreichung der Antwort an Österreich) serbische allgemeine Mobilmachung (15 Divisionen).
25. Juli. In der englischen Flotte werden die Führerstellen aufgefüllt.
25. Juli. Der Zar genehmigt den Ministerratsbeschluß vom 24., daß 13 Armeekorps mobil zu machen seien für den Fall österreichischen Vorgehens gegen Serbien.
25. Juli, abends 9 Uhr 30 Minuten. Österreichische Teilmobilmachung gegen Serbien (8 Armeekorps = 22 Divisionen).
26. Juli. Offizieller Befehl der Kriegsvorbereitungsperiode für das ganze europäische Rußland.
26. Juli. Mesures de précaution in Frankreich.
Rückberufung der deutschen Flotte.
Rückberufung der Urlauber der Garnison Metz.
28 Juli (29.?) Beginn der Rückbeorderung der deutschen Truppen von den Übungsplätzen in die Standorte.
29. Juli. Die englische Flotte geht mit abgeblendeten Lichtern nach Scapa Flow. Warnungstelegramm für Heer und Flotte.
29. Juli. In Rußland Ausführung des Eventualbeschlusses vom 25. Dazu Beschluß der allgemeinen Mobilmachung (111 Divisionen) und geheimer Beginn derselben.
30. Juli. Mobilmachung von elf französischen Divisionen als Grenzschutz.
30. Juli, abends. Russischer Befehl der allgemeinen Mobilmachung.
31. Juli, mittags ½1 Uhr. Österreichische allgemeine Mobilmachung (51 Divisionen).
31. Juli, mittags 1 Uhr. Deutschlands „Zustand drohender Kriegsgefahr."
1. August, nachmittags 4 Uhr 40 Minuten. Frankreichs allgemeine Mobilmachung.
1. August, nachmittags 5 Uhr. Deutscher Mobilmachungsbefehl.
2. August, morgens 2 Uhr 25 Minuten. Mobilmachung der englischen Flotte.
3. August, mittags 12 Uhr. Mobilmachung des englischen Heeres.

Daß die russische Gesamtmobilmachung der österreichischen nachgefolgt sei, ist eine der gröbsten amtlichen Lügen der ganzen Weltgeschichte.

Täuschung des französischen Volkes.

Das französische Volk, das nach der Kriegsgeschichte des „Manchester Guardian" vom 3. März 1915 noch am 26. Juli gegen den Krieg demonstriert hatte, wurde umgestimmt, als am 31. Juli in Paris amtlich verkündet wurde, Deutschland habe den Zustand der Kriegsgefahr erklärt. Der deutsche Akt erschien als Provokation und erregte die Öffentlichkeit heftig.

Daß die russische Mobilmachung dafür der Grund war, wurde unterschlagen.

Der französische Ministerpräsident Viviani brachte es fertig, am Abend dieses Tages, um sieben Uhr dem deutschen Botschafter zu erklären, er sei in keiner Weise von einer allgemeinen Mobilmachung Rußlands unterrichtet. Und abends spät telegraphierte der englische Botschafter in Paris an Grey, der russische Botschafter habe ihm gesagt, er wisse nichts von einer allgemeinen Mobilisation der russischen Streitkräfte.

Digitized by Google

Das Telegramm „Volle Mobilisation der russischen Armee ohne Ausnahme" war aber am Morgen des 31. Juli in Paris eingegangen (Geheimtelegramm Iswolskys vom selben Tage. Pokrowski in der Prawda vom 9. März 1919). Nach einem Telegramm Iswolskys gab die französische Regierung „vollkommen bewußt und kaltblütig" zu, das Endresultat der Verwicklungen könne für sie die Notwendigkeit bedeuten, am allgemeinen Kriege teilzunehmen, **aber die französische öffentliche Meinung müsse erst „vorbereitet" werden.**

Wir wissen jetzt, wie man das gemacht hat.

Die Bedeutung der russischen Mobilmachung.

Frankreich hat immer wieder behauptet, es habe den Krieg nicht vermeiden können, während Deutschland das wohl gekonnt hätte.

Der entscheidende Faktor für den Kriegsausbruch war aber die russische Mobilmachung. Die Kommission der alliierten und assoziierten Regierungen hat freilich in ihrem Berichte vom 29. März 1919 entweder ihre Intelligenz oder ihre Ehrlichkeit stark gefährdet, indem sie eine heimliche Mobilmachung Deutschlands vor dem 1. August behauptet, die wirkliche russische Mobilmachung aber mit keiner Silbe erwähnt. Andere möchten entsprechend einem Telegramm des Zaren vom 1. August 1914 wenigstens einwenden, daß die Mobilmachung noch nicht Krieg sei.

Aber für Deutschland war die Lage so, daß es keine Zeit zu verlieren hatte. Das bezeugt der frühere russische Generalstabschef und Oberbefehlshaber der Westarmee, General Gurko, in seiner Broschüre „Leben und leben lassen" (1919): „Vom deutschen Gesichtspunkt aus gesehen, war der Beginn der russischen Mobilisierung gleichbedeutend mit der Notwendigkeit für Deutschland, unverzüglich die militärischen Operationen zu beginnen. Um das zu verstehen und zu billigen, müssen wir uns erinnern, daß die Hauptbedingung des Erfolges für Deutschland in der Möglichkeit lag, seine gesamte mobilisierte Armee ins Feld zu führen und den Einfall in die feindlichen Länder sofort zu beginnen, bevor diese Zeit gehabt hatten, fertig zu werden, und im besonderen, bevor die russische Mobilmachung hatte zu Ende gebracht werden können... Die russische Mobilisierung bedeutete für Deutschland die Notwendigkeit, den Krieg zu erklären, ohne einen Tag zu vergeuden."

Und was hatte Frankreich selbst 1892 mit Rußland verabredet? „Mobilisierung ist die Erklärung des Krieges"[1]. „Mobilmachung ist untrennbar von einem Angriff[2]."

Die französischen Minister Ribot und Freycinet sprachen es offen aus, daß der Staat sich in die Rolle des Angreifers begebe, der zuerst eine allgemeine Mobilmachung anordne. Die Herren haben das inzwischen wieder vergessen.

Wie richtig die Erwägung Gurkos ist, beweist aber vor allem ein russisches Protokoll vom 8. November 1912 (Beratung über die vorbereitenden Kriegsarbeiten bezüglich Organisation des rückwärtigen Dienstes an der Südwestfront), in dem es heißt (Rußlands Mobilmachung für den Weltkrieg, Berlin 1919, Anl. 5, S. 67. Hoeniger a. a. O. S. 34 f.): „Andererseits kann es sich als vorteilhaft erweisen, den Aufmarsch zu vollziehen, ohne die Feindseligkeiten zu beginnen, damit dem Gegner nicht unwiederbringlich die Hoffnung genommen wird, der Krieg könne noch vermieden werden. Unsere Maßnahmen müssen hierbei durch diplomatische Scheinverhandlungen maskiert werden, um die Befürchtung des Gegners möglichst

[1]) L'alliance franco-russe (franz. Gelbbuch 1919), Nr. 71. — [2]) Ebd. Nr. 240.

Digitized by Google

einzuschläfern. Wenn solche Maßnahmen die Möglichkeit geben, einige Tage zu gewinnen, so müssen sie unbedingt ergriffen werden."

Damit ist auch die berühmte, in der ersten Ausgabe des Deutschen Weißbuches von 1914 törichterweise weggelassene Zarendepesche vom 29. Juli auf ihren wahren Wert zurückgeführt. Der Vorschlag hätte mit dem Anhalten der Mobilmachung verbunden sein müssen. Sonst hätte ein Eingehen darauf für Rußland nur einen Zeitgewinn ohne Gegenverpflichtung bedeutet, was Deutschland nicht riskieren konnte.

Der Zar selbst, der übrigens wohl schwach, aber keineswegs ein Pazifist, vielmehr nach den Erinnerungen des Grafen Witte (Vossische Zeitung vom 29. Dezember 1920, morgens) vom Tage seiner Thronbesteigung an ein Anhänger der aggressiven Politik war, — der Zar wußte sehr genau, was er tat, als er die allgemeine Mobilmachung anordnete. Paléologue bezeugt es: „Ganz bleich und mit zugeschnürter Kehle antwortete der Kaiser (dem drängenden Ssasonow): ‚Denken Sie an die Verantwortlichkeit, die Sie mir zu übernehmen raten! Denken Sie daran, daß es sich darum handelt, Tausende und aber Tausende in den Tod zu schicken!'"

Der Russe Pokrowski aber spricht sogar direkt aus, daß die russische Mobilmachung dazu bestimmt war, Deutschland zu Maßnahmen zu bewegen, die den Eintritt Deutschlands in den Krieg unmittelbar erwarten ließen und England dadurch zur Teilnahme am Kriege bewogen: „Um eine Garantie zu haben, daß England an Rußlands und Frankreichs Seite Krieg führt, war es nötig, Deutschland auf den Kriegsschauplatz zu ziehen. Dafür gab es aber nur ein sicheres Mittel, den Überfall Rußlands auf Österreich oder wenigstens eine solche Haltung Rußlands, bei der dieser Überfall für Deutschland unvermeidlich scheinen würde."

Ergebnis.

Deutschland hat also den Weltkrieg nicht verschuldet, nicht gewollt, nicht herbeigeführt. Er ist für uns kein Offensivkrieg, er ist auch kein Präventivkrieg gewesen, wie es sogar manche von unseren neutralen Freunden geglaubt haben. Wir haben ihn als Verteidigungskrieg auf uns nehmen müssen. Die offensive Führung und die Kriegserklärungen, die rein formale Bedeutung haben, ändern daran nichts. Die Übermacht der Feinde erschien so groß, daß man die Hoffnung auf den Vorsprung in der Mobilmachung begründete. Dazu aber glaubte man wieder in echt deutscher Gewissenhaftigkeit, erst den Krieg erklären zu müssen.

(Bekanntlich ist nicht der Generalstab, sondern Bethmann-Hollweg für die überflüssigen Kriegserklärungen verantwortlich.)

Diesem Charakter des Krieges ist der beispiellose Aufschwung des August 1914 zuzuschreiben. Für die Franzosen gilt zwar Ähnliches, aber bei ihnen beruhte der Glaube an den Verteidigungskrieg auf einer **ungeheuerlichen Lüge ihrer Regierung.**

Die Berliner und Wiener „Diplomaten" haben zweifellos unglaubliche Fehler gemacht. Der Berliner und Wiener Optimismus und die Wiener „Bockbeinigkeit" erscheinen uns heute geradezu grauenhaft. Aber wirklich entscheidend waren nicht diese groben Fehler, sondern der Kriegswille auf der anderen Seite. Dieser ist das Wesentliche und Entscheidende. Als man in Berlin dem Weltkriege gegenüberstand, sah man nicht, wie es sich, oder vielmehr anderen die Ententekommission vorstellen möchte, den Dingen dreist und gottesfürchtig entgegen, da man ja angeblich die Weltherrschaft einheimsen wollte, sondern man war verwirrt, be-

Digitized by Google

stürzt und geradezu verzweifelt. Nichts zeigt das besser als die bekannte Randbemerkung des Kaisers über England. Man möchte es nicht für möglich halten, daß sie anders verstanden werden könnte. Die Ententestaatsmänner dagegen standen der Krisis mit kühler Ruhe gegenüber, waren von Anfang an vom Kriege völlig überzeugt, bewahrten eine glänzende, überlegte Taktik und besprachen sich untereinander, daß und wie man Deutschland den Schein der Schuld aufhalsen müsse.

Nichts ist bezeichnender, als daß unsere eigenen Flagellanten und Landesverräter, nachdem sie so viel Unheil angerichtet haben, anfangen, zur Besinnung zu kommen. **Kautsky** schreibt in seiner Broschüre „Delbrück und Wilhelm II.“:

„Ich war sehr überrascht, als ich Einblick in die Akten bekam. Meine ursprüngliche Auffassung erwies sich mir als unhaltbar. Deutschland hat auf den Weltkrieg nicht planmäßig hingearbeitet, es hat ihn schließlich zu vermeiden gesucht.“

Und Grelling, dessen J'accuse von der Entente als Propagandamittel in unseren Schützengräben und in der deutschen Heimat verwandt worden ist, will jetzt nicht mehr gesagt haben, die Mittelmächte hätten den Krieg „vorsätzlich entfesselt“, sondern nur, sie hätten ihn „tatsächlich unabwendbar gemacht“, was in Wirklichkeit von Rußland zu gelten hat.

Von den maßgebenden gegnerischen Kreisen könnte Lloyd George als Zeuge angerufen werden, der nach den „Times“ vom 23. Dezember 1920 vor der aus Genf zurückgekehrten Völkerbundsabordnung der britischen Dominien erklärt hat: „Je mehr man die Memoiren liest und die Bücher, die in den verschiedenen Ländern darüber geschrieben worden sind, was sich vor dem 1. August 1914 begeben hat, um so mehr begreift man, daß niemand an leitender Stelle zu jener Zeit ausschließlich Krieg wollte. Es war etwas, in das wir hineingeglitten oder vielmehr getaumelt oder gestolpert sind. Eine Diskussion, daran zweifle ich nicht, würde das verhindert haben.“

Für gewisse leitende Stellen ist dies Urteil zwar zu günstig, aber das sind nicht die deutschen. Die sind wirklich in den Krieg „hineingeschlittert“, wie es Tirpitz nennt.

Aber die staatsmännische Größe Lloyd Georges besteht wohl gerade darin, daß er dieselbe Sache je nach Zeit und Gelegenheit verschieden zu frisieren weiß. Jetzt, nachdem er sich in Paris für die französischen Forderungen hat gewinnen lassen, muß Deutschland, das ganze deutsche Volk mit Einschluß der Sozialdemokraten an allem Unheil schuld sein.

Nun, einmal muß doch der Tag kommen, wo auch drüben die Schleier fallen, die „Verschwörung des Schweigens“ aufhört und die Wahrheit ans Licht kommt, sei es, daß sich die Schlösser der Geheimarchive öffnen, sei es, daß die großen Akteure der Welttragödie auch auf der anderen Seite dem Drange zum Memoirenschreiben auf die Dauer nicht widerstehen können. Die Wahrheit ist nach einem Gedanken Zolas ein Sprengstoff, der zuletzt die Erde selbst in die Luft schleudern müßte, wenn man diese über sie wälzte.

Digitized by Google

Fünfzig feindliche Zeugenaussagen.

Zusammengestellt von Dr. Jean Lulvès, Archivrat in Charlottenburg.

„Inmitten aller Nöte der Gegenwart bleibt die Frage nach der Schuld am Weltkriege unsere große Seelenqual, die Frage der Fragen, von deren Lösung die ganze Geltung der Verträge, die theoretisch den Krieg abschließen, ja die ganze Zukunft abhängt." Guétant, La Paix par le droit, 1921.

Zeugenaussagen über die französische Politik.

„Jedesmal, wenn Frankreich sich im Laufe der Geschichte stark genug dazu fühlte, versuchte es, sich die Vorherrschaft über die ganze Welt anzumaßen. Jetzt gibt ihm die Entente cordiale mit England das nötige Selbstvertrauen dazu... Was sich in Brüssel, in Berlin und in Kopenhagen ereignet hat, steht vielleicht nicht allein da. Wahrscheinlich hat Frankreich auch anderswo wieder sein altes Verfahren eingeschlagen, sich um keine Verpflichtungen zu kümmern, die ihm lästig sind, und überall seinen Willen durchzusetzen." Bericht des belgischen Gesandten in Berlin, Baron Greindl, vom 8. April 1907.

„Wo hat Herr Delcassé je gesehen, daß Deutschland den anderen europäischen Völkern seine Vorherrschaft aufzwingen wollte? Wir sind seine nächsten Nachbarn, und seit zwanzig Jahren habe ich bei der kaiserlichen Regierung nicht im geringsten Neigung entdecken können, ihre Stärke und unsere Schwäche zu mißbrauchen. Ich wünschte nur, daß alle anderen Großmächte sich der gleichen Rücksicht gegen uns befleißigt hätten... Wann ist denn die Ruhe Europas bedroht gewesen, außer durch den französischen Revanche-Gedanken... **Die Politik, die König Eduard VII. unter dem Vorwand führt, Europa vor einer imaginären deutschen Gefahr zu retten, hat eine nur allzu wirkliche französische Gefahr heraufbeschworen, die für uns in erster Linie bedrohlich ist.**" Bericht des belgischen Gesandten in Berlin, Baron Greindl, vom 27. Januar 1908.

„Im August 1912 war Poincaré als französischer Ministerpräsident in St. Petersburg. ‚Der Krieg datiert in Wahrheit von diesem Besuche'." Robert Dell in der Londoner „Nation" vom 23. August 1919.

„Der neue Präsident der Republik (Poincaré) erfreut sich augenblicklich in Frankreich einer Beliebtheit, wie sie keiner seiner Vorgänger gekannt hat... In erster Linie muß man darin eine Kundgebung jenes alten französischen Chauvinismus erblicken, der lange Jahre hindurch ganz zurückgetreten war, aber seit den Zwischenfällen von Agadir wieder an Kraft gewonnen hat. Herr Poincaré ist Lothringer und läßt keine Gelegenheit vorübergehen, daran zu erinnern. Er war der Mitarbeiter und der Anstifter der militaristischen Politik Millerands. Das erste Wort schließlich, das er in dem Augenblick aussprach, als er seine Wahl zum Präsidenten der Republik erfuhr, war das Versprechen, über die Erhaltung aller Mittel der nationalen Verteidigung wachen zu wollen." Bericht des belgischen Gesandten in Paris, Baron Guillaume, vom 14. Februar 1913.

„Ohne Poincaré hätten die Franzosen nicht die Freude, Herrn Clemenceau für die Rückgabe des Elsaß danken zu können. Diese Revanche sei tatsächlich nur gekommen, weil Herr Poincaré sie seit langem gewollt und im geheimen, aber hartnäckig, vorbereitet hat, ohne sich durch untergeordnete Bedenken[1]) abhalten zu lassen." (Nach der Angabe von Clairet, in „La lumière", Poincarés Sekretär und Vertrauter Colrat in der „Opinion", vergl. Leipziger Tageblatt 1921, Nr. 114).

„Die Nachricht von der bevorstehenden Berufung des Herrn Delcassé auf den Petersburger Botschafterposten hat gestern Nachmittag wie eine Bombe eingeschlagen... Viele Politiker hätten diese Wahl gefürchtet aus Angst, sie könnte den Anschein einer deutschfeindlichen Kundgebung haben." Bericht des belgischen Gesandten in Paris, Baron Guillaume, vom 21. Februar 1913.

„Von allen Mächten ist Frankreich die einzige, welche, um nicht zu sagen, daß sie den Krieg wünscht, ihn doch ohne großes Bedauern sehen würde, — dieser Gedanke, einer Überzeugung gleich, kommt mir, wenn ich meine Unterredungen mit dem französischen Vertreter in London, Paul Cambon, seine Worte mir vergegenwärtige und die Haltung Poincarés hinzufüge." Bericht des russischen Botschafters in London, Graf Benckendorff, vom 25. Februar 1913.

[1]) Zu dem Ausdruck „untergeordnete Bedenken" fügt Clairet hinzu: „Nämlich drei Millionen Toter!"

Digitized by Google

„Die öffentliche Meinung in Frankreich wird alle Tage argwöhnischer und chauvinistischer. Man begegnet nur Leuten, die versichern, daß ein baldiger Krieg mit Deutschland gewiß, ja unvermeidlich ist." Bericht des belgischen Gesandten in Paris, Baron Guillaume, vom 3. März 1913.

„Um die Hälfte der vorigen Woche herum standen wir unmittelbar vor der Gefahr eines allgemeinen europäischen Krieges, wie mir eine kompetente Persönlichkeit mitgeteilt hat; der Grund, weshalb dieser Krieg mit gewissen moralischen Opfern für jetzt vermieden worden ist, sei unter anderem auch auf den Wunsch zurückzuführen, **den Balkanverbündeten Gelegenheit zur Erholung, Sammlung und Vorbereitung** für Eventualitäten, die in einer nicht fernen Zukunft eintreten könnten, zu gewähren." Bericht des serbischen Gesandten in Paris, Dr. Wesnitsch, vom 9. April 1913.

„Es sind in der Tat die Herren Poincaré, Delcassé, Millerand und ihre Freunde gewesen, die die nationalistische, militaristische und chauvinistische Politik erfunden und befolgt haben, deren Wiedererstehen wir festgestellt haben. Nun bildet diese Politik eine Gefahr für Europa und Belgien. Man kann sogar darin die größte Gefahr sehen, die heute den Frieden Europas bedroht. Die kriegerischen Torheiten der Türkei und das Gesetz über die dreijährige Dienstzeit scheinen die einzigen Gefahren zu bilden, die den Frieden Europas bedrohen." Zirkular des Brüsseler Außenministeriums auf Grund eines Berichts des Gesandten Barons Guillaume aus Paris vom 16. Januar 1914.

„Zusammen mit den Herren Delcassé, Millerand und einigen anderen, predigte **Poincaré** unablässig die politische und militärische Wiederaufrichtung Frankreichs im Verein mit der Schaffung engerer und vertrauensvollerer Beziehungen zu Rußland.

„Er ging als Ministerpräsident nach Petersburg; in einigen Monaten wird er als Präsident der Republik dorthin zurückkehren. Er schickte kürzlich Herrn Delcassé nach Petersburg, den er mit der Mission beauftragt hatte, mit allen Mitteln die Wohltaten des französisch-russischen Bundes zu unterstreichen und das große Kaiserreich zu einer Vergrößerung seiner militärischen Vorbereitungen zu veranlassen." Bericht des belgischen Gesandten in Paris, Baron Guillaume, vom 10. März 1914.

„Als Poincaré von St. Petersburg zurückkam, mit dem Dreijahrgesetz in der Tasche, hatte er da seinen Geheimvertrag mit Rußland gemacht, zu dessen Bedingungen das Gesetz gehört? Unmöglich zu sagen! **Auf jeden Fall war das Dreijahrgesetz nicht eine Antwort auf vermehrte deutsche Rüstungen und nicht eine Maßregel der Verteidigung: Es wurde von Rußland für russische Zwecke den Franzosen aufgezwungen.**" Pariser Brief des englischen Blattes „New Statesman", vom 20. Juni 1914.

Mitte Juni 1914, also noch vor der Mordtat in Serajewo, wies der französische Botschafter in Petersburg Paléologue den französischen Ministerpräsidenten Briand nachdrücklich auf das nahe Bevorstehen eines Krieges hin, um die dreijährige Dienstzeit für Frankreichs Militär durchzusetzen. Paléologues Angaben in der Revue des deux Mondes vom 15. Januar und 1. Februar 1921.

Um die gleiche Zeit hintertrieb Paléologue die von Kaiser Wilhelm gewünschte und vom Fürsten Monaco angebahnte Besprechung des Kaisers mit einem angesehenen Franzosen, anläßlich der Kieler Woche – in der Befürchtung, daß der Kaiser nach seiner Art den Franzosen sehr gut behandeln werde, — trotz der Frage des neuen Ministerpräsidenten Viviani: „Könnte diese Unterhaltung vielleicht eine Entspannung der Lage bewirken?"

„Der Präsident der Republik bestand bei seinen Ministern darauf, daß Frankreich an Deutschland den Krieg erkläre. ‚Frankreich', sagte er und wiederholte er mit Hartnäckigkeit, ‚läßt sich nicht den Krieg erklären'. Was heißt das? Was bedeutet diese Frage, hinter deren großen Worten Ideen erscheinen, die im vollen Widerspruch mit der republikanischen Doktrin stehen, es sei denn, daß das Oberhaupt des Staates eben gewollt habe, daß sich die Pforte hinter den letzten Friedenshoffnungen schlösse. Seine Minister folgten ihm nicht." Aus den Akten des Prozesses Caillaux.

„Hätte Deutschland sich abwartend verhalten, so hätte die französische Regierung ihm den Krieg erklären müssen; denn sie konnte — Sir Ed. Grey hat es eines Tages im Unterhause zugegeben, — nicht lange ein bloßer Zuschauer des deutsch-russischen Krieges bleiben." Georges Demartial in seinem 1921 erschienenen Buche: „Die Schuld am Kriege, die Vaterlandsliebe und die Wahrheit" (übersetzt von H. Bärentz, S. 12).

Digitized by Google

„Es war nur der französische Geheimvertrag mit dem Zarismus, die russische Allianz, und diese allein, was Frankreich in den Krieg gezogen hat." Qui a entraîné la France dans la guerre? Franz. Schrift von 1918.

Zeugenaussagen über die russische Politik.

1912, 13. Oktober (30. September): „Allerhöchst ist befohlen, daß die Verkündigung der Mobilisation auch die Verkündigung des Krieges gegen Deutschland ist. Die Armeen, die vorher bestimmt sind für Operationen gegen Deutschland, werden zu einer Gruppe zusammengefaßt unter dem Kommando des Oberbefehlshabers der Gruppe der Armeen gegen die deutsche Front... Die allgemeine Aufgabe der Truppen der Nordwestfront ist: Nach Beendigung der Konzentrierung Übergang zum Vormarsch gegen die bewaffneten Kräfte Deutschlands mit dem Ziel, den Krieg in dessen Gebiet hinüberzutragen... Der Inhalt dieser Anweisung bildet ein strenges Staatsgeheimnis." — Leitende Gesichtspunkte vom „Chef des Stabs des Warschauer Militärbezirks, Sektion des Generalquartiermeisters. Mobilisationsabteilung, Nr. 2450, an das russische IV. Armeekorps" ausgegeben und unterzeichnet von Generalleutnant Kljajem, Generalmajor Postowski, Alterem Adjutant Oberst Dater. —

„Der russische Panslawismus, hochmütig, frech, durch die Siege am Balkan hungrig geworden, wartet auf die Gelegenheit, Österreich zu verschlingen... Und im Chor mit ihm beginnt der gallische Nationalistenhahn seit der Freundschaft mit England und seit den Siegen der Balkanverbündeten sich aufzurichten und zu krähen. All dies hat der deutsche Reichskanzler gesehen, als er, um seine letzte Erhöhung der Heeresstärke zu erlangen, auf die slawische und französische Gefahr hinwies. Er hat **vollkommen recht**, zu glauben, daß das französisch-russische Bündnis eine tatsächliche Drohung für Deutschland und für den europäischen Frieden ist." Gustave Hervé.

„Mit Naturnotwendigkeit müsse die derzeitige russische **Politik** zu einem europäischen Kriege führen." Denkschrift des russischen Ministers Durnowo an den Zaren im Februar 1914.

„Die Stunde naht. Es ist notwendig, von oben bis unten, Tag und Nacht am Heere zu arbeiten." „Nowoje Wremja", vom 7. März 1914.

„**Ende März 1914** fand in St. Petersburg im Gebäude der Kriegsakademie unter dem Vorsitz des Kriegsministers eine geheime **Kriegsratssitzung** statt, an der ... auch hohe Vertreter des französischen Generalstabes teilnahmen... Nach Schluß der Sitzung, die gegen vier Stunden dauerte, kam der Chef der Kriegs-Akademie, General Schtscherbatschew zu den im Kasino der Akademie versammelten Offizieren und sagte ungefähr folgendes:

„Der Krieg mit den Dreibundmächten scheint, infolge der gegen unsere Interessen gerichteten Politik Österreichs auf dem Balkan, unvermeidlich geworden zu sein. Infolge der **Nachrichten**, die wir von unserm Gesandten in Belgrad, Hartwig, erhalten haben, ist es sogar höchstwahrscheinlich, daß er noch in diesem Sommer zum Ausbruch kommt. Wir sind gerüstet und bereit; unsere Verbündeten, die Franzosen, sind es auch. Der Kriegsplan und unsere gemeinsamen Aktionen sind soeben endgültig festgelegt und von beiden Seiten bewilligt worden. Unsere Beschlüsse sind natürlich strengstes Geheimnis; allein soviel kann ich Ihnen verraten, daß uns die ehrenvolle Aufgabe zuteil geworden ist, sofort die Offensive zu ergreifen und uns gleich mit unsrer ganzen Macht auf den Feind zu werfen, da Frankreich zur sofortigen Aufnahme der Offensive nicht in der Lage ist. Wir müssen also **jeden Augenblick zum Kampf bereit sein.**"

(Hamburger Korrespondent, vom 10. Februar 1921.)

„Rußland und Frankreich spielen wahrhaftig in diesem Augenblick ein sehr gefährliches Spiel. Sie steigern sich wechselseitig auf dem Wege der Rüstungen bis zum äußersten und geben sich — hauptsächlich Rußland — einem Bluff hin, der die ernstesten Folgen zeitigen könnte ... **Niemand** zweifelt an der friedliebenden Gesinnung des Kaisers Wilhelm. Aber wie lange wird man noch auf diese Geistesrichtung zählen dürfen, angesichts der drohenden Machenschaften Frankreichs und Rußlands und der Rückwirkungen, die sie auf die chauvinistischen und militaristischen Geister des Reiches ausüben." Bericht des belgischen Gesandten in Paris, Baron Guillaume, vom 24. Juni 1914.

Digitized by Google

„Die Gleichgültigkeit der serbischen Regierung dem gegenüber, was österreichischerseits der Ermordung des Thronfolgerpaares folgen mußte, die Redseligkeit und Großmannssucht der serbischen Diplomatie, die maßlose Überhebung der serbischen Presse weisen mit apodiktischer Gewißheit darauf hin, daß Serbien bereits die Zusicherung von Rußland hatte, daß diesmal Rußland Serbien nicht im Stiche lassen werde, und was noch viel wichtiger ist, daß der Krieg gegen Österreich und Deutschland eine beschlossene Sache war, und daß die Ermordung des österreichischen Thronfolgerpaares nur deswegen einen günstigen Vorwand gegeben hatte, weil sich auch Frankreich und England in diesen an und für sich nur lokalen Konflikt zwischen Österreich und Serbien durch Rußland haben hineinziehen lassen." Ehemaliger serbischer Geschäftsträger in Berlin, Dr. M. Boghitschewitsch, („Kriegsursachen, Beiträge zur Erforschung der Ursachen des Europäischen Krieges", Zürich 1919).

„Wenn Rußland sich der Unterstützung Frankreichs sicher fühlt, so wird es vor der Gefahr eines Krieges nicht zurückweichen." Sasonow zum englischen Botschafter in Petersburg, am 25. Juli 1914.

„Es wäre ein Wunder, wenn mit dem Augenblick der Erklärung der allgemeinen russischen Mobilmachung nicht ganz Europa in Flammen stände." Oberst Repington in den „Times" vom 30. Juli 1914.

„Der Suchomlinow-Prozeß hat bestätigt, was Kenner Rußlands schon seit Jahren versichert hatten, daß Zar Nikolaus II. eine Puppe in den Händen seiner Umgebung war; er hat fernerhin offenkundig gemacht, daß tatsächlich, wie Deutschland es vermutete, in Rußland der Befehl zur allgemeinen Mobilmachung unterzeichnet und Maßregeln zu deren Durchführung in vollem Gange waren, noch ehe Deutschland am 31. Juli 1914 seine bekannten Maßnahmen traf... Diese Enthüllungen befreien die deutsche Regierung von 1914 in einem nicht unwichtigen Punkte von dem Verdacht bösen Willens." Gutachten Dr. Colenbrander's, des Direktors des Holländischen Staatsarchivs, in der holländischen Zeitschrift „De Gids", laut „Nieuwe Rotterdamsche Courant" vom 2. Oktober 1917.

„Daß Deutschland sich hier, in Petersburg, ebensosehr wie in Wien bemüht hat, irgend ein Mittel zu finden, um einen allgemeinen Konflikt zu vermeiden, bleibt unbestreitbar... Wer die Zurückhaltung der offiziellen russischen Communiqués kennt, kann ruhig behaupten, daß überall mobil gemacht wird. Heute ist man in Petersburg fest davon überzeugt, ja man hat sogar die **Zusicherung, daß England Frankreich beistehen wird.** Dieser Beistand fällt hier außerordentlich ins Gewicht. Er hat nicht wenig dazu beigetragen, der Kriegspartei Oberwasser zu verschaffen... Heute morgen 4 Uhr wurde die Mobilmachung bekannt gegeben." Bericht des belgischen Geschäftsträgers in Petersburg, vom 30. Juli 1914.

„So gibt es keine andere Erklärung dafür, daß der Krieg im Sommer 1914 unvermeidlich geworden war, als die, daß Rußland den Krieg, den die Ententemächte in absehbarer Zeit, vielleicht erst 1917,... zu führen fest entschlossen waren, nicht mehr hinausgeschoben sehen wollte." Dr. M. Boghitschewitsch, „Kriegsursachen", Seite 84.

Zeugenaussagen über die englische Politik.

„Es war klar, daß die Neuorganisierung der englischen Flotte gegen Deutschland gerichtet war. Wenn ihr Schwerpunkt jetzt in der Nordsee liegt, so gilt dies sicherlich nicht Rußland, dessen Material zum großen Teil zerstört ist und dessen Marine soeben (im Kriege gegen Japan) schlagende Beweise ihrer Unfähigkeit gegeben hat." Bericht des belgischen Gesandten in Berlin, Baron Greindl, vom 18. Februar 1905.

„Die riesenhaften Fortschritte Deutschlands bedeuten für England eine beständige Drohung, und England scheut vor keinem Mittel zurück, um diese Expansion zu hemmen... Wo immer England Deutschland Schwierigkeiten bereiten kann, da nimmt es die Gelegenheit sofort wahr"... Bericht des belgischen Geschäftsträgers in Berlin, Graf Ursel, vom 5. August 1905.

„Ob wohl die Leute, die in England Furcht vor einem unausführbaren deutschen Angriff zur Schau tragen, ganz aufrichtig sind? Schützen sie derartige Besorgnisse nicht etwa nur vor, um einen Krieg anzufachen, **in dem die deutsche Kriegsflotte vernichtet, die deutsche Handelsmarine und der deutsche überseeische Handel zerstört würden? England befindet sich in sicherer Lage, Deutschland hingegen ist leicht zu treffen.** Wenn England eines Tages Deutschland angreift, nur um einen Rivalen loszuwerden, so würde es damit nur seinen alten Grundsätzen folgen... Der englische Haß gegen Deutschland ent-

Digitized by Google

springt einzig und allein dem Neid, den die Entwicklung der deutschen Marine, des deutschen Handels und der deutschen Industrie hervorrufen." Bericht des belgischen Gesandten in Berlin, Baron Greindl, 27. Oktober 1905.

„Es ist klar, daß das amtliche England im stillen eine Deutschland feindliche Politik befolgt, die auf eine Isolierung Deutschlands abzielt, und daß König Eduard es nicht verschmäht hat, seinen persönlichen Einfluß in den Dienst dieser Idee zu stellen." Bericht des belgischen Gesandten in London, Graf von Lalaing, vom 24. Mai 1907.

„Der Rücktritt des englischen Botschafters Sir Frank Lascelles in Berlin ist nur der Form nach ein freiwilliger. Er ist von der britischen Regierung dazu veranlaßt worden... Wenn diese auf die Dienste eines so vorzüglichen Diplomaten verzichtet, so kann das nur daran liegen, daß Sir Frank Lascelles 15 Jahre lang und ohne sich durch zahlreiche Mißerfolge abschrecken zu lassen, daran gearbeitet hat, eine Annäherung zwischen Deutschland und England herbeizuführen. Der Eifer, den er entwickelt hat, um Mißverständnisse zu beseitigen, die er für töricht und für beide Länder in hohem Maße nachteilig hält, entspricht nicht den politischen Ansichten seines **Herrschers**." Bericht des belgischen Gesandten in Berlin, Baron Greindl, vom 18. Juli 1908.

„Viel erklärlicher als das englische Mißtrauen gegen Deutschland ist das deutsche Mißtrauen gegen England. Wir haben es hervorgerufen. Wir hatten eine überwältigende Übermacht zur See, die uns gegen jeden denkbaren Feind sicherte. Aber das genügte uns nicht. Wir fingen an Dreadnoughts zu bauen. Wozu? Wir brauchen sie gar nicht. Auch ist nicht genug beachtet worden, daß unser sogenannter Zweimächte-Standpunkt seine Ungerechtigkeiten hat, dieser Anspruch, es müsse England stets über eine Schlachtflotte verfügen, die den beiden nächststarken Schlachtflotten immer noch überlegen ist. Sehen Sie Deutschland an! Für die Deutschen bedeutet die Armee dasselbe wie für uns Engländer die Flotte. Sie bedeutet den einzigen Schutz gegen eine feindliche Invasion. Trotzdem verfolgt Deutschland keinen Zweimächte-Maßstab. Sein Heer mag stärker sein, als dasjenige Frankreichs oder Rußlands, jedes für sich. Aber Deutschland liegt zwischen diesen beiden Militärmächten, die zusammen der deutschen Armee eine weit überlegene Truppenzahl gegenüberstellen können." **Lloyd George**, am 29 Juli 1908.

„England hat in der Stille die politische Atmosphäre allmählich immer mehr mit allgemeiner Feindseligkeit gegen Deutschland erfüllt. England erkennt in Deutschland seinen Hauptgegner auf dem Weltmeer und im Welthandel. Um Deutschland zu ersticken, hat die englische Diplomatie **die Einkreisung Deutschlands** vorgenommen. Es ist England sogar gelungen, bis zu einem gewissen Grade die Unterstützung durch die Nationen, auf die Deutschland bisher bauen konnte (Italien!) unsicher zu gestalten. Damit nicht zufrieden, habe es sich auch eine gute Armee zu schaffen gewußt..." **Denkschrift des belgischen Generalstabschefs** General Ducarme, über die Verteidigung Belgiens vom Anfang 1909.

„Der König von England versichert, daß die Erhaltung des Friedens immer das Ziel seiner Bemühungen gewesen sei; das hat er seit Beginn des erfolgreichen diplomatischen Feldzuges immer gesagt, den er durchgeführt hat, um Deutschland zu isolieren. Aber es kann einem nicht entgehen, daß der Weltfrieden niemals ernstlicher bedroht war, als seitdem **der König von England** sich damit befaßt, ihn zu befestigen. Der Besuch des Königs in Berlin fällt mit einer erheblichen Vergrößerung des Marine-Budgets zusammen, mit dem Bau neuer Panzer vom Dreadnoughttyp und mit der Bildung des stärksten Geschwaders, das es je gegeben hat und dessen Heimathafen der Punkt in der Nordsee ist, der den deutschen Küsten räumlich am nächsten gelegen ist. Geschieht dies lediglich zum Schutz gegen einen etwaigen Angriff, den Deutschland gar nicht in der Lage ist, zu unternehmen? Die Agitation für die Schaffung einer Territorial-Armee dauert an. England braucht sie nicht zu seiner Verteidigung. Was will es mit ihr anfangen, wenn es keine Hintergedanken wegen eines Angriffes auf dem Festlande hegt?" Bericht des belgischen Gesandten in Berlin, Baron Greindl, vom 13. Februar 1909.

„Jedermann in England oder Frankreich sieht die entente cordiale **als** ein Defensiv- und Offensivbündnis gegen Deutschland an. Dies entspricht genau dem Charakter, den der verstorbene König von England ihr hat geben wollen. Die entente cordiale ist nicht auf der positiven Grundlage der

Digitized by Google

Verteidigung gemeinsamer Interessen begründet worden, sondern auf der negativen Grundlage des Hasses gegen das Deutsche Reich... Die entente cordiale hat in Frankreich den Gedanken an die Revanche, der schlummerte, zu neuem Leben erweckt; ihr entstammt auch der Zustand der Unruhe und des Unbehagens, in dem Europa sich seit sieben Jahren befindet... In dem Augenblicke der Unterzeichnung der Algeciras-Akte sind wenigstens drei der daran beteiligten Mächte Verpflichtungen untereinander eingegangen, die mit den Versprechungen unvereinbar waren, die sie öffentlich gemacht hatten." Bericht des belgischen Gesandten in Berlin, Baron Greindl, vom 6. Dezember 1911.

„Eine andere, vielleicht tiefer liegende Ursache (als die Frage der deutschen Kriegsflotte) für die Abneigung des englischen Volkes gegen das deutsche hat Sir Eduard Goschen (der britische Botschafter in Berlin) mit Stillschweigen übergangen: nämlich die Nebenbuhlerschaft auf dem Gebiete der Industrie und des Handels. Mit wohl verständlichem Neide sieht England, wie ein europäisches Volk im Kampfe auf dem Weltmarkt jedes Jahr an Boden gewinnt und also auch in dieser Hinsicht die Vormachtstellung bedroht, die es sich gesichert hatte." Bericht des belgischen Gesandten in Berlin, Baron Beyens vom 28. Juni 1912.

Kriegsausbruch 1914: „Man behauptet noch vielfach, daß England nicht mitgemacht hätte, wenn die Neutralität Belgiens durch Deutschland nicht verletzt worden wäre. Ich habe indes bereits am 26. Juli aus dem Munde des französischen Botschafters in Berlin, Jules Cambon — und das wird Herr Cambon... durch seinen Bruder, den französischen Botschafter in London, leicht und ganz zuverlässig erfahren haben können — vernommen, daß Sir Ed. Grey bereits — also selbst noch vor Bekanntwerden des österreichischen Ultimatums — dem Fürsten Lichnowski erklärt habe, daß England, falls es Serbiens wegen zum Konflikte zwischen Frankreich-Rußland einerseits, Deutschland-Österreichs andererseits kommen sollte, an dem Streit nicht uninteressiert bleiben könne, das heißt mit anderen Worten, daß es sich in den Streit zugunsten Rußlands und Frankreichs einmischen werde Sir Eduard Grey hat damit Rußland und Frankreich zum Streite ermutigt, während er damit Deutschland vom Streite abschrecken wollte... Es dürfte somit nicht schwer sein, später einmal auch festzustellen, daß Herr Sasonow diese Zusicherung Englands ebenfalls schon längst in der Tasche hatte, ehe noch überhaupt irgendjemand an die Verletzung der Neutralität Belgiens durch Deutschland denken konnte." Ehemaliger serbischer Geschäftsträger in Berlin, Dr. M. Boghitschewitsch, Kriegsursachen, S. 84/85.

„Die Entscheidung über Krieg und Frieden, über das Glück und Leben von Millionen liegt jetzt in der Hand eines Mannes, des Zaren!... Tatsächlich hält der Zar die Wage in der Hand. **Aber wir halten unserseits den Zaren in der Hand.** Daher hängt es schließlich von uns ab, ob Europa von Blut überfließen soll... Wenn England jetzt sagt: ‚Nein! Läßt du die Wagschale sinken, so tust Du das auf eigene Gefahr!', dann wird er die Hand von der Wagschale lassen... Wir können den Frieden erhalten, wenn wir den Zaren wissen lassen, daß er seine Schlachten allein schlagen und die Folgen selber tragen muß. Wenn die englische Regierung das tut, würde sie der Menschheit den größten Dienst erweisen, den die Geschichte kennt. Wenn sie es nicht tut, wird sie den schwersten Fluch der Menschheit auf sich laden, und wenn das Jüngste unter uns längst gestorben ist, wird unser Volk noch an den Verbrechen zu tragen haben." „Daily News" vom 1. August 1914.

1914, 16. September: „Grey hat die Deutschen gründlich überlistet. Er begann das Spiel damit, daß er Italien veranlaßte, Tripolis zu annektieren. Das war praktisch das Ende des Dreibundes; denn jetzt haben wir eine Million Geiseln in Nordafrika, und Italien wagt nicht, sich gegen uns zu rühren. Dann kam der von England und Frankreich finanzierte Balkanbund, und wäre König Ferdinand nicht so eitel gewesen, so hätten wir damals den Krieg gehabt. In den letzten drei Jahren haben England, Frankreich und Rußland unausgesetzt Vorbereitungen für den Krieg getroffen, und Deutschland hat dummerweise die Sache der Feinde vertreten." Aussage eines hervorragenden Beamten der englischen Krone, die sich im Besitze des früheren Professors des Verfassungs- und Völkerrechts an der Columbia-Universität, John William Burgeß, befindet, s. dessen Schrift ‚der Europäische Krieg' (1915), Seite 10.

Digitized by Google

Zeugenaussagen über die deutsche Politik.

„Der von Deutschland geleitete Dreibund hat uns dreißig Friedensjahre in Europa beschert. Jetzt ist er durch den Zustand der Auflösung geschwächt, in dem sich Österreich-Ungarn befindet. Die neue französisch-englisch-russische Triple-Entente würde kein Ersatz sein, sondern im Gegenteil eine Ursache dauernder Beunruhigung." Bericht des belgischen Gesandten in Berlin, Baron Greindl, vom 23. September 1905.

„Man darf die Aufrichtigkeit der friedlichen Absichten Seiner Majestät (Kaiser Wilhelms II.) nicht anzweifeln; er hat sie während einer achtzehnjährigen Regierungszeit zur Genüge bewiesen." Bericht des belgischen Gesandten in Berlin, Baron Greindl, vom 9. Februar 1907.

„Hinter den getroffenen oder bevorstehenden Abmachungen (über Ägypten, Marokko, Persien, Afghanistan usw.) kommt immer wieder der Haß gegen Deutschland zum Vorschein, der in Paris durch die stets lebendige Erinnerung an die Demütigung von 1870, in London durch die Eifersucht auf die Entwicklung von Deutschlands Handel, Industrie und Flotte und in St. Petersburg durch nichts anderes wachgehalten wird, als etwa durch Vorurteile und den maßlosen slawischen Stolz, der sich bei dem Vergleich zwischen deutscher Zivilisation und moskowitischer Barbarei verletzt fühlt. Es handelt sich um die Fortsetzung der zur Isolierung Deutschlands unternommenen Campagne, die sehr geschickt geführt wurde... Die neue Gruppierung der europäischen Mächte ist dazu angetan, die öffentliche Meinung auf eine gefährliche Bahn zu lenken. Die Wirkungen davon machen sich bereits fühlbar." Bericht des belgischen Gesandten in Berlin, Baron Greindl, vom 28. März 1907.

„Die herkömmlichen friedlichen Versicherungen bedeuten recht wenig im Munde dreier Mächte, die eben erst, wie Rußland und England, wenn auch mit verschiedenem Erfolge, nur in dem Bestreben, sich zu vergrößern, ja ohne annehmbaren Vorwand die Eroberungskriege in der Mandschurei und in Transvaal geführt haben, oder die, wie Frankreich, gerade jetzt zur Eroberung Marokkos schreiten unter Nichtachtung feierlicher Versprechungen und ohne anderen Rechtstitel als die Übertragung von Rechten Englands, die dieses selbst nicht besaß. Es sind das dieselben Mächte, die in Gesellschaft der Vereinigten Staaten unmittelbar nach deren Raubkrieg gegen Spanien im Haag als Ultrapazifisten aufgetreten sind. Der Dreibund hat während 30 Jahren den Weltfrieden gesichert, weil er unter der Führung Deutschlands stand, das mit der politischen Gliederung Europas zufrieden war. Die neue Gruppierung bedroht den Weltfrieden, weil sie aus Mächten besteht, die eine Revision des Status quo anstreben, und zwar in so hohem Grade, daß sie Gefühle jahrhundertelangen Hasses zum Schweigen gebracht haben, um diesen Wunsch verwirklichen zu können." Bericht des belgischen Gesandten in Berlin, Baron Greindl, vom 30. Mai 1918.

„Nach dem Urteil der maßgebenden Staatsmänner (im Orient) hat Deutschland keinerlei kriegerische Neigung: Es braucht Frieden, um seine Finanzen zu bessern und sein Flottenprogramm auszuführen. Übrigens hat es hinreichend nichtdeutsche Bevölkerung, als daß es noch mehr davon wünschen sollte." Bericht des belgischen Gesandten in Bukarest vom 4. Januar 1912.

„Deutschland hat diesen Krieg nicht nötig, es braucht sich nur zu gedulden, braucht nur im Frieden seine wirtschaftliche und finanzielle Macht dauernd weiter zu steigern,... um ohne Widerspruch und ohne Kampf in ganz Mitteleuropa zu herrschen." Bericht des belgischen Gesandten, Baron Beyens, vom 12. Juni 1914.

„Dieser Krieg mußte kommen. Er war von Anfang an ein Wirtschaftskrieg. Wie mir ein russischer Diplomat im ersten Monat des Krieges sagte: ‚Hier unter vier Augen kann ich es Ihnen sagen: Wir konnten die deutsche Konkurrenz nicht länger aushalten; wir mußten versuchen, Deutschland niederzuschlagen.' Nicht zum wenigsten war die deutsche Überlegenheit an Fleiß, Tüchtigkeit und Genügsamkeit allmählich unerträglich geworden. Aber etwas Ähnliches galt für alle Länder. Und England — das sich bisher unüberwindlich als Beherrscher der Meere gefühlt hatte — sah mit einer von Jahr zu Jahr steigenden Angst Deutschland sich näher wachsen bis zur Ebenbürtigkeit. Nein, das ging nicht an! Und jetzt, wo die einzig dastehende — und auf die Dauer unerträgliche — Möglichkeit vorlag, daß England sich dem französisch-russischen Bünd-

Digitized by Google

nis angeschlossen hatte, jetzt mußte der Versuch gemacht werden, bevor die Liebe zwischen den drei Großmächten wieder erkaltete." Peter Nansen (in der norwegischen Zeitschrift „Ukens Revy" vom 19. Januar 1917: „Bekommen wir Frieden?")

„Die neuen Dokumente von Berlin und Wien reinigen die deutsche Regierung von der Anklage, daß sie bewußt den Krieg geplant oder gewünscht habe... Es besteht kein Zweifel, daß der Kanzler Bethmann-Hollweg als der amtliche Vertreter der deutschen auswärtigen Politik in der Zeit unmittelbar vor dem Kriege Sicherung des Friedens und bessere Beziehungen mit den Nachbarn Deutschlands anstrebte... Deutschland wollte den Krieg nicht. In engerem Sinne sogar, wenn man ausschließlich die Ereignisse dieser drei Tage (29. bis 31. Juli 1914) ins Auge faßt, kann man leicht erkennen, wie die Deutschen zu der Überzeugung kamen, daß ihnen der Krieg aufgezwungen wurde."

Sidney B. Fay, in der „American Historical Review" (vom Juli und Oktober 1920) auf Grund der deutschen und österreichischen Akten.

Ein französischer Matrose erzählt:

Herr Joachim Hochradel in Berlin stellt uns den hier im Original und in Übersetzung folgenden, in seinem Besitz befindlichen Brief eines französischen Matrosen zur Verfügung:

Cherbourg, le 31 Juillet 1914.

Cher Triumpi!

Je m'empresse de te faire réponse et t'expedier quelques mots, qui te feront bien plaisir. Cent choses; nous sommes toujours sous la qui vive; depuis trois heures aujourd'hui **nous sommes sous les ordres de l'amiral anglais**, ce n'est pas mauvais, aussi tu penses que nous sommes très heureux de marcher avec un appui pareil, en plus *l'Escadre Anglaise de la Méditerrannée est passée sous les ordres de l'amiral Boue de Lapergie (?)*; nous sommes tous de la partie; c'est le moment ou jamais de lui rentrer dans le chou.

Nous quittons probablement Cherbourg cette nuit, et l'intention de l'amiral anglais est de faire avec les sous-marins français de faire le blocus de Kiel; ensuite d'envoyer quelques torpilleurs à la mort pour déblayer le canal de Kiel des mines sous marins, que nous puissions rentrer torpiller l'escadre dans Kiel même.

L'amiral anglais nous a réunis tous pour nous faire un discours, qui a été applaudi par tout le monde aux cris de Vive la France, vive l'Angeleterre, vive la Russie, il nous a quitté avec certitude de gagner la partie, et il nous félicita de nos courages et de notre rancune pour l'Allemagne.

Excuse mon écriture, car j'ai fait vite, nous sommes sous pression et n'attendant plus que les ordres de l'amiral anglais pour partir.

Je te quitte en t'embrassant bien fois.

J'ai confiance en toi pour que tu fasses aussi que tes camarades ton possible pour abattre le plus d'Allemands possible.

Pas adieu mais au revoir.

Toujours à toi Charles.

Für die Richtigkeit der Abschrift! Ehrhardt, Oberst a. D.

Cherbourg, den 31. Juli 1914.

Lieber Triumpi!

Ich beeile mich, Dir zu antworten und Dir einige Worte mitzuteilen, die Dir viel Freude machen werden. Hunderterlei! Wir warten dauernd auf Alarm; **seit heute 8 Uhr stehen wir unter dem Kommando des englischen Admirals!** Das ist nicht übel, daher kannst Du Dir denken, daß wir sehr froh sind, mit einem solchen Rückhalt loszugehen. Außerdem ist das englische Mittelmeer-

Digitized by Google

geschwader dem Kommando des Admirals Boue de Lapergie (?)[1] unterstellt. Wir sind alle mit Leib und Seele dabei; jetzt oder nie ist der Augenblick, ihm [jedenfalls Deutschland] den Garaus zu machen.

Wir verlassen Cherbourg wahrscheinlich heute Nacht, und die Absicht des englischen Admirals geht dahin, mit den französischen Unterseebooten Kiel zu blockieren, dann einige Torpedoboote in den Tod zu jagen, um den Kaiser Wilhelm-Kanal von Seeminen zu säubern, damit wir das Geschwader in Kiel selbst mit Torpedos angreifen können.

Der englische Admiral versammelte uns alle, um uns eine Ansprache zu halten, die von allen mit lauten Hochrufen auf Frankreich, England und Rußland beantwortet wurde; er verließ uns mit der Gewißheit zu siegen, und er beglückwünschte uns zu unserm Mut und unserm Haß gegen Deutschland.

Entschuldige meine Schrift, denn ich habe mich beeilt; wir stehen unter Hochdruck und warten nur auf den Marschbefehl des englischen Admirals. Ich scheide von Dir mit tausend Küssen.

Ich habe das Zutrauen zu Dir, daß Du, wie Deine Kameraden, Dein Möglichstes tun wirst, um möglichst viel Deutsche zu erschlagen.

Kein Lebewohl, sondern auf Wiedersehen!

Stets Dein Karl.

Propaganda.

Von Dr. Erich Schultz-Ewerth.

Der Verfasser, bekanntlich als Nachfolger von Solf Gouverneur von Samoa, geriet als solcher bei Kriegsausbruch in Gefangenschaft.

Daß unsere Feinde uns beschuldigen, den Weltkrieg geplant, vom Zaune gebrochen und in der Kriegführung unerhörte Greuel begangen zu haben, ist in Deutschland hinreichend bekannt. Aber die Erkenntnis, daß diese Anklage, außer ihrer unter dem Druck unseres Elends verblaßten moralischen Bedeutung, praktisch-politisch von allererster Wichtigkeit ist, daß sie die Grundlage des Friedensvertrages bildet, — diese Erkenntnis ist in weitern Kreisen noch recht unvollkommen.

Der deutsche Zeitungsleser — er ist, nebenbei bemerkt, der gründlichste Zeitungsleser der Welt — sollte selber schon wahrgenommen haben, daß jedesmal, wenn alliierte Staatsmänner eine Konferenz abhalten, die sog. Wiedergutmachung im engsten Zusammenhange mit der deutschen Schuld am und im Kriege erörtert wird. So hat denn auch Lloyd George am 3. März in London uns unsere Schandtaten von neuem vorgehalten. Nur mit der Behauptung, daß wir Babymörder, Frauenschänder, Brunnenvergifter, Barbaren, Hunnen, kurz der Auswurf der Menschheit seien, vermag die Entente die erbarmungslose Härte der Friedensbedingungen zu rechtfertigen. Ohne eine Mehrheit, die das glaubt, könnte keines der feindlichen Kabinette vor Parlament, Volk und Welt bestehen. Doch es fehlt, wie gesagt, in Deutschland immer noch an dem vollen Verständnis für die ursächlichen Beziehungen die zwischen unserer Verworfenheit und den uns auferlegten Abtretungen, Auslieferungen, Leistungen und Sanktionen bestehen.

Ebenso und trotz allem, was über die feindliche Lügenkampagne geschrieben

[1] Von der Nachrichtenstelle der deutschen Marineleitung als René de Lapérouse ermittelt. Im Kanal kooperierten die engl.-franz. Streitkräfte unter dem Befehl eines englischen, im Mittelmeer unter dem eines französischen Admirals.

Digitized by Google

worden ist, herrscht bei uns durchschnittlich keine rechte Vorstellung davon, daß eine systematische deutschfeindliche Propaganda in Europa und Übersee die öffentliche Meinung gegen uns mobil machte, lange bevor wir alles das begangen hatten, was man uns zur Last legt, und daß, als am 4. August 1914 die Schleusen ganz aufgezogen wurden, jedes Mittel recht war, sofern es dem Zweck der Verunglimpfung diente. Wenn sonst im politischen Leben Schmutz höchstens kübelweise verabreicht wird, hier war es ein Ozean, der sich über uns ergoß. Wen ein widriges Schicksal zur Lektüre feindlicher Zeitungen hinter Stacheldraht verdammte, der weiß Bescheid! Wie die Vorbereitung, der Eifer und die Mittel, so war auch der Erfolg außerordentlich. Selbst Deutsche, Männer von Charakter und Urteilskraft, sind der Massensuggestion erlegen. Amerikanische Korrespondenten, mit deutschen Botschaftspässen in Deutschland zugelassen, bis die diplomatischen Beziehungen abgebrochen wurden, nennen Namen, deren Träger erschüttert fragten: Sind wir denn wirklich so schlecht? [1]) In der Tat, eine noch nicht dagewesene Leistung im Verleumden: Die Verleumdeten selber werden an sich irre!

Die Erfahrungen, die wir in diesem Abschnitt des Kriegsschauplatzes machen mußten, hätten uns nicht neu sein, Geschichte und Literatur uns darüber belehren sollen, was uns bevorstand. Hier nur einige weniger bekannte Zeugnisse aus dem Lande, das unserm internationalen Rufe den meisten Abbruch getan hat und von dessen gefeiertstem lebenden Dichter — Kipling — das Wort stammt, es gebe nur eine Art von guten Deutschen, nämlich die toten.

Hume bereits hielt seinen Landsleuten den Spiegel vor. Er schrieb in seinem "Treatise on Human Nature" [2]):

"When our own nation is at war with any other, we detest them under the character of cruel, perfidious, unjust, and violent; but always esteem ourselves and allies equitable, moderate, and merciful etc." („Wenn sich unsre eigene Nation im Krieg mit einer anderen befindet, hassen wir diese als grausam, verräterisch, ungerecht und gewalttätig; aber immer halten wir uns und unsre Verbündeten für gerecht, gemäßigt und barmherzig usw.")

Thackeray fand das für die Zeit der Napoleonischen Kriege bestätigt:

"We dealt our enemy with a monstrous injustice of contempt and scorn; we fought him with all weapons, mean as well as heroic. There was no lie we would not believe; no charge of crime which our furious prejudice would not credit etc." (Wir behandelten unsern Feind mit ungeheuerlicher Ungerechtigkeit, voll Verachtung und Spott; wir bekämpften ihn mit allen Waffen, gemeinen sowohl als heldenhaften. Da war keine Lüge, die wir nicht glaubten; keine Beschuldigung eines Verbrechens, welche unser wütendes Vorurteil nicht glaubwürdig gefunden hätte usw.")

und der jüngere Stead stellte, bald nach dem Waffenstillstand, ungefähr die gleiche Tatsache für den Krimkrieg, den Südafrikanischen und den Weltkrieg fest:

"The first duty of hostile governments is to breed a bitter hatred in their peoples of those against whom they are waging war. If hate did not exist, wars would automatically cease shortly after they began. Even in conscript countries this hate propaganda was necessary. In those which relied upon voluntary armies it was indispensable ..... The need for fanning antipathy into a flame of hatred against the Germans is responsible for many of the accusations made against them during the course of fighting." [3]) („Die erste Pflicht feindlicher Regierungen ist, einen bitteren Haß in ihren Völkern gegen

[1]) Ackerman, The next Republic, New York, Grosset & Dunlap, p. 218/9. Schreiner, The Iron Ration, London, John Murray, p. 283.
[2]) Vol. II. Book II, Part II, Sect. 3.
[3]) Review (Melbourne), Vol. LI No. 4 und 5 vom 22. und 5/4. 1919.

Digitized by Google

die, mit denen sie Krieg führen werden, zu erzeugen. Wenn es keinen Haß geben würde, würden Kriege von selbst kurz nach ihrem Beginn wieder aufhören. Sogar in Ländern mit allgemeiner Wehrpflicht war diese Haßpropaganda notwendig. In solchen, die sich auf freiwillige Armeen verlassen hatten, war sie unentbehrlich ... Die Notwendigkeit, Abneigung zu einer Flamme von Haß gegen die Deutschen zu entfachen, ist für manche Beschuldigung verantwortlich zu machen, welche während des Kampfes gegen sie erhoben wurde.")

Das Eingeständnis Stead's ist in unserm Falle noch nicht ganz vorbehaltlos; wir müssen ihm zugute halten, daß damals die Feindseligkeiten gerade erst eingestellt waren.

Für den Engländer wird also spätestens mit der Kriegserklärung die Verunglimpfung des Feindes nationale Pflicht. Kenner englischen Wesens ermessen die Gefühle, die das Wort "enemy" in jedem britischen Herzen auslöst. Die französische Denkart ist uns so nahegebracht, daß Belege entbehrlich sind.

Wir dagegen wurden einst von Klopstock ermahnt:

„Nie war gegen das Ausland
Ein anderes Land gerecht wie Du;
Sei nicht allzu gerecht! Sie denken nicht edel genug
Zu sehen, wie schön Dein Fehler ist."

Die Mahnung hat nicht viel gefruchtet. Denn als die bei uns maßgebende Auffassung dürfen wir wohl folgende Äußerung von F. Avenarius betrachten[1]):

„Daß die Zeitungen auch im Kriege und auch bei der Schilderung des Feindes wahrhaftig seien, liegt nicht nur aus Forderungen der Sittlichkeit im gemeinsamen Interesse von Freund und Feind, sondern auch aus solchen der praktischen Zweckmäßigkeit, der politischen Forderung. Es mag erlaubt sein, es mag sogar geboten sein, im einzelnen Fall als Kriegslist eine Tatsache zu verschweigen oder Spione über sie irre zu führen, doch niemals kann es im Interesse eines Volkes liegen, von seinen Wortführern über das Wesen des Gegners getäuscht zu werden. Wird hier das Bild der Dinge gefälscht, so wird ja damit auch die Grundlage gefälscht des Fühlens, des Urteilens — der Entschlüsse. So daß dann in der Welt der Wirklichkeiten unter falschen Voraussetzungen auch gehandelt wird. Was aber besagt das: es wird gehandelt im Kampfe auf Leben und Tod der Völker unter falschen Voraussetzungen!"

Leider haben wir es nun in dem Friedensvertrag mit einem solchen Entschluß auf gefälschter Grundlage zu tun. Unsere Feinde betrachten offenbar auch falsche Voraussetzungen, vorsätzlich erzeugte Täuschungen als Wirklichkeiten und geschichtsbildende Faktoren und haben damit, wie man sieht, einstweilen gute Geschäfte gemacht. Wir sind im Vergleich mit ihnen Stümper im Lügen und Hassen. Lissauers Lied war eine Bagatelle gegen die blutrünstige Kriegspoesie der Alliierten. Uns ist, auch wenn Hannibal vor den Toren erscheint, Wahrheit das oberste Gebot.

Sie möge es bleiben, und man mache daraus eine Tugend, wenn man will! Vielleicht hat, von seltenen Einzelfällen abgesehen, jede Tugend vorwiegend negativen Charakter. Ein Vorschlag, daß auch wir den Grundsatz: Right or wrong, my country! (Recht oder unrecht — mein Land!) oder volkstümlicher ausgedrückt: Everything is fair in love and in war! (In der Liebe und im Krieg ist alles erlaubt!) auf unsere Fahnen schreiben sollten, würde heute schlecht fahren und müßte sich die Erwiderung gefallen lassen, daß diese Eigenschaft nicht durch Lehre einem Volke anerzogen werden kann.

Aber es sollte uns unverwehrt sein, dem anständig denkenden Teil der gebildeten

[1]) „Das Bild als Verleumder", 151. Flugschrift des Dürerbundes, München, Callwey.

Digitized by Google

Menschheit begreiflich zu machen, daß wir keine Verbrecher sind, weil wir den Krieg verloren haben. Nicht nur unverwehrt, sondern selbstverständliche Pflicht, ohne Rücksicht auf Parteirichtung! Wer noch glaubt, daß die Form unserer Staatsverfassung irgendwelchen Einfluß auf die Art unserer Behandlung habe, dem ist nicht zu helfen. Für seine Feinde zerfällt das deutsche Volk restlos in Nationalisten und Opportunisten, mit dem einzigen Unterschiede, daß letztere als verkappte, gelegenheitsablauernde Nationalisten gelten. Durch Schuldbekenntnisse auf Konto des alten Regimes ist nichts zu errreichen. Nicht minder aussichtslos ist untätiges Warten auf das Erwachen des Weltgewissens. Im Falle es so etwas gibt, wird es allerdings voraussichtlich eines Tages von selbst erwachen und sich z. B. darin melden, daß ein neuer Thackeray uns eine nachträgliche Ehrenerklärung ausfertigt. Würden jedoch unsere Kinder oder Enkel daraufhin eine Revision des Friedensvertrages nachsuchen, so würde man sie mit Recht auslachen.

Die feindliche Propaganda hat keineswegs geendet; sie geht daheim bei uns und draußen weiter und wird andauern, bis die damit verfolgten Absichten verwirklicht sind. Der Friedensvertrag hat uns unserer Waffen beraubt. Aber durch keinen seiner vielen Artikel ist uns Gegenpropaganda verboten. Es liegt nur an uns, diese uns verbliebene Waffe in die Hand zu nehmen. Feinere weltfremde Naturen, wie sie in der deutschen Intelligenz so häufig sind, hegen vor aller Propaganda eine instinktive Scheu. Sie verbinden damit den ihnen unsympathischen Begriff aufdringlicher, lärmender Reklame und vertrauen auf eine immanente siegende Kraft der Wahrheit. Diese Abneigung muß überwunden werden; denn beides ist falsch. Die Art der Propaganda ist lediglich eine taktische Frage, und der Wahrheit, der Idee geht es, soll sie Anerkennung finden, nicht besser als einem Erzeugnis der Industrie. Da der Berg nimmermehr zu Muhammed kommt, muß Muhammed zum Berge.

Seit einiger Zeit ist eine erfreuliche Wendung zum Bessern in dem Gange der Dinge zu bemerken. Wir sind aus der Periode der Denkschriften und Weißbücher, der Propaganda unter Ausschluß der Öffentlichkeit, heraus. Die Massen, um die es sich handelt, zählen nach Millionen; sie bestehen aus Menschen, die weder Zeit noch Lust zu langem Lesen haben, und müssen auf andere Weise angesprochen werden. Es ist mit Genugtuung zu begrüßen, daß die Angriffe gegen die moralischen Fundamente des Friedensvertrages jetzt methodischer erfolgen. Ferner ist einer unabweisbaren Forderung der ausgleichenden Gerechtigkeit Genüge geschehen. Wir haben endlich authentische Kunde über die Kriegsverbrechen erhalten, die unsern Gegnern zur Last fallen. Das Buch von O. v. Stülpnagel, „Die Wahrheit über die deutschen Kriegsverbrechen“ [1]) erbringt mit zuverlässigen, geprüften Tatsachen den Beweis, daß wir nicht schlechter sind als irgend ein anderes Volk. So sehr aber diesem Werke weiteste Verbreitung im Inlande und Auslande zu wünschen ist, so muß auch hier wieder betont werden, daß das nicht genügt, sondern die Tatsachen müssen nach den Gesetzen der Massenpsychologie, die wir zu unserm Schaden bisher mißachtet haben, verwertet werden, wie das soeben durch die „Gegenrechnung“ der Süddeutschen Monatshefte geschehen ist. Erst dann wird das, was man die Welt nennt, einsehen, daß Dinge wie das reichsgerichtliche Einschreiten gegen 45 deutsche Kriegsverbrecher eine einseitige Justiz sind.

[1]) Staatspolitischer Verlag G. m. b. H., Berlin, 1920.

Digitized by Google

GENERAL RULES
FOR
PRISONERS OF WAR.

Extract from Royal Warrant dated August 3rd. 1914.

1. Prisoners of War will comply with all Rules and Regulations deemed necessary for their safety, good order, and discipline.

2. Prisoners of War, whether Officers or rank and file, are subject to the orders of all Officers, Guards, and Sentries placed over them. All such orders will be obeyed immediately.

3. Any Prisoners of War guilty of disobedience to orders, or of any act prejudicial to the safety, good order, or discipline of the camp, will be liable to punishment.

4. Deliberate disobedience, coupled with resistance or apprehended resistance to Officers, Guards, or Sentries, or other conduct of a mutinous or riotous kind, will, if necessary, be dealt with by force of arms.

5. It is to be distinctly understood that any Prisoner of War attempting to pass the wire entanglement, or to go out through any gate without a permit signed by the Commandant, after being once warned and disregarding that warning, will be fired on.

6. In case of any escape, or attempted escape, by individuals, the whole body of the prisoners will become liable to loss or curtailment of privileges and to the enforcement of more stringent discipline.

7. Prisoners of War are on no account to converse with any person other than a Camp Officer or a Prisoner of War, unless under the authority of these Rules, or by special permission of a Camp Officer.

8. The Prisoners of War will be divided into messes.

9. The members of each mess will select a Captain who will assist the Staff in maintaining order in his mess, and will bring to the notice of the Staff any matter bearing upon the comfort or well-being of the men, which requires attention.

10. No Strangers will be permitted to the Camp without the written permission of the Commandant.

11. Officer Prisoners of War are allowed intoxicating liquors according to the following regulations:—All orders must be placed with Captain of each mess and money paid at same time. A Traveller attends at the Office **each Thursday at 11 a.m.** to receive orders. The slightest **misuse** of alcohol or any **drunkenness** will be met by **severe punishment** and the right to obtain alcohol will be **withdrawn** from the entire Camp.

12. Other Prisoners of War are not allowed to consume liquor or to have it in their possession without special permission.

13. No Prisoner of War is to send letters or goods out of the Camp except in accordance with the following Regulations:—

14. All letters will be handed to Mess Captains. Such letters will be examined by an Officer detailed for that purpose, and, if their contents are, in his opinion, unobjectionable, they will be forwarded to their destination. Prisoners of War have the privilege of free postage.

15. No goods will be taken or sent out of the Camp except as allowed by Rules, or by special permission of the Commandant.

16. All letters and parcels addressed to Prisoners of War will be examined before delivery by an Officer detailed for that purpose, and will, if considered unobjectionable, be distributed as soon as possible.

17. Prisoners of War are only allowed to have in their possession such sums of money or other property as the Commandant may from time to time allow.

18. All other money or property belonging to Prisoners of War will be in charge of an Officer detailed for that purpose, who will keep an account.

19. All Gambling or Betting is strictly prohibited.

20. No punishment of any kind shall be awarded, except by the Commandant, or Officers acting for them.

Prisoner shall be punished until he has had an opportunity ... charge and evidence against him ... of making his ...

ALLGEMEINE BESTIMMUNGEN
FUER
KRIEGSGEFANGENE.

Auszug aus der koeniglichen Verfuegung vom 3. August 1914.

1. Kriegsgefangene haben alle Vorschriften und Bestimmungen, welche zur Aufrechterhaltung der Sicherheit jedes Einzelnen, der Ordnung und Disziplin im Lager fuer noetig gehalten werden, einzuhalten.

2. Kriegsgefangene, ob Offiziere, Unteroffiziere oder Mannschaften unterliegen den Befehlen von saemmtlichen Camp Offizieren, Wachen und Posten, deren Befehle sofort auszufuehren sind.

3. Kriegsgefangene die sich Ungehorsamkeiten zu schulden kommen lassen, oder sich in irgend einer Weise gegen die Vorschriften fuer die Ruhe und Ordnung im Lager vergehen, unterliegen strenger Strafe.

4. Vorsetzliche Ungehorsamkeit, verbunden mit Widersetzung gegen Offiziere, Wachen oder Posten, oder aber irgend welchen Bezeugen aufruherischer Art, wird, wenn noetig, mit Waffengewalt unterdrueckt werden.

5. Es wird ausdruecklich darauf hingewiesen, dass auf Kriegsgefangene, die versuchen sollten, den Drahtzaun zu ueberschreiten, oder irgend einen Ausgang, ohne vom Kommandant unterzeichneter, schriftliche Erlaubniss, zu passiren, nach einmaliger Warnung, und falls sie solcher Warnung nicht beachten, geschossen werden wird.

6. Im Falle einer Flucht, oder versuchten Flucht, einzelner Kriegsgefangenen, koennen den ganzen Lager saemmtliche Vergunstigungen entzogen und strengere Behandlung angewandt werden.

7. Kriegsgefangene duerfen sich unter keinen Umstaenden mit irgend welchen Personen, ausser den Offizieren des Lagers und ihren Mitgefangenen, in Gespraech einlassen, oder aber es sei ihnen dazu spezielle Erlaubniss von einem Offizier des Lagers gegeben.

8. Die Kriegsgefangenen werden in Messen eingeteilt.

9. Die Mitglieder jeder Messe haben einen Captain zu waehlen, der die Lagerbeamten durch Aufrechterhaltung der Ordnung in seiner Messe unterstuetzt, und irgend welche Angelegenheiten bezueglich seiner Messe den Beamten zur Meldung bringt.

10. Freunde haben, ohne schriftliche Genehmigung vom Kommandanten, keinen Zutritt zum Lager.

11. Kriegsgefangenen der Offiziersklasse wird der Verbrauch von Spirituosen und Bier unter den folgenden Bedingungen gestattet:— Alle Auftraege muessen den folgenden Bedingungen gestattet:— gleichzeitiger Bezahlung, eingehaendigt werden. Ein Reisender der Kontrakt-Firma wird diese Auftraege jeden Donnerstag um 11 Uhr vormittags auf dem Buero entgegennehmen. **Der geringste Missbrauch** dieser Vergunstigung, oder **irgendwelche Trunkenheit**, wird **schwere Strafen** nach sich ziehen. Gleichzeitig wird den **ganzen** Camp die obige Erlaubniss **entzogen** werden.

12. Die anderen Kriegsgefangenen geniessen einen solchen Vorzug nicht, und duerfen ohne besondere Erlaubniss unter keinen Umstaenden Bier oder Spirituosen in ihrem Besitz haben.

13. Briefe und Pakete der Kriegsgefangenen duerfen nur auf dem unten angefuehrten Wege aus dem Lager gesandt werden.

14. Alle Briefe muessen den Mess-Captains ausgehaendigt werden. Diese werden von einem dazu bestimmten Offizier durchgesehen und falls unbeanstandet, an ihren Bestimmungsort weiterbefoerdert. Briefe koennen unfrankiert gesandt werden.

15. Andere Gegenstaende koennen aus nach vorher eingeholter Erlaubniss und Untersuchung abgeschickt werden (Portofrei).

16. Saemmtliche fuer Kriegsgefangene ankommenden Briefe und Pakete werden vor Aushaendigung von einem Offizier untersucht und, falls unbeanstandet, so bald als moeglich ausgegeben werden.

17. Kriegsgefangene duerfen nur soviel Geld oder Wertsachen in ihrem Besitz haben, als ihnen durch den Kommandant erlaubt wird.

18. Alle uebrigen Geld oder Wertsachen muessen an einen dazu bestimmten Offizier abgeliefert werden, der den Erhalt bescheinigt und solche nach Bedarf wieder aushaendigt.

19. Alles Spielen um Geld und Wetten ist strengstens verboten.

20. Strafen irgend welcher Art koennen nur durch den Kommandanten, dessen Stellvertreter oder die Inspektoren der Regierung verhaengt ...

21. Ke... vorher Gelegenheit ... die Anklage ... raft werden, ohne dass ihm ... vorgelegen und sich gegen ...

Eine Photographie? Ja, von einem Plakat in englischer und deutscher Sprache, das „Allgemeine Bestimmungen für Kriegsgefangene" enthält. Aber das Interessante an ihm ist nicht sein Inhalt, sondern sein Datum: „Auszug aus einer Königlichen Verordnung vom 3. August 1914." Vom 3. August. Wann hat England denn an Deutschland den Krieg erklärt? Am 4. August abends 7 Uhr. Warum? Weil Deutschland die belgische Grenze überschritten und dadurch die belgische Neutralität verletzt habe. Die ersten deutschen Truppen aber überschritten die belgische Grenze am 4. August morgens. Am 3. August stand noch kein deutscher Soldat auf belgischem Boden, war die belgische Neutralität noch nicht verletzt, hatte England nach seiner amtlichen Darstellung noch keinen Grund, den Krieg an Deutschland zu erklären. Aber die englische Kriegsmaschine arbeitete schon. Sie

Digitized by Google

war schon seit langem bereit, gegen Deutschland in Gang gesetzt zu werden (s. die Darstellung Prof. Löfflers, S. 255, über das englische War-book). Sie wartete nicht erst auf die belgische Neutralität. Diese war für die englische Politik lediglich ein diplomatischer Vorwand. Dafür ist dies Plakat, das uns ein zurückgekehrter Kriegsgefangener in Original mitgebracht hat, ein sinnfälliger Beweis.

Jules Cambon erzählt:

Raymond Recouly, „Les heures tragiques de 1914" in der Revue de France vom 15. Juni 1921 berichtet folgende Äußerungen von Jules Cambon, dem französischen Gesandten in Berlin:

„Österreichs Note an Serbien schlug ein wie ein Donnerschlag. Sobald ich sie durchgelesen hatte, stand meine Meinung fest. Ich hatte sehr deutlich das Gefühl, daß man den Konflikt nicht mehr würde vermeiden können — — — —

Man mußte vor allem versuchen, da Deutschland offenkundig entschlossen war, uns anzugreifen, daß Deutschland allein der verantwortliche Urheber des Krieges sei. Das ist in den Tagen, die nun folgten, die leitende Idee gewesen, der Grundsatz, der meine ganze Tätigkeit, meine Schritte bestimmte.

Ich wollte vor allem nicht den verhängnisvollen Fehler der Männer von 70 begehen: Es war also unerläßlich, Deutschland die ganze Initiative, die ganze Verantwortlichkeit für den Angriff zu überlassen. Es war unerläßlich uns angreifen zu lassen, denn nur in diesem Falle winkte uns die Hilfe Englands als Preis.

Drei Tage nach Überweisung der österreichischen Note an Serbien (also am 26. 7.!) gegen Ende einer langen Unterhaltung, die ich mit Jagow (dem damaligen Staatssekretär des Äußern für Deutschland) hatte, sagte ich ihm, im Augenblick, wo ich gehen wollte und ich richtete dabei meine Augen fest auf die seinen: ‚Wollen Sie mir gestatten, zu Ihnen ganz offen als Mann zum Mann zu reden?' Auf ein Zeichen der Zustimmung von seiner Seite fuhr ich fort: ‚Nun gut, so lassen Sie mich Ihnen sagen, daß das, was Sie da unternehmen, widersinnig (stupide) ist, Sie werden nichts gewinnen und laufen große Gefahr, viel zu verlieren. Frankreich wird sich viel besser verteidigen als sie glauben. England, das 1870 den schweren Fehler beging, uns vernichten zu lassen, wird dies nicht noch einmal tun, seien Sie dessen sicher. Sie dürfen mir in diesem Punkte glauben; ich rede da nicht bloß so daher. Sie werden mir zugestehen, daß ich einer der zehn Männer bin, die in Europa die internationale Lage am besten kennen. Ich versichere Sie, daß England weder materiell noch moralisch in der Lage ist, sich bei dem drohenden Zusammenstoß zu disinteressieren, daß es vielmehr gezwungen ist (obligée), mit uns zu marschieren. Haben Sie schon die furchtbaren Folgen dieser Möglichkeit erwogen? Sie sind im Begriff, sich ganz allein ganz Europa gegenüber zu sehen, als einzigen Bundesgenossen einen unterwühlten Staat zur Seite.' Jagow sah mich etwas höhnisch an: ‚Sie haben Ihre Nachrichten, wir haben die unseren, die den Ihrigen vollkommen widersprechen. Wir sind der Neutralität Englands sicher.' Daraufhin verließ ich ihn. Bevor ich nach Hause ging, sprach ich wie immer bei meinem englischen Kollegen, Herrn Goschen vor, mit dem ich in vollkommener Zusammenarbeit stand. Wir teilten uns unsere beiderseitigen Nachrichten mit und kamen so durch sorgfältige Überprüfung zu einem höchst zuverlässigen Überblick der Lage. Ich teilte ihm mit, was sich eben bei Jagow zugetragen hatte. Ich wiederholte ihm Wort für Wort die ganze Unterhaltung vor meinem Weggang. ‚Was die Haltung meines Landes betrifft', sagte er mir, ‚so denke ich ganz wie Sie. Leider bin ich nicht autorisiert, es zu sagen.'"

Digitized by Google

Die letzten Reden und Veröffentlichungen.

Von Dr. Georg Karo, Prof. der Archäologie an der Universität Halle

Es liegt in dem Wesen jeder großen historischen Ungerechtigkeit, daß sie nicht zur Ruhe kommen kann. Daß die zunächst Betroffenen sich nicht oder kaum rühren, wie das die verschiedenen deutschen Regierungen seit Kriegsausbruch und sogar die weit überwiegende Masse des deutschen Volkes getan haben, das ist allerdings noch nicht dagewesen. Um so mehr sind wir Lloyd George zu Dank verpflichtet: am 23. Dezember 1920 hat er öffentlich und nachdrücklich erklärt: „Je mehr man Memoiren und Bücher liest, die in den verschiedenen Ländern über die Ereignisse vor dem 1. August 1914 geschrieben wurden, desto mehr sieht man ein, daß niemand an führender Stelle zu jener Zeit geradezu den Krieg wollte. Es war etwas, in das sie glitten, oder eher wankten und stolperten, vielleicht aus Dummheit, und eine Diskussion hätte es zweifellos verhindert." Nur scheinbar steht zu dieser für uns Deutsche so unendlich wichtigen Rechtfertigung aus dem Munde unseres mächtigsten Feindes die Erklärung in Widerspruch, die derselbe Lloyd George am 3. März 1921 auf der Londoner Konferenz abgab: „Für die Alliierten ist die deutsche Verantwortung für den Krieg grundlegend. Es ist die Basis, auf der der Bau des Vertrages von Versailles errichtet worden ist, und wenn dieses Eingeständnis abgelehnt oder aufgegeben wird, ist der Vertrag zerstört .... Wir wünschen es daher, ein für allemal, ganz klar zu machen, daß die deutsche Verantwortung für den Krieg von den Alliierten als eine chose jugée behandelt werden muß." Die von mir hervorgehobenen Worte beweisen geradezu, daß Lloyd George selbst am allerwenigsten an diese Alleinschuld Deutschlands glaubt, die nur aus politischen Gründen als solche „behandelt" werden muß! Und der englische Sachverständige für die Schuldfrage, Professor Headlam Morley, hat in der Antwort auf einen Aufsatz von Hans Delbrück im Märzheft der Contemporary Review erklärt, er glaube nicht an eine alleinige vorbedachte Schuld Deutschlands, und seines Wissens sei diese Anklage auch in keinem amtlichen Schriftstück erhoben worden. Nun, man braucht ja nur auf das Ultimatum der Entente vom 16. Juni 1919 zu verweisen, das doch wohl als amtliches Schriftstück gelten kann! Aber nicht darauf kommt es an, ob diese Anklage jemals amtlich erhoben worden ist, sondern ob sie zu Recht besteht. Daß Deutschland nicht die alleinige Schuld am Weltkriege trägt, ihn nicht mit Vorbedacht geplant hat, das ist durch die Publikationen der letzten zwei Jahre so sicher bewiesen wie irgendein großes historisches Ereignis: und diese unumstößliche Tatsache bricht sich trotz allen Lügen, trotz allen gegnerischen Bemühungen immer weiter Bahn. Lloyd George und die englischen Machthaber nehmen sie hin, in der Überzeugung, daß sie stark genug seien, um gegen die erkannte Wahrheit diese größte Ausgeburt der Lüge, den Vertrag von Versailles, zu halten. Die Franzosen sind nervöser. Nachdem sie lange geschwiegen, fangen ihre führenden Männer jetzt etwas überstürzt zu reden an. Da sie aber emphatisch erklärt haben (Clemenceau, Poincaré u. a.), kein noch so „glorreicher" Sieg, nur die Schuld Deutschlands rechtfertige die harten Bedingungen des Friedens, wollen sie nichts zugeben und verstricken sich dabei immer tiefer in die Netze der Lüge.

So vor allem Poincaré selbst. Nachdem ein tapferer und aufrichtiger französischer Offizier[1]) ihm seine Mitschuld an der großen Katastrophe mit sehr lästigem

[1]) Gouttenoire de Toury, Poincaré a-t-il voulu la guerre? Poincaré et Isvolsky contre Georges Louis (ehem. französischer Botschafter in Petersburg), Paris, Clarté 1921. Näheres in meiner demnächst bei M. Niemeyer in Halle erscheinenden Schrift: Die Verantwortung der Entente am Weltkriege, nach Zeugnissen ihrer führenden Staatsmänner.

Digitized by Google

Beweismaterial vorgeworfen hat, läßt es den großen Lothringer nicht ruhen. Seine Zeitungspolemik mit Gouttenoire de Toury war wenig erfolgreich, aber eine Reihe von Vorträgen vor einem alles gerne glaubenden Publikum sollten alles wieder gut machen. Sie sind nun auch als Band erschienen (Les Origines de la Guerre, bei Plon in Paris). Da trifft es sich denn recht ungünstig, daß gerade zur selben Zeit Poincarés Jugendfreund und Gehilfe Paléologue in der Revue des Deux Mondes seit dem 15. Januar 1921 seine „Erinnerungen" als Botschafter in Petersburg während jener schwülen Juliwochen des Jahres 1914 und während des Krieges veröffentlicht. Denn diese stehen weder mit Poincaré noch mit Paléologues eigenen Berichten aus jener Zeit immer im Einklang, von objektiver Wahrheit zu schweigen. Thimme hat im Aprilheft der Preußischen Jahrbücher einiges davon sehr gut hervorgehoben und widerlegt; diese Fundgruben ungewollter Aufschlüsse sind aber keineswegs erschöpft. Tardieu, der zu den bedeutendsten und für uns verhängnisvollsten Mitarbeitern Clemenceaus zählt, hat freilich sein großes Rechtfertigungsbuch über den Vertrag von Versailles mit den Worten begonnen: „Es gibt kein besser charakterisiertes internationales Verbrechen, als den am 2. August 1914 von Deutschland gegen Frankreich gerichteten Angriff. Es hat nie ein bewußter vorbedachtes gegeben." (A. Tardieu, La Paix, Paris, Payot 1921.) Aber eine solche gelassene und monumentale Lüge ändert nichts an der Wahrheit, und diese wird sich durchsetzen, wenn wir nur ernstlich wollen.

Seitdem mein letzter Aufsatz in diesen Monatsheften (Mai 1921, S. 97 ff.) abgeschlossen wurde, hat sich die Masse der Literatur zur Schuldfrage bedeutend vermehrt, und um hervorragende Werke vermehrt. Ein dicker Band russischer Geheimdokumente[1]) ergänzt in höchst willkommener Weise unsere Kenntnis der Entente-Politik in dem Jahrfünft vor dem Kriege. Morels vortreffliche Monatsschrift Foreign Affairs bringt andauernd neues Material, vor allem im Märzhefte, S. 144, merkwürdige Enthüllungen von Conybeare über die Entsendung einer leeren englischen Transportflotte nach Kronstadt im Juni 1914. Über die Mitschuld Serbiens und Montenegros gibt uns eine der berufensten Kennerinnen beider Länder, Miß Edith Durham, erwünschten Aufschluß (Twenty Years Balkan Tangle, London, G. Allen). In Deutschland hat uns der hochverdiente Oberst Schwertfeger in zwei Büchern[2]) vortrefflich die Waffen zum weiteren Kampfe bereitet; in musterhaft knapper und klarer Form gibt die Broschüre des Grafen Max Montgelas, Zur Schuldfrage (Verlag der Kulturliga, Berlin W 35) eine Untersuchung über den Ausbruch des Weltkrieges. Vor allem aber ist auf die beiden Weißbücher des 1. Parlamentarischen Untersuchungsausschusses hinzuweisen: Zur Vorgeschichte des Weltkrieges, 1. Schriftliche Auskünfte deutscher Staatsmänner, 2. Militärische Rüstungen und Mobilmachungen (R. Hobbing 1921). Hier werden in abschließender Weise die wichtigsten Probleme der großen Schuldfrage erörtert: die militärische Kräfteverteilung in dem Jahrzehnt vor dem Kriege und unmittelbar vor seinem Ausbruch, wobei die ununterbrochen anwachsende Überlegenheit der Entente auf allen Gebieten ebenso klar zum Ausdruck kommt wie der Irrsinn, den eine absichtliche Entfesselung des Weltkrieges im Jahre 1914 auch für die größten Optimisten in Deutschland bedeutet hätte; der Mangel jeder besonderen militärischen, politischen, wirtschaftlichen und finanziellen Vorbereitung in Deutschland, bis in die letzte Juliwoche 1914 hinein, während unsere Feinde schon lange eifrig rüsteten (auch die Legende von dem

[1]) Diplomatische Aktenstücke zur Geschichte der Ententepolitik der Vorkriegsjahre, herausg. v. B. von Siebert, Berlin, Vere. Wiss. Verl. 1921.

[2]) Der Tiger, die Kriegsreden Clemenceaus, und Der Fehlspruch von Versailles, einer ausgezeichneten Auswahl aus den belgischen Gesandtschaftsberichten, deren Essenz Schwertfeger dann in dem ganz knappen Heftchen „Deutschlands Schuld am Weltkriege" zusammengefaßt hat. Alles bei der Deutschen Verlagsgesellschaft für Politik u. Geschichte erschienen.

Digitized by Google

„Kronrat" in Potsdam, auf dem am 5. Juli 1914 angeblich der Krieg beschlossen sein sollte, wird endgültig zerstört); die durchgängige Priorität der Entente sowohl in allen den eigentlichen Mobilmachungen vorangehenden Maßnahmen wie in diesen selbst; der Beweis, daß für die Entente genau wie für uns „Mobilmachung den Krieg bedeutete", so daß dieser durch die Mobilmachung des russischen Heeres und der englischen Flotte schon unabwendbar gemacht war und es sein sollte, als wir noch mit allen Kräften den Frieden zu erhalten strebten — von viel weiter zurückliegenden russischen und vielleicht auch englischen Vorbereitungen zu schweigen! Ganz besonders schwerwiegend aber sind zwei Berichte der deutschen Militärattachés in Brüssel, vom 29. August 1913 und 7. Mai 1914. Beide lehren, wie ernst man in Brüssel die Bedrohung der belgischen Neutralität durch Frankreich und England nahm. Unmittelbar nach seinem Besuche in Potsdam sagt **König Albert**: „Auch ich halte die französische Gefahr für die größte"[1]); und sein Ministerpräsident und Kriegsminister de Brocqueville erklärt ein Vierteljahr vor Kriegsausbruch: **„Wenn ich der Generalstabschef von Deutschland oder auch von Frankreich wäre, und das strategische Interesse, das Wohl meines Vaterlandes erforderte es, so würde ich keinen Moment zögern, neutrales Gebiet zu betreten und den Durchmarsch zu erzwingen. Das ist so selbstverständlich, daß ich mich gegebenfalls nur über das Gegenteil wundern würde"** (2. Weißbuch, S. 92 f., Anlage 53, 54). Wenn man hinzufügt, daß der deutsche Generalstab am Morgen des 1. August 1914 aus Brüssel von der Zusammenziehung großer französischer Truppenmassen an der belgischen Grenze benachrichtigt wurde (ebenda, Anlage 55), so gewinnt unser Einmarsch in Belgien doch ein ganz anderes Gesicht. Er bleibt rein juristisch eine Verletzung des Völkerrechts, die um so schwerer wiegt, weil wir sie seit Jahren als einzigen Operationsplan hegten; aber sie Anfang August 1914, unter den damaligen Umständen auszuführen, war klare Pflicht jeder politischen und militärischen Leitung, die Deutschland nicht dem Untergang weihen wollte. Ebenso klar ist aber auch die Schuld — um kein stärkeres Wort zu gebrauchen — der militärischen und politischen Stellen, die solch' unschätzbare Entlastungsbeweise in dem Weltprozesse gegen Deutschland jahrelang unbekannt und ungenutzt liegen ließen — genau wie die unendlich wichtigen Urkunden über die Versenkung der Lusitania, die wir auch erst um viele Jahre zu spät, und selbst dann nicht von Amts wegen, sondern durch die verdienstvolle Publikation in diesen Monatsheften (1921, Märzheft) kennen gelernt haben.

Es ist ja überhaupt schlechterdings unverständlich, und ganz gewiß unverzeihlich, wie uns auf dem Gebiete der Schuldfrage alle die wechselnden deutschen Regierungen seit 1914 im Stiche gelassen haben. Mit den Scheingründen, die ein solches quietistisches Verhalten beschönigen sollten — im Grunde war es doch immer der schöne Grundsatz, „den Feind nicht zu reizen"! — hat jüngst Graf Montgelas mit der ihm eigenen eindringlichen Klarheit aufgeräumt (Deutsche Politik, 4., 11., 18. Juni 1921). In den eben erwähnten Erinnerungen betont Jules Cambon: „Vor allem war es notwendig der Welt zu zeigen, daß Deutschland die Verantwortung und die Schuld am Kriege trug. Von dieser Idee waren alle meine Schritte, alles was ich in den folgenden Tagen unternahm, geleitet."[2]) Was der Franzose, und mit ihm die gesamte Entente, schon im Juli 1914 erkannte und zielbewußt erstrebte, das scheinen die deutschen Regierungen bis heute

[1]) Die ganzen Äußerungen des Königs sind besonders wichtig in Beziehung zu seinen Gesprächen mit Kaiser Wilhelm und General von Moltke in Potsdam, aus denen unsere Feinde soviel Kapital zu schlagen versucht haben, zuletzt der ehemalige Botschafter in Berlin, Jules Cambon, in seinen in der Revue de France erscheinenden Erinnerungen.

[2]) Aus demselben Grunde wurde ihm bei Kriegsausbruch von Paris befohlen, seine Pässe nicht zu fordern, sich aus Deutschland geradezu hinauswerfen zu lassen, damit wir desto klarer als die Angreifer erschienen.

Digitized by Google

noch nicht begriffen zu haben. Nicht nur dem neutralen und auch dem feindlichen Auslande gegenüber, sondern vor allem für das politisch so wenig geschulte, von Parteigezänk zerrissene deutsche Volk war und ist in der Schuldfrage ein starkes eindrucksvolles Führerwort, eine Parole, ein Schlachtruf bitter nötig — eine Parole, die Laue und Faule aufstören, Unsichere stärken, Verblendete bekehren, ganz Deutschland in dieser hoch über allen Parteifragen aufragenden Lebensfrage einmal wenigstens einigen könnte. Nichts ist geschehen. Versailles, Spa, London sind ungenutzt vergangen. Die zu Eingang zitierten Worte Lloyd Georges forderten geradezu ein solches weithin hallendes Wort heraus. Es ist nicht gesprochen worden. Und wenn der zweite Kriegspräsident der Vereinigten Staaten der deutschen Regierung, die sich ihm — zum zweiten Male seit drei Jahren! — bedingungslos zu Füßen warf, mit einer kalten Abfuhr antwortete, so begründete er diese, genau wie Wilson im Oktober 1918, mit Deutschlands Verantwortung am Kriege. Ich will Herrn Harding nicht den Tort antun, ihn mit Wilson zu vergleichen. Aber wie sollte er über die Schuldfrage wirklich orientiert sein, wenn den vereinzelt verhallenden Stimmen amerikanischer Gerechter[1]) keine berufenen deutschen Stimmen zu Hilfe kamen, wenn man von deutscher Seite die kostbarsten Jahre verstreichen ließ, ohne für die Aufklärung der zahlreichen einflußreichen Amerikaner zu sorgen, die seit 1918 Deutschland besucht haben? Vielleicht öffnen diese Erwägungen endlich einigen, die bisher nicht sehen wollten, die Augen über die Bedeutung des Schuldproblems.

Versäumtes ist nicht einzuholen, der unermeßliche bereits getane Schaden wird noch jahrzehntelang Deutschland belasten. Aber noch ist es nicht zu spät, der Wahrheit endlich zum Siege zu verhelfen, und jede neue Erkenntnis wird uns dabei helfen — wenn wir nur ernstlich wollen!

Neue Urkunden.

Mitgeteilt von Dr. Karl Alexander von Müller, Professor der Geschichte an der Universität München.

Als Kurt Eisner etwa 14 Tage bayerischer Ministerpräsident war, begann er **„aus den diplomatischen Urkunden des bayerischen Dienstes aufklärende Beiträge zur Vorgeschichte des Weltkrieges"**
zu veröffentlichen, weil

„nur durch die volle Wahrheit jenes Vertrauensverhältnis zwischen den Völkern hergestellt werden könnte, das Voraussetzung für einen Frieden der Völkerversöhnung ist."

Neben einigen kleinen Notizen war es im wesentlichen ein einziger größerer Bericht des „bayerischen Gesandten in Berlin, Graf Lerchenfeld"
vom 18. Juli 1914, der dieser großen Ankündigung folgte; aber dieser hat Dank seiner „vollen Wahrheit" seinen Dienst für den Frieden der Völkerversöhnung in vollem Maße getan.

Es war die erste große Selbstbezichtigung eines beteiligten Volks. Ihr Echo hallte damals mit dem vollen Klang des überall bekannten und angesehenen Namens des bayerischen Grafen über die Welt. Der alliierte „Ausschuß für die Feststellung der Verantwortlichkeit der Urheber des Krieges und die aufzuerlegenden Strafen", der die Begründung für den Frieden von Versailles schuf, erkannte in dieser Eisnerschen Veröffentlichung einen der stärksten Beweise dafür, daß Deutschland absichtlich den Weltkrieg entfacht habe und gab sie in seinem Bericht an die Friedenskonferenz vom 29. März 1919 ausführlich, zum Teil mit wörtlichen Anführungen wieder.

[1]) Z. B. Stewart E. Bruce, The War Guilt and Peace Crime of the Entente Allies, New York, Century Co. 1920, jüngst auch in deutscher Übersetzung bei H. Bousset, Berlin SW 61; Sidney B. Fay, American Historical Review XXV 616. XXVI 37, 225.

Digitized by Google

Diese Wiedergabe der Eisnerischen Veröffentlichung durch den Ausschuß, der sich anmaßte, ein Urteil für die Weltgeschichte zu begründen, war liederlich, schlampig und verfälschend. Sie setzte England, wo in der Vorlage Rußland stand; sie verwechselte bei der Erzählung der Ereignisse, wo es auf Stunden ankam, die Tage der Abreise und der Ankunft Poincarés und Vivianis aus Petersburg; sie schob kleine Worte ein, die dort nicht standen, um ihren Beweis noch schlagender zu machen; sie schob einen ganzen, scheinbar wörtlich wiedergegebenen Satz ein, von dem bei Eisner keine Spur vorhanden ist. Das war die Arbeit von Feinden.

Über 4 Wochen, nachdem der Friede auf dem Anerkenntnis der deutschen Schuld geschlossen war, über 5 Monate nach Eisners Tod, über 8 Monate nach der ursprünglichen Veröffentlichung wurde in einem Beiblatt der Deutschen Allg. Zeitung vom 2. VIII. 1919 (Nr. 367) festgestellt, daß die Veröffentlichung des bayerischen Ministerpräsidenten Eisner selbst eine Fälschung war.

Sie hatte, im Dienst der vollen Wahrheit, durch raffinierte Streichungen und Verstümmlungen unterdrückt, daß der ganze Bericht sich nicht auf den Weltkrieg, sondern nur auf die ev. kriegerische Auseinandersetzung zwischen Österreich-Ungarn und Serbien bezog. Sie hatte bis aufs letzte Wort alles ausgemerzt, was der Bericht eingehend über die Bemühungen der deutschen Regierung erzählte, diese Auseinandersetzung auf Österreich-Ungarn und Serbien zu begrenzen und einen europäischen Krieg hintanzuhalten: die Vermeidung der deutschen Mobilmachung, die Einschränkung der österreichisch-ungarischen. Sie hatte über die Hälfte des Berichts mit der Schere beseitigt, um ihm schließlich das Gesicht nach der anderen Seite drehen zu können.

Und schließlich hatte sie auch den Verfasser des deutlich gezeichneten Berichtes bewußt, mit voller Absicht gefälscht.

> Der „Lerchenfeldsche Bericht" stammte gar nicht vom Grafen Lerchenfeld, dessen Ansehen ihm in der ganzen Welt die Bedeutung gab; dieser war in jenen Tagen gar nicht in Berlin. Sein Verfasser war ein junger, in der Öffentlichkeit unbekannter Geschäftsträger der bayerischen Gesandtschaft, Hans von Schön.

Das war die Arbeit des bayerischen Ministerpräsidenten Eisner [1]).

Es ist ein kennzeichnendes Beispiel für den großen Betrug, mit dem die angeblichen Beweise der deutschen Schuld geschaffen worden sind.

Im Herbst 1919 sind dann sämtliche Berichte, Telegramme und Telephongespräche der bayerischen Gesandtschaft in Berlin vom 2. Juli bis zum 5. August 1914 im vollständigen Wortlaut veröffentlicht worden (in der von Karl Kautsky zusammengestellten Sammlung „Die deutschen Dokumente zum Kriegsausbruch", 4. Band, Anhang 4, S. 123—158). Sie zeigen die ganze Frechheit jener Fälschung, aber ihre Wirkung haben sie nicht wieder gut gemacht. Der Inhalt der Fälschung hat sich vor der Welt so zähe an den Namen Lerchenfeld gehängt, daß die wenig bekannt gewordene Berichtigung ihr bisher keinen Abbruch getan hat.

Wir sind heute in der Lage, wenigstens zwei Stellen aus den ungefälschten Lerchenfeldschen Berichten zum ersten Male zu veröffentlichen, die unmittelbare neue Beiträge zur Schuldfrage enthalten.

Die eine stammt vom 14. Dezember 1912, also vom Ende des gleichen Jahres, an dessen Anfang in Berlin die bekannten Neutralitätsverhandlungen mit Lord Haldane stattgefunden hatten, und handelt von der Haltung Englands im drohenden Weltkrieg. Lerchenfeld schreibt:

„Gestern war, wie ich gemeldet, der Kaiser bei mir, um zu kondolieren [zum Tod des Prinzregenten Luitpold] und fing gleich von der auswärtigen Politik an und kam bald auf England zu sprechen. So erfuhr ich folgendes: Der frühere Kriegsminister Haldane, der bekanntlich wegen eines Neutralitätsvertrages hier unterhandelt oder sondiert hatte, hat kürzlich Lichnowsky, unseren Botschafter besucht, und diesem mitgeteilt, daß, wenn der Krieg zwischen den vier

[1]) Als die Untersuchung von Georg Karo über die Eisnerische Fälschung im Heft „Ende des Reiches" (Sept. 1919) der S. M. erschienen war, wurde uns erzählt, Frau Eisner sage, ihr Mann habe die Fälschung gar nicht gemacht, sondern sein Sekretär Fechenbach; ihr Mann habe nur seinen Namen darunter gesetzt. Die Schriftleitung der Süddeutschen Monatshefte.

Digitized by Google

Mächten [Frankreich und Rußland gegen Deutschland und Oesterreich] ausbrechen sollte, **gleichviel, ob Deutschland angreift oder angegriffen wird**, England Deutschland den Krieg erklären werde. Großbritannien könne nicht zulassen, daß Deutschland Frankreich niederwerfe und es dann auf dem Kontinent nur mehr eine Macht gebe, die eine absolute Hegemonie ausüben würde. Dies sei mit den Interessen Englands nicht verträglich."

Von der belgischen Neutralität ist mit keinem Wort die Rede. Es ist genau die gleiche Begründung für das Eingreifen Englands, wie sie am 19. März 1915, nachdem der belgische Vorwand seinen Dienst erfüllt hatte, die Times gab: „Wir kehrten zu unserer traditionellen Politik des Gleichgewichtes zurück aus demselben Grund, aus dem unsere Ahnen sie angenommen hatten. Gefühlsgründe gab es weder für unsere Väter noch gibt es sie für uns. Es handelt sich um in sich begründete, um selbstische Gründe."[1])

Das zweite ist ein Bericht des Grafen Lerchenfeld über ein Gespräch mit dem Deutschen Reichskanzler Bethmann Hollweg vom 4. Juni 1914 — drei Wochen vor der Ermordung des österreichischen Thronfolgers, welche die Lawine ins Rollen brachte. Wir geben seinen Hauptteil ohne jede Kürzung wieder:

„Abgesehen von dem, was der Reichskanzler mit über Mexiko und Albanien mitteilte, sprach er auch über die allgemeine politische Lage und zwar diesmal, wie ich besonders unterstreichen will, durchaus nicht optimistisch.

Ich will damit nicht gesagt haben, daß Herr von Bethmann bei seinen Mitteilungen im diplomatischen Ausschuß oder bei früheren Gesprächen mit mir und meinen Kollegen absichtlich die Stellung Deutschlands in der Welt zu rosig geschildert hat. Aber ich kann die Kritik nicht ganz unterdrücken, daß in der Beurteilung der Gesinnung anderer Mächte, namentlich Englands und Rußlands, der Leiter unserer Politik oft von einer unberechtigten Vertrauensseligkeit erfüllt gewesen ist. Man hatte manchmal den Eindruck, als wenn jede Versicherung freundschaftlicher Gesinnung vom Reichskanzler für bare Münze hingenommen würde und als ob Verständigungen über untergeordnete Dinge von ihm viel zu hoch in ihrer Wirkung auf die allgemeine Politik eingeschätzt würden. Manchmal klang sogar eine gewisse Zuversicht durch, daß es gelingen werde, unsere Beziehungen zu England und Rußland völlig umzugestalten.

Einen gewissen Erfolg in der Besserung der Beziehungen kann man dem Reichskanzler gewiß nicht absprechen. An die Stelle des geradezu gespannten Verhältnisses zu den Staaten, auf die es zurzeit ankommt, sind dank der größeren Ruhe, die die deutsche Politik im Vergleich zu der Ära Holstein charakterisiert, und durch das Vertrauen, das die Person des leitenden Staatsmannes sich überall erworben hat, normale und korrekte Beziehungen getreten. Aber die Grundrichtung der englischen und russischen Politik uns gegenüber hat Herr von Bethmann nicht zu ändern vermocht. Das hat sich bis jetzt jedesmal gezeigt, so oft Fragen auftauchten, die das tiefere politische Leben jener Staaten berührten. So ist es Herrn von Bethmann trotz wiederholter Versuche nie gelungen, einen Neutralitätsvertrag mit England abzuschließen, und was Rußland betrifft, so hat dessen Behandlung [so] bei der Anstellung des Generals Liman in der Türkei mit aller Deutlichkeit gezeigt, auf wie geringes Entgegenkommen Deutschland in Petersburg zu rechnen hat, sobald es sich um eine Kernfrage der russischen Politik handelt. Daß in der Liman-Angelegenheit England sofort auf die russische Seite getreten ist, hat dieses Bild unlieb vervollständigt.

[1]) Es gab eine Zeit, in der auch Lichnowsky — zusammen mit Eisner, und noch vor ihm, der Kronzeuge der feindlichen Anklage — des gleichen Glaubens war. **Im Frühjahr 1914** hat er, wie wir erfahren, sehr positiv die Ansicht vertreten, daß England sich im Kriegsfall sofort aktiv auf die Seite Frankreichs und Rußlands stellen werde — im Gegensatz zur Gruppe des Herrn von Stumm im Auswärtigen Amt, welche glaubte, daß die englische Regierung zunächst eine abwartende Haltung einnehmen und erst, wenn Deutschland siege, zugunsten seiner Gegner eingreifen würde, um ihm die Früchte des Sieges zu nehmen.

Digitized by Google

Es scheint, daß solche Erfahrungen ihren Eindruck auf den Reichskanzler nicht verfehlt haben, denn seine gestrigen Ausführungen waren von der früheren Vertrauensseligkeit völlig frei, ja er bezeichnete rund heraus unsere gegenwärtige Lage als keine schöne.

Was England betrifft, so lauteten seine Ausführungen ungefähr dahin: Zu allen Zeiten habe die britische Macht immer gegen die stärkste Macht auf dem Kontinent gestanden. Zuerst gegen Spanien, dann gegen Frankreich, später gegen Rußland und jetzt gegen Deutschland. England wolle keinen Krieg. Er — der Reichskanzler — wisse bestimmt, daß die englische Regierung in Paris wiederholt erklärt habe, daß sie keine provokatorische Politik und keinen vom Zaun gebrochenen Krieg gegen Deutschland mitmache. Aber das hindere nicht, daß, wenn es zum Kriege käme, wir England nicht auf unserer Seite finden würden. Ob, fuhr der Reichskanzler fort, nicht von seinem Vorgänger versäumt worden sei, sich mit England seinerzeit zu verständigen, wolle er dahingestellt lassen. England habe sich — das stehe fest — angeboten, aber er glaube noch immer, daß die englische Freundschaft auch damals nur um den Preis zu erlangen gewesen wäre, daß Deutschland keine starke Kriegsflotte baue. Ob uns dieser Verzicht möglich gewesen wäre, darüber sei es heute müßig zu sprechen.

Ich erwiderte, daß, wenn England wirklich die Erhaltung des Weltfriedens wolle, es nicht mit Frankreich und Rußland, sondern mit uns gehen müßte. Die platonischen Verwarnungen vor einem Aggressivkrieg hätten keinen Wert, wenn bei den Ententemächten das Vertrauen auf Unterstützung wach erhalten würde. Solche Gerüchte wie, daß eine Kooperation der russischen mit der englischen Flotte für den Kriegsfall vereinbart werden solle, seien, wenn sie unwidersprochen blieben, durchaus geeignet, den kriegerisch gesinnten Elementen den Rücken zu stärken. Wenn es zum Kriege komme, so würde England die Schuld daran tragen. Der Reichskanzler gab dies bis zu einem gewissen Grade zu.

Ich bemerkte dann weiter, daß bei dem Rüstungsfieber in Rußland und Frankreich und vor allem bei der teils auf Unverstand teils auf Gewissenlosigkeit beruhenden Preßhetze in allen Ländern, es über kurz oder lang zum Kriege kommen müßte, wenn irgendwo ein Mann entstünde, der die Verantwortung auf sich nehmen wollte, zuerst das Schwert zu ziehen.

Der Reichskanzler pflichtete dem mit dem Hinzufügen bei, daß zu allem anderen der moderne Krieg das Rätsel aufgeben würde, wie man die Bevölkerung in Kriegszeiten ernähren solle. So rasch wie der Krieg von 1870 werde bei der Verwendung der Millionenheere der künftige Kampf sich nicht abspielen. Von Frankreich drohe kaum die Gefahr. Man werde trotz der Beschlüsse von Pau die dreijährige Dienstzeit durchführen. Aber den Krieg wolle man in Frankreich nicht. Rußland sei gefährlicher. Dort könne der Slawentaumel die Köpfe so verderben, daß Rußland eines Tages Dummheiten macht.

Die Unterredung kam dann auf den von vielen Militärs geforderten Präventivkrieg. Ich sprach die Ansicht aus, daß für diesen der rechte Augenblick schon versäumt sei. Der Reichskanzler bestätigte dies, indem er die militärische Lage im Jahr 1905 als diejenige bezeichnete, die für uns die größten Chancen geboten hätte. Aber der Kaiser habe keinen Präventivkrieg geführt und werde keinen führen. Es gebe Kreise im Reich, die von einem Kriege eine Gesundung der inneren Verhältnisse in Deutschland erwarten und zwar im konservativen Sinn. Er — der Reichskanzler — denke aber, daß ganz im Gegenteil ein Weltkrieg mit seinen gar nicht zu übersehenden Folgen die Macht der Sozialdemokratie, weil sie den Frieden predigt, gewaltig steigern und manche Throne stürzen könnte."

Daß ein Mann mit solchen Anschauungen — mag man im übrigen von Bethmann halten was man mag — nicht den Wunsch haben konnte, Krieg zu führen, bedarf keines weiteren Beweises.

Digitized by Google

Rundschau.

Der Dritte Orden des hl. Franziskus.
Zum 700jährigen Jubiläum.

Der hl. Franz von Assisi († 1226), der „modernste Heilige", ist der erste Ordensstifter, der einen sogenannten Dritten Orden ins Leben gerufen hat. Nachdem er im Jahre 1209 den männlichen Zweig als ersten Orden (Franziskaner) und im Jahre 1212 den weiblichen Zweig als zweiten Orden (Klarissen) gegründet, sammelte er etwa ein Jahrzehnt später solche, die zwar nach seinem Geiste leben wollten, aber nicht ins Kloster gehen konnten z. B. Eheleute, im „Dritten Orden" (Tertiaren). Derselbe besteht also ausschließlich aus Weltleuten, besitzt eigene Vorstandschaft, ordensähnliche Ziele und Einrichtungen wie Noviziat und Profeß, aber keine klösterlichen Gelübde. Der Dritte Orden des hl. Franz ist über die ganze katholische Welt verbreitet, hat sogar unter den Anglikanern Anhang gefunden, und zählt zurzeit über 2 Millionen Mitglieder.

Es ist kein erfreuliches Zeichen für den religiösen Geist zahlreicher gebildeter Katholiken, daß ihnen der Dritte Orden des hl. Franziskus soviel wie unbekannt ist, obwohl doch gerade die letzten drei Päpste wiederholt und eindringlich auf seine Bedeutung hingewiesen haben. Wir wollen gleich zugeben, daß der Dritte Orden daran selbst mit schuld ist, weil er vielerorts weit hinter dem zurückblieb, was er sein sollte; aber das schafft die Tatsache nicht aus der Welt, daß die weitverbreitete Unwissenheit unserer Gebildeten hinsichtlich des Dritten Ordens eine betrübliche Erscheinung ist. Es hängt dies freilich zusammen mit der ganzen Haltung, die die katholische Oberschicht im großen ganzen bis in die letzte Zeit herein gegenüber dem innerkirchlichen Leben überhaupt eingenommen hat. Entsprechend ihrer ganzen geistigen Entwicklung wog auch hier der Intellektualismus vor: religiöse Probleme, historische Exkursionen, Gedankenkonstruktionen mit kritischem Einschlag, kurz, die kühl abwägende, stets zur Mäßigung mahnende Stimme des natürlichen Denkens.

Auf diesem Wege wird der Geist aber nie ein rechtes Verständnis für das Christentum bekommen, für das warme christliche Leben; erst recht nicht für die Stiftung des hl. Franz. Christentum und franziskanische Bewegung haben ihre Quelle nicht im nüchternen Denken, das über einen gewissen Utilitarismus und Opportunismus nicht hinauskommt, sondern im Enthusiasmus und Heroismus die aus einem übernatürlichen, lebendigen Glauben entspringen, aus einer freudigen, rückhaltlosen Hingabe an den Unendlichen. Wer diesem Glaubensleben fernsteht, dem bleibt trotz aller ehrlichen intellektuellen Arbeit der tiefere Einblick in das Wesen des Christentums versagt, der wird auch weder Interesse noch Verständnis für den Dritten Orden aufzubringen vermögen. Hier wie dort handelt es sich nicht um religiöse Fragen, sondern um religiöse Taten. Ja, der Dritte Orden will nichts anderes sein, als ein Christentum der Tat.

„Niemand zeigte mir" — so schreibt der hl. Franz in seinem Testament — „was ich tun sollte, sondern der Höchste selbst offenbarte mir, daß ich leben solle nach Weise des hl. Evangeliums." Was heißt denn das? Müssen nicht alle Christen nach dem Evangelium leben? Und wenn, worin besteht dann die Eigenart der franziskanischen Frömmigkeit, die allen Stiftungen des Poverello den Stempel aufgedrückt hat, eine Eigenart, von deren Reinerhaltung stets die Blüte der drei Orden bedingt war?

Franz war kein Schriftgelehrter, sondern er nahm die Worte des Evangeliums

Digitized by Google

in der naiv-gläubigen Haltung des Kindes auf und ließ sich von ihnen zu heiliger Begeisterung fortreißen, die stets in Taten ausmündete. Der Anblick eines Gottmenschen, der ein armes, demütiges, vom Kreuz gekröntes Leben führte, zwang sein liebeglühendes Herz zur Nachahmung. Nach dem Evangelium leben hieß für ihn nichts anderes, als so leben, wie er den Mensch gewordenen Gottessohn leben sah, also in freiwilliger Armut, in Demut und Weltverachtung, in liebevoller freudiger Selbstaufopferung für die Menschheit. Diese Momente geben dem franziskanischen Vollkommenheitsstreben ihre eigentümliche Prägung und unterscheiden es von den anderen Arten, wie das christliche Vollkommenheitsideal im Laufe der Jahrhunderte aufgefaßt und zu verwirklichen gesucht wurde.

Jetzt verstehen wir, warum das neue kirchliche Rechtsbuch den Dritten Orden geradezu definiert als *eine Vereinigung von Weltleuten, die nach christlicher Vollkommenheit streben im Geiste des hl. Franziskus*. Ja, Armut, Demut, Weltverachtung nicht bloß im Kloster lieben und üben, sondern mitten im Weltleben ihre Bedeutung für das Christentum erfassen und danach zu leben sich bemühen, das ist die erste Anforderung, die an den wahren Tertiaren gestellt werden muß; und hier ist keine Dispens möglich. Freilich handelt es sich nicht um einzelne Übungen, in denen der Feuereifer eines Franziskus die Liebe zur Armut und Demut bekundet hat; aber eine verständnisvolle Liebe für den Geist, aus dem sie entsprungen, darf dem nicht fehlen, der in seine Fußtapfen treten will.

Dabei ist besonderes Gewicht darauf zu legen, daß *Weltverachtung wirklich im Sinne des hl. Franz* verstanden wird, nicht im Sinne jener strengen, weltabgewandten Asketen, die allem Geschaffenen den Rücken kehrten, um nur den Schöpfer allein zu sehen und zu besitzen. So grandios eine solche Geisteshaltung ist, franziskanisch ist sie nicht. Wir besitzen kaum einen zweiten Heiligen, der die Dinge der Welt mit so warmer Liebe umfaßte, wie Franz — freilich stets unter dem Gesichtspunkt, daß sie Geschöpfe des gütigen Vaters im Himmel sind, also unsere Brüder und Schwestern, die uns ständig zum Lobe und zur Liebe des Schöpfers aufrufen sollen. Die Welt verachten im franziskanischen Sinne heißt also nicht, die Welt verachten, insofern sie Schöpfung Gottes ist, sondern die Welt, insofern sie uns als widergöttliche Macht entgegentritt, insofern sie beherrscht ist vom „Fürsten dieser Welt", der es immer darauf absieht, die Menschengeister so in die Weltdinge zu verstricken, daß diese nicht mehr Stufen, sondern Hindernisse auf dem Wege zu Gott werden.

Hierher gehören nicht nur die materiellen Erdengüter, sondern auch die Genüsse aller Art, samt der Ehre, die die Welt zu vergeben hat. Dem allen gegenüber soll der Tertiar nicht nur die innere Freiheit bewahren, denn das ist schließlich Pflicht für jeden wahren Christen, sondern er soll seine Geisteshaltung auch durch die Tat beweisen, um so jeder Selbsttäuschung vorzubeugen. Darum die Vorschriften der Ordensregel, vom eigenen Vermögen entsprechend zu opfern zugunsten der Notleidenden (nicht bloß Almosen geben im gewöhnlichen Sinne), ferner in Lebensführung, auch in Kleidung und Wohnung alles Prunkhafte zu fliehen, nach Einfachheit und Anspruchslosigkeit zu trachten, allen gefährlichen Belustigungen grundsätzlich aus dem Wege zu gehen. Mag die Welt ein solches Verhalten noch so eng und lächerlich finden, der Dritte Orden kümmert sich grundsätzlich nicht um das Urteil der Welt bezüglich alles dessen, was sich auf Gott und Göttliches bezieht. Der Jubelruf des Herrn (Mt. 11. 25): „Ich preise Dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, daß Du dieses Weisen und Klugen verborgen, Einfältigen aber geoffenbaret hast. Ja, Vater! So war es wohlgefällig vor Dir!" dürfte das passendste Motto für den Dritten Orden sein. Als „Orden von der Buße" hat er das im Evan-

Digitized by Google

gelium immer wieder betonte „Tuet Buße“ auf seine Fahne geschrieben, d. h. das „Umdenken“ im Vergleich zu der vom Geiste der Welt eingenommenen Betrachtungsweise der Dinge. Daß er auch nach der neuen Erkenntnis handle, daran mahnt den Tertiaren täglich der Bußgürtel, den er trägt.

Man würde aber ein sehr einseitiges Bild vom franziskanischen Frömmigkeitsideal bekommen, wenn man bei der Betrachtung des von ihm geforderten vollen christlichen Lebensernstes stehen bleiben wollte; als notwendige Ergänzung kommen die hellen Töne der Liebe und Freude dazu, die von jeher als hervorstechende Eigenschaften des hl. Stifters sowohl wie seiner Stiftung gegolten haben. Die Franziskusliebe einigt nicht nur die wahren Mitglieder einer Drittordensgemeinde unter sich, macht sie wie einst die Urchristen zu einem Herz und einer Seele und bewirkt, daß es unter ihnen keine Notleidenden gibt, sie erstreckt sich auch auf die übrigen Menschen, mögen sie noch so entgegengesetzter Lebensanschauung huldigen. Sie nimmt gegen Andersdenkende niemals eine gehässige Kampfesstellung ein, sucht vielmehr überall Gegensätze auszugleichen, überall versöhnend zu wirken, überall Frieden zu stiften. Unzählige Male im Laufe seiner Geschichte hat der Dritte Orden zwischen Parteien, die sich mit tödlichem Hasse gegenüberstanden, vermittelt und Blutvergießen verhindert.

Und erst die Freude! So untrennbar sie mit dem Bilde des umbrischen Heiligen vereinigt bleibt, so wenig läßt sie sich von der Frömmigkeit eines echten Franziskuskindes trennen, mag es im Kloster leben oder in der Welt. Die Freude ist ja nicht etwas, das man zeitweilig wie einen guten Vorsatz in sein Tugendstreben mit aufnimmt und zu anderen Zeiten beiseite läßt, sondern Freude muß von selbst aus dem tiefsten Innern quellen, sie muß die natürliche Frucht des seelischen Verhaltens sein. Die echte franziskanische Frömmigkeit ist der natürliche Nährboden der Freude, weil die Heilandsnachfolge in Armut und Demut, in Weltverachtung und selbstaufopfernder Liebe das Herz erst frei macht für Gott, für die Liebe zu Gott und für die Freude an Gott. Ein tiefer Herzensfriede, eine freudige Sorglosigkeit zeichneten daher immer jene aus, die in die Fußtapfen des fröhlichsten unter den Heiligen traten. Der Dritte Orden ist daher abhold aller Kopfhängerei, allem düsteren Wesen, aller unnatürlichen Gespreiztheit, die so oft die Frömmigkeit in abstoßendem Licht erscheinen läßt. Der wahre Tertiar bleibt stets natürlich und ungeziert; er kann sich herzlich freuen an allem Schönen in Gottes Schöpfung und dankbar froh genießen, was ihm Gottes Vatergüte beschert. „Komm bald, wenn Du mich noch einmal sehen willst, und bringe Leinwand mit und Wachs für mein Begräbnis, auch etwas von dem süßen Backwerk, das ich so gerne esse“, schrieb Franz kurz vor seinem Heimgang an seine Freundin Jacobaea. Kann ein Heiliger angesichts des Todes natürlicher sein?

Nach diesen Darlegungen wird es weniger Kopfschütteln erregen, daß der gegenwärtige Papst, ebenso wie seine beiden Vorgänger den Dritten Orden als höchst zeitgemäß anpreisen, daß sie von ihm geradezu eine Erneuerung der menschlichen Gesellschaft erwarten. Wir alle sind überzeugt, daß das Christentum das einzige Rettungsmittel aus der Not der Zeit ist. Aber, wenn wir noch so eindringlich darauf hinweisen, die Gegner pflegen uns zuzurufen: Das alles ist nur in der Theorie wahr, die Praxis ist eine ganz andere, oder, wie mir jüngst ein Kommunist schrieb: „Kirchen und Geistliche haben wir genug, aber keine Christen.“ Das ist übertrieben, gewiß; aber es steckt doch viel Wahrheit darin. Das Christentum macht tiefgehenden und nachhaltigen Eindruck nur dann, wenn es nicht bloß mit Worten verkündet, sondern auch in der Tat gezeigt wird. Das Beispiel eines echten Christen überzeugt besser, als die schönste Predigt.

Das aber ist gerade die Aufgabe des Dritten Ordens, der gegenwärtigen

Digitized by Google

Welt zu zeigen: Es gibt noch wirkliche Christen, die Ernst machen mit dem Christentum, die fähig sind, dafür Opfer zu bringen, persönliche, sichtbare Opfer an Geld und Gut, an Genuß, Bequemlichkeit und Weltschätzung und die trotzdem dabei glücklicher und froher sind, als sie es durch alle Weltgüter werden könnten. Wir beklagen es, daß der praktische Materialismus, das ungezügelte Streben nach Besitz und Genuß unser Volk in Stadt und Land, und zwar die Besitzlosen nicht minder wie die Besitzenden, bis ins tiefste Mark hinein verdorben hat, und wir greifen es alle mit Händen, daß der erbitterte Kampf zwischen den einzelnen Bevölkerungsschichten wie zwischen den einzelnen Völkern sich im Grunde nur um die Schätze dieser Erde dreht. Hier kann nur derjenige mäßigend und ausgleichend wirken, der durch die Tat zeigt, daß er Sinn hat für die Armut Christi, daß er sein Lebensziel nicht im Einsammeln von Erdenschätzen sieht. „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon." Man kann nicht Jünger Christi sein, wenn man in der Wertschätzung des Zeitlichen und in der angstvollen Sorge um die Zukunft sich in nichts von den Heiden unterscheidet. Wenn es gegenwärtig soviel Unreligion unter den Christen gibt, so liegt vielleicht die tiefste Ursache bei den allermeisten in ihrer gänzlich unchristlichen Einstellung zu den Erdengütern, infolge deren ein lebendiger Gottes- und Ewigkeitsglaube nicht Wurzel fassen konnte.

Nicht minder notwendig ist dem Christen ein Verständnis für die Demut Christi, die alle Selbstüberhebung verabscheut, die in aller Wahrheit den Nebenmenschen nicht für geringer ansieht und nicht schlechter behandelt, weil er arm und ungebildet ist. Auf die unteren Klassen wirkt solch unausgesprochene Geringschätzung oft noch mehr erbitternd, als selbst der Unterschied im Besitz. Muß es da nicht wohltätig, versöhnend zwischen den Klassen wirken, wenn der Dritte Orden keine Standesunterschiede kennt, wenn in der Vorstandschaft der Arbeiter gleichberechtigt neben dem Professor, das Dienstmädchen neben der Gräfin sitzt?

Wer die geistige Haltung der dem Christentum abgewandten Masse des Volkes kennt, weiß auch, daß alle Kampfstellung gegen sie, mag sie auch sachlich noch so gerechtfertigt sein, nichts erreicht, sondern höchstens die Erbitterung steigert. Einzig Worte der Liebe und des Friedens vermögen die Wogen zu glätten, Worte aufrichtigen Verstehens und Entgegenkommens, die gegebenenfalls auch eigene Schuld ruhig eingestehen. Kommt noch dazu, daß die Gegner dem Verteidiger des Christentums ansehen, daß er ein Glücklicher ist, daß in seinem Innern eine Freudenquelle strömt, die nicht vom Irdischen gespeist wird und die ihnen nicht zugänglich ist, dann wird die Wirkung für die Dauer gewiß nicht ausbleiben, besonders dann, wenn solche echte Christen nicht vereinzelt, sondern in größerer Anzahl den armen Verführten begegnen.

Eben aus diesem Grunde wünscht das Oberhaupt der Kirche so dringend das Wachstum des Dritten Ordens. Er solle ein Laienapostolat darstellen ganz besonderer Art. Ferne sei hier alle Kritik an den verschiedenen Arten von Laienapostolat, die in jüngster Zeit ins Leben gerufen wurden; der Dritte Orden will ihnen keine Konkurrenz machen. Er stellt sich zur Aufgabe nicht die Bekehrung der übrigen Menschen, sondern die Bekehrung, die Selbstheiligung der eigenen Mitglieder. Laienapostel sollen die Tertiaren sein zunächst nur durch ihr Beispiel, ohne viel von Religion zu sprechen. Die dem Christentum entfremdete Welt soll an ihnen sehen, daß die Christen doch in gar vielen Beziehungen des Denkens und Handelns andere Menschen sind, daß ihre Einstellung zu den Gütern und Genüssen der Welt nicht die gewöhnliche ist, daß sie selbstlosere Liebe, höhere Freude kennen, als die Welt sie bieten kann. So allein wird die Menschheit wieder mehr Achtung vor dem Christentum bekommen und ihm innerlich wieder näher geführt werden.

Digitized by Google

Zu solchen Aposteln des Beispiels scheinen die Laien augenblicklich mehr befähigt, als selbst die Geistlichen. Bei diesen nennen es die Gegner einfach selbstverständlich, daß sie ein christliches Leben führen; dasselbe gilt in ihren Augen lediglich als ein aufgezwungenes, standesgemäßes Verhalten, wenn nicht gar als Heuchelei, kluge Berechnung, oder als bezahlte Beschäftigung. Gegen Laien aber, gegen unabhängige Laien aus allen Ständen, die freiwillig das christliche Vollkommenheitsideal im Geiste des hl. Franz zu verwirklichen suchen, kann man solche Ausstellungen nicht erheben; sie wirken daher durch ihr Beispiel viel nachhaltiger. Und nur eine Laienvereinigung will der Dritte Orden sein! Gewiß können auch Geistliche Aufnahme finden, aber doch nur in ihrer Eigenschaft als einfache Christen, die ohne Bevorzugung vor den Mitbrüdern und Mitschwestern aus dem Laienstande dem gleichen religiösen Ziel zustreben.

Die Frage: Kann ich denn das christliche Vollkommenheitsideal im Geiste des hl. Franz nicht erreichen, ohne dem Dritten Orden anzugehören? beantwortete ich kurzweg mit „ja". Tue es! Und niemand wird dich tadeln. Aber liegt es, von Ausnahmen abgesehen, nicht in der Menschennatur begründet, daß alle jene, die sich vom gleichen religiösen Streben beseelt sehen, einander näher treten, daß sie sich gegenseitig aufmuntern, stützen und erfreuen, und daß sie in gemeinsamer Arbeit und in gemeinsamem Gebet das gesteckte Ziel leichter und sicherer erreichen, als allein? Man wende nicht ein: dem Bedürfnis nach Zusammenschluß Gleichgesinnter ist Rechnung getragen durch die großartigste Gemeinschaft, die wir in der katholischen Kirche selbst besitzen. Das ist in der Theorie vollkommen richtig. Aber in der Praxis türmen sich doch hier, so wie die Zustände innerhalb der Kirche sind, unüberwindliche Schwierigkeiten auf. Das Bruderverhältnis, wie es in der Urkirche war, wollen leider viele ganz bewußt nicht haben, ja, es gibt genug Katholiken, die sich den übrigen Katholiken innerlich nicht näher fühlen, auch gar nicht näher fühlen wollen, als ihren andersgläubigen Mitbürgern. Die Kirche kann dies praktisch auch gar nicht ändern; sie muß nach dem Willen des Stifters das Unkraut neben dem Weizen stehen lassen bis zum Ende der Zeiten. Was bei der Kirche aus dogmatischen Gründen nicht möglich ist, kann der Dritte Orden unbedenklich tun. Niemand ist gezwungen, ihm anzugehören und niemand ist gezwungen zu bleiben, wenn es ihm nicht mehr gefällt. Ja, wer den rechten Geist verloren hat, sollte austreten, um in das Ganze keinen Mißton zu bringen. In dieser Beziehung hat der Dritte Orden vieles voraus sogar vor den eigentlichen Klosterorden, die nicht so ohne weiteres jene Mitglieder abstoßen können, die ihren Idealismus eingebüßt haben. Es wäre nur zu wünschen, daß in der Praxis dieses Reinigungsmittel häufiger zur Anwendung käme, dann würde die Wirklichkeit mit dem Ideal mehr übereinstimmen, als es vielfach der Fall ist.

Damit stehen wir vor dem schwersten Einwand, der gegen den Dritten Orden erhoben zu werden pflegt. Ist er berechtigt? In der Vergangenheit? In der Gegenwart? Bezüglich der Vergangenheit fehlt leider noch viel, bis eine einigermaßen befriedigende Geschichte des Dritten Ordens geschrieben werden kann. Es ist ungefähr ebenso schwierig, wie eine Geschichte des katholischen Frömmigkeitslebens überhaupt. Nur wenn es durch eine außergewöhnliche Massenwirkung in die Augen springt, wie im 13. Jahrhundert, pflegt es der Griffel des Geschichtsschreibers festzuhalten, oder wenn es in einzelnen Persönlichkeiten einen den Durchschnitt weit überragenden Grad erreicht. An solchen hat der Dritte Orden keinen Mangel. Es sei hier nur erinnert an Dante († 1321), Giotto († 1336), Columbus († 1506), Thomas Morus († 1535), Cervantes († 1616), L. Galvani († 1718), Garcia Moreno von Ecuador († 1875). Den Stolz des

Digitized by Google

Dritten Ordens bilden indessen zweifellos die zahlreichen Männer und Frauen aus allen Ständen, die von der Kirche der Ehre der Altäre gewürdigt wurden. Man zählt nicht weniger als 30 heilige und 50 selige Tertiaren. Alle übrigen religiösen Vereinigungen von Weltleuten können sich diesbezüglich nicht im entferntesten mit dem Dritten Orden messen, ja die meisten Klosterorden stehen hierin weit hinter ihm zurück.

Trotzdem müssen wir bei einem Rückblick auf die Vergangenheit gestehen, daß es Zeiten und Länder gab, wo der Dritte Orden bei besserer Pflege viel mehr hätte leisten können, als er geleistet hat. Das gleiche gilt von der Gegenwart. Die Zahl der Tertiaren ist jetzt größer als sie je in der Vergangenheit war; aber leider finden sich darunter nicht wenige, die kaum wissen, was der Dritte Orden ist, die darum auch gar nicht nach seinem Geiste leben, die ihn vielmehr auf das Niveau einer Bruderschaft oder sonst einer religiösen Vereinigung mit bestimmten Andachtsübungen herabdrücken wollen. In Wahrheit ist aber der Dritte Orden, so wenig wie der erste und zweite, zur Pflege einer besonderen Andacht gegründet worden, sondern er verlangt Tat: Heilandsnachfolge im Geiste des Stifters! Je mehr der Dritte Orden sich frei hält von solchen Elementen, je strenger er wird bei der Aufnahme, je entschiedener er besteht auf Reinerhaltung seines Geistes, desto mehr wird er zur Blüte kommen und zum Segen werden für die Kirche, wie für die ganze menschliche Gesellschaft.

Wer durch persönliche Erfahrung Einblick gewonnen hat, der weiß, daß in zahlreichen Tertiaren ungeheuer viel guter Wille lebendig ist, der nur ermuntert und in die rechte Bahn geleitet sein will, um die schönsten Früchte zu zeitigen. Kardinal Schulte von Köln übertreibt nicht im mindesten, wenn er zur Jahrhundertfeier schreibt (Franziskus-Stimmen, Mai 1921): „Vor 700 Jahren schenkte Gottes Vorsehung durch den hl. Franziskus von Assisi der Kirche den Dritten Orden von der Buße. Bis auf den heutigen Tag wirkt dieser Orden in aller Stille segensreich zum Wohle der einzelnen Seelen wie der ganzen Gesellschaft. Tausende und aber Tausende geistlichen und weltlichen Standes haben bereits nach der Lebensregel des großen Armen von Assisi die Nachfolge des gekreuzigten Heilands geübt; büßend und betend und an sich selber unermüdlich arbeitend sind sie den Höhenweg der Vollkommenheit zur lautersten Gottes- und Nächstenliebe emporgeschritten. Eine der schönsten Blüten entsproßte alsbald dem seraphischen Dritten Orden in unserem deutschen Vaterlande, in der Landgräfin Elisabeth von Thüringen, deren liebliche, lichte Gestalt immerdar leuchtet als Vorbild der edelsten christlichen Tugenden wie in den Zeiten des Glückes und Glanzes, so in den Tagen der Not und Armut."

Ja, heute in unserer größten Not und Armut bedürfen wir mehr denn je des Franziskusgeistes, ohne den unser Staatswesen eine echte Demokratie nicht werden kann; denn „wahre Demokratie", so äußerte sich der jetzige preußische Ministerpräsident Stegerwald (Franziskus-Stimmen Januar 1921) „bedeutet Liebe zum Schwachen und Unterdrückten und mutiges Eintreten für ihn, in welchem Stande und wo immer er stehe. Es ist die Demokratie des franziskanischen Ideals, die der deutsche Katholizismus als sein bestes Erbgut dem neuen Deutschen Reich überliefern muß. Nur wenn die bisher geschaffene formale Demokratie vom Geiste des franziskanischen Ideals völlig durchtränkt wird, können wir überhaupt für Volk und Staat hoffen, fortexistieren zu können." P. Heribert Holzapfel OFM.

Digitized by Google

Neues von Rudolf Steiner.

Steiners neueste Schöpfungen: Aktiengesellschaft, Dreigliederung, Waldorfschule, Anthroposophische Hochschularbeit.

Im März 1920 wurde „auf Grundlage der anthroposophisch orientierten Geisteswissenschaft" die Aktiengesellschaft „Der kommende Tag" in Stuttgart gegründet. Ein im Dezember ausgegebener Prospekt über die Ausgaben von Darlehensscheinen im Betrag von 25 Millionen Mark gibt einen Überblick über die gesamte Assoziation. Ob Steiner aus Bescheidenheit oder aus anderen Gründen nicht als Generaldirektor, sondern nur als einer der Aufsichtsräte unterzeichnet ist, steht dahin; daß er die Seele des ganzen Unternehmens ist, unterliegt aber keinem Zweifel. In dem Prospekt wird u. a. erwähnt, daß eine Nährmittelfabrik zur Herstellung von kosmetischen Massenartikeln ausgebaut werden solle. Aus seiner tiefgründigen Erkenntnis von der Wesenheit des Menschen kalkuliert Steiner sicher sehr richtig, daß seine Anhängerinnen nur noch echt geisteswissenschaftliche Salben, Schminken und Puder gebrauchen werden; und da er ja Dr. chem. ist, entdeckt sein Genius vielleicht für die pharmazeutische Abteilung dieser Fabrik ein geist- oder geheimwissenschaftliches Mittel zur raschen Steigerung der okkulten Fähigkeiten und vollkommenen Entfaltung des anthroposophischen Übermenschen.— Als eine weitere Großtat ist ein sozialpolitisches Werk zu nennen. Dieses Buch, „Die Kernpunkte der sozialen Frage", ist gleichsam der Mittelpunkt der ganzen Aktiengesellschaft, die eine Reklame dafür macht, wie sie größer nicht gedacht werden kann. Steiner hat sich einen ganzen Stab stahlfederbeschwingter Leute herangezogen, die in einhelliger Begeisterung ihres Meisters und seiner Meistertaten Lob singen. Die in dem Buch vorgeschlagene „Dreigliederung des sozialen Organismus" hat einen Bund und eine Wochenschrift gleichen Namens erzeugt. In dem Rundschreiben des „Kommenden-Tag-Verlages" heißt es: „Um eine Befreiung von zwangsläufig gewordenen Mächten, um den Aufbau des Abendlandes handelt es sich. Dem will der Verlag dienen, und deshalb stellt er vollbewußt an die Spitze seines Unternehmens „die Kernpunkte der sozialen Frage ... das Schicksalsbuch des deutschen Volkes schlechthin: die Presse des Auslands (folgt ein Artikelchen aus Daily News) hat beschämenderweise dies Erzeugnis deutschen Geistes eher besprochen" usw. Da aus dem Buch selber eine praktische Ausführung dieser „aus geistigen Untergründen" aufgetauchten Dreigliederungsidee nicht ersichtlich ist, so hat Steiner für das begriffsstutzige deutsche Volk, das sein „Schicksalsbuch" noch nicht be- und ergriffen hat, ein zweites folgen lassen mit dem fremdsprachlichen Titel: „In Ausführung der Dreigliederung des sozialen Organismus". Es gehört keine große Prophetengabe dazu, um vorauszusehen, daß die Seifenblasenfabrikation dieser einzigartigen Reklame, sowie der Ruhm dieser Bücher nicht allzulangen Bestand haben werden. Eine Maus bleibt eine Maus, auch wenn sie auf Grund geisteswissenschaftlicher Zeugnisse im ganzen Abendland als Riesenelefant ausgerufen worden ist.

Wie leicht Steiners Vorschläge in die Praxis umgesetzt werden können, möge eine kleine Probe zeigen: „Was einer an geistiger Arbeit für den sozialen Organismus leistet, kann mit der freien Entschädigung derer rechnen, denen Geistesgut Bedürfnis ist. Wer dadurch nicht findet, was er braucht, wird übergehen müssen zum Staats- oder Wirtschaftsleben." (S. 52.) Wer also nicht nach dem Bedürfnis der „Geistesgut-Konsumenten" produziert, der kann sich vorm Verhungern nur dadurch retten, daß er umsattelt und einfach zu einer der beiden anderen Organisationen übergeht. Fähigkeiten und

Digitized by Google

berufliche Ausbildung brauchen im dreigliedrigen Steiner-Staat voraussichtlich keine Rolle mehr zu spielen. Die hochgradige Unklarheit dieses „Schicksalsbuches" ist in Referaten über Vorträge, die sich mit dieser Dreigliederung beschäftigten, stark hervorgehoben worden. Man hat den Eindruck, als ob der „höhere Weltenschauer" sich noch nicht recht in das Tiefland der Politik „eingefühlt" habe. Einige Merkwürdigkeiten seien noch erwähnt: Steiner nennt sich hier zum erstenmal wiederholt „ein Proletarierkind" — aber sein Vater soll doch Beamter der Südbahn gewesen sein? Dann erwähnt er, daß er noch nie an eine Wahlurne getreten sei, weil ihm dies wegen seines „Durchgehens durch 2 Länder nicht möglich gewesen" — aber er ist doch schon 35 Jahre in Deutschland? Ferner sagt er einmal, daß er „vor Ablauf seines 6. Jahrzehnts mit der Dreigliederungsidee nicht habe hervortreten können", in dem höchst merkwürdigen Schlußkapitel aber deutet er an, daß die deutschen und österreichischen Staatsmänner vor dem Krieg diese seine rettende Idee nicht sehen wollten und deshalb den Krieg anfangen mußten, — daß „gewisse Vorgänge an den maßgebenden Orten in Berlin Ende Juli und 1. August 1914 geprüft und getreulich vor die Welt gestellt werden müßten" — dies, sowie die Reklame, die für dies Buch im Ausland gemacht wird, könnte zu denken geben [1]).

Ein besonderer Geschäftszweig der Firma Steiner und Co. ist die „Freie Waldorfschule". Sie ist entstanden aus der Fabrikschule der Waldorf-Astoria-Zigarettenfabrik in Stuttgart, die sich unter den Betrieben befindet, die sich der Kommenden Tag A.-G. angeschlossen haben. Die Zeitschrift „Soziale Zukunft", ein neues Steiner-Organ, gibt in Heft 5—7 eingehende Berichte über Wesen und Ziele dieser Schule. Die sämtlichen Aufsätze bringen immer wieder neue Variationen über das eine Thema: Es gibt nur einen Großen, Steiner, nur ein Ziel, die geisteswissenschaftlichen Erkenntnisse, nur ein Heil, alles, was aus Geisteswissenschaft entspringt. In so starker Dosis verabreicht wie in diesem Heft, wirkt das Werbemittel vielleicht doch anders, als es der Absicht der Verfasser — lauter Steinerjünger — entspricht. Das Gespreize mit „geisteswissenschaftlichen Grundneuigkeiten" auf pädagogischem Gebiet wird manchen an die Fabel erinnern von dem Raben, der sich mit aufgelesenen Pfauenfedern schmückte. Ich erwähne bloß zweierlei: die grundneue Einrichtung des Unterrichts im Schreinern besteht schon seit „Urzeiten" in Berliner Gymnasien, wo der Unterricht in einer ganzen Reihe von Handwerken den Knaben zur Wahl steht. [2]) Das Paradepferd der Waldorfschule, die Eurhythmie, ist von einer Schwester der bekannten Tänzerin Isidora Duncan in einer eigens dafür eingerichteten Schule (wenn ich nicht irre in Darmstadt) schon vor 10 oder 12 Jahren sachgemäß gelehrt und in anderen Mädchenschulen als Unterrichtsfach eingeführt worden. Neu dürfte höchstens die Bedeutung sein, die Steiner der Eurhythmie gibt. „Hier (beim Unterricht der Eurhythmie) liegt die Möglichkeit einer unmittelbaren Einsicht nicht nur in das Räderwerk der Natur, sondern auch in die Ideen und Impulse, die es zustande brachten. Sich selbst wachrufen, in sich auffinden das rhythmische Leben der Seele im weitesten Sinn, im Zusammenhang mit dem des Kosmos, das ist — Religion!" — Je vollendeter ein Mädchen die Eurhythmie bemeistern wird, je anbetungswürdiger darf es sich nun fühlen. Ob der Gegenstand der religiösen Verehrung Gott oder Mensch heißt, gilt vom geisteswissenschaftlichen Standpunkt aus gleich.

[1]) Ein früherer Anhänger Steiners erzählte mir, daß er 1916 durch einen Vortrag, angeblich über „Seele und Unsterblichkeit", der in Wirklichkeit aber eine ganz gewöhnliche, gehässige Hetzrede gegen Frankreich, Belgien und Maeterlinck bot, mit einem Schlag von seiner Steiner-Begeisterung geheilt worden sei.

[2]) In München wurde vor 22 Jahren der Handfertigkeitsunterricht durch Stadtschulrat Kerschensteiner obligatorisch eingeführt. Schriftlg. d. Süddeutschen Monatshefte.

Digitized by Google

Die drei Unterlassungssünden des deutschen Geistes werden in dem Aufsatz „Der Weg nach vorwärts" aufgezeigt: erstens daß Steiners Philosophie, zweitens daß seine Pädagogik nicht beachtet wurden, und die dritte Sünde wird es sein, wenn nicht Schulen wie die Waldorfschule im ganzen Deutschen Reich errichtet werden. — Zu Beginn des Wintersemesters wurde ein „Aufruf zu anthroposophischer Hochschularbeit" an die deutsche Studentenschaft versandt. Form und Inhalt verraten das echte Steinerprodukt. Nachdem der gesamte deutsche Hochschulbetrieb und die Unterrichtsmethode mit der geisteswissenschaftlichen Lupe geprüft und für den Mülleimer reif befunden worden sind, heißt es: „Volle Kraft der Jugendlichkeit in der Reife ernstester und gründlichster Wissenschaftlichkeit(!) erblicken wir heute nur in R. Steiner. Er hat die einzelnen auseinandergebröckelten Disziplinen zu dem Gliederbau einer Universitas zusammengefügt, in seiner Philosophie, Geisteswissenschaft, Pädagogik, Kunst, Politik usw. Marksteine des Weges hingestellt, auf dem wir zur fortschreitenden Befreiung unsres eignen Wesenskernes usw. gelangen" ... Dem „Spießer- und Muckertum" und „gespreiztem Phrasenwesen" wird ein Fußtritt versetzt, „wir aber sprechen als Vertreter einer Sache, die größer ist als wir, die uns aber größer machen wird als wir sind".

Unterzeichnet ist der Aufruf von 100 Studierenden beiderlei Geschlechts, deutschen und ausländischen, jedenfalls Teilnehmern an dem Hochschulkurs in Dornach, Oktober 1920. Über diesen berichtet eine „Information über die anthroposophische Hochschularbeit." Steiner eröffnete den Kurs mit den bekannten Ausführungen über sein Dogma: Außer der Geisteswissenschaft kein Heil. Die sämtlichen Vorträge erscheinen im „Kommenden-Tag-Verlag". Aus den Referaten bloß eine Probe: bei Besprechung psychiatrischer Probleme wurde theoretisch bewiesen, daß „Krankheiten, die bisher von Medizin und Psychiatrie falsch behandelt wurden, nur unter geisteswissenschaftlicher Führung richtig erkannt und geheilt werden können". — Wieder eine andere Schrift unterrichtet über „Ziele und Bestrebungen des Bundes für Anthroposophische Hochschularbeit". Eine Probe: „Entsprechend der Einsicht, daß das Wesen des Menschen leiblich, seelisch und geistig ist, bedarf man einer Pneumatologie, die die heutige geistlose Wissenschaft nicht kennt." Am Schluß der neunseitigen Phrasengeschwulst wird gehofft, daß die Studenten durch Gewinnung des geisteswissenschaftlich orientierten Universalwissens wiederum wie einst Träger des Kulturfortschrittes werden usw. — Endlich ist noch ein Prospekt der Hochschulkurse an der Waldorfschule zu erwähnen. Die Dozenten müssen eine märchenhaft schnellwirkende Weistums-Mitteilungsmethode besitzen. Sie bewältigen z. B. „Ursprung und Entwicklung der deutschen Sprache mit Einführung in die gotischen Evangelienfragmente" in 10 Stunden, „Staats- und Gesellschaftsentwicklung der vorchristlichen Zeit" in 4 Stunden. Die Tiefgründigkeit solchen Wissens läßt sich annähernd ermessen ...

Else Pfaff (Erlangen).

Der Fall Bekker.

Wir haben nicht die Absicht, in den vor zwei Jahren ausgebrochenen und noch heute nicht ganz erledigten Streit zwischen Hans Pfitzner und Paul Bekker einzugreifen und zu untersuchen, ob jener mit seiner politisch-kulturellen Einstellung, dieser mit seiner menschlich-künstlerischen Beurteilung schließlich Recht behält. Wohl aber sind wir der Überzeugung, daß der Einfluß, den Paul

Digitized by Google

Bekker, der als Schriftsteller sehr begabte und erfolgreiche Musikreferent der Frankfurter Zeitung, auf das deutsche Musikleben auszuüben vermag, es jedem, dem die Entwicklung dieses Musiklebens am Herzen liegt, zur Pflicht macht, sich über die Grundlagen klar zu werden, auf denen die ganze schriftstellerische Arbeit Bekkers beruht.

Durch seinen „Beethoven" ist Bekker zuerst bekannt geworden. Das Buch wurde und wird noch heute sehr viel gelesen, und auch die Kritik hat es im ganzen glänzend aufgenommen. Erst Hans Pfitzner hat in seinem letzten Buche gerade dieses Werk zum Ausgangspunkt seiner Angriffe genommen und den Versuch Bekkers, die „poetische Idee" der Betrachtung von Beethovens gesamtem Schaffen zugrunde zu legen, aufs schärfste bekämpft. Bekker konnte in seiner Erwiderung darauf hinweisen, daß diese Betrachtungsweise sehr alt sei. Das ist richtig, aber wenn Bekker des weiteren behauptet, wenn man bei Beethoven die poetische Idee ausschalte, so werde die Form „unerklärlich, willkürlich, roh phantastisch in Bezug auf ihre innere Eigengesetzlichkeit", so ist das ein ungeheurer Irrtum, der mit einem Schlage die Ahnungslosigkeit enthüllt, mit der Bekker dem künstlerischen Schaffen gegenübersteht. Er verwechselt Sonatenschema und organische Form und behauptet allen Ernstes, man brauche die „poetische Idee", um die Klaviersonaten op. 27, 109 und 111 zu verstehen. Wenn man dann in seinem Buche nachliest, was er über diese Sonaten zu sagen hat, dann ist man über seine poetische Phantasie recht enttäuscht, kann aber jedenfalls feststellen, daß er von der künstlerischen Wirklichkeit dieser Werke, d. h. von dem organischen Wachsen der einzelnen Sätze, von den thematischen Zusammenhängen und Entwicklungen überhaupt keine Ahnung hat. Wir empfehlen ihm, einmal die ausgezeichneten Analysen von Beethovens letzten Sonaten und der neunten Symphonie von Heinrich Schenker (Wien, Universaledition) zu studieren, die er wahrscheinlich ebensowenig wie die Mehrzahl der anderen Musikfreunde kennt, die aber sicherlich den Höhepunkt dessen darstellen, was bis jetzt an Erkenntnis und Darstellung musikalisch-künstlerischer Realitäten geleistet ist.

Auch das geistvollste Reden über Kunstwerke oder Künstler ist vom Übel, wenn nicht die Erkenntnis der künstlerischen Wirklichkeiten vorausgegangen ist. Und diese Wirklichkeit besteht nun einmal bei der Musik in den Tönen und deren Beziehungen untereinander, in der ewig wechselnden Gestalt der Themen, in dem Bau der Perioden, in dem organischen Wachsen der großen Form und all den anderen rein musikalischen geheimnisvollen Geschehnissen, über die der Genius des Künstlers Macht hat. Für Bekker ist ein Thema gar keine lebendige Wirklichkeit von irgend einer Bedeutung, sonst könnte er nicht behaupten, daß etwa der letzte Satz der Sonatine, op. 79 und der erste von op. 109 das gleiche Thema haben — was den beiden Themen gemeinsam ist, das ist im wesentlichen der harmonische Gang, den Bekker auch unter den Aufgaben irgend eines Harmonie-Lehrbuches finden könnte, und der z. B. auch in der „Zauberflöte" im Terzett der drei Damen („Drei Knäblein jung, schön, hold und weise") vorkommt — oder, noch grotesker, daß das Hauptthema des ersten Satzes der neunten Symphonie schon in der zweiten Symphonie vorkommt (wir bitten den Leser, die Stelle selbst zu suchen!). Oder er behauptet, in seinem neuen Buche über „Gustav Mahlers Symphonien" (bei Schuster & Löffler, 1921), daß im zweiten Satz von Mahlers achter Symphonie, die das Einherschweben der Mater gloriosa begleitende Geigenmelodie „fast notengetreu, nicht nur der Linie, auch der Gefühlsbedeutung nach" mit Schumanns Schlummerlied für Klavier übereinstimme und schließt daraus auf eine merkwürdige Geistesverwandtschaft der beiden Komponisten. In Wirklichkeit beschränkt sich die Übereinstimmung auf die vier ersten Noten, und alles Folgende ist in Linienführung, harmonischer Unterlage und periodischer Gliederung so verschieden, daß ein musikalisch halb-

Digitized by Google

wegs feinfühliger Hörer gerade aus dieser Gegenüberstellung deutlich sehen kann, wie gegensätzlich die Welten dieser beiden Komponisten sind.

Auch die harmonischen Realitäten sind Bekker nicht vertrauter. Bei der Betrachtung von Beethovens vierter Symphonie spricht er von einer „geheimnisvollen, weit weg aus der frischen B-dur-Sphäre führenden Fis-dur-Wendung" im Durchführungsteile des ersten Satzes. In Wirklichkeit ist hier von Fis-dur gar keine Rede: es erklingt ein Akkord, der Ges-dur sein könnte, der sich aber gleich zum Dominant-Septakkord von Ces-dur weiter entwickelt, und der in beiden Formen nur die Alterierung eines zu B-dur gehörigen Septakkordes darstellt. In dieser Verhüllung einer ganz nahen Verwandtschaft, die von jedem Hörer unmittelbar empfunden wird, liegt gerade der besondere Reiz dieser herrlichen Stelle. Von solchen Tatbeständen scheint Bekker nichts zu ahnen. Er kann auch die Formen der Sonate und des Rondo nicht unterscheiden: die letzten Sätze von op. 31 Nr. 3 und op. 81 a, die beide regelrechte Sonatensätze sind, hält er für Rondos. Es ist keineswegs gleichgültig, ob man einen Satz so oder so benennt, denn der innere Sinn der Sonatenform, das Gesetz ihrer organischen Entwicklung und des Verhältnisses der Teile zueinander ist von dem des Rondos grundsätzlich verschieden. Aber was braucht das Herrn Bekker zu kümmern, der Beethovens Form, dieses größte Wunder organischer Gestaltungskraft im gesamten Reiche der Musik für willkürlich und roh phantastisch hält?

Dieses oberflächliche, nicht durch Kenntnisse gesicherte Verhältnis zu den musikalisch-künstlerischen Realitäten wird nun Herr Bekker wahrscheinlich nicht als mangelhaft oder irgend einer Vertiefung bedürftig anerkennen; denn es steht ein Prinzip dahinter. In seinem Buche über „Das deutsche Musikleben" (Schuster & Löffler 1916) stellt sich Bekker mit aller Entschiedenheit auf den Standpunkt (S. 277 ff.), daß der Unterschied zwischen „musikalischen" und „unmusikalischen" Menschen, zwischen musikalisch Gebildeten und Ungebildeten keine Bedeutung habe, daß unser heutiges Musikleben daran kranke, daß sich die sogenannten Unmusikalischen von ihm noch fernhalten, während sie doch, da sie durch Fachinteressen nicht abgelenkt seien, der „unmittelbaren musikalischen Wirkung frei zugänglich" seien und sie so imstande seien, „das Schöpferische stärker und reiner zu empfinden". Auf die musikalische Erziehung ist Bekker nicht gut zu sprechen: sie „untergräbt die Bereitschaft zur tätigen Wahrnehmung klangsinnlicher Auswirkung und hebt die intellektuellen Gestaltungsmittel der Musik über Gebühr hervor. Dadurch schafft sie künstlich den Begriff des ‚Musikverstehens', der einzig gegenüber der Erforschung musikalischer Gestaltungsgesetze anwendbar, in Hinblick auf ihre sinnliche Auswirkung aber gegenstandslos ist". Bekker hat also hierbei nicht etwa die unleugbaren Mängel gerade der jetzigen musikalischen Erziehung im Auge, sondern er hält jegliche musikalische Bildung für überflüssig, ja für schädlich, da sie nur dem Intellekt diene und das unmittelbare Erleben störe. Muß man wirklich einer solchen Ansicht gegenüber noch einmal wiederholen, daß die Aufgabe jeder künstlerischen Bildung, also auch der musikalischen, keine intellektuelle ist, sondern daß sie nur den Weg freizumachen hat für das unmittelbare seelische Erleben, und zwar eben dadurch, daß sie den Blick oder das Ohr schärft für die Aufnahme der künstlerischen Wirklichkeiten? Und daß die „Unmusikalischen" schon deshalb ausschalten, weil sie unfähig sind, diese Wirklichkeiten überhaupt wahrzunehmen? Nur deshalb ist die heutige künstlerische Bildung mangelhaft, weil sie den oben erwähnten Aufgaben noch nicht gerecht wird. Zur Beseitigung dieser Mängel macht Leo Kestenberg in seinem erst kürzlich erschienenen Buche „Musikerziehung und Musikpflege" (Quelle & Meyer) vortreffliche Vorschläge. Bekker empfindet *diese* Mängel überhaupt nicht; er hält es nur für nötig (Musikleben, S. 175 ff.), den Musiker aus seiner Isolierung zu befreien, sein soziales Bewußtsein zu stärken und ihm zur Klarheit darüber zu verhelfen,

Digitized by Google

„daß nichts an seiner Kunst, keine Idee, keine Form, kein Schema einer Form absolut, sondern alles aus soziologischen Grundlagen hervorgegangen ist und einzig aus dieser soziologischen Bedeutung Daseinsberechtigung erhält."

Diese „soziologische Aesthetik" ist nun für Paul Bekker der Weisheit letzter Schluß. Ihr sind vor allem die Hauptkapitel des „deutschen Musiklebens" gewidmet, und sie liegt auch allem andern zugrunde, was er geschrieben hat. Man muß sich daher mit dieser Ästhetik auseinandersetzen, wenn es auch eine schwierige Aufgabe ist; denn das System der Begriffe, aus denen Bekker seine Ästhetik aufbaut, ist ebenso primitiv wie verworren. — Die nicht eben neue Tatsache, daß ein musikalisches Kunstwerk zu seiner Verlebendigung an den Spieler und in gewissem Sinne auch an den Hörer gebunden ist, mißversteht Bekker und kommt so zu dem seltsamen Schlusse, daß das durch den Komponisten geschaffene Notenbild noch keine Form, sondern nur „gestaltete Materie" sei, daß es absolute, bleibende Formen in der Musik überhaupt nicht gebe, daß vielmehr „die Formen der Musik im nämlichen Augenblick vergehen, wo sie sich gestalten". Daraus ergibt sich für Bekker die Folgerung, daß der Unterschied zwischen schaffendem und nachschaffendem Musiker ein ganz äußerlicher sei, daß die durch den Ausführenden geschehende „Formwerdung" das Wesentliche sei, und daß diese Kraft des Formwerdens unter Umständen auch von Werken einer geistig an sich nicht überragenden Kunst ausgehen könne. Die übliche Auffassung, die die Aufgabe des Ausführenden in der Nachschaffung der durch den Gestaltungsakt des Komponisten geschaffenen Form sieht, hat nach Bekker verheerend gewirkt. „Sie hat uns das Philologen-Ideal der notengetreuen Wiedergabe gebracht und die individuell retuschierte Photographie an die Stelle des lebendig schaffenden Kunstgeistes gesetzt." (S. 236—39.)

Anstelle der sog. absoluten, d. h. der nach organischen Gesetzen von innen heraus wachsenden Form setzt Bekker die „soziologische". Innerorganische Gestaltungsgesetze gibt es für Bekker überhaupt nicht. Sie sind stets soziologisch bedingt. „Das Klangbild ist ein in Klangmaterie umgesetztes Gesellschaftsbild, kein ästhetisches, sondern ein soziologisches Klangsymbol. So gestaltet der Musiker die Materie, indem er ihre Auswirkungskraft gemäß der Wahrnehmungskraft der Gesellschaft bestimmt. Er gestaltet entsprechend soziologischen Bedingungen. Aus diesen ergeben sich die scheinbar absoluten Gestaltungsgesetze der Materie. Das Vorhandensein soziologischer Bedingungen ist Voraussetzung des Schaffens in demselben Maße, wie das Vorhandensein der Materie selbst. Sie sind das einzige Mittel zur Gestaltung der Materie. Nur ihre Auswahl, nur die Art, wie die Umweltsforderungen im einzelnen festgesetzt werden, ist der Bestimmung des Musikers unterworfen." (S. 24.) — Auch hier wird ein an sich richtiger, aber keineswegs neuer Gedanke in wahrhaft grotesker Weise mißverstanden und übertrieben. Es ist klar, daß die Formen eines musikalischen Kunstwerks, wie die jedes anderen Kunstwerks, jeweils auf dem Boden der Zeit erwachsen, daß sie mit den übrigen Formen, in denen das Leben der Zeit Gestalt gewinnt, innerlich zusammenhängen, d. h. daß sie mit eingehen in die große Einheit des Zeitstils, dem jeder wahrhaft schöpferische Künstler, er mag sich dessen bewußt sein oder nicht, untertan sein muß. Und es ist eine wunderbare Aufgabe, diesen Zusammenhängen nachzugehen und das Einzelkunstwerk als Ausdruck der tiefsten Kräfte einer Zeit zu begreifen. Aber ein verhängnisvoller Irrtum ist es, diesem Zusammenhang zuliebe die Existenz von bleibenden, absoluten Formen überhaupt zu leugnen, — während doch jedes Kunstwerk, nicht nur das musikalische, nur insoweit eben Kunstwerk ist, als es sich aus diesen Zusammenhängen und Erdgebundenheiten in das Reich des „Ewigen" und Absoluten erhebt. Der Kunstsinn eines Menschen reicht genau so weit, wie er imstande ist, dieses Absolute aufzufassen, d. h. die formalen Wirklichkeiten eines Kunstwerks lebendig zu empfinden und in

Digitized by Google

ihre Tiefen einzudringen. Und ein nicht kleinerer Irrtum ist es, jene Tatsache des Zusammenhanges umzudeuten in ein kausales Verhältnis zwischen der sozialen Form einer Zeit und den künstlerischen Formen, während doch auch die soziale Form ebenso wie die künstlerische in jedem Augenblick aus der Tiefe des Lebens selbst emporwächst. Daher hilft es weder dem Musiker, wenn er lernt, die „soziologischen" Grundlagen" der musikalischen Formen zu begreifen, noch dem Kritiker, wenn er versucht, „der sozialen Form einer Zeit die Gesetze ihrer ästhetischen Form zu entnehmen". (S. 290.) Bekker freilich gewinnt aus dieser soziologischen Erkenntnis den Maßstab für seine ästhetische Wertung: für ihn ist offenbar Liszt der größere Musiker als Schumann, weil sich in dem Schaffen des ersteren die größere und weitere soziale Idee verkörpert, während sich die Musik Schumanns „der Aufnahmefähigkeit der gebildeten Bürgerklasse anpaßte". (S. 45.) — Wir müssen es uns leider versagen, hier eine Blütenlese von Urteilen und Wertungen zu bieten, wie sie als konsequente Folgerung aus dieser gloriosen und ästhetischen Theorie sich in Bekkers Büchern und Kritiken finden.

Der gleiche Mangel an Sinn für die künstlerische Wirklichkeit, den wir schon beim Beethoven-Buch feststellen mußten, liegt auch diesen ganzen Lehren Bekkers zugrunde. Da er an der Wirklichkeit des Kunstwerks selber keinen Halt für sein Fühlen und Denken findet, muß er nach anderen Mitteln suchen. Es ist die Flucht aus dem Reiche der Kunst in andere leichter zu betretende Gefilde. Es ist nicht ohne Interesse, festzustellen, daß er diesem Triebe zur außerkünstlerischen Wertung auch da folgt, wo er scheinbar ganz der Feststellung künstlerischer Tatbestände dient. In seinem schon oben erwähnten Buche über „Gustav Mahlers Symphonien" unternimmt er eine eingehende Beschreibung der sämtlichen Symphonien Mahlers und verwendet dabei zum ersten Male zahlreiche Notenbeispiele; es scheint ihm also in diesem Falle auf das tatsächliche klangliche „Material" anzukommen. Aber auch hier ist sein Standpunkt der, daß diesen Tatbeständen gegenüber doch etwas anderes viel wichtiger sei. Er führt das zweite Thema des ersten Satzes der sechsten Symphonie, eine ungewöhnlich triviale Melodie, an und gibt zu, daß dieses Thema an sich wenig gelungen sei, aber er erklärt es auf seine Weise: „Die klangsinnliche, klangsichtbare Erscheinung ist Mahler Nebensache, als wichtig gilt nur die Klangbedeutung. Sie ergibt sich aus dem Vortrag; durch ihn können klanglich gleichlautende Phrasen grundverschiedene Deutung erhalten. ... Sein Musikempfinden war in zu hohem Maße symbolisch-idealistisch, als daß er dem klangsinnlichen Reiz als solchem entscheidende Bedeutung hätte beimessen mögen." Die Angreifbarkeit solcher Themen gibt Bekker zu, ja er spricht direkt von einer sich hierbei enthüllenden Schwäche des Mahlerschen Gestaltungsprinzips. „Aber es ist schon bezeichnend", daß er es überhaupt für möglich hält, daß ein an sich wertloses Thema — wohl bemerkt in einer rein instrumentalen, nicht programmatisch gebundenen Symphonie — durch „symbolisch-idealistische" Bedeutung an Wert gewinnt. Es ist wiederum jene Flucht vor den eigentlich künstlerischen Wirklichkeiten, die für Bekkers Standpunkt bezeichnend ist, und nicht weniger bezeichnend ist, daß er diese Wirklichkeit als „klangsinnlichen Reiz" abtun zu können glaubt, daß also für ihn offenbar weder die melodische „Gestalt" als solche noch die an diese Gestalt unlösbar gebundene Empfindung irgendeine Bedeutung besitzt. Und so wird es auch niemand wundern, daß für Bekker die Mahlerschen Symphonien trotz dieser festgestellten Schwächen, zu denen er an anderen Stellen noch andere hinzufügt, und obwohl er selbst daran zweifelt, daß Mahler ein großer Musiker gewesen ist (S. 355.), — „gleichberechtigt und ebenbürtig" neben denen Beethovens stehen.

Es ist kein Zweifel, daß die Betrachtungsweise Bekkers heute starken Eindruck macht. Sie kommt einer Neigung der Zeit entgegen, die man in sämtlichen Künsten feststellen kann: die Organe des künstlerischen Erlebens werden allmählich

Digitized by Google

abgestumpft, der Sinn für „Qualität" — das Wort ganz tief und weit verstanden — geht verloren, und da das Bedürfnis nach den durch die Kunst hervorgerufenen Erregungszuständen nur immer stärker wird, so treten allgemein menschliche Ideen, philosophische Begriffe und Prinzipien auf den Plan, um dem Genießenden den Halt zu geben, dessen er bedarf. Im Musikleben sind diese Krankheitssymptome bisher verhältnismäßig noch am wenigsten hervorgetreten. Hier ist der unmittelbare Sinn noch immer am lebendigsten, die Musik entspricht einem ganz echten Bedürfnis unserer Zeit, und es wirkt auch immer noch die gute alte, aus dem 18. Jahrhundert stammende und im 19. mit Ehren festgehaltene Tradition der musikalischen Bildung, allen Stürmen zum Trotz, denen sie seit den Zeiten Richard Wagners ausgesetzt ist. Aber auch die Musik wird allmählich immer mehr in diese allgemeine künstlerische Krisis hineingerissen. Das erste Zeichen hiervon wird wahrscheinlich eine rasch anschwellende Musikliteratur sein, — wie ja auch der Verfall des Sinnes für die bildende Kunst durch eine bald ins Maßlose und Unübersehbare anwachsende Bücherproduktion begleitet war.

Nun hängt alles davon ab, wie sich diese Musikliteratur in der nächsten Zeit entwickelt. Denn sie wird die Führung übernehmen. Daß sie über das rein Fachlich-Formalistische, wie es sich etwa in den Schriften Hugo Riemanns am konzentriertesten darstellt, in das Gebiet der allgemein künstlerischen Probleme hinüberwachsen muß, erscheint uns selbstverständlich. Aber die Art, wie das geschieht, ist das Ausschlaggebende. Die fachliche Grundlage darf nicht verlassen, sie muß im Gegenteil noch fester ausgebaut werden. Ohne die gründlichste musikalische Bildung geht es nicht, und je weiter diese Bildung hinüberreicht auf das Gebiet der übrigen Künste, je tiefer ihre philosophische Fundierung ist, desto weitere Fernen eröffnen sich dem Blick, — wenn anders die Bildung getragen ist von einem wirklich lebendigen Kunstgefühl und von einem angeborenen und immer neu geschulten Sinn für „Qualität". Soviel wir sehen können, kann Paul Bekker von all dem nichts in Anspruch nehmen. Was er besitzt, ist eine sehr gewandte Feder, ein lebendiger Geist und ein offener Blick für soziale und organisatorische Fragen. Das ist für das, was hier zu leisten ist, zu wenig. Deshalb taugt seine Arbeit nur dazu, den Weg zu dem Ziele, das wir heute vor uns sehen, endgültig zu verrammeln. Das wäre ein nicht wieder gutzumachendes Unglück. Denn unser Reichtum an Musik, der noch immer nicht versiegende schöpferische Strom, der trotz allem immer noch lebendige natürliche Sinn des Volkes und die zu immer neuer Bewunderung hinreißende nachschaffende Kraft, — das ist wahrhaftig heute unser kostbarster Besitz. Walter Riezler, Stettin.

Bücher zum Weltkriege.

Die Literatur über den Weltkrieg hat sich im letzten Jahre nicht nur in erschreckender Weise vermehrt, sondern auch in erfreulicher Weise vertieft. Die hysterischen Anklagen der ersten Revolutionswochen sind fast verstummt; statt ihrer spricht, weniger laut aber weit eindringlicher, die ruhige Kritik des Fachmannes. Sie verfügt heute schon über ein umfangreiches deutsches, wie nichtdeutsches Material, selbst über Akten: bekanntlich hat Erich Ludendorff seinen Erinnerungen einen stattlichen Band „Urkunden der Obersten Heeresleitung über ihre Tätigkeit 1916/18" (Berlin 1920, E. S. Mittler) beigefügt, der bei vorsichtiger Benutzung und sorgfältiger Ergänzung aus anderen Quellen wichtige Aufschlüsse über politische und militärische Fragen des Krieges geben kann; ein endgültiges Urteil über so umstrittene Probleme wie den U-Bootskrieg und das Losschlagen der Vereinigten Staaten oder die Friedensmöglichkeiten und

Digitized by Google

Friedensverhandlungen der letzten Kriegsjahre wird sich freilich erst nach Jahrzehnten fällen lassen.

Von eigentlichen Kriegserinnerungen sei hier vor allem das Buch des Generals der Kavallerie Liman von Sanders genannt, „Fünf Jahre Türkei" (Berlin 1920, A. Scherl, ohne Register!), die erste zusammenfassende Darstellung der militärischen Ereignisse auf dem orientalischen Kriegsschauplatze. Klar und knapp, aus vollkommener Sach- und Menschenkenntnis heraus, kritisiert Liman deutsche und türkische Sünden und Torheiten (Eroberung Ägyptens!) mit erquickender Deutlichkeit, dann und wann mit großer persönlicher Schärfe. Gewiß ist das Bild, das er entwirft, im ganzen weder für die Türkei (Enver Pascha!) noch für Deutschland sehr schmeichelhaft; um so heller heben sich die Erfolge, trotzdem erzielt (Dardanellen!), vom dunklen Grunde. Leider ist ihnen die Wirkung versagt geblieben, deren sie wert gewesen wären.

Vor diesem unentbehrlichen Werk, das man fast neben Moltkes „Briefe aus der Türkei" stellen möchte, treten die anderen Erinnerungsbücher, die nur Ausschnitte aus diesem oder jenem Kriegsschauplatze geben, etwas in den Schatten zurück. Immerhin kann auf das Buch des Generals der Infanterie von Zwehl „Maubeuge, Aisne und Verdun" (Berlin 1921, K. Curtius) und zwar schon deshalb hingewiesen werden, weil es, allerdings nur im Rahmen des VII. Reservekorps, die schweren Kämpfe um Verdun lebendig schildert: auch sie eine gewaltige Leistung namentlich der fechtenden Truppe, auch sie schließlich ohne die erhoffte Wirkung. Helleres Licht als um diese heroische und tragische Episode leuchtet um die Kämpfe der 3. Reservedivision, des I. und XIV. Reservekorps in Ostpreußen, Polen, Kurland, Siebenbürgen, Rumänien und Frankreich, die der prachtvolle preußische General Curt von Morgen ebenso energisch geführt hat, wie er heute von ihnen berichtet („Meiner Truppen Heldenkämpfe", Berlin 1920, E. S. Mittler).

Von den bekannteren österreichisch-ungarischen Heerführern haben sich erst zwei, Auffenberg und Alfred Krauß, zur Niederschrift umfangreicher Kriegserinnerungen entschlossen. In einem stattlichen Bande („Aus Österreichs Höhe und Niedergang", München 1920, Dreimasken-Verlag) erzählt Moritz von Auffenberg sein militärisches Leben und damit ein wichtiges, wenn auch nicht gerade erfreuliches Stück altösterreichischer Geschichte. Wie vor ihm Benedek oder Tegetthoff hat auch er ein echt österreichisches Schicksal erlitten: der tüchtige, in allen Teilen der Monarchie erprobte General, der erfolgreiche Kriegsminister, der glückhafte Sieger von Komarow ist trotz unbestreitbarer Verdienste erst wegen des Lemberger Unglückes in Ungnaden entlassen, dann wegen einer weit zurückliegenden Unvorsichtigkeit so schmachvoll behandelt worden, daß seine Erbitterung gegen das alte System durchaus begreiflich wird. Sein Buch, teilweise in altösterreichischem „Armeedeutsch", aber flott, lebhaft und recht selbstbewußt geschrieben, voll guter Charakteristiken fast aller Länder und fast aller führenden Männer der Habsburgermonarchie, beweist auf jeder Seite, daß dieser Staat auch ohne den Weltkrieg in absehbarer Zeit zugrunde gegangen wäre. Seine Erinnerungen als Heerführer hat Auffenberg schon früher in einem lesenswerten Buch „Aus Österreichs Teilnahme am Weltkriege" (Berlin 1920, Ullstein) niedergelegt, das den Soldaten Auffenberg in günstigem Lichte zeigt und nicht nur durch die warmherzige Verteidigung des altösterreichischen Offiziers sympathisch wirkt. Formell und inhaltlich noch höher steht das vortreffliche Buch des österreichischen Generals Alfred Krauß „Die Ursachen unserer Niederlage" (2. Auflage, München 1921, J. F. Lehmann), das seiner rein soldatischen Einstellung wegen in vielen Punkten angreifbar, doch durch den Reichtum der Erfahrungen, den Mut der Meinung, die Kraft des Glaubens, selbst auf politische

Digitized by Google

Gegner starken Eindruck machen dürfte. Übrigens kritisiert Krauß mit aller Schärfe, wie die politischen, so die militärischen Fehler und Sünden Deutschlands und Österreich-Ungarns, die er als Teilnehmer der Feldzüge gegen Serbien, Italien, Rußland, wiederum Italien (Durchbruch von Flitsch!) in nur zu reichlicher Menge zu sehen bekommen hat: mit bewußter Legendenverfertigung hat dieser Choleriker nichts zu schaffen.

Begreiflicherweise hat die deutsche militärische Geschichtschreibung sich namentlich dem „Wendepunkt" des Weltkrieges, der Marneschlacht, zugewandt. Nachdem zunächst die drei in erster Linie beteiligten Heerführer, Kluck, Bülow und Hausen, gesprochen — Kluck („Der Marsch auf Paris und die Marneschlacht 1914", Berlin 1920, E. S. Mittler) und Bülow („Mein Bericht zur Marneschlacht 1914", Berlin 1919, A. Scherl) kühl und sachlich, der ungerecht angegriffene Hausen („Erinnerungen an den Marnefeldzug 1914", Leipzig 1920, K. F. Köhler), wenn nicht leidenschaftlicher, so doch persönlicher — und nachdem General Baumgarten-Crusius eine etwas weitschweifige aber lehrreiche Verteidigung der Armee Hausen versucht („Die Marneschlacht 1914", Leipzig 1919, Verlag der Akademischen Buchhandlung Max Lippold), hat General von François in einer geist- und temperamentvollen Studie „Marneschlacht und Tannenberg" (Berlin 1920, A. Scherl) die Schuld am Rückzuge sowohl der Obersten Heeresleitung, wie dem General Bülow zugeschoben und diese Vorwürfe eindrucksvoll bewiesen. Dann haben Oberstleutnant Müller-Loebnitz in einer vorzüglichen Monographie „Der Wendepunkt des Weltkrieges" (Berlin 1921, E. S. Mittler) und Klucks hervorragender Generalstabschef General von Kuhl in einem umfangreichen Buche „Der Marnefeldzug 1914" (Berlin 1921, E. S. Mittler) die Verwässerung des Schlieffenschen Feldzugsplanes scharf getadelt („nicht das System, die führenden Persönlichkeiten haben versagt") und damit die Aufmerksamkeit von dem jüngeren Moltke weg auf den Erzieher des deutschen Generalstabes, Alfred Graf von Schlieffen, gelenkt, dessen Geist, immer wieder angerufen, dem deutschen Generalstab im entscheidenden Augenblicke doch gefehlt hat.

Nicht ohne Kritik, aber im großen und ganzen zu sehr als Apotheose ist Freytag-Loringhovens Biographie des Grafen Schlieffen geschrieben („Generalfeldmarschall Graf von Schlieffen", Leipzig 1920, Historia-Verlag, P. Schraepler). Vor allem fehlt der Hintergrund, auf dem allein dies Leben lebendig werden könnte: die Geschichte der deutschen Armee von 1866 an. Dann aber hätten für eine wirkliche Charakterstudie nicht nur alle erreichbaren Briefe herangezogen, sondern auch die negativen Seiten der Persönlichkeit, das Fehlen großer menschlicher Leidenschaften zumal, stärker betont werden müssen: man braucht, um die Unterschiede zu sehen, nur Scharnhorst oder Gneisenau neben Schlieffen zu stellen. Trotzdem bleibt Schlieffen eine der eindrucksvollsten und tragischsten Gestalten der wilhelminischen Epoche. Geradezu erschütternd spricht diese Tragik aus der glänzenden Arbeit des Oberstleutnants Wolfgang Förster „Graf Schlieffen und der Weltkrieg" (Berlin 1921, E. S. Mittler), einem der besten Bücher unserer wissenschaftlichen Kriegsliteratur überhaupt, aus dem auch der Laie ohne viel Mühe ersehen kann, was Schlieffen gewollt, was die Oberste Heeresleitung aus seinem Willen gemacht oder nicht gemacht, und was, zu unserm Glück, die Entente im Sommer und Herbst 1914 versäumt hat.

Schon vor Förster haben andere Fachmänner sich an eine zusammenfassende Kritik des Weltkrieges gewagt. So der Anonymus, dem wir das famose Buch „Kritik des Weltkrieges" (Leipzig 1920, K. F. Koehler) verdanken, ein Buch, das trotz ehrlicher Anerkennung und Bewunderung des Geleisteten die lange

Digitized by Google

Reihe der Fehler, namentlich auf technischem Gebiete (Tanks!), mit gutem Rechte rügt. Im Gegensatz zu dieser herzhaften Polemik bedeutet Friedrich von Bernhardis Schrift „Vom Kriege der Zukunft“ (Berlin 1920, E. S. Mittler) seinen früheren großen Werken gegenüber einen Rückschritt, vornehmlich auf politischem Gebiet: es ist vielleicht zu schnell, vielleicht zu sehr aus begreiflicher Erbitterung heraus geschrieben. Um so stärker wirken die vergleichenden Studien des Generals von Freytag-Loringhoven „Heerführung im Weltkriege“ (zwei Bände, Berlin 1920/21, E. S. Mittler), da sie, den Weltkrieg in den großen Zusammenhang der modernen Kriegsgeschichte hineinstellend, die Operationen, die wir miterlebt, als Geschichte behandeln und betrachten; auch dies Buch sei dem Laien angelegentlich empfohlen. Fritz Endres.

Neue Schriften über den Versailler Frieden.

J. M. Keynes, Der Friedensvertrag von Versailles. Europ. Bücherei Bd. III. (Berlin 1921, Verlag f. Politik und Wirtschaft, 52 S.) Eine kurze schlagende Zusammenfassung der Hauptgedanken des größern Keynes'schen Buches über die wirtschaftlichen Folgen des Friedensvertrages, durch Gedanken über die neuere Entwicklung (bis zum Juni 1920) ergänzt. Ursprünglich zur Veröffentlichung in den Vereinigten Staaten bestimmt, deshalb für deutsche Leser doppelt lehrreich. „Was Europa vor allem braucht, ist eine wirkliche Regelung, und die hat uns der Friedensvertrag nicht gebracht“. (S. 45.) „Die wirkliche Ordnung muß noch geschaffen werden, und zwar aus den Trümmern des Gegenwärtigen und aus der Aussichtslosigkeit für die Zukunft, wenn der Betrug von Paris als das erkannt werden wird, was er ist.“ (S. 17.) — Die deutsche Übersetzung ist, wie der letzte Satz zeigt, nicht durchaus auf der Höhe des Buches.

Zu einem „Volkskommentar des Friedensdiktates“ (Berlin 1921, im gleichen Verlag, 104 S.) — aber warum gleich zwei Fremdwörter in einer Aufschrift! — hat Frhr. v. Lersner, der zeitweilige Vorsitzende der deutschen Friedensabordnung in Versailles und Paris, an 70 führende Männer aller Parteien vereinigt — von General Hoffmann, Lettow-Vorbeck und Scheer bis zu Legien und Hué von Gallwitz bis zu Rathenau und Duisberg, von Helfferich bis zu Stegerwald. Die Artikel des Vertrags werden auszugsweise wiedergegeben und von den jeweiligen Sachverständigen erläutert. „Möge dies Büchlein allen Deutschen und allen Ausländern klar machen, daß ... das deutsche Volk durch diesen Frieden zu dauernder Sklavenarbeit verurteilt wird, daß dieser Friede das Todesurteil vieler Millionen deutscher Männer, Frauen und Kinder bedeutet“ (S. 4).

In sehr fruchtbarer Weise werden diese überwiegend wirtschaftlich eingestellten Schriften ergänzt durch den Vortrag Siegmund Hellmanns über „Die politischen Wirkungen des Friedens von Versailles“ (München 1921, Bayern-Verlag, 31 S.). Er legt, nach einer ausgezeichneten, knappen Darstellung der Bedingungen des Versailler Vertrages, den Nachdruck darauf, daß „die wirtschaftlichen und finanziellen Fürchterlichkeiten nur der Ausfluß der politischen Machtverhältnisse sind, und daß erst diese neugeordnet werden müssen, ehe an eine Gesundung der wirtschaftlichen Verhältnisse gedacht werden kann. Der Krieg, oder vielmehr der Friede, hat eine vollständige Verkehrung der Machtverhältnisse in Europa zuwege gebracht; der Erdteil wird erst wieder zur Ruhe kommen, wenn sie annähernd wieder so hergestellt sind, wie sie vor dem Kriege waren“ (S. 24). Dies wäre das Ziel der notwendigen Revision, deren wichtigste Erfordernisse übersichtlich zusammengestellt werden. „Kann die Entente das

Digitized by Google

nicht, so mag sie noch eine Zeitlang Deutschland mißhandeln und aussaugen, ärger als Napoleon Preußen nach Tilsit. Aber das Ende wird eine Katastrophe sein, die sie selbst verschlingt": ..."Nationalbolschewismus" (S. 25 f.). Das Ziel, das dem Verfasser als wünschenswert vorschwebt ist Mitteleuropa und ein europäischer Staatenverein, der allein dem alten Abendland noch ermöglichen kann, als 4. Weltmacht neben dem britischen Weltreich, den Vereinigten Staaten und Rußland sich zu behaupten. „Denn nur zum Schein ist Deutschlands Niederwerfung das Ergebnis dieses Krieges. In Wirklichkeit ist in ihm der Kontinent von England, und Gesamteuropa von Amerika und Transozeanien besiegt worden" (S. 28). Die Vereinigten Staaten von Europa aber sind nicht mehr möglich auf dem Grundsatz des reinen Nationalstaates. „Die Nationalität wird auch ferner einer der höchsten Werte der europäischen Welt bleiben... Aber auf politischem Gebiet neigen sich die Tage der ausschließlichen Herrschaft des Nationalitätenprinzipes ihrem Ende zu." (S. 30.) — Die Gedankenführung ist klar und umsichtig, die Darstellung von sauberer Knappheit. Viele treffende Bemerkungen; ich füge nur noch eine an: „Möglich, daß in Deutschland gesunde Politik erst wieder getrieben werden kann, wenn eine gewisse Entpolitisierung stattgefunden hat... Wir haben heute in Deutschland viel Zudrängen zu der Politik, aber wenig Berufensein; viel Aufgeregtheit, aber nicht viel wirkliche Leidenschaft; Geschäftigkeit, aber kein eigentliches Tun... Es könnte sein, daß dem Deutschen Heilung winkt, wenn er sich wieder mehr den Aufgaben des Hauses und seiner gewohnten Tätigkeit zuwendet. Kann sein, daß er dort noch einmal die Ruhe, die Besonnenheit, die Kraft und die Ehrlichkeit findet, die sonst seine Stärke und seinen Ruhm ausmachten." v. M.

Orient.

Hans v. Kiesling läßt seinem schönen Buche über Damaskus, das jedem ein wertvoller Führer sein wird, der in absehbarer Zeit wieder in den Orient kommt und unsern Orientkämpfern, die es gesehen haben, ein liebes Andenken, ein zweites Bändchen in demselben Format folgen: Rund um den Libanon. Ich kann das zweite ebenso warm empfehlen wie das erste. Gründliche Studien sind da vereinigt mit einem warmen Interesse für das Dargestellte, die Bilder durchweg gut und mit Verständnis ausgewählt. (Beide bei Dieterich, Leipzig.)

Georg L. Leszczyński veröffentlicht im Schahin-Verlag (München) eine Prosa-Übersetzung einer Episode aus dem Persischen Königsbuch, die Sage von Siyawush. In Siyawush hat der Dichter Firdusi einen letzten Traum herübergerettet aus einer glanzvollen Zeit... Die drei grundlegenden Gedanken der Lehre Zarathustras, die der „humata, hukhta und huvarashta", der „reinen Gedanken, reinen Worte und reinen Werke" finden in ihm ihre Reinkarnation. Der Gedanke des Übersetzers, auf die gebundene Form zu verzichten, ist nur zu begrüßen; man kann wirklich heute niemandem mehr zumuten, einige tausend Knüppelverse zu lesen, wie sie die Lektüre der Schackschen Übersetzung z. B. auf die Dauer eintönig und ermüdend gestalten. Leszczyński wollte zeigen, „wie nahe uns jener Jahrtausende alte Geist ist, der aus der Wiege der Völker strömt" und er hat dies in guter, flüssiger Prosa getan.

Wie gut er übrigens die gebundene Form beherrscht, beweist er in seiner feinen Dichtung von Buddhas Leben und Lehre, die er unter dem Titel „Om mané padme hum" in demselben Verlag veröffentlicht. Was er damit bezwecken wollte, dem mag der Leser in dem schönen „Ausklang" der Dichtung selbst

Digitized by Google

nachforschen. Auf der lustigen Saite klimpert Leszczyński in seinen „Persischen Schnurren“ (Verlag: Der Neue Orient). Die Auswahl ist so getroffen, daß sie auch die, ach! so prüden europäischen Gefühle nicht verletzen kann. Es sind lauter Originalübersetzungen, die Quellen sind angegeben und wertvolle Hinweise auf Parallelen aus dem Folklore und der Kunstliteratur anderer Völker fehlen auch nicht.

Absichtlich erst jetzt — weil es mir nutzlos schien, davon in der Zeit unmittelbar nach dem Zusammenbruch zu sprechen und weil erst jetzt allmählich wieder die Zeit kommt, wo ein Deutscher daran denken darf, in den Orient zu gehen, wo es also Wert und Sinn hat, solche Bücher zu lesen — möchte ich auf K. Franz Endres, Die Ruine des Orients (München und Leipzig, Duncker & Humblot, 1919), hinweisen. Mancher Leser wird sich noch erinnern, daß der Verfasser osmanischer Major war. Er war also in der Lage, manche Dinge unmittelbarer und schärfer zu sehen als die große Masse derer, die vom Orient nur das sahen und wußten, was ihnen ihr Leibblatt auftischte, oder was sie als nötiges Zubehör zu ihrem Gepäck zu sehen bekamen. Daß Endres sehr unmittelbar und scharf gesehen hat, geht aus jeder Seite seiner Schilderungen hervor. Es ist vielleicht ein bißchen zu viel Zusammenbruchstimmung in dem Buche, zuviel von dem Leitmotiv, daß der Niedergang der Türkei vom Tage der Niederlage vor Wien her datiere, aber es ist deswegen schon sehr lesenswert, weil es sich bestrebt, uns von unserem Orientdusel zu heilen. Nicht daß es uns den Orient verekeln wollte, nein, nur von unserer Kritiklosigkeit möchte es uns kurieren, es möchte uns lehren, mit eigenen Augen zu schauen und zu sehen. Daß dabei das türkische Regime schlecht abschneidet, ist ja begreiflich.

Nicht von dem Niedergang, sondern von dem Aufstieg des Orients handelt das Buch eines Engländers, das uns in der Übersetzung W. O. v. Hentigs vorliegt. Es heißt „Der Aufstieg des Morgenlandes“ (“The Awakening of Asia”) von B. M. Hyndman (Leipzig, Koehler 1921) und behandelt in erster Linie das Problem Indien—Japan—China. Man könnte also sagen, es behandle in erster Linie englische Probleme. Aber das wäre ein kurzsichtiger Standpunkt, denn es sind Weltprobleme, und gerade solche müssen uns noch schließlich intensiver beschäftigen als unsere zahlreichen internen Fragen, denn unser Aufstieg wird letzten Endes eine Frage der Weltpolitik sein und nicht ob Erzberger oder Scheidemann unsern Karren noch tiefer in den Dreck schieben. Ganz verloren sind wir erst, wenn wir den Instinkt für den Zusammenhang aller Probleme verlieren, und wir scheinen auf dem besten Wege dazu zu sein. Wüßte man bei uns erst einmal ordentlich, was für eine ungeheuer schwierige Lage England sich durch seine Teilnahme am Weltkriege geschaffen hat (nachdem es schon vorher reichlich genug mit Orientproblemen zu schaffen hatte), so würde man vielleicht begreifen, warum es außerstande ist, französischen Übergriffen uns gegenüber einen Riegel vorzuschieben — es braucht Frankreich eben im Orient — und damit, warum es nicht gewillt ist, es zu tun. Hyndmans Buch ist ungemein lehrreich in dieser Beziehung, allerdings nur für den, der zu lesen versteht. Seine Ausfälle gegen die Deutschen brauchen uns nicht zu stören — wir sind an Schlimmeres gewöhnt. Über die interessante Persönlichkeit des Verfassers selbst findet der Leser im Nachwort des Übersetzers das Nötige. Hätten wir nur ein Buch, das uns in derselben Weise über die durch den Weltkrieg im französischen Kolonialreich entstandenen Probleme unterrichtete! A. Dirr.

Digitized by Google

Neue Bücher.

Von Ludwig Fuldas Übertragung der Meisterwerke Molières erschien die 6.–8. Auflage (Cotta, 2 Bände 50 M. geheftet). Inhalt: Tartüff, Misanthrop, Schule der Frauen, Schule der Ehemänner, Geizige, George Dandin, Zierpuppen; (2.) Gelehrte Frauen, Amphitryon, Zwist der Verliebten, Lästige, Sganarell, Eingebildeter Kranker, Bürgerlicher Edelmann. Die Leistung Fuldas ist derart bekannt und auf allen deutschen Bühnen eingeführt, daß sich jedes Wort erübrigt. Soweit ein mit den Mitteln des heutigen Deutsch unübersetzbarer Dramatiker für unsere Bühne zu erobern ist, hat Fulda alles getan, ihn dem heutigen Publikum näherzubringen. Ich kann allerdings nicht verhehlen, daß, bei aller Anerkennung dieses Bemühens, mein Bedenken gegen die Übersetzung als Ganzes immer stärker, und meine Einwände gegen die Übertragungen einzelner Stellen immer zahlreicher werden, je genauer ich vergleiche. Vielfach ist Fulda unendlich besser als seine Vorlage, namentlich in den Versstücken, in bezug auf welche Theophile Gautier mit seinem drastischen Stilurteil: comme d'un cochon hundertmal recht hat. Aber vielfach übersetzt Fulda papieren und hölzern, besonders in den Prosastücken, die nach meiner Überzeugung nur durch eine diskrete Verwienerung in der Art Raimunds und Nestroys deutsch einigermaßen zu retten wären.

Molière ist der überschätzteste Autor einer überschätzten Literatur. Gescheite Franzosen wissen das längst. Bloß noch gescheitere Deutsche wollen es nicht Wort haben. Besonders, wenn Molière nicht nur das Lied ist, das sie singen, sondern auch das Brot, das sie essen.

Die Not der Zeit hat geholfen einen Plan zu verwirklichen, den ich an dieser Stelle schon vor Jahren und seitdem immer wieder angeregt habe: nämlich, daß wir die ausländischen Klassiker, soweit sie für den Nachdruck frei sind, doch selber drucken sollen, dann bleibt das Geld im Land, und außerdem machen wir's jedenfalls schöner als die Franzosen. Etwas so Schäbiges wie den durchschnittlichen gelben 3-Franken-50-Band machen wir sicher nicht. Inzwischen sind verschiedene Sammlungen der Art in Deutschland aufgetaucht und auch in Österreich. Wirklich schön und solid ausgestattet aber kenne ich nur eine einzige, die Bibliotheca Mundi des Inselverlags, von der der Band 25 Mark kostet, und die mit folgenden Bänden begonnen hat: Santa Teresa, Libro de su vida; — Baudelaire, Les Fleurs du Mal; — Stendhal, De l'Amour; — Kleist, Erzählungen; — Musset, Trois Drames; — Russischer Parnaß; — Byron, Poems. Außerdem hat der Inselverlag eine neue Sammlung herausgegeben, die Pandora heißt und von der gleich 40 Bände auf einmal erschienen sind, eine Art fremdsprachlicher Inselbücherei, 3 Mark 65 der Band. Besonders erwähnenswert aus dieser Sammlung ist Emerson, On Nature, mit Goethes Natur; — Stendhal, Vittoria Accoramboni, Les Cenci; — Mérimée, Carmen; — Dostojewski, Der Großinquisitor, Iwans Alp (in russischer Sprache); — Balzac, Jésus-Christ en Flandre, Le chef d'œuvre inconnu; — Musset, Le Fils du Titien, Mimi Pinson; — Turgenjew, Gedichte in Prosa (in russischer Sprache). Da jede Buchhandlung das Verzeichnis auf Lager hat, kann sich jeder fremdsprachlich Gebildete seine Lieblingswerke zusammenstellen zu einer artigen kleinen Handbibliothek.

Neue Tauchnitzbände: Marie Hay: Mas'aniello. Eine Darstellung des bekannten neapolitanischen Aufstands von 1647 (vgl. Aubers „Stumme von Portici"), die sich romanhaft spannend liest. — Vernon Lee: The Sentimental Traveller. Feine Reiseskizzen aus Deutschland, Italien, Frankreich und der Schweiz. — Jerome K. Jerome: All Roads lead to Calvary. Ein sehr ernsthafter Roman des als Humorist und Satyriker rasch berühmt gewordenen Autors. — B. M. Croker:

Digitized by Google

The Pagoda Tree. Nette Unterhaltungsgeschichte aus der anglo-indischen Gesellschaft. — G. Bernard Shaw: Androcles and the Lion; Pygmalion. Vielleicht der bemerkenswerteste aller bisherigen in der Tauchnitz-Edition erschienenen Bände dieses Autors wegen der 90 Seiten langen Einleitung, in der sich Shaw mit den vier Evangelien auseinandersetzt, in höchst persönlicher, und, wie bei ihm nicht anders zu erwarten, oft blendend überraschender Weise. — Eden Phillpotts: The Bronze Venus. Vorzüglicher Gesellschaftsroman.

Werner Weisbach: Der Barock als Kunst der Gegenreformation (Paul Cassirer, Halbleinen 80 M.). Der erste Versuch, den Barock kulturpsychologisch zu erfassen und darzustellen. Drei Kapitel: Historische und psychologische Grundlagen; Elemente der gegenreformatorischen Kunst (Das Heroische, Mystik, Asketik, Erotik, Grausamkeit); Die gegenreformatorische Kunst und das Heilige (99 Abbildungen). Was Weisbach aus dem riesigen Stoff herausholt, und wie er es gestaltet, ist ebenso bewundernswert wie lehrreich. Zum Kapitel „Grausamkeit" sieht er sich vielleicht einmal die Hochaltarsäulenreliefs des Damenstifts Osterhofen an; wie denn der bayerische Barock erst anfängt, entdeckt zu werden. Weisbach bringt u. a. schon Rott a. Inn und die Wies. Sein Buch erfaßt die religiöse Seite des Barocks als eine europäische Erscheinung; darin liegt vor allem das Neue und Bedeutende. Ein grundgescheites, solides Buch, das mit dem üblichen abstrakten Geistreicheln der Kunstschreiber nichts zu tun hat.

Friedrich Wilh. Riemers Mitteilungen über Goethe waren in der großen Ausgabe vergriffen; nur ein Auszug davon zu haben. Nun hat der Inselverlag das neben Eckermann und dem Kanzler Müller unentbehrliche Werk neu aufgelegt (25 Bilderbeigaben, 34 M. gebunden). Riemers Einleitung ist auch heute noch ganz ausgezeichnet; sie liest sich stellenweise wie eine vorahnende Abfertigung jetziger Goetheliteratur. Ich schätze auch seine ironischen Schlüsse sehr (S. 104, 138, 141, 157, 210), in denen mehr vom Wesen des alten Herrn steckt, als beim braven Eckermann. Der Hauptwert dieser neuen Ausgabe besteht in der großen Anzahl von bisher unveröffentlichten Aphorismen und Tischreden Goethes. Die Ausstattung ist vorzüglich.

Ältere Leser der S. M. erinnern sich vielleicht, wie hoch ich den Schweizer Erzähler Jakob Boßhart stelle. Von ihm ist ein neuer Kranz Novellen, sieben an der Zahl, herausgekommen, mit dem gemeinsamen Titel „Opfer". Ich hoffe, sie bald ausführlich würdigen zu können, möchte aber jetzt schon die Leser auf sie aufmerksam machen (Leipzig, H. Haessel).

Wilhelm Diltheys wundervolles Buch „Das Erlebnis und die Dichtung" (Lessing — Goethe — Novalis — Hölderlin) ist in siebenter Auflage erschienen (Teubner, geheftet 28 M.). Hier ist noch große Tradition der Literaturgeschichte. „Wunderbar die Luft um diesen alten Mann ... alles steht da, leuchtet, lebt ... Feurig, rein, tiefsinnig, gütig: welch ein Mann!" Hugo von Hofmannsthal hat ihm die Worte nachgerufen. Eins der bildendsten Bücher, die wir besitzen, und zugleich von unzerstörbarer Lebendigkeit. Wer sich ein solches Werk durch immer neues Lesen zu eigen macht, tut mehr für seine Bildung, als wer ein Dutzend Literaturgeschichten durchliest.

Ich kenne nicht viele deutsche Verleger, von denen man sagen könnte, ihr Verlag sei, als Ganzes wie in jedem einzelnen Stücke, wertvoll, man könne überhaupt unbesehen jedes Buch kaufen, das sie herausgäben. W. Langewiesche ist von ihnen der, den ich am höchsten schätze. Ich wiederhole es bei jeder Gelegenheit, daß ich ihn und seinen Bruder, den „blauen" Langewiesche, für die verdienstvollsten deutschen Verleger halte. Die Ausgabe, die er von G. Kellers „Sinngedicht" gemacht hat (18 M.), ist ein neuer Beweis seines Geschmacks. Von seiner Ausgabe des Scheffelschen „Ekkehard" und den Briefen der „Liselotte" erscheint gleichzeitig je das hundertste Tausend.

Digitized by Google

Nikolaus Lenaus Lyrik. Ihre Geschichte, Chronologie und Textkritik. Von Heinrich Bischoff, Prof. a. d. Un. Lüttich. 1. Band, Geschichte der lyrischen Gedichte von N. Lenau, Berlin, Weidmann, 80 M. (über 800 Seiten Lex.-Oktav). Die 60 Kapitel dieses ungemein sorgfältig gearbeiteten Bandes behandeln im Rahmen der Lebensgeschichte Lenaus lyrische Dichtungen. Mit solcher Liebe und so eingehender Genauigkeit ist Lenau bisher noch nie behandelt worden. Niemand, der sich wissenschaftlich mit dem Dichter beschäftigt, kann an diesem Werke vorbeigehen. Die Verbindung von Biographie und Zergliederung der Werke ist so eigenartig angepackt und mit so großer Umsicht durchgeführt, obgleich gerade dieses Verfahren außerordentliche Schwierigkeiten bot, daß das Buch methodisch etwas in seiner Art ganz Neues bedeutet.

Josef Rueberers letztes Schauspiel, Die Renaissancekomödie „Prinz Dschem" ist seinerzeit in den S. M. zuerst veröffentlicht worden. Der Verlag Georg Müller, der nun alle Werke Rueberers besitzt, legt das Stück vor in zwei Ausgaben: einer billigen zu 15, und einer Luxusausgabe zu 120 M. Die letztere ist mit 3 Holzschnitten von Hans Halm geschmückt und herrlich gedruckt.

Eine neue Philosophische Handbibliothek erscheint bei Kösel & Pustet. Band I: Einleitung in die Philosophie" von Jos. Ant. Endres behandelt Begriff, Einteilung, Richtungen und Disziplinen der Philosophie, Metaphysik, Kosmologie und Naturphilosophie, Psychologie, Logik, Ethik, Ästhetik, Gesellschafts-, Rechts- und Religionsphilosophie, Philosophie der Geschichte, Philosophie und Religion. Band II: „Geschichtsphilosophie" von Franz Sawicki. Band III und IV: Schwertschlager, „Philosophie der Natur". Daß der Standpunkt der Bände katholisch ist, ergibt sich aus dem Verlag. Daß sie gründlich und umsichtig gearbeitet sind, aus den Persönlichkeiten ihrer Verfasser. Die Ignorierung dessen, was auf katholischer Seite geleistet wird, wäre die größte Unklugheit, deren sich akatholische Kreise schuldig machen könnten. Der Preis der Bücher ist für heutige Verhältnisse sehr niedrig: durchschnittlich 20 Mark der Band.

Wiederholt ist in den S. M. von der Wichtigkeit der Berufswahl und Berufsberatung die Rede gewesen. Darum sei auch auf eine Sammlung aufmerksam gemacht, die Hans Vollmer unter dem Titel „Am Scheidewege" bei Hermann Paetel, Berlin-Wilmersdorf herausgibt (je 6 M.). Erschienen sind folgende Berufsbilder: Oberlehrer, Apotheker, Zeitungsschreiber, Buchdrucker, Schlosser, Arzt, Zimmermann, Friseur, Jurist, höherer Berg- und Hüttenbeamte. Die Bände sind von praktischen Fachleuten bearbeitet und geben, soweit dies zurzeit überhaupt möglich ist, Auskunft über Berufseignung und -aussichten.

Wenn der Furche-Verlag ein Buch herausgibt, darf man es auch unbeschaut kaufen; es ist immer gut. Der Band „Wilhelm Steinhausen. Einführung zum Verständnis der geistigen Grundlagen und Auswahl von Hauptdokumenten seines Schaffens" von Oskar Beyer enthält 36 ein- und mehrfarbige Wiedergaben nach teilweise bisher unveröffentlichten Gemälden (geb. 50 M.). Beim Lesen und Beschauen dieses Buches hat sich mir vor allem dieser Gedanke immer wieder aufgedrängt: Das ist nun auch Einer, den die Antisemiten einen Judenstämmling nennen würden. Gibt es etwas im strengsten, feierlichsten Sinne Deutscheres? Lagarde (und Pfitzner!) haben recht: Das Deutschtum liegt nicht im Geblüte, sondern im Gemüte. Dieser ehrwürdige alte Mann, neben dessen Bildern man an Hans Thoma denken muß und an den heiligen Franziskus, ist der lebende Beweis für die assimilierende Kraft des Echten und Wahrhaftigen. Ein „Judenstämmling" wie Steinhausen, einer wie Paul Heyse, steht uns als Mensch und als Deutscher nicht nur näher, als antisemitische Hetzer, er steht vor uns da als Imperativ: so nobel, so charaktervoll, wenn wir wären, so — deutsch!

Digitized by Google

Neulich besuchte ich mit zwei Freunden eine Sommerfrische in Tirol, die ich seit 14 nicht mehr betreten hatte. Ich ließ mir den Kasten aufsperren, in dem noch von 14 her ein halber Zentner Belletristik lag. Wir klaubten das Wertvolle aus. Ein paar Stunden später kam's uns plötzlich in den Sinn: Was hatten wir mitgenommen? Mereschkowskis Alexander I., Hewletts Maria Stuart, einen Band von Joseph Conrad, dem Engländer, einen von Hermann Bang, dem Dänen, und ein Wiesbadner Volksbuch von der Supper. Den belletristischen Kitsch deutscher Provenienz hatten wir sauber liegen lassen. Aber war selbst diese Literatur nicht golden gegen den Dreck, der jetzt, 1921, erscheint? Das Zeug ist derart impotent, daß es sich nicht einmal lohnt, darüber zu schimpfen. Was besonders auf dem Gebiet der Angeil-Literatur für ein talentloser Bockmist fabriziert wird, ist schauerlich. Eigentlich ist mir seit Pontoppidans „Totenreich" nichts Bedeutendes mehr untergekommen (Insel-Verlag). Diesen politischen Roman empfehle ich als ein starkes und anregendes europäisches Buch. Anregend vor allem zur Selbstbesinnung. Wenn Pontoppidan richtig schildert, ist das dänische Leben durch die Politisierung radikal verdorben. Diese Durchpolitisierung eines Landes verträgt offenbar der Germane schlecht. Bloß mehr Gesinnungsgenosse zu sein oder Parteigegner — scheußlich! Ob jemand den Vorsitz in einer Partei niederlegt, oder mit Eklat aus der Partei austritt, Vertrauensvotum, Mißtrauensvotum von selbstgefälligen Gschaftlhubern mit unmöglichen Manieren, die andere Leute mit ihrer gesetzgeberischen Talentlosigkeit belästigen, Regierungskrisen, Regierungswechsel, Regierungsumbildung, das interessiert uns ungefähr so, wie wenn der Friseurpikkolo das warmgesessene Polster umkehrt: „Bitte, mein Herr! Rasieren?" Die drei Mächte, die das Dasein der Menschheit am unheilbarsten versaut haben, sind Journalismus, Politik und Kino. Eine Ahnung davon gibt schon Gottfried Kellers „Martin Salander". Das „Totenreich" Pontoppidans, das sind wir mit unserer modernen Zivilisation. Auch er kennt nur eine Rettung: Abwendung von dem aufgeregten Fortschrittsschwindel des 19. Jahrhunderts, Rückkehr zu einfachen, menschlichen Bedingungen des Daseins, zur Natur, zu sich selbst. Sein Roman ist wenigstens das Übersetzen wert. Von welchem gleichzeitigen deutschen Roman ließe sich das sagen? Machen wir uns doch nichts vor! Mit unserer Belletristik sind wir so ziemlich auf dem Hund, genau wie mit unserm Theater! Das Drolligste ist, daß Leute davon leben, über dies Literaturgewerbe dicke Bücher zu schreiben, sozusagen das Einwickelpapier für die Krebse des Büchermarkts; über Bücher, die nichts wert sind, dicke Bücher, die noch weniger wert sind.

Eduard Engels „Goethe, der Mann und das Werk" (2 Bde., Westermann 140 M.) erschien zum ersten Male 1910. Jetzt legt der Verlag die 14. Auflage vor (2 Bde., 31 Bildnisse, 8 Abbildungen, 12 Handschriften). Daß Engel zu Goethe ein kraftvolles Verhältnis hat, bewies die Ausgabe, die er von Goethes Werken veranstaltete (Verlag Hesse & Becker), und die mit mehr Recht den Namen „Volksgoethe" verdient, als die von Erich Schmidt für den Inselverlag besorgte. Wie gründlich er in Goethe zu Hause ist, zeigt auch der Band „Die Weisheit Goethes" (ebenfalls Hesse & Becker), eine selbständig und anregend zusammengestellte Spruchsammlung, die mir sogar neben der Loeperschen Ausgabe der „Sprüche in Prosa", neben Levis „Gedanken aus Goethes Werken", neben Bodes zwei Bänden „Goethes Gedanken" unentbehrlich ist. Engels „Goethe" endlich schätze ich so hoch, weil Goethe selbst darin ausgiebig zu Wort kommt. Es ist ein mannhaftes Buch; keine jener verstiegenen Ausdeutungen, wie sie neuerdings im Schwang sind. Engel weiß vermutlich genau so viel über Goethe, wie manch anderer, der sich in Einzelheiten nie genug tun kann; aber er verliert nie den großen Zug. Das Werk ist volkstümlich ohne jede Flachheit, kenntnisreich ohne Prunk, verständnisvoll ohne Aufgeben des eigenen Urteils auch Goethe selbst gegenüber. Josef Hofmiller.

Digitized by Google

Dem deutschen Fußsoldaten des Weltkrieges.

Diese Widmung trägt Franz Schauweckers Buch: „Im Todesrachen. Die deutsche Seele im Weltkriege" (Halle a. S., Dieckmann. 1919. 10 Mark). Es ist Abschnitt für Abschnitt im Felde entstanden; darin liegt sein besonderer bleibender Wert. Wer von den Mitkämpfern selbst schon zur Feder gegriffen hat, um am friedlichen Schreibtisch seine Erlebnisse und Stimmungen von da „draußen" darzustellen, der wird sie, wenn anders er kritisch denkt, bald wieder weggelegt haben. Man kann das alles nachher nicht mehr packen, es wird stilisiert oder verzeichnet. Es ließ sich natürlich erst recht nicht packen von denen, die nie dabei gewesen sind, und so werden durch das Buch all die fragwürdigen Schilderungen der Kriegsberichterstatter begraben, die uns Frontsoldaten so maßlos geärgert haben. Sie sollten die Stimmung heben; sie haben sie nur zu oft in Grund und Boden hinein verdorben.

Die großen Kriegswerke können naturgemäß das Psychologische des Krieges nur gelegentlich berühren. Das gilt auch von so eingehenden und fast durchweg vorzüglichen Arbeiten, wie sie als „Einzeldarstellungen" bei G. Stalling in Oldenburg erscheinen. Schauweckers Buch aber ist das Kriegsbuch von der „deutschen Soldatenseele im Weltkriege". Er schildert den Frontsoldaten, nicht die uniformierten Menschen, die sich hinten herumtrieben; und er schildert den Soldaten, der noch eine Seele hatte, der sich vor dem Heimatgeschwätz über Kriegsziele die Ohren zuhielt und seine Pflicht tat, wenn er auch nicht mehr wußte, für wen und wofür. Deren gab es bis zum Schluß mehr, als uns manche Leute glauben lassen wollen. Und diese Soldaten haben auch, wie Schauwecker, ihre ganz besondere Meinung über die Novemberrevolution.

Es ist ein kluger Kopf, der in dem Buch ohne Pathos, mit der inneren Wärme, wie sie nur das Erlebnis erzeugt, seine scharfen Beobachtungen niederlegt, ob er nun von Dreck und Läusen spricht, oder vom Wert der Zigarette und dem Verhältnis des gebildeten zum ungebildeten Soldaten. Wer draußen war, wird sagen: „Ja, so war es." Das aber, was man noch als deutsches Volk bezeichnen kann, wird es mit Ergriffenheit lesen und stolz sein auf das Übermenschliche, was da von deutschen Männern geleistet worden ist. Die Geister an das Übermenschliche zu erinnern, ist notwendig; scheint es doch, als sollte es durch das Allzumenschliche der jüngsten Vergangenheit ausgelöscht werden. Dr. Hans Mertel

Ein neuer Meyer.

Von Meyers einbändigem Hand-Lexikon (Bibliographisches Institut, Leipzig) ist eben die 8. Auflage erschienen. Sie enthält u. a. die Karten der neugebildeten Staaten und alle Persönlichkeiten, die im Krieg und Revolution führend hervorgetreten sind (beim bayerischen Ministerpräsidenten fehlt das Geburtsjahr, Dr. Heim ist irrtümlich als bayerischer Bauernbündler angegeben). Nach den Stichproben, die wir gemacht haben: eine erstaunliche Leistung deutschen Fleißes, auf 1632 Seiten sind 75000 Personen und Dinge erklärt, über 2000 Abbildungen beigegeben.

Redaktionell abgeschlossen am 11. Juli 1921.

Verantwortlicher Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

Vorwort.

Als ich im Juni 1915 vom K. Bayer. Kriegsministerium zum Kommandanten des Kriegsgefangenenlagers Ingolstadt ernannt wurde und mich zum Dienstantritt im Kriegsministerium meldete, wurde mir vom damaligen Referenten des Gefangenen-Ressorts, dem General der Kavallerie Baron Speidel die Weisung erteilt, mich streng an die erlassenen Bestimmungen zu halten, in der Behandlung der Kriegsgefangenen aber volle Humanität walten zu lassen. Ich bin diesem Befehle während der drei Jahre meines Kommandos jederzeit nachgekommen und habe überdies, wo es angängig war, die Strenge des Wortlautes mancher Vorschrift nach ihrem milderen Sinne interpretiert. Ich sage dies nicht um Lobes willen, denn mit 70 Jahren steht man wohl jenseits der Werteinschätzung von menschlichem Lob und Tadel, sondern um zu zeigen, wie der deutsche Offizier über Behandlung von Kriegsgefangenen dachte. Ich habe in dem Kriegsgefangenen — gleichviel ob Mannschaft oder Offizier — stets nur einen Mann gesehen, der für sein Vaterland seine Pflicht getan und das Unglück hatte, in Gefangenschaft zu geraten. Der Kriegsgefangene war kein Feind mehr, sondern ein Unglücklicher. Ich habe diese Anschauung wiederholt den Gefangenen gegenüber geäußert. Viele haben sie dankbar anerkannt, aber auch manche gefangene Offiziere — besonders junge französische Offiziere — hatten nur die Antwort: „Ich hasse Sie". Ich habe ihnen dies Vergnügen gelassen und ließ es ihnen nicht entgelten.

Was nun die nachstehende Schilderung der Verhältnisse im Kriegsgefangenenlager Ingolstadt betrifft, so versteht es sich wohl von selbst, daß ich mich strenge an die Wahrheit gehalten habe. Ich habe nichts verschwiegen, wenn wirkliche Mängel zu besprechen waren und auch andererseits keine Schönfärberei getrieben, um die Dinge in einem besseren Lichte erscheinen zu lassen. Niemand wird erwarten, daß in Kriegsgefangenenlagern aller Komfort des bürgerlichen Lebens herrscht — durch die grausame Not des Krieges erzwungen zeigen sie alle Nachteile eines unvorbereiteten, in unzureichender Kürze der Zeit entstandenen Werkes. Da insbesondere Festungswerke niemals den Charakter eines behaglichen komfortablen Aufenthaltes besitzen, so ist auch klar, daß es nicht möglich war, die Werke des Festungsgürtels in Hotels umzuwandeln.

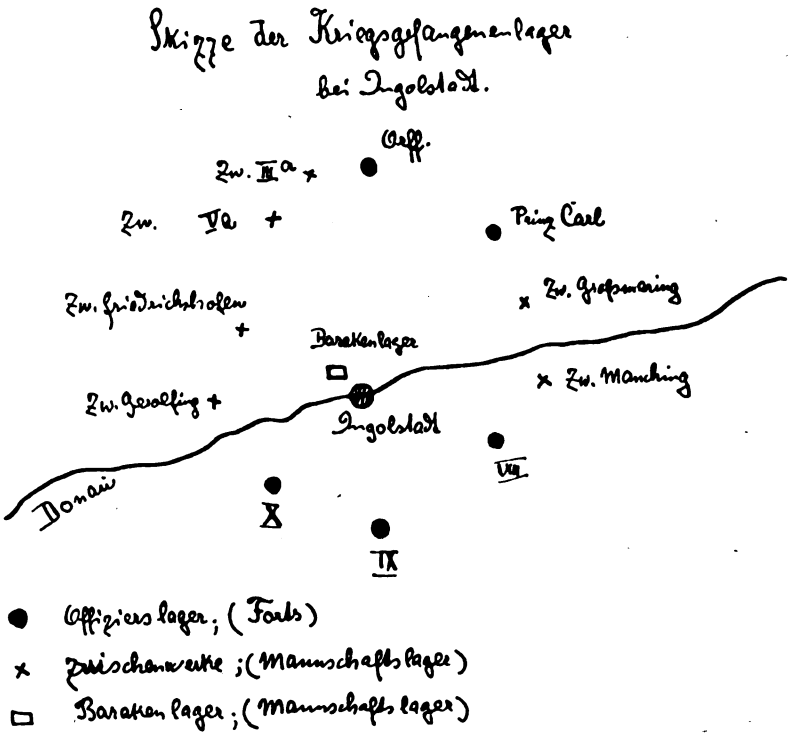
Was aber geschehen konnte, den Kriegsgefangenen ihre unglückliche Lage zu erleichtern, ist auch geschehen, wie der Leser sich überzeugen wird. Nun mögen unsere Gegner, wenn sie ihre Kriegsgefangenen mit gleicher Menschlichkeit behandelt haben, eine ebenso genaue Darstellung eines ihrer Lager herausgeben, gleichfalls mit Photographien, so wie sie am Schluß des Heftes folgen.

Schließlich benütze ich diese Gelegenheit, allen meinen Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften, welche mich in meiner schwierigen Aufgabe mit treuer Pflichterfüllung und nie versagendem gutem Willen unterstützt haben, meinen aufrichtigen Dank zu sagen. Wenn sie dies Buch lesen, werden jene Leidenstage wieder in ihrer Erinnerung auftauchen — es war ja für alle eine Leidenszeit, denn nichts ist anstrengender, aufreibender und undankbarer als die Bewachung von Kriegsgefangenen. Eine Riesenarbeit ist auf nur wenige, meist in vorgerückten Jahren stehende Leute verteilt bei dürftiger Verpflegung und Unterkunft, eine Arbeit, die keine Unterbrechung duldet, oft auch die Nächte in Anspruch nahm, ohne Pausen, ohne Sonn- oder Feiertage! Hiezu kam der fanatische Haß vieler Kriegsgefangenen, die es geradezu als Sport betrieben, dem Aufsichtspersonal den Dienst in jeder Weise zu erschweren und zu verbittern. Aber zur Ehre aller meiner Untergebenen sei es hier ausdrücklich gesagt, daß

Digitized by Google

trotz alledem im Lager nicht ein Fall von Gewalttat, brutaler Behandlung oder Verletzung der Menschlichkeit vorgekommen ist. Ich schreibe dies im vollen Bewußtsein, daß noch Tausende unserer Kriegsgefangenen leben, die mich Lügen strafen könnten, sagte ich die Unwahrheit und schreibe es unter Berufung auf die vielen Vertreter der neutralen Staaten, welche wiederholt die Lager Ingolstadts besuchten und mir stets bezeugten, daß hier alles geschehen sei, das Los der Unglücklichen zu erleichtern, soweit es mit den gegebenen Mitteln und unter den bestehenden Verhältnissen nur immer möglich war.

München, August 1921. Josef Peter, Generalmajor a. D.



Einleitung.

Das erste Kriegsjahr näherte sich seinem Ende, als ich im Juni 1915 das Kommando über das Kriegsgefangenenlager Ingolstadt übernahm. Das Lager bestand zu jener Zeit aus einem großen Mannschaftslager im Norden der Stadt, fast am Fuße des Festungsglacis gelegen, drei großen Forts, welche kriegsgefangenen Offizieren zum Aufenthalt angewiesen waren (Fort VIII, IX und X) und zwei Forts und vier Zwischenwerken, die als Mannschaftslager dienten.

Als der Krieg immer mehr an Ausdehnung gewann, mehrte sich rasch die Zahl der Kriegsgefangenen in Ingolstadt. Es mußten die zwei Mannschaftslager (Orff und Prinz Karl) in Offizierslager umgewandelt werden und man war gezwungen, die Zwischenwerke stärker zu belegen. Bald zählte Ingolstadt zu den größten Gefangenenlagern und hinsichtlich der Zahl der untergebrachten kriegsgefangenen Offiziere und der Gliederung in 12 einzelne Lager wurde Ingolstadt das größte Lager Deutschlands.

Digitized by Google

Am Ende des zweiten Kriegsjahres waren durchschnittlich tausend Offiziere und sechstausend Unteroffiziere und Soldaten untergebracht, abgesehen von den vielen Arbeitslagern und Arbeitsstellen, welche auf dem flachen Lande zerstreut waren und zum Ressort der Kommandantur des Gefangenenlagers Ingolstadt zählten.

Forts und Zwischenwerke liegen in weitem Bogen um den Kern der Festung in einer durchschnittlichen Entfernung von 8—10 Kilometer. Südlich der Donau lagen die drei alten Offiziersforts VIII, IX und X und das Zwischenwerk Manching. Diese Festungswerke sind von einem breiten Wassergraben umgeben und da sie in der sumpfigen Donauniederung liegen, so standen sie bald im Rufe feuchte Keller zu sein. Dennoch verdienten sie diesen Namen nicht. Es ist wahr, infolge des Wassergrabens und der tiefen Lage der Forts war natürlich der Feuchtigkeitsgehalt der Luft besonders an Regentagen ziemlich hoch. Die Feuchtigkeit schlug sich im Innern der Werke in den finsteren Gängen an den Mauern nieder, ein Umstand, der im Winter den Aufenthalt in den Gängen und Korridors recht unbehaglich machte. Die Wohnräume aber waren vollständig trocken, denn in den Mauern selbst war keine Feuchtigkeit. Oftmals schworen zwar die Gefangenen, daß sie des Nachts das Wasser von den Wänden rieseln hörten. Allein dies war ein Irrtum. In den Mauern der Forts waren sog. Tropfschächte eingelassen, in welchen das in der dicken Gras- und Erdschichte, mit welcher das Fort zum Schutz gegen die feindliche Geschoßwirkung eingedeckt ist, sich sammelnde Wasser zum Boden abgeleitet wird, um die Mauern selbst von Feuchtigkeit frei zu halten.

Im Sommer besserte sich der Zustand in den Gängen, da aber die Sonnenwärme in das Innere der Forts nicht zu dringen vermag, so herrscht dort immer Kühle und der aus der grellen Sonnenhitze der Donauebene in das Fort Eintretende empfindet unwillkürlich ein Frostgefühl. Die Wohnräume waren aber im Winter dank der dicken Mauern warm und im Sommer angenehm kühl. Freilich, wenn im Winter die Kohlen knapp wurden, kamen Klagen über die kalten Zimmer, aber die Gefangenen trugen selbst am meisten Schuld, denn sie waren zu einer weisen und sparsamen Einteilung der Heizvorräte nicht zu bringen. Ich komme darauf noch zurück. Schlimmer waren jene Tage, an welchen das Tageslicht bald in Dämmerung überging, wie z. B. in den nebelreichen Novembermonaten. Die dichten Donaunebel hüllten dann die Forts ein und es trat in den Räumen schon in den ersten Nachmittagsstunden Dämmerung ein, die um so empfindlicher wurde als in den letzten Kriegsjahren Petroleum und Karbid nur in geringer Menge abgegeben werden konnte. (Elektrische Leitungen sind für die Festungswerke Ingolstadts nicht vorhanden.)

Besser lagen die Verhältnisse in den nördlich der Donau auf den Höhen gelegenen Forts Orff und Prinz Karl. Dies sind schöne, große und luftige Werke mit hellen Gängen und freundlichen, hellen, nach Süden gelegenen Wohnräumen. Von den Wällen dieser Forts, welche den Kriegsgefangenen den ganzen Tag über zur Bewegung im Freien zur Verfügung standen, genießt man eine herrliche Fernsicht über das breite Donautal. Da diese Höhen mit ausgedehnten Wäldern besetzt sind, welche bis in die Nähe der Forts reichen, so weht hier oben stets ein ozonreicher Luftstrom, der die drückende Hitze der Donauebene milderte. Der Aufenthalt in den Forts war, zumal in den Sommermonaten, unseren Wohnungen in den heißen Gassen Ingolstadts unbedingt vorzuziehen.

Was über die Forts gesagt ist, gilt auch für die Zwischenwerke nördlich und südlich der Donau. Dieselben haben indes, da sie tiefer im Boden liegen, weniger Licht als die großen Forts und sind besonders an Regentagen ein düsterer Aufenthalt. Sie wurden nur als Mannschaftslager benützt. Die gefangenen

Digitized by Google

Mannschaften waren den ganzen Tag auswärts auf Arbeit und so machte sich der Nachteil des herrschenden Düsters für sie nicht fühlbar. In den Wintermonaten aber waren die Gefangenen gerne in den kleinen Werken, da dieselben trocken und warm waren.

Nur eines dieser Lager war verrufen — es war das Zwischenwerk Manching, das ganz versteckt in den Donauschütten lag. Diese Unbeliebtheit hatte aber ihren besonderen Grund in dem Umstande, daß die Kriegsgefangenen täglich bis 8 Kilometer marschieren mußten, um auf die Arbeitsstelle zu kommen, welche im nahen Feilenforste lag. Besonders den Franzosen machten diese Märsche in der heißen, sumpfigen Donauniederung wenig Spaß und sie lungerten lieber in dem Barackenlager herum, in dem es fast keine Arbeit gab. Manching war daher oftmals ein wirksames Korrekturmittel für solche, welche auf guten landwirtschaftlichen Arbeitsstellen böswillig jede Arbeit verweigerten, dabei aber gute Verpflegung beanspruchten. Und unter den französischen Gefangenen waren viele, welche nicht einsehen wollten, daß sie in der Gefangenschaft arbeiten müßten. Wenn man ihnen vorhielt, wie schwer die deutschen Gefangenen in Frankreich zur Arbeit angehalten würden, so lachten sie nur. —

Bevorzugt war von den kriegsgefangenen Mannschaften das große Barackenlager im Norden der Stadt. „Baracke gut!" war ein ständig auf den verschiedenen Arbeitsstellen gehörtes Wort. Viele Gefangene verließen den Bauernhof, wo sie zur Arbeitsleistung untergebracht waren und begaben sich in tagelangen Märschen zurück ins Lager. Sie riskierten ja dabei nicht viel: einige Tage Arrest — größer war die Strafe nie! Der Gefangene wurde dann wieder auf Arbeit geschickt, allein er hatte doch ein paar Tage des absoluten Müßigganges im Lager gewonnen.

Das Leben in dem Barackenlager war nichts weniger als drückend. Die Unterkunft war gut; die Baracken waren sauber; im Winter warm und im Sommer luftig. Jeder Mann hatte eine Schlafstelle mit Strohsack, Kopfpolster und Decke. Für Bäder, Spielplätze, Lesezimmer usw. war gesorgt. Die Arbeit war wenig und bald getan. Dann lungerten die Gefangenen in dem sehr geräumigen Lager umher, die Hände in den Hosentaschen und die unvermeidliche Zigarette im Mund. Die Russen lehnten schweigend an der Barackenwand oder kauerten am Boden, ihre Papyros rauchend, und ließen sich die Sonne auf den Rücken scheinen. Andere kochten im Freien auf kleinen selbst gefertigten Herden ihren Tee in Gefäßen, die nur sehr entfernt an den geliebten Samowar der Heimat erinnerten — lautlos, ohne ein Wort zu sprechen. Anders bei den Kochgräben der Franzosen, die ebenfalls stets besetzt waren. Von weitem hörte man das Schreien und Lachen der oft recht nervösen Franzmänner. Natürlich gab es immer eine Gelegenheit über vermeintliches Unrecht der „Boches" zu schimpfen und zu sakramentieren. Man ließ sie ruhig gewähren. Und doch hatten sie alle Ursache dankbar zu sein, denn die von mir erteilte Erlaubnis dieses Abkochens im Freien war eine große Wohltat, die von allen täglich stundenlang benützt wurde. Sie kochten die ihnen in Menge aus der Heimat gesandten Lebensmittel, Tee, Kaffee, Kartoffel usw. mit wahrem Feuereifer und vertrieben sich viele Stunden der Langeweile, das Angenehme mit dem Nützlichen verbindend. Übrigens gab es auch dankbare Menschen unter den Gefangenen. Wenn ich durch die Reihen ging und den einzelnen Kochkünstlern zusah, begegnete ich doch manchen, die mir mit glänzenden Augen die Schätze zeigten, die aus der Heimat stammten. Freilich für mein Aufsichtspersonal bedeutete die Kocherlaubnis weitere Arbeit, denn es mußten die Feueranlagen und das richtige Löschen der Feuer am Abend strenge überwacht werden aus naheliegenden Gründen.

Digitized by Google

Die kriegsgefangenen Mannschaften.

Die Kriegsgefangenen der Ingolstädter Lager waren zum größten Teile Franzosen und Russen; doch waren auch die übrigen Nationen, wenigstens zeitenweise vertreten: Engländer, Italiener, Rumänen und Belgier.

Franzosen.

1. Die Franzosen. Im großen und ganzen konnte man sich über die Führung der französischen Mannschaften nicht beklagen. (Bezüglich der Offiziere lautet das Urteil anders, wie man sehen wird.) Freilich der Franzose hat keine Ahnung von deutscher Disziplin. Er ist leicht erregbar und wenn er glaubt, daß ihm Unrecht geschieht, verliert er jede Selbstbeherrschung und er ist nicht mehr fähig, ruhig und klar zu denken. Seine schwächste Seite ist logisches Denken. Ich sage nicht, daß er hiezu nicht fähig wäre, aber der Eigendünkel, die Einbildung ein höheres und besseres Wesen zu sein, als der Deutsche und der fanatische Haß gegen alles, was Deutsch ist, hindern ihn, in strittigen Fällen logisch zu denken und gerecht zu urteilen. Gutmütigkeit kennt der Franzose nicht. Er ist ein großer Egoist und auch in den Verhältnissen des gewöhnlichen Lebens ein großer Schauspieler, der es ausgezeichnet versteht, wenn es sein muß, seine wahre Gesinnung unter der Maske tadelloser Umgangsformen zu verbergen. Rühmenswert ist seine große Vaterlandsliebe, der glühende Patriotismus, der jeden Franzosen beseelt.

Die meisten französischen Gefangenen zeichneten sich durch gefällige Manieren im Umgange mit der Zivilbevölkerung aus; ganz besonders liebenswürdig ist der Franzose dem weiblichen Geschlechte gegenüber. Oftmals scheint hier der Deutschenhaß seine Grenze gefunden zu haben.

Schwieriger zu behandeln waren die französischen Unteroffiziere. Wie überall in der Welt, zeigte sich auch hier die Halbbildung — wenigstens bei vielen — als die Quelle alles Übels. Obwohl die wenigsten dieser Unteroffiziere sich geistig beschäftigen konnten, waren sie doch nicht zu bewegen, sich zur Arbeit zu melden und gezwungen zur Arbeit konnten sie nicht werden. Dies geschah erst später, als man in Deutschland erfahren hatte, daß man in Frankreich die deutschen Unteroffiziere zur Arbeit anhalte. Bis dahin aber lungerten diese Unteroffiziere den lieben langen Tag im Lager umher und sahen hohnlachend unseren deutschen Mannschaften und Unteroffzieren zu, welche immer bis spät in die Nacht in voller Tätigkeit waren. Wohl gab es Ausnahmen unter den französischen Unteroffizieren, welche der schrecklichen Langeweile überdrüssig waren und gerne eine Arbeit ihres Berufes angenommen hätten, allein sie wagten nicht sich zu melden aus Furcht, von den anderen als deutschfreundlich angesehen zu werden.

Fluchtversuche kamen unter den französischen Mannschaften und Unteroffizieren nur wenige vor, im Gegensatz zu den Offizieren, bei welchen sie an der Tagesordnung waren. Die wenigen Versuche scheiterten insgesamt. Das Risiko war übrigens nicht groß; sie hatten Gelegenheit genug, sich zu entfernen, ohne ihr Leben auf das Spiel zu setzen und wurden sie nach einigen Tagen aufgegriffen und eingebracht, dann waren einige Tage Arrest die ganze Strafe. Die Strafbefugnis des Kommandanten war lächerlich klein und wenn einmal infolge erschwerender Umstände ein Vergehen des Kriegsgefangenen den deutschen Militärgerichten überwiesen werden mußte, dann war der Gang des gerichtlichen Verfahrens so schleppend und das Strafausmaß so gering, daß es auf die Gefangenen nicht den geringsten Eindruck machte! Hierüber später.

Den besten Beweis dafür, daß die gefangenen Mannschaften nicht an Flucht dachten, erhielt ich durch die Tatsache, daß ich bei meinen Fahrten auf das Land oftmals Franzosen und Russen begegnete, welche auf den Feldern allein arbeiteten — wie das überall in Deutschland der Fall war. Man

Digitized by Google

lachte in Ingolstadt, wenn die Gefangenen, welche tagsüber in Betrieben usw. auf Arbeit waren, abends in Begleitung eines kleinen Mädels oder eines Jungen in das Barackenlager zurückkehrten. Da nämlich die Begleitmannschaften nicht mehr ausreichten, war befohlen worden, daß die Gefangenen von der Arbeitsstelle weg durch eine Zivilperson in das Lager zurückgeführt werden müssen. Nun, die „Zivilperson" war das Mädel oder der Junge!

Im Kriegsministerium hätten sie die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen, wenn sie diese Parodie der Gefangenenbewachung gesehen hätten, allein was wollte man machen? Die Zahl der Begleitmannschaften war zu gering und wenn man mehr forderte, erhielt man keine Antwort. Übrigens kannte ich meine Gefangenen besser und wußte, daß sie derzeit lieber in deutscher Gefangenschaft, als in Frankreich waren. Sie sagten es oft genug selbst! Was erwartete die Mannschaften denn bei der Flucht nach Frankreich? Der Schützengraben!! Sie sehnten sich wahrhaftig nicht darnach. Da hatten sie es im schönen Barackenlager besser und gar, wenn sie bei den Bauern auf dem Lande untergebracht waren, wo sie wie die Kinder im Hause gehalten wurden. Über letzteres ließen sich ganze Kapitel schreiben. Ich kann nur sagen, die Cavalleria rusticana hat viele Auflagen erlebt!

Die Gutmütigkeit unseres Landvolkes überschritt oft alle Grenzen. Die Kontrollorgane, welche auf den einzelnen Gehöften Nachschau halten mußten, berichteten unglaubliche Beispiele. Auch liefen viele Klagen von Leuten ein, welche keine Gefangenen hatten und derer zur Arbeit nicht bedurften. Beispielsweise hat mancher reiche Bauer eines Einödhofes seine Gefangenen des Sonntags zum Wirtshaus in das nächste Dorf gefahren. Der reiche Mann ließ sich dort nicht lumpen. Und abends fuhr die stark angeheiterte Gesellschaft wieder heim auf den Hof und — „grad' fidell san's gwesen" berichtete der Bauer seiner Ehehälfte.

Dies war natürlich ein ärgerlicher Unfug, besonders wenn man unserer Armen in Frankreich gedachte! Wo es möglich war, wurde auch eingeschritten. Aber es war nicht leicht gegen die Gutmütigkeit und Gedankenlosigkeit vieler Bauern anzukämpfen. Hochweise Leute, welche ihren Patriotismus abends auf der Bierbank austoben ließen, gaben entrüstet den Rat: „Man muß den Bauern die Gefangenen nehmen". Wie aber die Ernte, die wir in diesen Jahren mit so viel Sorge und Bangen erwarteten, gesichert werden soll, bei dem großen Mangel an Arbeitskräften, — das sagten diese Herren nicht.

Russen. 2. Die russischen kriegsgefangenen Mannschaften und Unteroffiziere. Die Russen waren im allgemeinen ruhige Leute und leicht zu behandeln. Wenn sie keinen Mangel litten und genug zu essen hatten — was allerdings viel heißen will — dann waren sie folgsam, willig und bescheiden. Der Russe ist selten aufgeregt; sein Temperament neigt zur beschaulichen Ruhe. Wenn die russischen Gefangenen sich störrisch zeigten, konnte man darauf schwören, daß sie von den Franzosen aufgehetzt waren. Die Russen waren harmlos genug, die Franzosen als ihnen überlegene Führer in jeder Angelegenheit zu betrachten, doch bestand eine eigentliche Freundschaft nie. In den letzten Jahren der Gefangenschaft gab es sogar wiederholt Streit und Zwistigkeiten zwischen den Alliierten. Als ich einst einen gebildeten Franzosen, der nicht mit einem Russen in derselben Arbeitsstelle bleiben wollte, abwies und sagte: „es sind doch Ihre Freunde", antwortete der Bittsteller entrüstet: „pas amis, seulement alliés!" (Nicht befreundet, nur verbündet.) Dieselbe Anwort erhielt ich auch gelegentlich in den Offiziersforts. Bei ähnlichem Anlaß sagten mir englische Offiziere bezüglich der Franzosen „No Gentlemen!" (Keine Herrn!)

Den Franzosen war es auch nicht sympathisch, daß sie mit den Russen dieselben

Digitized by Google

Wohn- und Schlafräume teilen mußten: diese Beobachtung konnte man in den Offizierslagern wie in den Lagern der Mannschaften machen.

Übrigens, was Ordnung und Reinlichkeit betrifft, hatte der Franzose keine Ursache hochmütig auf die Russen herabzusehen, denn letztere waren den Franzosen entschieden in diesen Dingen überlegen. Von peinlicher Ordnung hat der Franzose keinen Begriff. Sogar die Zimmer der französischen Offiziere glichen in kurzer Zeit Zigeunerlagern, da die Herrschaften nicht zu bewegen waren, aufzuräumen und unnützes Zeug in den Müllkasten zu werfen. Auch der Reinlichkeitssinn der französischen Gefangenen ließ viel zu wünschen übrig. Nur mit großer Mühe und Strenge gelang es, die Latrinen in einigermaßen sauberem Zustand zu halten. Dies war auch ein dunkler Punkt in den Offiziersforts, besonders in der ersten Zeit. Wenn der Franzose dem Deutschen gegenüber immer mit dem Worte „Schwein" herumwirft, so muß ich nach meinen Erfahrungen schon sagen, daß sie in Glashäusern sitzen und mit Steinen werfen.

3. Die Mannschaften der anderen Nationen:

Engländer.

Sehr gut benahmen sich die Engländer in der Gefangenschaft. Sie verhielten sich ruhig, benahmen sich anständig und brachten nur selten Klagen und Beschwerden vor. Eine Freundschaft mit Franzosen und Russen kam bei ihnen nicht zum Ausdruck. Die englischen Kriegsgefangenen blieben immer für sich. Sie betrachteten den Krieg und alles, was damit zusammenhing als Sport; niemals bemerkte ich bei ihnen Ausbrüche von Haß und Wut, wie sie bei den Franzosen bei dem geringsten Anlaß in die Erscheinung traten. Der Engländer schüttelt dem Gegner, wenn dieser ihm imponiert hat, die Hand; der Franzose spuckt vor dem Feinde aus!

Über den Haß der Franzosen gegen alles, was deutsch war, könnte man lange Kapitel schreiben. Man sagt, die Liebe macht blind — gewiß ist aber wahr, daß der Haß den Menschen vollständig des Verstandes beraubt. Der fanatische Haß machte die französischen Gefangenen unfähig, selbst in Kleinigkeiten, in welchen die Wahrheit offen zutage lag, ein gerechtes Urteil zu fällen. Es genügte von irgend einer Sache zu sagen, sie sei deutscher Herkunft, um sie auch sofort für schlecht zu erklären. Dies war oftmals geradezu von komischer Wirkung. Ich erinnere mich, daß einmal Offiziere behaupteten, die ihnen abgegebene Marmelade sei ungenießbar; es sei deutsche Marmelade, die mit Menschenkot vermengt sei. Als man ihnen nachweisen konnte, daß dieselbe Marmelade aus französischen Fabriken stammte, schmeckte sie ausgezeichnet. Die Franzosen machten auch kein Hehl aus ihrem deutschen Haß; sie beleidigten das Aufsichtspersonal bei jeder Gelegenheit, welches die Schimpfer als pathologisch ansah und stoische Ruhe bewahrte. Hätte man jede Verbalinjurie bestrafen wollen, so hätte man das ganze Lager der Franzosen in eine einzige Arrestzelle umwandeln müssen!

Ganz erstaunlich war, wie wenig die Kriegsgefangenen aller Nationen über die Vorgeschichte des Krieges wußten. So glaubten die französischen Gefangenen fest und beharrlich die unsinnigsten Mitteilungen im Stile eines „Matin". Es war dies offenbar in ganz Frankreich der Fall, dank der Arbeit der famosen Presse. Den besten Beweis erhielt ich aus den Briefen, welche aus Frankreich an die Gefangenen gesandt wurden und natürlich die Zensur der Kommandantur passieren mußten. Die Franzosen mußten sich offenbar den Aufenthalt in deutscher Gefangenschaft — in „Bocheland" schrieben sie — als solchen bei Menschenfressern und Wilden vorstellen. Mich hat stets nur gewundert, daß die Leute daheim nicht eines Besseren belehrt wurden durch die Menge der von den Gefangenen heimgesandten Photographien, auf welchen zu sehen war, wie gut und gesund alle Gefangenen aussahen. Die Lager waren, wie gesagt, gesund; die Verpflegung gut und Arbeitsüberanstrengung gab es nicht. So war der Gesundheitszustand

Digitized by Google

in allen Lagern Ingolstadts dauernd sehr günstig. Im Lager selbst erkrankte fast kein Gefangener. Ich könnte statt der Dutzende viele hunderte von Photographien beifügen, die das Gesagte bestätigen. Wenn auch gegen Ende des Krieges die Verpflegung knapper wurde — ich denke heute noch mit Schrecken an diese sorgenvollen Tage, die ich mit meinem vortrefflichen Verpflegsoffizier teilte — die französischen Gefangenen litten am wenigsten darunter, denn das Heimatland schickte enorme Massen von Lebensmitteln aller Art an seine gefangenen Söhne. Es ist Tatsache, daß in jenen Tagen die französischen Gefangenen besser genährt waren, als die deutschen Familien. In den Offiziersforts zeigte man mir in den Zimmern ganze Tische voll der seltensten Delikatessen, die ich nur mehr den Namen nach kannte. Das deutsche Brot — sog. Kommißbrot, das wir alle gerne aßen und um welches ich oft meine Untergebenen beneidete — aßen die Franzosen nicht, wenigstens nur im Notfall, sondern warfen es meistens fort oder schenkten es den Russen, welche aus der Heimat wenig geschickt erhielten. Körbe voll solch' weggeworfenes Brot wurde aus dem Müllkasten genommen und als Schweinefutter verwendet. Trotzdem bestanden die Franzosen auf der ihnen zustehenden Ration. Es kam auch vor, daß die Müllkasten mit Asche und Urin verunreinigt wurden, um den „Boches" die Möglichkeit zu nehmen, Schweine zu füttern!

Natürlich gingen auch Briefe von Gefangenen nach Frankreich, welche vielerlei Klagen enthielten. Ich habe selbst solche gelesen: von Muttersöhnchen geschrieben, die sich beklagten, daß man ihnen im Gefangenenlager nicht Diners und Soupers bereitete. Sie erbaten alles Mögliche von ihren Angehörigen, welche oft in Briefen antworteten, sie stünden an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit. Ich halte letzteres für Wahrheit, denn es ist unglaublich, welche Berge von Liebesgaben aus Frankreich täglich ins Lager kamen. Und deutsche Disziplin sorgte dafür, daß alles abgeliefert wurde bis auf die letzte Kaffeebohne. Wenn einiges verloren ging, war es nur der oft lächerlich schlampigen Verpackung zuzuschreiben — ein Grund, den aber der Gefangene nicht gelten ließ und es sich nicht nehmen ließ, daß man seine Sendung erbrochen habe. — —

Wohl gab es auch unter den französischen Gefangenen Männer, welche sich ein ruhiges Urteil bewahrt hatten. Ich habe unter ihnen besonnene Leute getroffen, welche genug Bildung besaßen, um die Ansichten des verhetzten Pöbels nicht zu teilen, ohne darum ein Jota ihres stolzen und ich betone dies wiederholt, ihres rühmenswerten Patriotismus preiszugeben. Allein die Stimme dieser Einzelnen durfte nicht laut werden; sie wagten es nie, der Allgemeinheit zu widersprechen, aus Furcht für Freunde der verhaßten „Hunnen" angesehen zu werden. Dieser Terror herrschte in den Mannschaftslagern wie in den Offiziersforts.

Italiener und Rumänen.

Schließlich seien noch die Italiener und Rumänen erwähnt. Erstere waren nur wenige Wochen im Lager, da sie bald nach Eintreffen nach Lager Lechfeld abgeschoben wurden. Sie kamen in entsetzlichem Zustande an. Ich ließ ihnen alle Sorge angedeihen, die unter den gegebenen Umständen möglich war. Die Verpflegung war äußerst schwierig, da das Lager überfüllt war, aber sie wurden — fünftausend Mann — alle untergebracht, mit Decken und Strohsäcken versehen und verpflegt. Sie waren dankbar und zufrieden, obwohl sie in jenen Tagen kein Stückchen Brot aus der Heimat erhielten. Gleiches war bei den Rumänen der Fall, welche in sehr schlechtem Gesundheitszustande eintrafen. Da bei ihnen der Fleckthyphus auszubrechen drohte, wurden sie alle im Zwischenwerk Gerolfing interniert und das Werk samt der deutschen Wachmannschaft auf 6—8 Wochen dort vollkommen isoliert gehalten. Glücklicherweise herrschte sommerliches Wetter, und da ich ihre Wohnungsräume des Tages

Digitized by Google

über sperren ließ, so daß sie im Freien lagern mußten, erholten sie sich bald vollständig. Es waren ruhige, bescheidene Leute, die keinen Anlaß zu ernstlicher Klage gaben.

Das Barackenlager.

Zur Leitung, Bewachung und Verpflegung usw. der zwölf Lager Ingolstadts war ein großer Apparat notwendig. Jedes Lager stand unter einem Kommandanten; in den Offiziersforts war dies stets ein Offizier, in den Zwischenwerken ein älterer Unteroffizier. Das Barackenlager stand unter Kommando eines Stabsoffiziers. Die Kriegsgefangenen waren hier in ein Bataillon zu drei Kompagnien versammelt. Über die verschiedenen Lagereinrichtungen sei folgendes mitgeteilt:

Verpflegung.

1. Verpflegung der Kriegsgefangenen. Diese Riesenaufgabe war einer Küchenverwaltung übertragen. Für das Gefangenenlager Ingolstadt lagen die Verhältnisse besonders schwierig, da auch die Zwischenwerke und teilweise die Offiziersforts an der Verpflegung dieser Verwaltung teilnahmen. Die durchschnittlich 10—12 Kilomter betragende Entfernung der Werke von der Zentrale Ingolstadts beanspruchte eine große Fuhrenleistung, die immer schwieriger sich gestaltete, da das Futter für die Pferde knapp wurde. Selbstredend machte die Bereitstellung von Vorräten an Lebensmitteln aller Art und die Sorge für Konservierung der ungeheuren Menge der gelagerten Bestände unendliche Mühe und Arbeit. Die Güte der Verpflegung wechselte je nach den Zeitverhältnissen, doch kann gesagt werden, daß sie stets ausreichend und gut war, wenn auch nicht für Feinschmecker berechnet. Kein Gefangener Ingolstadts hat jemals Hunger gelitten, auch solche nicht, welche von der Heimat wenig erhielten. Sicher ist aber, daß es Zeiten gab, in welchen die ärmeren Familien Deutschlands weniger gut verpflegt waren, als unsere Gefangenen. Daß es trotz aller Bemühungen der Kommandantur und der Küchenverwaltung Beschwerden, besonders seitens der französischen Gefangenen, täglich regnete, darf nicht wundern, denn einesteils war der Franzose nie zufrieden und andernteils machten viele Gefangene einen Sport daraus, die Behörden immerfort mit Beschwerden zu bombardieren.

Ärztlicher Dienst.

2. Der ärztliche Dienst im Lager stand unter Leitung eines Oberstabsarztes, dem zwei Assistenzärzte beigegeben waren. Eine große luftige Baracke war für sog. „Revier" eingerichtet, in welchem Leichterkrankte oder Verletzte Aufnahme und Pflege fanden. Schwerkranke wurden in das große Lazarett Ingolstadts transportiert. An Verband- und Arzneimitteln war kein Mangel. Täglich vormittags und nachmittags wurden Gefangene, welche sich zum Arzt gemeldet hatten, dem ärztlichen Personal vorgeführt. Jedem Kranken wurde sorgfältige Behandlung zuteil. Ich habe mich oftmals von der tadellosen Durchführung des ärztlichen Dienstes persönlich überzeugt und der Lagerarzt erstattete mir jeden Tag genau Bericht über den Krankenstand. Letzterer war übrigens in allen Lagern Ingolstadts, wie bereits erwähnt, niemals hoch. Man konnte im Gegenteil bemerken, daß die von den Schlachtfeldern abgezehrt in das Lager gekommenen Kriegsgefangenen sich im Lager fast alle gut erholten.

Der leitende Oberstabsarzt hatte einen anstrengenden Dienst, denn er mußte auch die fünf Offiziersforts wöchentlich besuchen. So kam es, daß er täglich in eines dieser Forts fahren mußte, was mit den minderwertigen Pferden — andere waren nicht zu beschaffen — besonders in den Wintermonaten sehr viel Zeit in Anspruch nahm. Obwohl sich dieser menschenfreundliche Mann aller seiner Patienten mit großer Pflichttreue annahm, haben es die Franzosen doch fertig

Digitized by Google

gebracht, denselben auf die **Leipziger Liste** zu setzen unter der grotesken Beschuldigung, einen Gefangenen absichtlich haben sterben zu lassen. Das war der Dank, für die viele Mühe und Sorgfalt, welche der Arzt den Gefangenen zuteil werden ließ, wovon ich oftmals selbst Augenzeuge war.

Einen Beweis, wie pedantisch genau die Vorschriften deutscherseits eingehalten wurden, mag die Tatsache liefern, daß die Belegung des Zwischenwerkes Gerolfing eine Zeit lang ausgesetzt wurde, da das Trinkwasser bei der Untersuchung in der betreffenden Station des Hauptlazarettes in der zweiten Dezimalstelle den Anforderungen nicht genügte! Das Wasser der nur fünfzehn Minuten von dem Fort entfernten Ortschaft Gerolfing hatte dieselbe Zusammensetzung und kein Mensch hat sich darum gekümmert, daß das gleiche Wasser, das den Gefangenen nicht vorgesetzt werden durfte, von einer ganzen deutschen Ortschaft getrunken wurde.

Badeanstalt. 3. Im Barackenlager war eine geräumige Badeanstalt eingerichtet und mit Brausen und Duschen und Desinfektionsvorrichtungen ausgestattet. Die Kriegsgefangenen badeten in regelmäßigem Turnus, wo möglich wöchentlich einmal. Der Desinfektion der Kleider und Wäsche wurde ein besonderes Augenmerk in allen Lagern Ingolstadts gewidmet und zeitenweise waren die Maschinen Tag und Nacht in Tätigkeit, da die eintreffenden russischen Kriegsgefangenen in der Regel verlaust waren. Nur der streng durchgeführten Desinfektion war es zu danken, daß das Lager von Epidemien verschont blieb. Für die Offiziersforts dienten fahrbare Desinfektoren; ebenso für die Zwischenwerke. Übrigens stand für eventuelle Epidemieausbrüche ein besonderes, bis ins Einzelne komplett eingerichtetes Seuchenlager in Bereitschaft. Es wurde glücklicherweise niemals gebraucht.

Schulen usw. 4. Um den Kriegsgefangenen in der freien Zeit Unterhaltung und Zerstreuung zu verschaffen, waren im Lager viele Einrichtungen getroffen. Man hatte ihnen eigene Baracken zur Verfügung gestellt, in welchen sie Schulen einrichteten. Diese Schulen waren gut besucht. Der Unterricht umfaßte verschiedene Sprachen, Mathematik, Zeichnen usw. Auch Musikgesellschaften wurden gegründet, welche im Theater des Lagers spielten und Konzerte veranstalteten. Für Unterhaltungslektüren richteten die Gefangenen Bibliotheken ein. Viele Kriegsgefangene vertrieben sich die Zeit mit Sticken in farbiger Seide und waren wahrhaft künstlerische Leistungen französischer Gefangener zu sehen. Russen fertigten sehr hübsche Haararbeiten aus Roßhaaren, Ringe, Uhr- und Armbänder usw., die gerne gekauft wurden.

Spielplatz. 5. Das Barackenlager bot durch seine weitläufigen Anlagen viel Raum zur freien Bewegung. Auch stand ein großer Spielplatz den Gefangenen zur Verfügung. Er war besonders in den Nachmittags- und Abendstunden ein beliebter Aufenthalt und viele Tennisspiele und Wettkämpfe der verschiedenen Sports wurden hier ausgefochten.

Theater. 6. Der Clou der Unterhaltung aber war das französische Theater, welches die Franzosen in einer großen Trockenhalle sich eingerichtet hatten. Dieses Theater war mit bewundernswerter Geschicklichkeit inszeniert — alles Handarbeit und Erfindung der Gefangenen. Maler, Tapezierer, Schreiner, Elektriker, Friseure, Schneider usw. hatten sich mit emsigem Fleiß beteiligt. Die Schauspieler wurden von der Arbeit im Lager befreit, um den Kriegsgefangenen diese Zerstreuung zu gewähren! Es wurde vorzüglich gespielt, zumal auch Schauspieler von Beruf sich unter den Gefangenen befanden. Besonders wurden die Damenrollen mit vollendeter Täuschung von jungen Franzosen zur Darstellung gebracht. Selbstredend gab man nur französische Stücke.

Das Theater war der Schwarm aller Kriegsgefangenen. Es wurde in großen

Digitized by Google

Plakaten eingeladen und stets hatte der Direktor ein volles Haus und ein dankbares Publikum. Diese Gelegenheiten zur Unterhaltung waren die große Attraktion, welche manchen Kriegsgefangenen zur Flucht aus seiner Arbeitsstelle auf dem Lande verleitete, um das Lager aufzusuchen.

Religiöses Bedürfnis.

7. Dem religiösen Bedürfnis der Kriegsgefangenen war in jeder Beziehung Rechnung getragen. Es wurden ihnen besondere Räume zur Einrichtung von Betsälen und Kapellen zugewiesen. Die Paramente für die Katholiken liehen Geistliche der Umgegend. So entstanden ein katholischer und ein evangelischer Betsaal und eine Kapelle der griechisch-orthodoxen Russen. Berufsgeistliche der Franzosen befanden sich unter den Kriegsgefangenen, ebenso ein russischer Pope. Für die Engländer kam zeitenweise ein englischer Geistlicher aus München nach Ingolstadt.

Die zum Gottesdienst bestimmten Räume wurden mit der Zeit von den Kriegsgefangenen sehr hübsch ausgestattet und waren besonders an Sonn- und Feiertagen gut besucht. Zu allen Tageszeiten fanden sich einzelne Beter ein.

Ein Geistlicher der Ingolstädter Pfarrei Z. U. L. Frau kam als bischöflicher Kommissär häufig in alle Lager, um besondere Wünsche der Kriegsgefangenen entgegenzunehmen und sie dem Lagerkommandanten vorzutragen. Wenn immer es möglich war, wurden die Wünsche erfüllt. Der Bischof von Eichstätt und der päpstliche Nuntius in München besuchten das Lager und die Beträume.

Letzterer überbrachte für alle in den Lagern Ingolstadts anwesenden Kriegsgefangenen, gleichviel welcher Nation, für Offiziere wie Mannschaften, Liebesgaben des Papstes. Es waren zirka 5000 Pakete, deren jedes Chokolade, Kakes, Kaffee usw. enthielt in origineller Verpackung. Dieses hübsche Geschenk wurde vom Nuntius persönlich in den Lagern im Anschluß an eine trostreiche Ansprache an die Gefangenen verteilt. Ich wohnte den sämtlichen Verteilungen bei und sah, welch große Freude seine Heiligkeit den Gefangenen bereitet hatte. Die Sache hatte nur einen bitteren Beigeschmack für mich: Ich fragte den Nuntius, ob auch die deutschen Gefangenen solch schönes Geschenk erhielten? Die Antwort lautete: Aber gewiß, sobald die Erlaubnis der Entente erteilt ist. — Man hatte offenbar in Deutschland nicht gewartet, ob dies auch geschehe. Ob eine Verteilung päpstlicher Liebesgaben an die deutschen Gefangenen erfolgt ist, konnte ich bis heute nicht erfahren. Hoffen wir es!

Kriegsgefangene Geistliche fungierten auch bei den Beerdigungen der im Lazarette Ingolstadt verstorbenen Gefangenen.

Friedhof.

8. Auf dem Friedhofe Ingolstadts war ein großes Gräberfeld für die im Weltkrieg Gefallenen angelegt. Die eine Hälfte dieser Gräber war für die Deutschen, die andete für die verstorbenen Gefangenen bestimmt. Die Ausstattung war völlig die gleiche.

Der Friedhof der Kriegsgefangenen in Ingolstadt zählt zirka 100 Gräber. In jedem Grabe stehen zwei Särge übereinander.

Nur zwei gefangene Mannschaften und zwei kriegsgefangene Offiziere von sämtlich im Friedhof ruhenden Gefangenen waren Angehörige des Gefangenenlagers. Die übrigen haben das Lager nie betreten, sondern wurden von den Feldlazaretten usw. weg nach Ingolstadt in die Lazarette gebracht, größtenteils schon schwer leidend oder mit töblichen Verletzungen. Besonders von den Rumänen hat viele im Lazarette der Tod ereilt.

Ich habe kürzlich (23. August 1921) diese Gräber besucht. Sie sind tadellos erhalten, alle mit Epheu geschmückt und unterscheiden sich von den deutschen Soldatengräbern in demselben Grabfeld lediglich durch die Sprache. Vor den französischen Gräbern liegt ein gepflegtes Blumenparterre mit frischen Blumen.

Am Allerseelentage jeden Jahres wurden die Gräber der Kriegsge-

Digitized by Google

fangenen auf Veranlassung der Lagerkommandantur in derselben Weise geschmückt, wie die Grabstätten der deutschen Soldaten. Da aber außerdem den Kriegsgefangenen die Erlaubnis erteilt war, Kränze dort hinzubringen und besonders die französischen und russischen Offiziere sehr schöne Kränze mit großen Bändern in ihren Nationalfarben niederlegen ließen, so war der Gräberschmuck im Abteil der Kriegsgefangenen natürlich viel reicher, als im deutschen Grabfeld. Übrigens sei es zur Ehre der kriegsgefangenen Offiziere gesagt, daß sie jedes Jahr auch für die deutschen Gräberabteilung einen schönen Kranz spendeten.

Am Allerheiligentage gestattete ich jede gewünschte Ehrung der gefallenen Feinde; die letzte Seite dieses Buches zeigt die geschmückten Gräber: Kränze in den französischen Nationalfarben. Das Weitere ergibt sich aus folgendem Brief:

Ingolstadt. Fort 8. Im 2 November 1916

Der franz. Major d'André, 192 Infanterie Rgt,
an Herrn General Peter

Herr General,

Sie haben die Güte gehabt an die Niederlegung der Kränze, die die Abordnung der Offiziere des Fort 8 auf die militärischen Gräbern in Ingolstadt am 1ten November, gemacht hat, selbst teilzunehmen; und die Kapelle an diese traurige Zeremonie spielen zu lassen.

Zu dieser Anzeichnung hoher Rittersitte sind wir sehr empfindlich.

Im Name der Offiziere des Fort 8, und in meinem persönlichen Name, habe ich die Ehre, Ihnen zu bitten unsere aufrichtigen Dank anzunehmen

Hochachtungsvoll
d'André

Am Allerheiligentage 1915 schloß der französische Oberst Converset seine an den Gräbern der Kriegsgefangenen gehaltene Ansprache mit folgenden Worten:

»Et maintenant, officiers français, qui m'avez accompagné ici, je me fais votre interprête pour remercier les autorités bavaroises de l'empressement avec lequel elles ont bien voulu autoriser et faciliter cette cérémonie qui nous tenait tant au cœur. Je remercie particulièrement Mr. le Colonel Peter commandant du camp des prisonniers, de la courtoisie qu'il nous a montrée en se faisant représenter auprès de nous par un officier.

Enfin nous sommes également très sensibles aux nombreux témoignages de sympathie dont notre cimetière français a déjà été l'objet de la part des autorités et de la population civile. Tout intérêt témoigné à nos morts touche profondement le cœur de leurs compagnons d'armes survivants.«

Der Besuch der Gräber war an Allerseelen allen Lagerabteilungen in größeren Trupps gestattet. Es fanden französische und russische Totenfeiern statt; ein französischer Stabsoffizier hielt eine schwungvolle Ansprache. Trauerweisen einer deutschen Militärkapelle schlossen die weihevolle Stunde, in der wohl allen Beteiligten der grenzenlose Jammer dieses entsetzlichen Krieges vor der Seele stand.

Paket- und Briefpost.

9. Eine ungeheure Arbeit verursachte die Paket- und Briefpost der Kriegsgefangenen. Ganze Wagenladungen von Paketen trafen täglich in Ingolstadt ein und die Briefe zählten in die Tausende. Diese Briefe wurden in der Postprüfungsstelle, die im Lager errichtet war, sortiert und vor der Hinausgabe sämtlich gelesen. Hiermit waren dreißig Dolmetscher beschäftigt — selbstredend Deutsche. Wenn man bedenkt, daß ein Dolmetscher täglich ungefähr dreihundert ein- und auslaufende Briefe lesen mußte, Briefe mit den verschiedensten, oft recht schwer zu entziffernden Handschriften, dann kann man sich vorstellen, welch anstrengende Aufgabe der Mann täglich zu erledigen hatte. Besonders ermüdend wurde diese Arbeit im Winter, wenn man gezwungen war, den größten Teil der Briefe bei künstlichem Licht zu lesen. Dazu kommt, daß die Briefe der Kriegsge-

Digitized by Google

fangenen alle mit Bleistift geschrieben waren, da Tinte und Feder nicht gestattet wurden.

Der Versuch, in anscheinend harmlosen Briefen Geheimschriften einzuschmuggeln, wurde unzählige Male gemacht. Besonders die Franzosen zeichneten sich hierin durch großes Raffinement aus. Es ist ganz unglaublich, wie viel menschlicher Scharfsinn aufgewendet wurde, um geheime Nachrichten durchzubringen und die strenge Zensur zu täuschen. Schließlich war ein chemisches Laboratorium notwendig, um die Briefe auf Geheimschrift zu prüfen. Das einfachste Verfahren der Gefangenen bestand darin, zwischen die harmlosen Zeilen mit geeigneten Flüssigkeiten (z. B. Urin) zu schreiben, wobei die Schriftzüge verschwanden und erst bei Anwendung von Licht oder Wärme oder Wasser wieder zum Vorschein kamen. Chiffrierte Briefe wurden selbstredend gar nicht befördert. Die Kriegsgefangenen und ihre Angehörigen suchten sich aber dadurch zu helfen, daß sie in einer gewissen Wortfolge Nachrichten gaben oder sie schmuggelten Papiermarken ein, welche auf den harmlosen Text gelegt, in Ausschnitten (z. B. ☐☐☐) die Worte der geheimen Nachricht zeigten.

Den originellsten Versuch unternahm eine französische Dame. Sie sandte ihrem Manne Notenblätter. Die mit der Hand geschriebenen Noten trugen harmlose Aufschriften: „Printemps" und dergl. Wer des Notenlesens nicht kundig war, kam niemals auf den Gedanken, daß in diesen Liedern ohne Worte geheime Nachrichten enthalten waren. Die Sache war außerordentlich täuschend durchgeführt — nichts fehlte, weder der Violin- und Baßschlüssel, noch die Vorzeichen, das „piano" usw. Aber der die Postprüfungsstelle leitende Offizier war musikalisch und erkannte die unmöglichen Melodien. Der Schlüssel wurde dann auch bald gefunden. Der Inhalt der „Lieder" war übrigens nichts staatsgefährlich, er war Erotik der intimsten Art, so intim, daß selbst die leiseste Andeutung unmöglich ist. Übrigens war dies bei den meisten Geheimschriften der Fall. Fast immer kamen in den Geheimschriften erotische Ergüsse schmachtender und entbehrender Liebe zum Ausdruck. Ich weiß nur einen einzigen Fall, in welchem ein französischer Offizier den Versuch machte, die in der Nähe seines Forts gelegene Pulverfabrik den französischen Fliegern der Lage nach zu beschreiben.

Für die Kriegsgefangenen war die Zahl der abzusendenden Briefe und Karten beschränkt. Der Gefangene durfte pro Woche einen Brief und eine Karte schreiben. Format und Zahl der Zeilen war bestimmt. Diese Beschränkung war unumgänglich notwendig, denn da besonders die Offiziere den ganzen Tag zur freien Verfügung hatten, würde die Postprüfungsstelle ohne Begrenzung der Briefzahl mit hundert Dolmetschern nicht ausgereicht haben. Es war gerade genug, daß man die einlaufenden Briefe der Zahl nach nicht beschränkte, wenn nicht besondere Umstände dies geboten. Ich erinnere mich eines solchen Falles, in dem man nicht wußte, was man mehr bewundern sollte, die unglaubliche Unverfrorenheit oder die Ausdauer des Absenders. Letzterer war ein geistlicher Lehrer eines jungen französischen Offiziers, und sandte seinem ehemaligen Zögling t ä g l i c h viele Seiten lange Briefe, eng beschrieben. Inhalt: Predigten und Vorträge! Natürlich glaubte man anfangs an eine Einschmugglung geheimer Nachrichten. Dies war aber nicht der Fall. Der Schreiber verfügte wahrscheinlich über ebensoviel freie Zeit als der Empfänger. Daß ein deutscher Dolmetscher sich mit dem Geschreibsel stundenlang abmühen mußte, war beiden natürlich sehr gleichgültig. Selbstredend machten wir dem Sport bald ein Ende, trotz der Entrüstung des Offiziers über solch „barbarisches" Vorgehen deutscher Behörden.

Die P a k e t p o s t im Gefangenenlager hatte einen größeren Einlauf als die Weihnachtspost einer Großstadt. Der Löwenanteil entfiel auf die Franzosen. In erster Linie waren es Lebensmittel aller Art, welche aus allen Provinzen Frank-

Digitized by Google

reichs gesandt wurden. Aus den Briefen der Absender klang immer wieder die Furcht durch, die armen Gefangenen im schrecklichen Land der Barbaren dem Hungertode preisgegeben zu sehen. Auch schrieben Kriegsgefangene oft genug heim, wenn auch in verblümter Weise, daß sie Hunger leiden müßten. Daß aber die Herrschaften größtenteils sehr verwöhnt waren und vieles verschmähten, was arme deutsche Familien gerne gegessen hätten, dies schienen sie niemals einzusehen.

Wenn Kriegsgefangene im Lager wirklich Hunger gelitten haben, dann waren es Russen, die allerdings nicht so leicht satt wurden und offenbar an unmäßige Portionen gewöhnt sind. Sie waren übrigens anfangs nicht heikel und verzehrten mit Wonne die Speisen, welche die Franzosen wegwerfen wollten. Die armen russischen und polnischen Juden, welche im Zwischenwerk Friedrichshofen untergebracht waren, schickten jede Woche Leute mit Säcken in das Barackenlager, um die Brotreste der Franzosen zu sammeln. Dies Brot wurde dann an der Sonne oder im Winter an den heißen Ofen geröstet und zu einer dicken Suppe verwendet.

Selbstverständlich mußten die sämtlichen Pakete vor der Hinausgabe an die Kriegsgefangenen geöffnet und geprüft werden, wurden doch alle erdenklichen Versuche gemacht, verbotene Dinge einzuschmuggeln, so z. B. fremdländische Zeitungen, unter welchen der famose „Matin" eine Hauptrolle spielte, aufreizende Broschüren, Spirituosen und vor allem für die gefangenen Offiziere Mittel zur Flucht wie Karten, Kompasse, Werkzeuge zum Ausbrechen, Sägen und Feilen und dergl.

Die Prüfung des Paketes geschah stets in Gegenwart des Empfängers. Es war für die mit dieser Arbeit beauftragten Unteroffiziere und Mannschaften keine leichte Aufgabe, welche ruhige Nerven und kaltes Blut erforderte, denn die aufgeregten Franzosen gerieten immer in Wut, wenn man ihnen einen Gegenstand nicht auslieferte. Sie sahen niemals ein, daß die Maßregel durch die Verhältnisse erzwungen sei und nannten jede Wegnahme kurzweg „Diebstahl". Wenn man ihnen sagte, daß in den französischen Gefangenenlagern die Handhabung der Vorschriften viel strenger sei, so nannten sie dies „deutsche Lügen". Es regnete Verbalinjurien gegen die deutschen Offiziere und Unteroffiziere, die nur in besonders krassen Fällen und wenn die Frechheit zu bunt getrieben wurde, mit Arrest bestraft wurden. Die deutsche Langmut war unerschöpflich und immer hörte man von unseren Leuten die Entschuldigung: „sind halt aufgeregte Kerl"! Wir wissen heute, daß ein Betragen, wie es die französischen Gefangenen bei derartigen Gelegenheiten an den Tag legten, den deutschen Gefangenen in französischen Lagern übel bekommen wäre.

Die Arbeit der Paketprüfung wurde aber ganz ungeheuerlich, als der deutschen Regierung bekannt wurde, daß man in Frankreich eine Sabotage deutscher Betriebe durch Kriegsgefangene organisiert oder wenigstens propagiert hatte. Nun mußte sich die Prüfung auch auf die Konservenbüchsen erstrecken, die in riesigen Mengen gesandt wurden. Wie sehr dies notwendig war, zeigte sich bald. Man fand Büchsen, welche offenbar *fabrikmäßig* mit doppelter Wandung und doppeltem Boden hergestellt waren zur Aufnahme von verbotenen Gegenständen oder noch schlimmer, zur geheimen Übermittlung von Sabotagemitteln (Säuren, vergifteten Pulvern, Brandlegungsmitteln usw.).

Da nun um jene Zeit Tausende von Kriegsgefangenen in Arbeitsstellen auf dem Lande zerstreut waren, mußten die in der Prüfungsstelle geöffneten und durchsuchten Pakete wieder verpackt und verschnürt und mit der Adresse des Arbeitgebers oder der Gemeinde versehen werden! Wenn aber ein Waggon mit Liebesgaben sich auf der Fahrt verspätete, so daß mehrere Wagen im Lager zusammentrafen, dann wußte man kaum die Aufbewahrungsräume für die Berge von Paketen zu finden, denn es wurde streng darauf gesehen, daß die

Digitized by Google

eingelaufenen Eisenbahnwagen sofort entleert wurden, da das Wagenmaterial der Eisenbahnen kostbar war. Das Prüfungspersonal war dann von früh morgens bis spät abends unausgesetzt im Dienst, der trotzdem mit deutscher Gründlichkeit und mit zäher Befolgung der bestehenden Vorschriften versehen wurde. Wer die Dinge mitangesehen hat, der weiß, daß nur deutsche Disziplin dies zustande brachte.

Übrigens drängte zur möglichst schnellen Abgabe der geprüften Pakete noch ein anderer Umstand: Die Rattenplage! Aus den umliegenden Feldern waren nämlich viele Ratten in das Lager gezogen — kein Wunder, denn die Gefangenen waren nicht dazu zu bringen, Reste von Lebensmitteln in die Abfallgruben zu werfen. Mit Vorliebe verbargen sie dieselben unter den Bettstellen, wohin man schwer gelangen konnte. Alle nur denkbaren Mittel wurden gegen die gefräßigen Tiere angewendet. Der Erfolg war recht wenig befriedigend. Einen großen Hereinfall erlebten wir mit den vielgepriesenen Rattenfängerhunden. Sie fanden Nachts bald Zugang zu den Räumen, in welchen die Pakete aufgestapelt lagen und gingen an die Pakete mit den Chokoladetafeln und Schinken, ohne sich um die Ratten zu kümmern. Das gab dann eine böse Überraschung am Morgen!

Wie in Briefen, so wurde auch versucht in den Paketen Geheimnachrichten einzuschmuggeln. Zettelchen und Briefe auf Seidenpapier waren in Brot oder Kuchen eingebacken. Man mußte daher bei der Prüfung die Kuchen und Brotlaiben in zwei Teile schneiden, über welche Maßregel die Gefangenen natürlich weiblich schimpften. Dann fanden sich Kistchen mit doppelten Wänden und doppeltem Boden. Die Untersuchung forderte so viel Zeit, daß schließlich nichts übrig blieb, als das Verpackungsmaterial zurückzubehalten, wenn es irgendwie Verdacht erregte. Wiederum Proteste gegen diesen „Diebstahl", wie die Franzosen es nannten. Vielfach diente der Chokoladeguß zum Verbergen von verbotenen Dingen. Arzneimittel und Flaschen mit harmlosen Aufschriften, wie z. B. „Mundwasser" kamen als Liebesgaben an. Das Mundwasser war echter französischer Kognak! Spirituosen waren aber verboten und wurden den Lazaretten überwiesen. Beliebter Versteck war der Butterstollen, der im Innern Glasröhren enthielt mit Briefen, Zeitungen und dergl. Auch Zigaretten waren täuschend hergerichtet, enthielten nur wenig Tabak und der übrige Raum war für gerollte Zettelchen mit geheimen Nachrichten verwendet. Jeden Tag entdeckte unser Prüfungspersonal neue Tricks der Absender; die Erfindungsgabe der Absender und der Scharfsinn der Prüfenden kämpften hier einen hartnäckigen Kampf im kleinen aus. Niemals wurden übrigens die Empfänger bestraft — das ließ die deutsche Gerechtigkeit nicht zu. Man nahm den verbotenen Gegenstand fort und händigte alles Übrige aus, und es fehlte nicht viel, daß unsere Leute sich entschuldigten, wenn sie einen schönen Kuchen mit Chokoladeguß zerstören mußten.

Beschäftigung.

10. Die Beschäftigung der Kriegsgefangenen. Der größte Teil der Gefangenen wurde in der Landwirtschaft beschäftigt. Die Arbeitsstellen waren weit verstreut auf dem flachen Lande in Dörfern und Gehöften. Wo es möglich war, wurden kleinere Lager eingerichtet. Die Kriegsgefangenen wurden ärztlich untersucht auf ihre Arbeitsfähigkeit und ohne ärztliches Attest wurde kein Gefangener zur Arbeit angehalten. Wenn auch die Arbeitslust im großen und ganzen nicht sehr groß war, besonders nicht bei den Franzosen, so waren die Landwirte doch im allgemeinen zufrieden. Die besten Arbeitskräfte stellten die Russen; sie wurden aber nicht immer bevorzugt, weil ihre Ernährung keine leichte Sache war. Der Russe ist nicht zu sättigen. Die russischen Gefangenen erklärten selbst ganz offen: „Ruß viel freß, viel Arbeit; Ruß nix

Digitized by Google

freß, nix Arbeit!" Das Schönste aber war, daß die Russen mit der Zeit heikel wurden. Anfangs, als sie direkt von den Schlachtfeldern eintrafen, fielen sie über alles, was nur halbwegs genießbar war, wie die hungrigen Wölfe her. Man mußte sie mit Gewalt von den Müllgruben wegtreiben, wo sie die von den Franzosen weggeworfenen Konservenbüchsen auskratzten und nach Brotresten usw. suchten. Später wurden auch die Russen anspruchsvoll und ahmten die Franzosen nach, deren gelehrige Schüler sie überhaupt in vielen Dingen waren. Die besseren Ständen angehörenden Russen waren übrigens meist eifersüchtig darauf bedacht, zu zeigen, daß sie Kulturvolk seien, wie die Franzosen, kamen aber dabei mit sich selbst oft in komische Widersprüche.

Sehr anspruchsvoll waren die Franzosen. Sie gaben niemals zu, daß man sie mit Recht zur Arbeit anhielt und glaubten immer, es sei nur guter Wille und Gnadensache, wenn sie für die „Boches" arbeiteten. Hielt man ihnen entgegen, daß die deutschen Gefangenen in Frankreich schwer arbeiten müßten, dann war die gewöhnliche Antwort: „Die Zeitungen lügen"; „Die Gefangenen werden in Frankreich besser behandelt, als in Deutschland". Ich weiß heute noch nicht, glaubten die Franzosen das wirklich oder war es nur eine Ausflucht. Gewiß gab es auch unter den französischen Gefangenen fleißige und willige Arbeiter, aber es waren Ausnahmen. Übrigens waren die Franzosen, wenn sie wollten, auch geschickte und flinke Arbeiter.

Unsere Bauern hatten oftmals einen schweren Stand mit den übermütigen Gefangenen. Viele Klagen liefen täglich bei der Kommandantur ein und die Arreste wurden nie leer. Dies half aber nur wenig, denn die Bauern waren großenteils selbst schuld, wenn die Gefangenen eigenmächtig die festgesetzten Löhne und Unterhaltungssätze erhöhten. Reiche Bauern zahlten besondere Entschädigungssummen, um die Arbeitslust ihrer Gefangenen anzuspornen. Die Folge war, daß die Gefangenen bei armen Arbeitgebern nicht mehr arbeiten wollten und mit den von der Regierung festgesetzten Löhnen nicht zufrieden waren. Noch mehr! Die reichen Bauern überboten sich in Verpflegung und Entschädigung der Gefangenen, die natürlich immer übermütiger wurden. Schließlich kamen die Landwirte mit Klagen an die Kommandantur und schimpften, daß der Kommandant zu milde sei.

Die lange Dauer manches Arbeitsverhältnisses hatte es auch in vielen Stellen so weit gebracht, daß der Kriegsgefangene sich völlig in die Familie des Arbeitgebers einlebte und volle Freiheit in jeder Beziehung genoß. Aus solchen Verhältnissen heraus entwickelte sich manch unglückliche Geschichte, besonders wenn der weibliche Teil der Familie entgegenkommend war.

Welch enorme Arbeitsleistung die Überstellung der Gefangenen auf das Land erforderte, kann nur derjenige ermessen, der den deutschen Bureauschimmel kennt! Die Listenführung, die Abrechnungen, die Überweisungen und Berichte waren endlos und wurden mit pedantischer Genauigkeit gefordert. Jede Klage, die an höheren Stellen Zugang gefunden hatte, wurde der Kommandantur zur Stellungnahme zugesandt — kurz, Schreibereien ohne Ende und überdies mit beschränkten Arbeitskräften. Dazu hatten die Behörden das schöne Wort „postwendend" erfunden, das dann für die Einforderung von Berichten nahezu stereotyp wurde. Viele Dinge wären in der Ausführung einfacher und zweckentsprechender zu inszenieren gewesen, hätte man dem Kommandanten freie Hand gelassen, aber der Deutsche kann sich nicht losmachen von der Ansicht, daß der Vorgesetzte den schwachen Untertanenverstand des Untergebenen stets bemuttern muß.

Bewachung. 11. Zur Bewachung der Gefangenen waren 4—5 Kompagnien Infanterie des Landsturmes ständig im Dienste. Der große Umfang des Lagers und die

Digitized by Google

weite Entfernung der Forts und Zwischenwerke machten den Wachdienst außerordentlich anstrengend. Die Mannschaften hatten auch die Begleitung der Kriegsgefangenen zu übernehmen, welche aus irgendeinem Grunde von den Zwischenwerken und Forts nach Ingolstadt sich begeben mußten (zu gerichtlichen Vernehmungen, zum Zahnarzt oder bei Versetzungen in andere Lager usw.). Es kam nicht selten vor, daß Begleitmänner den 8—10 Kilometer langen Weg im Tage zweimal zurücklegen mußten. Dabei hatten diese Mannschaften einen anstrengenden Postendienst, kamen jeden dritten Tag auf Wache und standen dann mit zweistündiger Ablösung auf Posten. Der Dienst war besonders aufreibend in den Offiziersforts, in welchen die Fluchtversuche auf der Tagesordnung waren. Besonders in den kalten Wintertagen und den eisigen Sturmnächten waren die Posten auf den hohen Wällen in den Forts in keiner angenehmen Lage. Wenn man bedenkt, daß die Wachmannschaften dem Landsturme angehörten, also Männer in vorgerückten Jahren waren, so kann man sich vorstellen, wie schwer ihnen dieser fast tägliche Begleit- und Wachdienst fiel, insbesondere in Zeiten, in welchen die Verpflegung knapp wurde. Dabei lagen diese Mannschaften in den Ortschaften in der Nähe der Forts, in Massenquartieren, deren Einrichtung natürlich recht einfach war. Als erschwerender Umstand kam im Winter hinzu, daß die Wege zu den isoliert gelegenen Forts und Zwischenwerken grundlos und oft tief verschneit waren, so daß die Wachmannschaft schon einen anstrengenden Marsch hinter sich hatte, wenn der Dienst im Fort begann.

Im Barackenlager und in den Zwischenwerken war der Bewachungsdienst aber immer noch ein Kinderspiel gegen den Dienst in den Offiziersforts. Es ist ja ohne weiteres klar, daß die jungen und gewandten Offiziere den biederen und schwerfälligen Landstürmern weit überlegen waren und bei Fluchtversuchen verhältnismäßig leichtes Spiel hatten. Die Offiziere wußten dies auch ganz genau und machten sich oftmals einen Spaß daraus, die Posten zu täuschen und zu foppen. Sie suchten auch mit staunenswerter systematischer Beharrlichkeit die Wachsamkeit der Posten einzuschläfern. So warfen sie z. B. in den Wasserforts bei jeder Gelegenheit, beim Spazierengehen auf den Wällen usw. Steine in das Wasser. Anfangs waren die Posten sofort zur Stelle, wenn sie Plätschern im Wasser hörten, da sie kühne Schwimmer vermuteten. Dann aber wurden sie gleichgültiger und mußten immer wieder auf den Trick der Gefangenen aufmerksam gemacht werden.

Ein drastischer Fall war folgender: Eines schönen Abends versammelten sich an dem einem Ende des Walles eine Anzahl gefangener Offiziere. Sie warfen eine leere Weinflasche in den Fortgraben und versuchten der Reihe nach die schwimmende Flasche mit Steinchen zu treffen. Jeder Treffer wird mit schallendem Bravo quittiert. Dies Spiel interessiert den Posten, der auf dem Glacis, also auf dem anderen Ufer steht und der den Wall in seiner ganzen Länge zu beobachten hat, außerordentlich. Der harmlose Landstürmer denkt an nichts Böses. Er bleibt stehen, nimmt aus seinem Schmalzlerglas bedächtig eine Prise Tabak und lacht, wenn einer der Offiziere die Flasche fehlt. „Oha!" Natürlich bemerkt der Unglückliche nicht, daß am anderen Ende des Walles zwei Flüchtlinge lautlos durch den Graben schwimmen und über die Felder flüchten! Bei der hochnotpeinlichen Untersuchung kann der wackere Mann nur immer wieder behaupten, daß er „nix gemerkt hat"! Er ist aber sehr entrüstet über solche „Gemeinheit der Franzosen" — nicht wegen der Bestrafung, die ihm zudiktiert wird, sondern weil er weiß, was ihn erwartet, wenn er nach der Ablösung in den Kreis der Kameraden zurücktritt. Die sind natürlich jetzt, nachdem der Fortkommandant den Trick enthüllt hat, alle „helle" und verspotten

Digitized by Google

„den Deppen, der dös sel Gschpiel net gschpannt hat" tagelang. Aber es dauert nicht lange, holt sich die Schlauheit der französischen jungen Offiziere ein anderes Opfer unter den braven Landstürmern und der Kommandant des Gefangenenlagers Ingolstadt muß „eingehenden" Bericht an die höheren Stellen erstatten, „wie es denn möglich war" usw. Wenn der Kommandant nicht der Schule der Stoiker angehört oder Nerven von Stahl hat, kommt er ein Jahr nach Übernahme seines Kommandos unfehlbar in eine Heilanstalt.

Ein anderer Fall, der den Gefangenen vielen Spaß gemacht hat: Es war ein stiller Sommerabend und begann schon zu dämmern. Die Offiziere hatten einen großen Lederball, wie er zum Fußballspiel benützt wird, in das dunkle Wasser des Fortgrabens geworfen. Der Posten hatte den Plumps gehört und sah den Ball schwimmen, hielt ihn aber für den Kopf eines schwimmenden Flüchtlings und begann nun ein lebhaftes Feuer auf denselben. Natürlich wurde das ganze Fort alarmiert; die Wache trat unter das Gewehr; der Fortkommandant und die Unteroffiziere eilten atemlos herbei. Fragen, Rufen — endlich Aufklärung durch den Posten, daß ein „Flüchtling" im Fortgraben schwimme. Man sah an der Stelle nach und fand den Lederball! Tableau! Die Franzosen bogen sich vor Lachen.

Auch die Begleitmannschaften hatten viel unter Chikanen der Gefangenen zu leiden. Man beschränkte die Gänge der Offiziere in die Stadt tunlichst. Allein es kam doch täglich vor, daß Offiziere entweder zum Zahnarzt oder zur Vernehmung bei Gericht und dergl. nach Ingolstadt geführt werden mußten. Jedenfalls suchten dieselben jede denkbare Gelegenheit, um sich diesen Spaziergang, wenn auch in Begleitung eines Wachmannes mit geladenem Gewehr, zu verschaffen. Kein Wunder! Die Gefangenen waren Jahre in die düstern Forts eingeschlossen und sahen die Außenwelt nur von den Wällen herab. So bildete der Gang in die Stadt einen seltenen Genuß, der die Eintönigkeit des Lebens im Fort angenehm unterbrach. Der häufigste Grund, der vorgebracht wurde, war die Zahnpflege. Ich glaube, es war kein französischer und auch kein russischer Leutnant hier, der nicht irgendeine Zahnreparatur dringend und wiederholt nötig hatte.

Nun benützten aber einige Offiziere den Gang nach der Stadt zu Fluchtversuchen und man war gezwungen, die Gänge auf das Allernotwendigste zu beschränken. Auch kam es vor, daß junge Offiziere den Marsch in die Stadt sportmäßig zurücklegen wollten und ein Tempo anschlugen, daß dem alten Landstürmer der Atem ausging. War der Begleitmann energisch, dann ließen die jungen Herren die übermütige Quälerei des deutschen Begleitmanns allerdings bleiben. Aber solche Männer waren selten. Es ist Tatsache, daß die Bewachungsmannschaften nur in seltensten Fällen sich den Mut nahmen, von der Waffe Gebrauch zu machen, auch da, wo es ihre einfache Pflicht gewesen wäre. Trotz der vielen Ausbruchsversuche wurde niemals ein Kriegsgefangener in Ingolstadt erschossen und nur selten fielen Schüsse auf fliehende Gefangene. Dies klingt sonderbar und kaum glaublich. Der Grund wurde mir durch die vielen Vernehmungen der Wachtmannschaften bald klar: diese älteren, des aktiven Dienstes längst entwöhnten Leute, meist verheiratet und mit großer Kinderschar gesegnet, hatten eine große Scheu vor allen gerichtlichen Verfahren und Untersuchungen. „Nur in nix neinkommen!" war ein stehender Spruch Und wenn ich dieser Furcht vor unseren Gerichten auf den Grund sehen wollte und fragte: „Warum? es geschieht Ihnen ja nichts, wenn Sie Ihre Pflicht getan haben!" Dann erhielt ich die Antwort: „Da ziagt ma immer den Kürzern!" So kam es, daß die Bewachungsmannschaft in manchen Momenten die Augen zudrückte und sich manches von den Gefangenen bieten ließ, das Fran-

Digitized by Google

zosen und selbst Russen sich von deutschen Gefangenen niemals hätten gefallen lassen. Hiezu kommt die angeborene Gutmütigkeit unserer Bajuwaren. „San halt a Menschen" konnte ich hundertmal hören, wenn sie einem Gefangenen mit irgendeiner Dienstleistung beisprangen.

Der einzige Fall, in welchem ein Fluchtversuch mit dem Tode gebüßt wurde, ereignete sich im Zwischenwerk IIIa. In dunkler Nacht war es einem französischen Unteroffizier gelungen auszubrechen und in den Fortgraben zu gelangen. Hier bemerkte ihn der Posten — es war ein junger Soldat, nicht vom Landsturm — der Franzose widersetzte sich der Festnahme und suchte dem Posten das Gewehr zu entreißen, der Posten riß das Gewehr zurück und stieß mit dem Bajonett gegen den Angreifer, der hiedurch tödlich verletzt wurde. Er verstarb auf dem Transport zur Wache, die inzwischen alarmiert worden war. Ich fuhr am frühen Morgen mit Auto in das Werk, um die Sache zu untersuchen. Bei dem Verhör des Postens bemerkte ich, daß der junge Soldat sehr niedergedrückt war; er erzählte mir mit Tränen, daß er sich nicht anders helfen konnte, da der Franzose immer wieder auf ihn eindrang usw. Als ich ihm sagte, daß er seine Pflicht als Posten getan habe und wenn der Flüchtling ihn angriff, er das Recht hatte, von seiner Waffe Gebrauch zu machen, wurde er doch nicht beruhigt. Der Mann weinte! Ich frug ihn nach dem Grunde und wieder einmal mußte ich hören: „Weil ich jetzt vors Gericht komme!" Diese Angst vor dem Gerichte war durch keine Belehrungen auszurotten. Ob wohl ein französischer Soldat, der von einem deutschen Flüchtling angegriffen, diesen unschädlich gemacht hat, sich auch vor „dem Gerichtsverfahren" fürchtet? Ich bezweifle es sehr! Übrigens sprach man in den nächsten Tagen in den Forts der Offiziere nur von der „Ermordung" eines französischen Unteroffiziers in IIIa und der Fall, obwohl von dem Kriegsgerichte in Ingolstadt eingehend behandelt, steht auf der **Leipziger Liste!!** — —

Die Zwischenwerke.

In den Zwischenwerken, die nur mit gefangenen Unteroffizieren und Mannschaften belegt wurden, waren die Verhältnisse ähnlich wie im Barackenlager. Die Mannschaften waren tagsüber in der Umgegend in landwirtschaftlichen Betrieben beschäftigt und kehrten abends zurück. Die Unteroffiziere, die nicht auf Arbeit gingen, trieben sich im Hof des Werkes und auf den Wällen umher, oder spielten Tennis und Fußball. Es war ein Faulenzerleben sondergleichen. In einigen Werken war auch ein Theater eingerichtet, in welchem Sonntags gespielt wurde. In jedem Werke war ein Geistlicher (kriegsgefangener Franzose), dem ein kleiner Raum zu Gottesdiensten eingeräumt war. Die Verpflegung war dieselbe, wie im Barackenlager. Anstrengend war in den ersten Kriegsjahren der Transport der Pakete aus der Prüfungsstelle Ingolstadt, den die Gefangenen in kleinen Wagen selbst bewerkstelligen mußten. Später, als genügend Pferde zur Verfügung standen, wurde auch diesem Übelstande abgeholfen.

Besonders erwähnenswert ist das Zwischenwerk Friedrichshofen, das sog. Judenfort. In diesem Werk waren sämtliche kriegsgefangene Israeliten (Unteroffiziere und Mannschaften) untergebracht. Es waren bettelarme und unglückliche Menschen, denn fast keiner von ihnen hatte seit Jahren irgendeine Nachricht aus der Heimat erhalten! Sie bekamen keine Liebesgaben gesandt. Es waren Russen und Polen. Die deutsche Humanität trug ihrem Ritus Rechnung: sie wurden rituell verpflegt! Das Fleisch wurde durch Vermittlung des Rabbiners in Ansbach täglich gesandt und der Küchenbetrieb war den Ge- Judenfort.

Digitized by Google

fangenen völlig überlassen. Für die Besatzung des Werkes, für den Kommandanten und die Wachmannschaften wurde auf eigenem Herd gekocht.

Diese Gefangenen führten sich übrigens sehr gut. Sie waren bescheiden und zufrieden. Am Tage waren sie in der Nähe des Forts mit Kulturarbeit beschäftigt. Abends lagen sie, wenn die Witterung gut war, auf den Wällen umher oder unterhielten sich in den warmen Zimmern, in welchen allerdings die Beleuchtung zu wünschen übrig ließ. Im Winter bestand die regelmäßige Abendunterhaltung in — Tanzen. Sie tanzten leidenschaftlich gerne. Es war ihnen zu diesem Zwecke eine dunkle Kasematte zur Verfügung gestellt, da ein anderer Raum nicht vorhanden war. An der Decke hing eine kleine Petroleumlampe. Hier versammelten sich nun die Tänzer jeden Abend um den Tanzmeister, der die Violine oder Balalaika spielte und tanzten stundenlang — ein Bild für den Pinsel eines Wereschagin! Die Drohung, vom abendlichen Tanze ausgeschlossen zu werden, bewirkte Wunder des Gehorsams. Auch für gottesdienstliche Zwecke war diesen Gefangenen ein Raum zugewiesen, den sie als Synagoge einrichteten. Diese Gefangenen waren sehr religiös. Die großen jüdischen Feiertage — die Israeliten waren nach von der Regierung getroffenen Verfügungen an diesen Tagen arbeitsfrei — wurden streng gehalten.

Als im letzten Kriegsjahre Mangel an Arbeitskräften in der Landwirtschaft auftrat, wurden auch die israelitischen Gefangenen auf das flache Land geschickt; sie verließen ungerne Friedrichshofen.

Die Offiziers-Forts.

Wie schon erwähnt, waren fünf große Werke des Fortgürtels der Festung Ingolstadt als Offizierslager eingerichtet. Durchschnittlich war jedes dieser Forts mit 200 kriegsgefangenen Offizieren belegt, hievon zwei Drittel Franzosen und ein Drittel Russen. In einem Fort waren auch englische Offiziere untergebracht. Außer den gefangenen Offizieren befanden sich zirka 50 gefangene Mannschaften in jedem Fort, zur Bedienung der Offiziere bestimmt. Das Fort stand unter Kommando eines deutschen Offiziers des Beurlaubtenstandes; ihm beigegeben war eine kleine Anzahl von Unteroffizieren und Wachmannschaften.

Der Fortkommandant hatte einen außerordentlich anstrengenden Dienst; sein Los war nicht beneidenswert. Ich kenne keine Dienstesstelle der immobilen Armee, deren Belastung nur annähernd jener des Fortkommandanten gleich gekommen wäre. Da er der einzige deutsche Offizier im Fort war — Ausnahmen waren nur einzeln und vorübergehend — so war er ein einsamer Mann. Er konnte das Fort nur selten verlassen und kannte keinen Unterschied zwischen Werktagen und Sonn- und Feiertagen. Die Arbeiten und die Sorgen waren ohne Pausen. Außer den zahlreichen schriftlichen Arbeiten, die in Berichten und Listenführung aller Art von dem Fortkommandanten einverlangt wurden, brachte die Sorge für die Verpflegung, die Beaufsichtigung der Wachmannschaften und die ständige Überwachung der Kriegsgefangenen so viel Arbeit, daß wohl keine freie Stunde des Tages blieb.

Beschwerden. Um nur einige Punkte herauszugreifen, seien die zahlreichen Beschwerden angeführt, die fast täglich von den Offizieren in seitenlangen Ergüssen eingereicht wurden. Besonders die jüngeren Offiziere trieben mit Beschwerdeschriften einen wahren Sport. Es war ihnen ein Zeitvertreib und gab ihnen ein Gefühl der Befriedigung, ihren Haß zu Papier gebracht zu haben. Da jedem Kriegsgefangenen, ob Offizier oder Mannschaft, meinerseits erlaubt war, sich bei meiner Anwesenheit in den einzelnen Lagern — und ich besuchte täglich eines der Forts oder Zwischenwerke — ohne Anmeldung an mich persönlich zu

Digitized by Google

wenden und Beschwerden oder Bitten vorzutragen, so war eigentlich niemals ein Grund zur schriftlichen Beschwerde. Wurde doch von mir dem Beschwerdeführer oder dem Bittsteller immer sofort entweder seinem Anliegen entsprochen bezw. Abhilfe geschafft oder ihm die Gründe erklärt, warum seine Wünsche nicht erfüllt werden konnten. Allein trotz dieser gewiß humanen Maßregel schrieben die kriegsgefangenen Offiziere fortwährend Beschwerden und zwar gerichtet an die Vertreter der neutralen Staaten. Sie wußten, daß jede Beschwerde, sei sie noch so ungerecht, vorgelegt werden mußte, und reichten sie vielfach ein, nur um den Fortkommandant zu ärgern, denn derselbe mußte natürlich zu jeder Beschwerde Stellung nehmen und auf Verhältnisse hinweisen, die schon tausendmal gesagt und nicht zu ändern waren. Nicht besser erging es mir selbst. Ich hatte nicht das Recht, eine Beschwerdeschrift zurückzugeben, auch wenn sie die glatte Unwahrheit enthielt. Sie mußte höheren Ortes vorgelegt werden und überdies — und dies war das Erschwerende — mit meiner Stellungnahme und Darstellung der tatsächlichen Verhältnisse. Ich möchte bezweifeln, ob die Kommandanten der englischen oder gar der französischen Gefangenenlager ebenso verfahren haben!

Besonders waren es junge französische Offiziere, denen im Laufe der mehrjährigen Gefangenschaft jede ruhige Überlegung und gerechte Beurteilung der Verhältnisse völlig abhanden gekommen war und leider muß auch gesagt werden, sehr oft die eines Offiziers würdige Haltung. Glücklicherweise waren sie in der Minderheit und ich gebe zu, daß die lange Dauer der Gefangenschaft, das oft sehr jugendliche Alter und in vielen Fällen der offensichtliche Mangel an Erziehung als Milderungsgründe angeführt werden können. Auch war nicht zu verkennen, daß der Krieg manche Elemente in die Offizierskorps gelangen ließ, welche im Frieden niemals dort Aufnahme gefunden hätten. Dies bestätigte mir auch ein älterer russischer Offizier, der mit den Ungezogenheiten einiger russischen Offiziere durchaus nicht einverstanden war. Übrigens machte keine Armee in dieser Beziehung eine Ausnahme, auch die deutsche nicht. Die älteren Offiziere erhoben selten Beschwerden, gewöhnlich nur dann, wenn sie von den jüngeren Elementen dazu gezwungen wurden, denn das war eine auffallende Erscheinung, daß die älteren Offiziere fast keinen Einfluß auf die jungen unruhigen Elemente hatten. Ich habe unter den älteren Offizieren, Russen wie Franzosen, vornehme Naturen kennen gelernt, welche mit Würde und Anstand das traurige Los der Gefangenschaft trugen. Ich habe sie oft bemitleidet und bewundert, denn ich wußte doch aus mehrjähriger Anschauung, welch seelische Folter für den gebildeten Mann Gefangenschaft bedeutet, ganz abgesehen von den unvermeidlichen Entbehrungen und den unangenehmen Lebensbedingungen, welche notwendigerweise mit der dauernden Gemeinschaft mit doch schließlich fremden Leuten verbunden sind. Aus diesem Grunde waren auch die Ingolstädter Forts so gefürchtet, denn es gab hier keine Einzelzimmer und selbst Stabsoffiziere mußten Wohn- und Schlafraum mit 4—6 Offizieren teilen.

Ich erinnere mich in der Tat nur eines einzigen höheren französischen Offiziers, welcher an fanatischen Haß gegen alles, was Deutsch ist, den exaltiertesten Leutnant überbot. Ich weiß nicht, war es die Folge der Haftpsychose oder war es wirklich innerste Überzeugung, welche den alten Mann zu solch grimmigem Deutschenhasser machte. Er ging soweit, sich bei mir zu beschweren, daß deutsche Soldaten in der Fortkapelle ihre Andacht verrichteten. Die alten Landsturmmänner besuchten in freier Stunde den Betraum und knieten ruhig in den hintersten Bänken. Auf meine Frage nach dem Grunde, antwortete mir der alte Oberst, daß „nicht die geringste Eigenschaft, welche die Deutschen

Digitized by Google

hätten, die sei, daß sie stinken"! und ferner, daß „er nicht glauben könne, daß die Deutschen zu demselben Gott beteten, wie die Franzosen"! Ich habe dem Offizier natürlich den deutschen Standpunkt in diesen Dingen klarzumachen versucht, allerdings ohne Erfolg. Meine Soldaten aber schickte ich in die nahe Dorfkirche, um Reibereien vorzubeugen. Möglich, daß der grimmige Oberst diese Nachsicht für Schwäche ausgelegt hat! — —

Die meisten Klagen kamen aus Fort IX. Wenn Vertreter der neutralen Staaten in dieses Fort kamen, dann wurden sie von den Offizieren mit Beschwerden aller Art überschüttet. Wollte es der Zufall, daß der Vertreter an einem düsteren Regentage in das Fort kam und sah im Dämmerlichte das fürchterliche zigeunerhafte Chaos in den Zimmern der Kriegsgefangenen, und bemerkte die Finsternis in den Gängen und Poternen, dann kann man sich wohl denken, daß er kein günstiges Bild von der Unterbringung im Fort erhielt. Ich habe schon angegeben, wie viel Schuld die Gefangenen selbst an dem unwohnlichen Aussehen ihrer Räume trugen und habe auch darauf hingewiesen, daß Festungswerke sich wenig zu längeren Wohnungen eignen. Dennoch haben sich viele kriegsgefangene Offiziere nach Ingolstadt gemeldet, weil sie — und das erklärten sie mir selbst — doch mehr Bewegungsfreiheit in den großen Höfen und den ausgedehnten Wällen hatten.

Übrigens hatte es mit dem Fort IX eine besondere Bewandtnis. Als nämlich die Fluchtversuche sich mehrten, kam das Kriegsministerium auf die unglückliche Idee, in Fort IX alle Flüchtlinge, die wieder eingebracht worden waren und alle Offiziere, welche einen Fluchtversuch in irgend einem Lager unternommen hatten, in dem Fort IX in Ingolstadt zu versammeln und dem Fort eine stärkere Bewachung zu geben. Nach einigen Monaten guter Führung sollten sie auf ihre Bitte wieder in ein anderes Lager kommen. Diese Maßnahme hatte natürlich schwere Folgen: 1. Wurde das Fort als Straffort bezeichnet und stets in den schwärzesten Farben geschildert, obwohl nicht eine einzige Ausnahme in Behandlung dieser Gefangenen gemacht wurde und was die Einrichtung des Forts betrifft, sich Fort IX in nichts von den anderen Forts unterschied. 2. Das Fort beherbergte bald nur die schlimmsten und renitentesten Elemente; lauter junge französische und russische Offiziere, welche sich in die Autosuggestion, sich in einem Straffort zu befinden, so hineinlebten, daß kein Tag ohne Krawall verging. Die Gefangenen überboten sich gegenseitig an Ungezogenheiten gegen den Fortkommandanten, der nach den deutschen Bestimmungen keinerlei Strafbefugnis hatte und schikanierten die Unteroffiziere und Bewachungsmannschaften in jeder nur denkbaren Weise. So wurde das Fort IX zur Hölle — aber nicht der Gefangenen, sondern des Fortkommandanten und seiner Leute. Ich mußte den Fortkommandanten dreimal wechseln!

Der Leser wird fragen: Ja, hat man denn die renitenten Elemente nicht exemplarisch bestraft? Die Antwort darauf findet man in dem übernächsten Kapitel über „Bestrafung der Kriegsgefangenen"!

Daß unter diesen Umständen von einem freundlichen Entgegenkommen der deutschen Besatzung des Forts nicht mehr die Rede sein konnte, wird man begreiflich finden. Auch die deutsche Langmut hat ihre Grenzen. Freilich, in den Beschwerden der Kriegsgefangenen steht von ihrem renitenten und ohne Grund ungezogenen Benehmen kein Wort. Den Vertretern der neutralen Staaten gegenüber spielten sie die Rolle der armen mißhandelten Gefangenen; nie aber konnten sie auf Tatsachen hinweisen, die die Gesetze der Humanität verletzt hätten; nie eine Mißhandlung zur Anzeige bringen und nie etwas vorbringen, das zu ändern in meiner Macht gelegen wäre. Der immer wiederkehrenden Klage gegen die Unterbringung in Fortkasematten konnte man nicht abhelfen; auch kann man,

Digitized by Google

wie gesagt, aus Festungskasematten nicht Salons herstellen. Ich wäre zufrieden, wenn die deutschen Kriegsgefangenen in Frankreich und in Rußland nicht schlechter untergebracht gewesen wären, als die kriegsgefangenen Offiziere in den Forts in Ingolstadt.

Fortkommandant.

Doch zurück zu den Arbeiten des Fortkommandanten. Ihm oblag außer den erwähnten Berichten die Führung der Strafbücher der Gefangenen — die deutsche Pedanterie war sogar auf diesen Unsinn gekommen! —, die Fertigung der umständlichen Besoldungsrapporte, die Personalaufnahmen der eintreffenden Kriegsgefangenen, die Durchsuchung letzterer, die Einnahme und Auszahlung der von den Offizieren deponierten Gelder, die Auszahlung der Postanweisungen usw. usw. Hiezu kam die Aufsicht im Fort, die Kontrolle der Wachmannschaften und der Postenketten, die Nachschau in den Küchen und in den übrigen Räumlichkeiten des Forts. Außerdem wurde der Vielgeplagte auf Tritt und Schritt mit Bitten und Fragen der Gefangenen bestürmt, die immer nervöser und aufgeregter wurden, was viel Ruhe, Selbstbeherrschung, Takt und Geduld seitens des Kommandanten erforderte. Männer, die nicht stählerne Nerven besaßen, wurden in diesem Fegefeuer bald zermürbt.

Das dem Fortkommandanten beigegebene Unteroffizierspersonal war selbstredend mit Arbeit überhäuft. Unteroffiziere und Mannschaften waren allen möglichen Schikanen der Kriegsgefangenen ausgesetzt, welche auch viele Versuche machten, das deutsche Aufsichtspersonal zu bestechen — Versuche, welche in den drei Jahren meines Kommandos nur ein- oder zweimal von Erfolg waren.

Einrichtungen in den Forts.

Wohn- und Schlafraum.

1. Die Einteilung im Inneren der Forts ist so ziemlich bei allen dieselbe. An der sog. Kehle, d. h. der rückwärtigen Seite des Forts befindet sich eine Reihe von gewölbten Kasematten, welche als Wohn- und Schlafraum für die kriegsgefangenen Offiziere dienten. Je sechs Gefangene befanden sich in solchem Zimmer. Der Raum war groß, mit hohen vergitterten Fenstern versehen und hatte in den südlichen Forts asphaltierten Boden. Inmitten der Kasematte standen zwei große Tische, über welchen eine Petroleumlampe hing. Die Betten — eiserne oder hölzerne Feldbetten — standen längs der Wände und ober den Betten war ein Brett zur Aufnahme der Habseligkeiten des Gefangenen angebracht. In einer Ecke war ein Waschtisch mit Steinkrügen und Waschschüsseln aufgestellt. Mit dieser puritanischen Einfachheit waren auch die deutschen Offizierszimmer in den Friedensübungslagern eingerichtet. Empfindlich war der Mangel von Schränken, aber es war kein Raum zu deren Aufstellung vorhanden. Man kann nicht leugnen, diese Ausstattung war sehr primitiv und das Wort Komfort mußte der Gefangene aus seinem Dasein streichen. Dennoch machten die Räume, ehe sie von den Gefangenen bezogen wurden, einen ganz wohnlichen Eindruck, der sich auch in den von den Deutschen belegten Kasematten, in denen auf peinliche Ordnung und Sauberkeit gehalten wurde, erhielt. Die Gefangenen aber machten in kurzer Zeit die Zimmer zu wahren Räuberhöhlen. Sie stapelten eine Menge von Kisten und Kästen, Schachteln, Paketen, Büchern, Flaschen, Kochgeschirr und Geräte aller Art auf, so daß fast kein freier Raum mehr blieb. Sie kauften oder fertigten sich kleine Tische vor ihren Betten und hängten um das Bett Tücher und Stoffe, im Bestreben, einen abgeschlossenen Raum für sich zu gewinnen. Man kann sich ungefähr vorstellen, welches Kunterbunt in dem Raum entstand und wie sehr derselbe an Luft und Helligkeit einbüßte. Aber noch mehr! Die Offiziere hatten gebeten, kleine Herde kaufen zu dürfen, die oft nicht größer waren als

Digitized by Google

solche in Puppenküchen. Auf diesen Herden wurde nun den ganzen Tag Kaffee und Tee bereitet und ganze Menus hergestellt. Auf den Bordbrettern standen Häfen, Kasserollen, Tigel usw. in Menge. Nun rauchte und dampfte es in den Stuben; im Sommer war bald Abhilfe geschaffen durch Öffnen der hohen Fenster. Aber im Winter mußte jede solche Lüftung mit einem empfindlichen Wärmeverlust erkauft werden, der bei der herrschenden Kohlenknappheit schwer zu ersetzen war. Die Gefangenen hielten nirgends Ordnung. Die Betten waren stets mit Kleidungsstücken belegt oder mit anderen Dingen, wie eben die Laune sie hingeworfen hatte. Die Herrschaften waren nicht zum „Aufräumen" zu bewegen. Es gab wohl einige Plätzchen, die in Ordnung gehalten waren, allein sie erschienen wie kleine Inseln in dem fürchterlichen Chaos.

Mir machten wiederholt den Versuch, die Gefangenen zu größerer Ordnung zu bewegen und nahmen ihnen alte, leere und völlig unbrauchbare Emballagen u. dgl. weg, allein, dann war des Schimpfens über die „Barbaren" kein Ende und die jungen Franzosen reichten Beschwerden ein, „Diebstahl betreffend"! Man ließ die Kriegsgefangenen schließlich gewähren, da man die Mittel, sie zur Ordnung zu zwingen, im Rahmen des Strafbefugnisses nicht besaß.

Ein sehr mißlicher Umstand war, daß man nicht eigene Schlafräume für die Kriegsgefangenen zur Verfügung hatte. Aber das Fort zählte nur wenig helle Räume und außer den Wohnzimmern mußte man Lese- und Spielzimmer einrichten für die langen Winterabende. In einigen Forts hatten die Offiziere auch Musikzimmer, allerdings dunkle Räume, die sie künstlich mit Karbid beleuchteten.

Jedes Fort enthielt eine deutsche und eine Gefangenen-Küche, ferner einen Baderaum und eine Kasematte, welche als Kapelle eingerichtet war.

Badegelegenheit. 2. Die Badegelegenheit war außerordentlich einfach und bestand aus fünf bis sechs Duschen. Sie war Ursache ständiger Klagen. Die Offiziere, die täglich baden wollten, vergaßen immer wieder, daß man ihnen in einem isolierten Festungswerk nur eine provisorische Einrichtung einfachster Konstruktion anbieten konnte und jeder weitere Komfort schlechterdings unmöglich zu erreichen war. Wir deutschen Offiziere, die in dem überfüllten Ingolstadt in recht einfachen Bürgerquartieren lagen, die meist ohne Badegelegenheit waren, wären wohl zufrieden gewesen, Duschbäder wie im Fort zur Verfügung zu haben. Der starke Besuch der Badeanstalt in den Forts, der oft nur zum Zeitvertreibe geschah, zeitigte auch einen anderen Nachteil: die zur Bedienung der Offiziere und zum Heizen der Kessel bestimmten Mannschaften (Gefangene) wurden renitent und verweigerten diese Dienstleistung nicht ganz mit Unrecht, denn es war eine große Anstrengung, vom frühen Morgen bis zum späten Abend in dem Dampf des Baderaumes zu stehen und die ungeduldigen und gegen ihre Leute nichts weniger als gütigen, aber sehr anspruchsvollen Herren zu bedienen. Besonders nahmen die russischen Offiziere auf die Mannschaften ihrer Nationalität nicht die geringste Rücksicht. Bezeichnend in dieser Hinsicht ist die Tatsache, daß weder ein russischer noch ein französischer Mann sich freiwillig zur Bedienung in die Offiziersforts meldete. Die Bedienungsmannschaften mußten kommandiert werden und baten nach kurzer Verwendung in den Forts um Rückversetzung in ein Mannschaftslager.

Betraum. 3. Wie schon erwähnt, hatte jedes Fort eine Kasematte als Betraum eingerichtet. Den Gottesdienst versah ein Geistlicher (Gefangener), meist französischer Unteroffizier. Diese Kapellen waren hübsch ausgestattet; statt der Orgel diente ein Harmonium. Auch hatte sich in allen Forts ein Kirchenchor gebildet. Täglich wurde in den Kapellen Messe gelesen. Der Besuch war immer gut, selbst des Tages über fanden sich einzelne Beter ein.

Digitized by Google

Zur Abhaltung des evangelischen Gottesdienstes kam ein im Barackenlager internierter französischer Geistlicher in die Forts und die Russen besuchte der Pope des genannten Lagers an bestimmten Tagen. In einem Fort hatten die französischen Offiziere gebeten, einen Kreuzweg anzulegen; es wurde ihnen von mir genehmigt und der Kreuzweg wurde von den Kapuzinern eingeweiht! Wie schon gesagt, dem religiösen Bedürfnis der Gefangenen war in weitgehendstem Maße Rechnung getragen.

Dies Bedürfnis war in der Tat vielfach vorhanden. Wenn ich unvermutet die Forts besuchte und die Kapellen betrat, fand ich stets einige ältere französische Offiziere in tiefer Andacht versunken. Die Mehrheit aber machte sich nicht viel aus dem Gottesdienst. In einem Zwischenwerk z. B., in welchem fast ausschließlich Südfranzosen untergebracht waren, besuchten selbst Sonntags nur 2—3 Mann die Messe. Die französischen Geistlichen waren durchwegs anständige, korrekte Leute, allerdings alle glühende Patrioten, was ich nicht als Vorwurf erwähne. Einige von ihnen wurden mir verdächtigt, daß sie ihren Offizieren zu Fluchtversuchen behilflich gewesen sein sollten — aber ich konnte niemals den wirklichen Beweis hiefür erhalten. Die wenigen russischen Geistlichen, die ich kennen lernte, waren finstere, verschlossene und fanatische Männer, welche bei ihren Leuten wenig Ansehen genossen.

Bewegung im Freien.

4. Den Offizieren war in den Forts reichlich Gelegenheit zur Bewegung im Freien gegeben. In jedem Fort waren zwei große Höfe vorhanden, in welchen sich die Kriegsgefangenen Tennisplätze und dergl. anlegten. Auch Turngeräte waren aufgestellt. An schönen Tagen herrschte hier stets ein lebhaftes Treiben; besonders die jungen französischen und englischen Offiziere waren unermüdlich in sportlichen Übungen. Von Zeit zu Zeit wurden Sportfeste veranstaltet und man konnte bei diesen Gelegenheiten manch hervorragende Leistung sehen. Die Russen beteiligten sich nicht viel, sie machten lieber die Zuschauer.

Die hohen Wälle mit der weiten Aussicht in die umliegende Landschaft waren beliebte Spaziergänge der Gefangenen. An heißen Sommertagen trugen die Gefangenen ihre Liegestühle hieher oder sie lagen im Gras, viele Stunden lang, völlig nackt Sonnenbäder nehmend. Der Erfolg blieb nicht aus. Ich sah viele Offiziere, die sich im Adamskostüm von kupferfarbigen Indianern nicht unterschieden. Natürlich war solcher Aufenthalt in den Forts sehr gesund und es ist Tatsache, daß in den Forts kein Mann erkrankte all die Jahre hindurch. Wenn Offiziere das Lazarett aufsuchen mußten, dann waren es tiefere Leiden, die aus früherer Zeit stammten. Nicht geeignet waren die Forts und überhaupt der Aufenthalt in Ingolstadt für Malariakranke, da hier die gefürchtete Anopheles-Fliege vorkommt. An Malaria leidende Gefangene wurden denn auch in andere Lager versetzt.

Im Winter belustigten sich die Gefangenen in den Forts mit Rodeln von den Wallrampen herab oder sie legten Eisflächen in den Höfen an, zum Schlittschuhlaufen, Eisschießen und dergl.

In dem letzten Jahre des Krieges wurden die gefangenen Offiziere (Winter und Sommer) wöchentlich zweimal außerhalb der Forts spazieren geführt, durch den Fortkommandant oder dessen Stellvertreter. Die Offiziere, welche sich an diesen Spaziergängen beteiligten, mußten ihr Ehrenwort geben, den Ausflug nicht zur Flucht zu benützen. Nur Russen und Engländer beteiligten sich. Die Franzosen wollten ihr Ehrenwort Deutschen nicht geben und blieben in den Forts; nach einiger Zeit folgten auch die russischen Offiziere diesem Beispiel, nur die praktischen Engländer machten von diesem humanen Angebot fleißig Gebrauch und waren, wenn sie das finstere Fort im Rücken hatten, vergnügt wie kleine Kinder. Die Landbevölkerung war weniger entzückt über diese Spaziergänge. Mir sagte ein wohlhabender Landwirt, als der fröhliche Zug der eng-

Digitized by Google

lischen Gefangenen an uns vorüberkam: „Dös a no! i möcht' wissen, wer meine Buam in Frankreich spazieren führt!"

Einen angenehmen Zeitvertreib hatten die Gefangenen der Wasserforts in der Angelfischerei gefunden, welche ihnen gegen eine geringe Entschädigung an den Pächter der ziemlich fischreichen Wassergräben gestattet worden war. Stundenlang oblagen viele Offiziere diesem Sport und brachten manche schöne Beute in die Fortküche. Freilich mußten sie auch bei dieser an sich so harmlosen Beschäftigung sorgfältig überwacht werden. Dies lehrte folgender Vorfall:

Eines schönen Tages kam die Alarmnachricht, daß ein junger französischer Offizier gelegentlich des Fischens in das Wasser gestürzt sei. Er wurde sofort von den Kameraden dem nassen Element entrissen. Man machte Wiederbelebungsversuche, die auch von Erfolg waren. Dem herbeigerufenen Lagerarzt war aufgefallen, daß der Verunglückte verhältnismäßig wenig Wasser geschluckt hatte. Die Offiziere behaupteten, er sei von einem epileptischen Anfall überrascht worden. Da aber der Offizier nicht am Ufer im seichten Wasser lag, sondern ungefähr sechs Meter vom Ufer entfernt an tiefer Stelle, so schien die ganze Geschichte verdächtig. Im Lazarett gestand auch der Fischer, daß er den Versuch unternommen hatte, mit Hilfe eines langen Gummischlauches unterhalb der Wasseroberfläche in voller Kleidung durch den Fortgraben zu schwimmen als Vorübung zu einem Fluchtversuch! Mittels des Gummischlauches, den er über die Wasserfläche hielt, wollte der Erfinder die nötige Luft für den kühnen submarinen Schwimmversuch erhalten. Die Zuschauer waren natürlich in den Plan eingeweiht, um bei Mißlingen Hilfe leisten zu können.

Man sah auch harmlosen Zeitvertreib an den Wassergräben und ich hatte oftmals den Beweis dafür, zu welch primitiven Mitteln auch der gebildete Mensch greift, um den entsetzlich langen Tag der Gefangenschaft zu kürzen. Junge Offiziere bauten sich kleine Schiffchen, versahen sie mit Segeln und ließen dieselben an langen Bindfäden im Wasser treiben, fröhlich wie die kleinen Kinder, wenn eins dieser Spielzeuge besonders flott schwamm.

Andere widmeten sich viele stundenlang dem Fußgängersport auf den Wällen. Sie marschierten in ziemlich scharfem Tempo dreißig bis vierzig Kilometer, nur wenig unterbrochen von kurzen Rasten. Wir wunderten uns über diese Ausdauer, aber wir kamen bald auf den eigentlichen Grund dieses Sportes: die jungen Offiziere trainierten für die Märsche, welche sie nach einem eventuell gelungenen Fluchtversuch aus dem Fort erwarteten!

5. Bei schlechtem Wetter versammelten sich die Offiziere in einzelnen Zimmern. Man spielte Schach und Domino, hielt Vorträge oder trieb Musik. Klaviere wurden in Ingolstadt gemietet, sogar Billardtische wurden in die Forts geschafft. In jedem Fort waren von den Offizieren reichhaltige Bibliotheken eingerichtet. Die französische Bibliothek im Fort Orff enthielt 750 Bände, die russische 650 Bände. Im Fort X zählte die französische Bibliothek 500 und die russische zirka 1000 Bände. Die französische Bibliothek im Fort VIII umfaßte 1100 gut erhaltene Bücher, meistens Romane, ferner geschichtliche und philosophische Werke. Fast alle Bücher waren in französischer Sprache; in fremden Sprachen waren in der letztgenannten stattlichen Büchersammlung nur 30 englische, 4 spanische und ein deutsches Buch vorhanden!

Bibliotheken.

An Zeitungen wurden nur deutsche Blätter gestattet; eine in französischer Sprache erschienene, aber unter deutscher Aufsicht stehende Zeitung wurde wenig gelesen aus naheliegenden Gründen. Die Offiziere hatten laufend große Bücherbestellungen. Die monatliche Gesamtausgabe für Bücher betrug in Ingolstadt durchschnittlich 1000 Mark! Kein Wunder — ein unterhaltendes Buch hilft über viele schwere Stunden am besten hinweg. Die Lektüre war besonders von

Digitized by Google

den älteren Offizieren vor allen anderen Unterhaltungen bevorzugt; die jungen Offiziere zogen das Spiel im Freien vor. Außerdem hatten sie ein Unterhaltungsmittel, das sie unendlich viel beschäftigte und, wie mir ein kriegsgefangener Offizier gestand, ständig frisch und voll Spannung und Hoffnung erhielt: Das Ausarbeiten von Fluchtplänen! Ich komme darauf noch zurück.

Theater.

6. In den Offiziersforts wurde auch Theater gespielt. Es standen zwar nur dunkle Kasematten zur Verfügung, aber die Gefangenen überwanden die größten Schwierigkeiten mit großer Geschicklichkeit. Im Fort VIII waren sogar zwei Theater: ein „Schauspielhaus" und ein Kasperltheater, das den großartigen Titel „theatro dei Burattini" führte.

Die Theatervorstellungen wurden eine Woche vorher in großen Plakaten angekündigt, die reichlich mit Bildern der leichtgeschürzten Muse geschmückt waren. Der Besuch war immer sehr stark. Selbstverständlich waren fast alle Forttheater französisch. Die Russen hatten nur in einem Fort den Versuch gemacht, zu spielen.

Der Theaterabend war im Fort stets ein Ereignis. Die Besucher machten besonders Toilette und erschienen in tadellosen Uniformen. Die Franzosen vertieften sich bei diesen Gelegenheiten in eine bewundernswerte Suggestion. Man hatte in der dunklen, nur mit spärlichem Lichte beleuchteten Theaterkasematte Büffets eingerichtet, die mit Leckerbissen aller Art und Süßweinen ausgestattet waren für die — Damen! Das Entzücken der Zuschauer waren nämlich die Damenrollen, welche von jungen französischen Offizieren allerdings glänzend sowohl in Maske, wie in Geste und Haltung gespielt wurden. Die „Dame" war aus Vorräten der Gattinen und Schwestern usw. in modernster Pariser Toilette gekleidet und zwar vom durchbrochenen seidenen Strumpf angefangen, bis zum reizendsten Phantasiehütchen. Nichts fehlte — auch die Wäsche war echt. Da Ankleideräume nicht zur Verfügung standen, so mußten die „Damen" in den Wohnzimmern Toilette machen, was natürlich bei den Gefangenen viel Heiterkeit erregte. Die „Damen" waren in den Pausen der Vorstellungen umringt von aufmerksamen Kavalieren, die sie am Arm zu den Büffets führten. Man hatte die Gegenwart und Wirklichkeit vergessen und war in Frankreich!

Im Theater war die Luft geschwängert von Parfüm. Letzteres liebten die französischen Offiziere sehr und kauften es in großer Menge. Die Vorliebe für Parfümerien ist ein femininer Zug im französischen Charakter, der übrigens nicht überrascht. Wenn ich nicht irre, hat Maupassant das Wort geprägt: Wir Franzosen sind feminin. Nun, die große Verehrung des Ewigweiblichen ist bei den französischen Gefangenen oftmals genug in die Erscheinung getreten. Das Weib war wohl den jungen französischen Gefangenen die größte Entbehrung.

Wie groß die Sehnsucht war, konnte ich eines Tages an einem Scherz ermessen, den junge französische Offiziere sich in einem Zimmer mit vollem Ernste hingaben. Sie hatten eine kleine Porzellanpuppe angeschafft, hübsch toilettiert natürlich. Diese Puppe wurde an die Spitze des Tisches gesetzt. Man unterhielt sich mit ihr in der liebenswürdigsten Weise. Einer der Leutnants war vom Tisch gewiesen worden; er soll sich erlaubt haben, gegen Mademoiselle frech geworden zu sein. Bestellung einer lebensgroßen weiblichen Gummipuppe aus Paris ließ ich nicht zu.

Was übrigens die Parfümerien betrifft, so wurden sie zum Schluß sehr knapp; erstens wegen der großen Kosten und zweitens, weil die Russen sie gebrauchten zum — Trinken! Alkohol war im Lager verboten. Das Dünnbier und der Wein genügte einigen Russen aber nicht; da halfen sie diesen Getränken mit Eau de Cologne und Haarbalsam nach. (Anfangs brannten wir Spiritus in den Ganglampen der finsteren Forts; sie wurden jede Nacht des Spiritus beraubt!)

Die Russen beteiligten sich am Besuch der Theater nur wenig, da sie die

Digitized by Google

französische Sprache nicht genügend beherrschten. Sie hielten Bier- und Weingelage und arrangierten Hazardspiele, allerdings anscheinend mit lächerlich kleinen Umsätzen, da Spielen um Geld verboten war. Aber wir wußten, daß das kleine Geldstück oder die Spielmarken mitunter sehr hoch bewertet waren und viele Offiziere Vermögen verspielten— zahlbar nach dem Frieden!

Mit den Theatervorführungen wechselten Konzerte ab. Fast jedes Fort hatte ein Orchester. Die Leistungen waren mitunter recht gut. Ich wohnte einst in einem Offiziersfort der Probe zur „Weißen Dame" an, bei welcher die Ouvertüre tadellos gespielt wurde. Auch Singchöre waren gebildet, welche hauptsächlich bei Gottesdiensten auftraten. Besonders die Russen leisteten Hervorragendes im Männergesang a capella.

Noten und Musikinstrumente wurden fast ausschließlich von deutschen Firmen bezogen, da die Offiziere erklärten, daß sie diese Sachen in Deutschland billiger erhielten als im Ausland. Einzelne Gefangene haben ganz bedeutende Summen hiefür ausgegeben.

Übrigens waren die kriegsgefangenen Offiziere größtenteils vermögend; nur wenige waren auf ihren Sold angewiesen. Die Offiziere sparten nicht und kauften bei deutschen Geschäften, welche sie durch die Zeitungen kennen lernten, eine Menge Dinge, darunter oft wertvolle Sachen. So bestellte sich z. B. ein russischer Offizier ein sehr teueres Porzellanservis. Er hatte die Zeichnung und Monogramme selbst vorgeschrieben. Ein anderer kaufte eine kostbare Violine. Große Nachfrage war nach Photographieapparaten und optischen Instrumenten, da die Gefangenen wußten, daß dieselben bei uns in Deutschland billiger und besser zu haben waren. Allein photographische Apparate waren in den Lagern verboten und optische Instrumente konnten nicht bezogen werden, da dieselben von der deutschen Heeresleitung beschlagnahmt waren.

In einem Fort veranstalteten die Offiziere, unter welchen sich einige Maler befanden, eine Gemäldeausstellung. Es befanden sich sehr hübsche Sachen unter den Bildern, Landschaften, Genre usw. Zahlreich waren Aktstudien von welchen allerdings einige die Jury des „Salons" abgelehnt haben würde, da sie sich allzusehr pornographischen Darstellungen näherten.

Die Ausstellung hatte ein besonderes Kabinett, das offenbar für die jeunesse dorée bestimmt war. Die Bilder hier zeigten Nuditäten der obsönzsten Art. Die Aussteller ließen die Räume mit den Bildern photographieren und Ansichtspostkarten herstellen zur Versendung in die Heimat. Auf einer der Platten, welche mir zur Genehmigung der Vervielfältigung vorgelegt werden mußten, war ich veranlaßt, die Aufnahme eines Bildes zu verbieten; es stellte eine erotische Szene dar, deren Modell vielleicht in den Orgien der Subura des alten Roms zu finden gewesen wäre. Meine Schwerfälligkeit — die Franzosen nannten es „deutsche Prüderie" — konnte sich nicht entschließen, die Erlaubnis zur Reproduktion zu geben.

Bestrafung der Kriegsgefangenen.

Die Strafbestimmungen für Vergehen der Kriegsgefangenen waren völlig ungenügend. Man hatte vor allem den großen Fehler begangen, das deutsche Militärstrafgesetzbuch auch für Kriegsgefangene gültig und einschlägig zu erklären ohne weitere Sonderbestimmungen, Ergänzungen und Kommentar. Diese unglückliche Bestimmung hatte in erster Linie zur Folge, daß das Strafbefugnis der niederen Vorgesetzten fast Null war. So hatte z. B. der Fortkommandant gegen kriegsgefangene Offiziere, da er als Kompagniechef fungierte — keinerlei Strafbefugnis! Der Lagerkommandant war in der Stellung eines Regimentskommandeurs normiert und mein höchstes Strafmaß gegen einen

Digitized by Google

Offizier war — fünf Tage Stubenarrest! Dies war natürlich lächerlich! Erachtete ich meine Strafbefugnis für einen Fall nicht ausreichend, so mußte ich den Fall, wohl begründet der nächsthöheren Stelle vorlegen, welche dann zehn Tage Stubenarrest aussprechen konnte — eine Straferhöhung, welche meine Schreiberei nicht lohnte. Außer Verweis — der Gefangenen gegenüber nur eine Farce ist — gab es aber keine Strafen! Man hatte Entziehung der Post, d. h. des Entzuges der Erlaubnis Briefe zu schreiben, auf gewisse Zeit hin, vorgesehen, allein sie kam nie in Anwendung, weil das Kriegsministerium Repressalien fürchtete und weil man mit Recht die Strafe, als auch Schuldlose, d. h. die Familien der Gefangenen treffend, als ungerecht ansah. Kurz gegen kriegsgefangene Offiziere gab es nur Arreststrafen und zwar Stubenarrest und Festungshaft. Letztere konnte nur im gerichtlichen Verfahren erkannt werden.

Auch gegen die Unteroffiziere und Mannschaften gab es nur Arreststrafen: einfacher Arrest, Mittelarrest und strenger Arrest. Körperliche Strafen sind im deutschen Militärstrafgesetzbuch nicht vorgesehen und *waren daher auch für Gefangene ausgeschlossen*. Ich möchte nun nicht mißverstanden werden: ich plaidiere nicht für körperliche Strafen, aber dafür, daß man wenigstens für die auszusprechenden Arreststrafen die nötigen Lokalitäten bereitgestellt hätte, welche die Verbüßung des Arrestes auch empfindlich gemacht hätte, denn wenn ein Gefangener sich den Hausgesetzen nicht fügt, renitent, boshaft und frech ist, muß man das Mittel haben, ihn zu bestrafen. Nun, diese Mittel hatten wir nicht oder wenigstens meistens völlig unzureichend.

Es fehlte in *allen* Lagern an geeigneten Räumen für Arreste. Im Barackenlager waren zirka 10—15 Arrestzellen, die natürlich nicht für die vielen Tausend Gefangenen ausreichten. Man mußte in eine Zelle zwei bis drei Sträflinge legen — der Zweck des Arrestes war schon zur Hälfte vereitelt. Sie unterhielten sich sehr gut. Diese Zellen waren nur in einem Holzgebäude, dessen Fenster nicht hochgelegen waren, so daß den Gefangenen oftmals bei Nacht Tabak, Spielkarten, Lebensmittel usw. gereicht werden konnten, da die Postenzahl im Lager zu gering war. Für längere Arreste war das Gefängnis in Ingolstadt bestimmt, allein dies war vom deutschen Militär ständig belegt und mir gelang es selbst in dringenden Fällen, in welchen ein *Verbrecher* sofort untergebracht werden sollte, sehr selten, dort eine Zelle eingeräumt zu erhalten. Der Mangel an Arresträumen verursachte oft mehrmonatlichen Strafaufschub auch für Fälle, in welchen die Strafe hätte dem Vergehen auf den Fuß folgen müssen, sollte sie wirksam sein.

Die gefangenen Offiziere verbüßten den Stubenarrest in einem besonderen Raum, der dieselbe Ausstattung hatte, wie die übrigen Wohnräume. Da in jedem Fort nur *ein* solcher Raum zur Verfügung stand, war seine Belegung oft für Monate im voraus vorgemerkt und der Sträfling — es waren fast immer dieselben unbotmäßigen Persönlichkeiten — hatte bis zum Antritt der zudiktierten Strafe schon wieder weitere auf dem Kerbholz. Auch war die strenge Verbüßung des Stubenarrestes, wie sie den deutschen Offizieren trifft, im Fort nicht durchzuführen: der deutsche Offizier darf seine Wohnung nicht verlassen und keinen Besuch empfangen. Im Fort besuchten die Offiziere trotz des Verbotes doch ab und zu den zu Stubenarrest verurteilten Kameraden und außerdem hielt sich der Sträfling länger als nötig auf seinen Gängen zu den Aborten auf. Wer sollte dies kontrollieren? Zudem waren viele Offiziere ganz zufrieden für ein paar Tage sich in einem eigenen ruhigen Zimmer aufhalten zu können, was sie mir wiederholt ganz offen gestanden.

Längere *Haft* konnte, wie gesagt, nur auf Grund richterlichen Urteiles verhängt werden und ich habe schon erwähnt, daß die Gerichte überlastet waren und langsam arbeiteten.

Digitized by Google

Hiebei muß auch daran erinnert werden, daß alle Kriegsgefangenen nach den Bestimmungen schon des Waffenstillstandes sofort entlassen werden mußten. So haben viele Gefangene ihre Strafe nicht verbüßt, wenn sie sie überhaupt angetreten haben. Die sofortige Entlassung galt auch für die mit Zuchthaus Bestraften! (Es waren einige französische Soldaten wegen schwerer Verbrechen — Notzucht, Sabotage usw. — zur Zuchthausstrafe verurteilt worden.) Und deutsche Gefangene sind heute noch in Avignon!! Wenn übrigens ein kriegsgefangener Offizier von Gerichts wegen verurteilt wurde, bestand die Strafe in Festungshaft. Damit hatte der Gefangene tatsächlich seine Lage nur verbessert: Gefangener war er ja ohnedies und die Unterkunftsverhältnisse waren in Festungshaft besser, als im Lager; er hatte sein eigenes Zimmer usw.

Alles in allem, die Bestrafungsmöglichkeit der Kriegsgefangenen war ungenügend, wozu noch kam, daß der Wortlaut des deutschen Strafgesetzbuches oft kaum mit den Verfehlungen des Gefangenen in Einklang zu bringen war und meistens zu einem Tenor führte, daß das gänzlich wirkungslose Gerichtsverfahren eingeschlagen werden mußte!

Die kurze Skizzierung dieser Verhältnisse mag genügen, um dem Leser verständlich zu machen, daß die Kommandanten nahezu machtlos waren und gegen freche und unbotmäßige Kriegsgefangene, welche die Renitenz systematisch betrieben, einen schweren Stand hatten. Ich glaube nicht, daß ein französisches oder russisches Lagerkommando in derselben Lage war! Die kriegsgefangenen Offiziere kannten den Stand der Dinge sehr genau und die Juristen unter ihnen, besonders französische Offiziere, studierten das deutsche Militärstrafgesetzbuch eingehend! Besonders manche junge französische Offiziere waren im persönlichen Verkehr mit Vorgesetzten von burschikoser Frechheit. Ich mußte, wenn sie eine Bitte oder Beschwerde mir vortragen wollten, wiederholt darauf bestehen, daß sie wenigstens die Hände aus den Taschen nehmen! Ein ganzes Fort mit Arrestzellen hätte nicht genügt, wollte man jede Ungezogenheit bestrafen.

Wie weit die Frechheit jener Elemente ging, davon nur ein Beispiel:

Ich war eines Tages in das Fort gekommen. Der Fortkommandant teilte mir mit, daß er mir in einer Seitengalerie des Werkes eine Stelle zeigen wolle, wo man anscheinend einen Fluchtversuch vorbereite. Wir gingen in die Galerie — der Fortkommandant mit einer elektrischen Lampe versehen. Kaum waren wir in der Galerie eingetreten, bemerkte der Kommandant, daß er viel Geld auf seinem Tisch liegen ließ. Ich sagte ihm, schleunigst zurückzugehen, ich würde ihn hier wieder erwarten. Der Offizier ging weg und ich stand allein in dem Gange. Da krachte die eiserne Tür in das Schloß und es wurde mit dem Schlüssel abgeschlossen — ich war im Finstern und eingesperrt! Nach einigen Minuten wurde die Türe wieder geöffnet und der Fortkommandant meldete mir zorentbrannt: Ein junger französischer Leutnant hatte bemerkt, daß ich allein in der Galerie geblieben war; er sprang hinzu, schloß die Türe und steckte den Schlüssel ein. Glücklicherweise sah dies ein deutscher Unteroffizier und entriß dem Offizier den Schlüssel. Ich ließ den Leutnant kommen und fragte ihn, ob er sich nicht schäme, einen solchen dummen Jungenstreich auszuführen. Antwort: ein höhnisches Grinsen! Strafe: drei Tage Stubenarrest!! Wenn man errraten will, welche Strafe ein deutscher Offizier in französischer Gefangenschaft erhalten hätte, dann lese man die „Gegenrechnung".

Gewiß, diese renitenten Elemente bildeten nicht die Mehrheit. Ich habe auch unter den jungen französischen Offizieren nette und vornehme Männer getroffen, allein jene Minderheit gab den Ton an und niemand wagte, ihr Benehmen zu mißbilligen, aus Furcht, sofort als deutsch-freundlich boykottiert zu werden.

Digitized by Google

Die Fluchtversuche kriegsgefangener Offiziere.

„Flucht" war der Gedanke, der die jüngeren Offiziere Tag und Nacht beschäftigte. Hiezu trug insbesondere der Umstand bei, daß sämtliche im Krieg befindlichen Mächte ihren Offizieren verboten hatten, das Ehrenwort zu geben, Fluchtversuche zu unterlassen. — Während des Krieges 1870/71 hatten die Offiziere ihr Ehrenwort gegeben, nicht zu fliehen und genossen dann in der Gefangenschaft große Bewegungsfreiheit in dem betreffenden Internierungsort.

Im Weltkrieg aber war es den Offizieren zur Pflicht gemacht, in der Gefangenschaft jede Möglichkeit wahrzunehmen, wieder zu ihren Fahnen zurückzukehren. So schön dieser Gedanke in der Theorie erscheint, so wenig eignet er sich für die Wirklichkeit. Dem gefangenen Offizier war hiemit eine Auflage gemacht worden, welche seine Gefangenschaft sehr verschärfen mußte, da selbstredend viele Erleichterungen seiner Bewegungsfreiheit in Wegfall kommen mußten. Andererseits war die Wahrscheinlichkeit des Erfolges außerordentlich gering. So waren z. B. von 300—400 Fluchtversuchen, welche während meiner Kommandoführung innerhalb dreier Jahre in Ingolstadt von kriegsgefangenen Offizieren ausgeführt wurden, nur 2—3 von Erfolg begleitet! In allen übrigen Fällen wurden die Flüchtlinge, wenn es ihnen wirklich gelungen war, aus dem Fort ins Freie zu kommen, nach einigen Tagen oder Wochen wieder eingebracht, meist in völlig erschöpftem Zustand nach unsäglichen Strapazen, Leiden und Entbehrungen.

Besonders die jungen französischen Offiziere legten Wert darauf, wenigstens einen Fluchtversuch gemacht zu haben. „C'est mon devoir!" sagten sie mir immer wieder. Sie stellten an mich sogar wiederholt das Ansuchen; ihnen den Fluchtversuch amtlich zu bescheinigen, was ich selbstredend ablehnte. Bei älteren Offizieren und schwächlichen Persönlichkeiten konnte von derartigen Unternehmungen keine Rede sein, in welchen sogar jungen gesunden und kräftigen Männern schließlich die Kräfte versagten. Der eingebrachte Flüchtling wurde natürlich bestraft, aber aus Gründen, die ich bereits dargelegt habe, war das Los der deutschen Kriegsgefangenen auch in dieser Beziehung ungleich härter, als das der in deutsche Gefangenschaft geratenen Offiziere. Mancher deutsche Offizier hat den Fluchtversuch in Frankreich mit dem Tode gebüßt und alle haben mindestens lange und strenge Arreststrafen erhalten, während bei uns der Flüchtling fünf oder mehr Tage Stubenarrest oder eine vom Gericht ausgesprochene Haftstrafe erhielt, welche in vielen Fällen nicht zum Vollzug kam! In Ingolstadt kam nur ein einziger Fall vor, in welchem, wie ich schon berichtet habe, der Flüchtling — es war ein französischer Unteroffizier — seinen Fluchtversuch mit dem Tode bezahlte.

Der Fluchtversuch war für die Offiziere, wie ich schon erwähnt habe, ein großes Unterhaltungsmittel. Vorbereitung und Ausarbeitung des Fluchtplanes beschäftigte sie wochenlang. Das Erkunden der besten Gelegenheit, die genaue Beobachtung der Postengänge und der Gewohnheiten der Besatzung, die Herstellung der Flüchtlingskleidung, welche meist in adaptierten Uniformsstücken bestand, Beschaffung und Studium der Karten zur Feststellung der Marschroute, das Studium der deutschen Sprache wenigstens für die notwendigsten Fragen, all das nahm viel Zeit in Anspruch und bot Anregung und Zerstreuung.

Die Herstellung der Flüchtlingskleidung machte besonders Schwierigkeiten, da sie vollkommen im geheimen stattfinden mußte, um nicht Verdacht zu erregen. Zivilkleider waren ein vielbegehrter Gegenstand und sind viele Bestechungsversuche an die deutschen Begleitmannschaften herangetreten. Wenn Zivilarbeiter im Fort beschäftigt waren (z. B. zu baulichen Reparaturen und dergl.) und ein

Digitized by Google

Arbeiter legte seinen Rock achtlos beiseite, war das Kleidungsstück bald spurlos verschwunden. Der zerlumpteste Hut war ein kostbares Beutestück. Manches wurde auch mit Geld erworben, da man armen Teufeln ansehnliche Summen bot. Dennoch war die Flüchtlingskleidung immer sehr ungenügend und selbst die Landleute erkannten meist die grotesken Gestalten auf der Flucht, die natürlich durchaus nicht den Eindruck von Gentlemen machten. Dies war auch der Grund, warum die Flüchtlinge die Märsche in die Nachtzeit verlegten. Des Tages über ruhten sie in Verstecken in den Wäldern. Da sie aber nicht wagten, Feuer anzumachen, so kann man sich denken, wie schwierig die Verpflegung war. Meist bestand sie aus Zwieback, welchen der Flüchtling mitschleppen mußte.

Es ist ganz unglaublich, welche Summe von Raffinement aufgewendet wurde, um einen Fluchtversuch in Szene zu setzen und andererseits, wieviel Spürsinn und aufmerksame Beobachtung die Gefangenenbewachung aufbot. Es war ein Krieg im kleinen, in dem man sich in List und Schläue zu überbieten suchte.

Nachstehende wenige Beispiele mögen dies illustrieren:

1. Ein Fluchtversuch im großen Stil wurde im Fort Orff in der Nacht vom 15/16. Juni 1916 von 34 französischen und 4 russischen Offizieren unternommen.

Die Offiziere hatten in einem ihrer zur ebenen Erde liegenden Wohnzimmer vorne am Fenster den Fußboden kreisrund ausgeschnitten und einen Schacht in die Tiefe getrieben (1,80 Meter tief). Von hier aus wurde ein 5,50 Meter langer Stollen mit einer lichten Weite von 75×65 Zentimeter bis zum Abwasserkanal des trocknen Fortgrabens ausgehoben. Dieser Kanal aber führte unter dem Glacis ins Freie. Er war so schmal und nieder, daß ein Mensch nur auf den Knien durchkriechen konnte, überdies ziemlich mit schwarzem Schlamm bedeckt!

Die beim Graben des Stollens anfallende Erde trugen die Gefangenen in ihren Taschen oder kleinen Schachteln in den Forthof, wo sie gleichzeitig einen Tennisplatz neu anzulegen vorgaben. Zur Stütze des Stollens holte man Bretter von den Theaterbänken. Diese Vorarbeiten zur Flucht hatten 14 Tage in Anspruch genommen. Die Offiziere hatten wahrscheinlich bereits im Laufe des zur Flucht bestimmten Tages die Flüchtlingskleider und Lebensmittelpakete in das betreffende Zimmer gebracht. Bis dahin war tagesüber ein Bett über den Stolleneingang gestellt. Nach Eintritt der Dunkelheit machte man sich fertig.

Um sich beim Durchkriechen des Abwasserkanals vor Wasser und Schlamm zu schützen, hatten die Offiziere kleine Kniepolster angelegt, die aus Bettvorlagen gefertigt waren. Nach den Aufzeichnungen in einem vorgefundenen Notizbuch hatten die ersten Flüchtlinge um 10 Uhr abends und die letzten um 1 Uhr nachts den Kanal passiert. Die mitgenommenen Lebensmittel hatten sie sich beim Durchkriechen des Kanales entweder um den Hals gehängt oder zogen dieselben an einer an den Füßen befestigten Schnur nach. Nach Passierung des Kanals entledigten sich die Gefangenen der Oberkleider, die sie an Ort und Stelle liegen ließen. Sie waren dick mit Schlamm bedeckt — die Wanderung muß fürchterlich gewesen sein! Die Posten, welche auf dem gedeckten Weg standen, hatten nichts gehört und gesehen — letzteres war auch nicht möglich. Es war dunkle Nacht und das Glacis ist mit Buschwerk besetzt. Bei dem Morgenapell kam natürlich die Geschichte heraus. Die Entflohenen wurden truppweise wieder eingebracht, die ersten kamen schon am zweiten Tag in das Fort, die letzten trafen nach zirka drei Wochen ein. Der Ausbruch wurde natürlich kriegsgerichtlich behandelt. Ich habe nie von dem Urteil gehört. Zunächst waren bald wieder alle, die das Abenteuer mitgemacht hatten, im Fort vereinigt und hatten endlos zu erzählen. Selbstredend wurden die Sicherheitsmaßregeln in allen Forts verschärft und man ordnete öftere Visitationen der Zimmer an, wobei die Betten von der Stelle gerückt werden muß-

Digitized by Google

ten, die Gefangenen aber schimpften dann über diese Belästigung! Welche Folgen ein derartiger Fluchtversuch in Frankreich gezeitigt hätte — davon sprach niemand.

2. Ein anderer, in dem genannten Fort unternommener Fluchtversuch mißlang schon in der Anlage, obwohl er gut ausgedacht war. Das Fort hatte einen trockenen Graben, in welchem sich ein übermannshohes Gitter aus Eisenstäben befand, ein Annäherungshindernis aus dem alten Festungssystem. Als Ende Juli 1917 starker Nebel eintrat, sägten die Offiziere zwei dieser Stäbe mit Feilen durch. Während dieser Arbeit beobachteten andere Offiziere die in der Nähe stehenden Posten unablässig, was diesen schließlich auffiel. Da der Nebel in dichten Schwaden im Fortgraben lag, konnten die Posten auf den Wällen nicht herausbringen, was die Offiziere eigentlich im Schilde führten. Sie meldeten aber ihre Beobachtung und bei näherem Nachsuchen wurde der Versuch entdeckt. Man hat mich oft erstaunt gefragt. woher die Offiziere die Feilen hatten? Nun es waren papierdünne englische Feilen von vorzüglichem Fabrikat, die leicht eingeschmuggelt werden konnten in den Emballagen, in Buchdeckeln usw. Es gab ja tausend solche Gelegenheiten. So fand sich z. B. erst nach längerer Zeit, daß die harmlosen Schachbretter doppelten Boden hatten. Es war unmöglich in diesem Chaos von Gegenständen, die geschickt wurden aus der Heimat, alles genau zu untersuchen und auf Schmuggel zu prüfen. Hiezu fehlte die Zeit und das Personal.

3. Im Fort Prinz Karl machten die Offiziere wiederholt den Versuch mittels einer Strickleiter (sie war kunstvoll aus Spagatresten und Schnüren aller Art gefertigt) aus den Fenstern in den Fortgraben hinabzusteigen. Da auch dieses Fort keinen nassen Graben hat, so würde der weitere Weg keine besonderen Schwierigkeiten mehr geboten haben, vorausgesetzt, die Posten waren unaufmerksam. Die Flucht auf diesem Wege gelang in der Tat in zwei Fällen in sehr dunklen Nächten und da die Postenkette damals sehr dünn war (im Februar 1916). Die Entflohenen wurden wieder aufgegriffen. Nur zwei Fliegern — französische Offiziere — war es auf diese Weise geglückt, nach Frankreich zu entkommen. Sie waren so liebenswürdig aus Paris eine Karte in das Fort zu senden mit dem Versprechen, wiederzukommen — aber im Flugzeug! Ihr Wunsch ist nicht in Erfüllung gegangen.

4. Im Fort X waren es besonders russische Offiziere, welche den nassen Graben durchschwammen und zwar in den kalten Nächten des Oktober und November 1916! Sie kamen auch glücklich aus dem Fort, wurden aber bald wieder eingebracht.

5. Ein beliebter Trick war, sich in Mannschaftskleider zu stecken und sich als französische Ordonnanzen in die Arbeitskolonne einzuschmuggeln, die zu Arbeiten außerhalb des Forts verwendet wurde. Während der Arbeit verschwand dann der verkleidete Offizier mit Hilfe der Ordonnanzen und dank der Unbeholfenheit und Gutmütigkeit des deutschen Landstürmers, der als Posten die Aufsicht über die Arbeitenden hatte. Welch leichtes Spiel die jungen Offiziere oftmals hatten, zeigt folgender Fall, der der Komik nicht entbehrt:

Ein französischer Leutnant hatte sich als Ordonnanz gekleidet und war mit 7 Ordonnanzen zur Arbeit aus dem Fort marschiert. Die Arbeitsstelle war in der Nähe des Forts. Kaum hatte man mit der Arbeit begonnen, da sprangen die Franzosen um eine nahe Baumgruppe und schrien: „Eichkatze"! Den biederen Posten interessierte die Geschichte sehr — er konnte nicht glauben, daß ein „Eichkatzl" da oben sei. „Nix is, da gibts koane Oachkatzln," meinte er. Aber die Franzosen sprangen wie toll von einem Baum zum anderen, bis sie endlich die Sache aufzugeben schienen. Nun bemerkte der Posten, daß ein Mann fehlte und als er sich umsah, gewahrte er in den Feldern einen Franzosen in weiten Sätzen entspringen. Der Posten schickte dem Flüchtling eine Kugel in die Luft nach. Der Schuß alarmierte das Fort. Sofort ausgesandte Radfahrer fanden den Entflohenen

Digitized by Google

nicht. Man kann sich denken, wie sehr der Posten von dem Fortkommandanten belobt wurde und wie ihn die Kameraden verhöhnten, als die Ordonnanzen lachend die Geschichte erzählten. Der Offizier wurde an demselben Tage wieder in das Fort eingebracht und mit Hallo von den Franzosen empfangen. Das Ganze war offenbar nur ein Versuchsballon für zukünftige Versuche solcher Art.

5. Einen ungewöhnlichen und wenig geschmackvollen Fluchtweg wählte im September 1915 ein französischer Leutnant. Er ließ sich von französischen Ordonnanzen in einen großen Wäschekorb mit schmutziger Leibwäsche einpacken. Der Korb wurde auf einen mit Ochsen bespannten Wagen gehoben, den die Wäschefrau aus dem Fort in ein nahes Dorf führte. Sie besorgte die Wäsche der gefangenen Offiziere und holte alle 14 Tage dieselbe ab. Als sie an jenem Tag zu Hause anlangte und begann, die Wäsche aus dem Korb zu nehmen, kam zu ihrem Entsetzen der Franzose zum Vorschein. Auf ihr Schreien eilte ein Landwehrmann, der bei ihr im Quartier lag, herbei und führte den Entflohenen in das Fort zurück. Die lange Fahrt — über eine Stunde — muß wenig angenehm gewesen sein! Natürlich war jeder Fall für die Zukunft eine Lehre, sowohl für die Kriegsgefangenen, als auch für die Wachmannschaften.

Der Versuch, sich in Körben aus dem Fort tragen zu lassen, wurde öfters gemacht. So öffneten zwei englische Offiziere bei Nacht das Postlokal mit Dietrichen und steckten sich in je einen großen Reisekorb, die am nächsten Morgen auf die Bahn gesandt werden sollten. Sie hatten sich mit Kognak und Kakes gut versehen. Der Posten hörte bei dem Patrouillengang Geräusch in dem Lokal und meldete dies auf der Wache. Als der Wachbefehlhaber das Zimmer öffnete und nichts fand, sagte er scherzend, daß vielleicht in den Körben sich jemand versteckt habe; der Posten soll mal mit dem Bajonett hineinstoßen. Kaum war dies gesagt, öffneten sich die Körbe und in jedem Korb stand ein langer Engländer! Mir ist heute noch ein Rätsel, wie die ziemlich großen Männer in den Körben Platz gefunden haben.

6. Die Kriegsgefangenen waren unerschöpflich im Aussinnen von Fluchtplänen. Ende November 1916 versuchten acht französische Offiziere folgenden Trick: es waren französische Ordonnanzen damit beschäftigt, Matratzen auf dem Kopf aus dem Fort in eine nahe Remise zu tragen. Die Offiziere tauschten mit den Ordonnanzen und trugen die Matratzen aus dem Fort, ohne erkannt zu werden. In der Remise warfen die Pseudoordonnanzen die Last von sich und flohen in die Felder. Sie wurden nach 11 Tagen nur 12 Kilometer von der Schweizer Grenze entfernt, ergriffen und zurückgebracht. Sie hatten entsetzliche Strapazen ertragen und kamen in erbarmungswürdigem Zustand mit erfrorenen Gliedern zurück. Sie konnten nicht mehr gehen!

7. Auf eine tolle Idee kam ein französischer Leutnant. Es war ihm mit einer Eisenfeile gelungen, einige Nieten von den Stäben des Arrestzimmers zu entfernen und zwei Stäbe umzubiegen. Er benützte eine sehr dunkle Nacht zur Flucht, zog sich — es war im August 1917 — splitternackt aus und schwärzte den ganzen Körper mit Ruß. Das Gepäck mit den Flüchtlingskleidern trug er in einem Rucksack. Er kam an drei Posten vorüber, die später aussagten, sie hätten nur einen schwarzen Schatten vorüberhuschen bemerkt und sich dann ins Wasser des Fortgrabens stürzen. Es wurden 37 Schüsse abgegeben — keiner traf. Nach 10 Tagen wurde der Flüchtling in Württemberg verhaftet und zurückgebracht.

8. Wenn im Winter der Fortgraben dickes Eis hatte, war natürlich für die Gefangenen der Gedanke naheliegend, zu versuchen, nachts über das Eis zu entkommen. Es gelang auch wiederholt Flüchtlingen auf diesem Wege aus dem Fort zu gelangen, da sie überdies den Trick anwendeten, weiße Leintücher mit-

Digitized by Google

zunehmen und beim geringsten Geräusch von Schritten der Posten sich auf das Eis zu legen und mit den weißen Tüchern zu bedecken.

9. Jede Erleichterung der Bewegungsfreiheit wurde mit einem Fluchtversuch quittiert. Dies zeigt folgender Fall: Ich hatte gestattet, daß die Offiziere in den heißen Sommermonaten sich bis zum Einbruch der Dämmerung abends längs der Kehlmauer bewegen durften, so daß also nur die Höfe und Wälle von den Offizieren zu räumen waren. Sie hatten so sehr gebeten, ihnen diese Abendstunde im Freien zu schenken.

Diese Vergünstigung benützten französische Offiziere einem Leutnant zur Flucht zu verhelfen. Sie lenkten nach bewährter Methode die Aufmerksamkeit der Posten ab, so daß der Leutnant unbemerkt über die Fortbrücke kam und an der Außenmauer niedersprang. Er kam unangefochten zum Hauptbahnhof, löste sich eine Fahrkarte und fuhr nach Donauwörth. Dort wurde er am Bahnhof verhaftet, da sein schwarzer Gummimantel französischen Musters aufgefallen war.

Im Fort hatte man das Fehlen des Offiziers erst am nächsten Morgen beim Appell im Freien bemerkt, denn bei dem Abendapell (nach der Flucht) hatten die Offiziere eine Ordonnanz veranlaßt, sich in das Bett des Flüchtlings zu legen und bis zur Nase zuzudecken. Als der Name des Leutnants aufgerufen wurde, streckte die Ordonnanz den Arm empor und der kontrollierende Unteroffizier gab sich zufrieden! Da dieser Trick Nachahmung fand, wurde angeordnet, daß der Abends kontrollierende Unteroffizier sich überzeugen mußte, wer in einem Bett lag, wenn das Gesicht bedeckt war. Die Gefangenen schimpften über diese „barbarische" Ruhestörung und drohten mit Beschwerde an die Vertreter der neutralen Staaten.

10. Noch ein Beispiel, wie schwerfällig manche unserer Leute waren und wie leicht zu täuschen:

Da die Zahnstation im Lazarett Ingolstadt von deutschen Patienten sehr in Anspruch genommen war, wurden die kriegsgefangenen Offiziere in kleinen Trupps von 2—3 zu einem Zivilzahnarzt in die Stadt geführt. Ein willkommener Ausflug für die Offiziere und ein schwerer Gang für den alten Landsturmmann! (10 Kilometer hin und 10 Kilometer zurück!) Ein Zahnarzt, der die Forts besuchte, war nicht zu bekommen und den Zahnleiden der Gefangenen mußte Rechnung getragen werden — wenigstens im deutschen Gefangenenlager!

Der Zahnarzt hatte eine Wohnung im dritten Stockwerk; die Wohnung war abgeschlossen und der Begleitmann saß an der Gangtüre, während die drei Offiziere im Operationszimmer sich befanden. Aus letzterem kam eines schönen Tages ein Leutnant und begab sich auf den Abort. Dort zog er die Oberkleider aus. Darunter trug er eine vorbereitete Kniehose und Wadenstrümpfe, sowie einen blauen Arbeitskittel. Auch einen kleinen grünen Hut hatte er mitgebracht. So kostümiert trat er aus dem Abort, ging durch die Wohnungstüre an dem Posten vorbei, der ihn ruhig passieren ließ, und verschwand!

Auf dem Bahnhof wurde er zufällig von einem Unteroffizier erkannt und in das Fort gebracht. Er erzählte den jungen Offizieren sein Abenteuer und wurde applaudiert. Fünf Tage Stubenarrest war der Scherz wert, denn er gab den Offizieren neue Anregung zu ähnlichen Versuchen, die aber nicht mehr gelangen, denn auch die Begleitmannschaften hatten wieder etwas gelernt.

11. Zum Schluß sei noch ein Fall erwähnt wegen seiner komischen Seite: Ein französischer Hauptmann — eine kleine, dicke Gestalt — kam auf die unglaubliche Idee, als Köchin verkleidet, die Flucht zu versuchen und es fehlte nicht viel, so wäre der Versuch gelungen! Der Mann muß im Schneidern sehr geschickt gewesen sein, denn er fertigte sich eine weibliche Kleidung, über welche er bei dem

Digitized by Google

Verlassen des Forts einen alten Mantel trug. Er hatte sich aus den blauweißkarrierten Bettüberzügen eine Bluse und einen Frauenrock gemacht; aus einem Hemd eine hübsche weiße Schürze und einen weißen Kragen um den Hals; er trug weiße Strümpfe und ein weißes Häubchen. Zur Koiffüre hatte er sein Kopfkissen geplündert, das mit feinem Roßhaar gefüttert war. Er hatte das Kissen aus der Heimat schicken lassen. Er ging mit französischen Arbeitssoldaten, die wegen schlechten Wetters alle alte Mäntel trugen, aus dem Fort und kam unbemerkt zum Bahnhof und hatte sich dort sogar als „Köchin" eine Fahrkarte gelöst, wurde aber auf dem Perron dann doch angehalten und als Köchin in das Fort gebracht! Man kann sich das Hallo vorstellen; selbst das ernste Fortkommando lachte Tränen. Die Köchin muß zum Schreien komisch ausgesehen haben. Ich habe am nächsten Tage die „Toilette" der Dame gesehen — es war wirklich ein „Schneiderkleid". Der Offizier lachte vergnügt, als ich ihm fünf Tage Stubenarrest zudiktierte und sagte: „Merci, mon general!" (Danke, Herr General!)

Schlußwort.

Der Leser wird ersehen haben, daß im ganzen und großen die Lage der Kriegsgefangenen im Lager Ingolstadt erträglich war und daß jenen Kriegsgefangenen, welche sich den Hausgesetzen fügten, das gewiß bittere Los der Gefangenschaft erleichtert war, so weit es nach den gegebenen Verhältnissen nur immer möglich gewesen ist.

Das Kriegsgefangenenlager Ingolstadt haben die Vertreter der neutralen Staaten wiederholt besucht und ich ließ dieselben frei mit den Gefangenen verkehren, sowohl in den Mannschaftslagern, wie in den Offiziersforts. Ohne Ausnahme haben sie mir bei der Abreise ihre ganze Zufriedenheit ausgesprochen und die durchweg humane Behandlung der Kriegsgefangenen anerkannt. In den einzelnen Botschaften werden die Berichte der Vertreter zu finden sein.

Um nur ein Beispiel feindlicher Anerkennung anzuführen: „Die neue „Züricher Zeitung" (Nr. 840, 2. Mittagblatt, Freitag, 26. Mai 1916) schreibt:

„Über das Offizierslager in Ingolstadt sagt Schwester Natalie Orjewsky [die russische Fürstin Orjewsky, die als Krankenschwester das Lager hatte besuchen dürfen]: „Die Festung Ingolstadt steht unter einem Kommandanten, der von den Offizieren verehrt wird!"

Es widerstrebt mir, weitere Anerkennungen zu zitieren. Ich möchte mir nicht den Vorwurf lächerlichen Selbstlobens zuziehen. Die Tatsachen sollen für sich allein sprechen und das Zeugnis der Kriegsgefangenen, welche den Mut haben, der Wahrheit die Ehre zu geben, auch dann, wenn die Wahrheit zugunsten der „Boches" spricht.

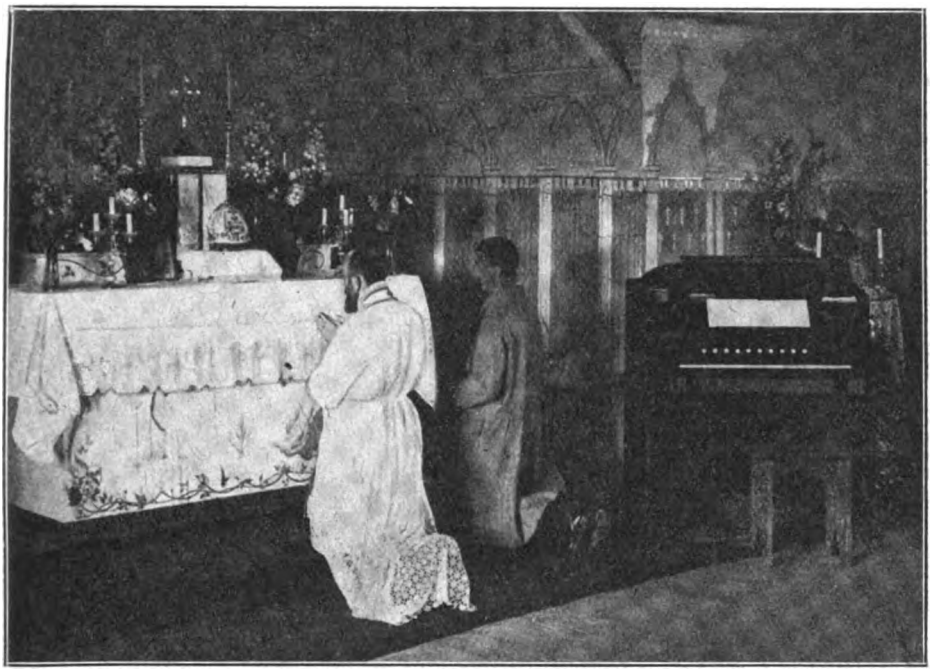
Es gab viele kriegsgefangene Offiziere, welche niemals eine Klage führten und die wohl einsahen, daß ihr schweres Schicksal wenigstens nicht durch körperliche Leiden und Entbehrungen oder gar durch Schikanen und Haß verschlimmert war. Der Offizier wurde, wenn er nur selbst Takt und Anstand bewahrte, seinem Stande nach höflich und entgegenkommend behandelt. Daß ungezogene und freche Elemente hierauf keinen Anspruch mehr hatten, ist wohl selbstverständlich. Aber selbst diesen gegenüber, ist deutsche Langmut und humane Gesinnung bis zu einer Grenze gegangen, welche von vielen für Schwäche angesehen werden mag.

Sei es drum! Tatsache ist, daß deutsche Kultur auch in der menschlichen Behandlung der Kriegsgefangenen vorbildlich gewesen ist, eine Tatsache, welche der Welt mehr und mehr bekannt werden wird, wenn statt Haß und Fanatismus Wahrheit und Gerechtigkeit wieder den Griffel der Geschichte der Menschheit führen werden.

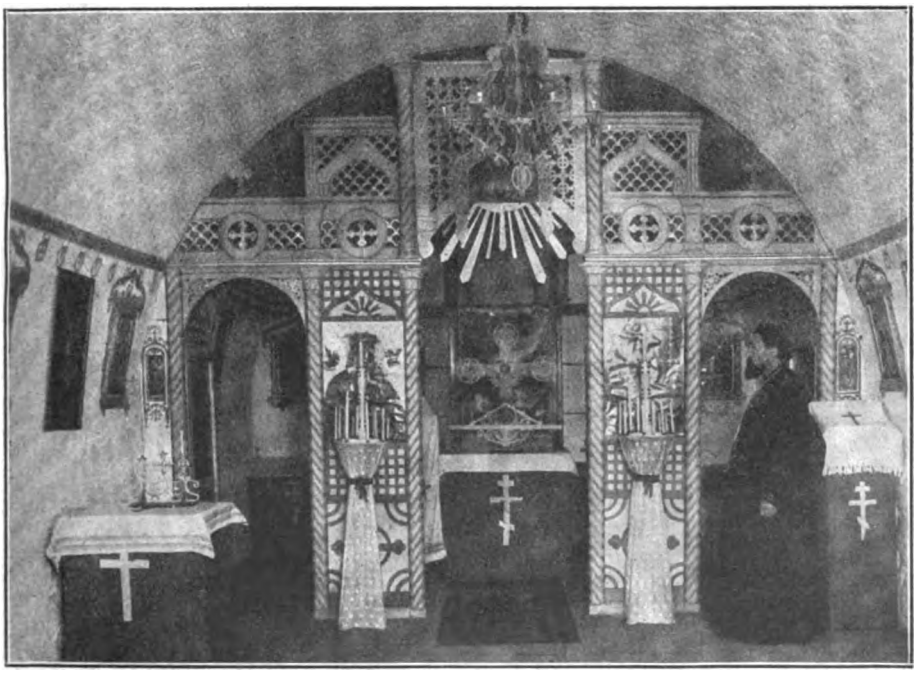
Digitized by Google

Bilder aus dem Leben Kriegsgefangener in Deutschland.

Sämtliche Photographien ohne Ausnahme wurden seinerzeit auf Bitten der Kriegsgefangenen hergestellt und zwar in direktem Benehmen derselben mit dem Photographen. Die Kommandantur hat niemals Auftrag gegeben zur Herstellung solcher Photographien. Verboten war dem Photographen wichtige Teile der Festung auf die Bilder zu bringen. Die Photographien wurden von den Gefangenen in Massen in die Heimat gesandt. Um so erstaunlicher ist es, daß man in Frankreich die erbärmliche Lüge von schlechter Behandlung und unglücklicher Lage der in Deutschland befindlichen Gefangenen aufrecht erhalten konnte. Nur Fanatismus und eine feile Presse konnte diese Dokumente übersehen! Und solche Aufnahmen sind auch in reicher Zahl von anderen deutschen Gefangenenlagern vorhanden. Es wäre natürlich lächerlich, zu behaupten, das Lager Ingolstadt war eine Ausnahme — nein, Ingolstadt wird nur als Typ der deutschen Gefangenenlager gezeigt — dies sei ausdrücklich hier betont.

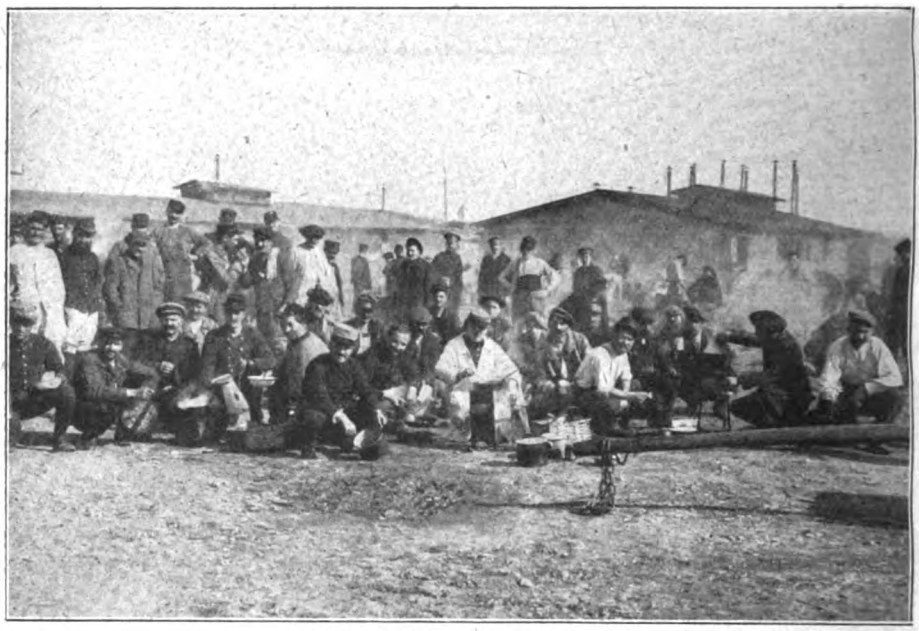


Katholische Kirche im Barackenlager (Priester und Ministrant französische Gefangene)



Russische Kirche im Barackenlager (Pope russischer Gefangener)

Digitized by Google

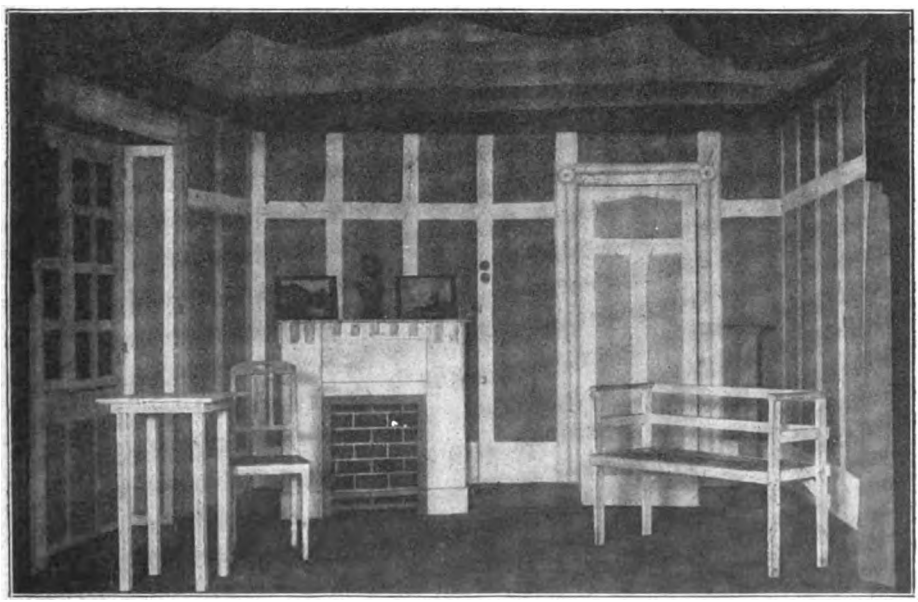


Barackenlager (Mannschaften)

Barackenlager der Mannschaften (Sonntag)

Digitized by Google

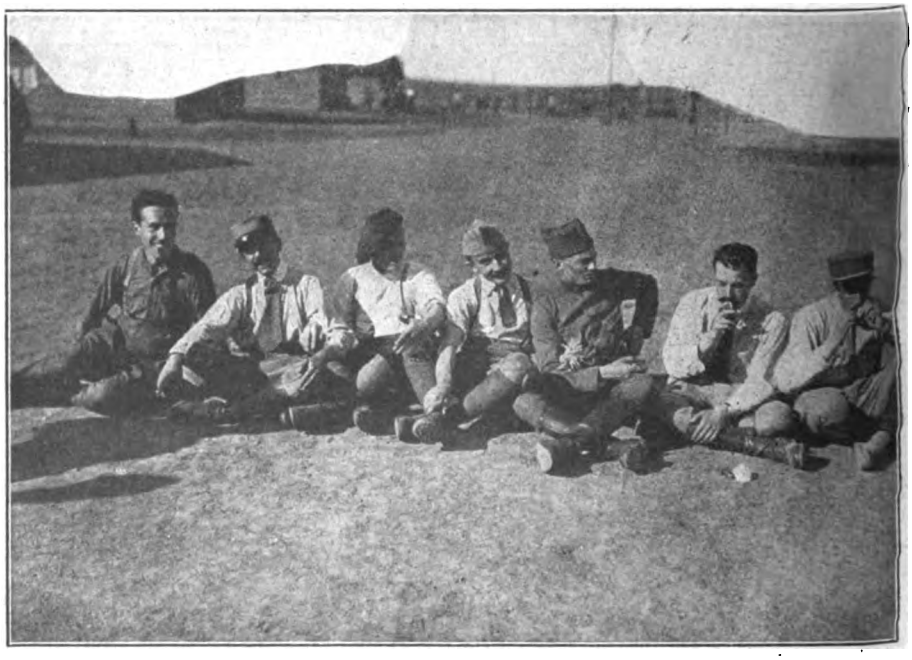
Offizierswohnraum in einem Fort



Theaterraum im Barackenlager (Mannſchaften)

Digitized by Google

Spaziergang im Barackenlager (Mannschaften)



Ruhe am Abend (Mannschaften)

Digitized by Google

An den Kochgräben des Barackenlagers (Mannschaften)

Spaziergang im Barackenlager (Mannschaften)

Digitized by Google

Mohammedaner im Zwischenwerk III a

Eine Bauernfamilie mit ihren Kriegsgefangenen

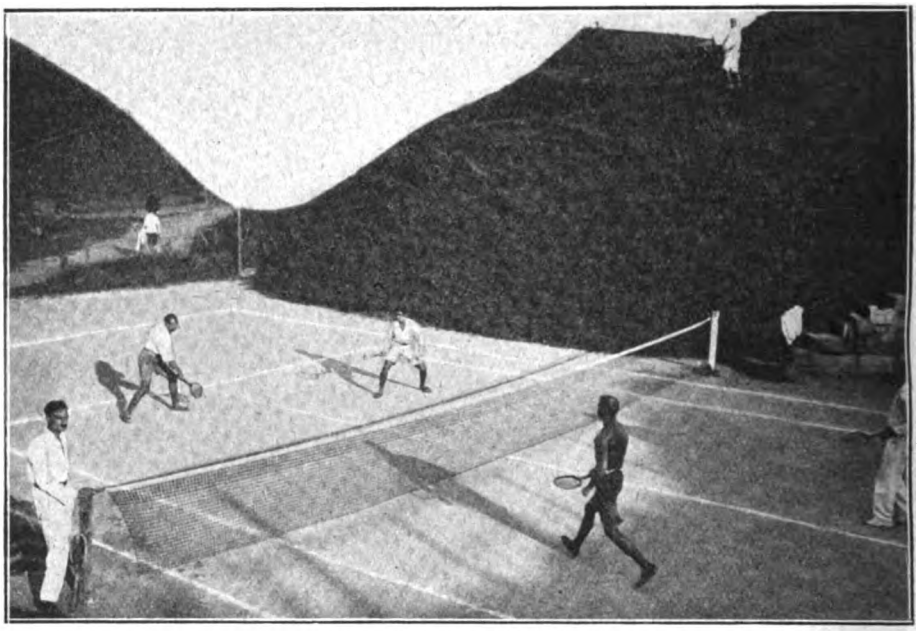
Digitized by Google

Schule im Judenfort (Zwischenwerk Friedrichshofen)

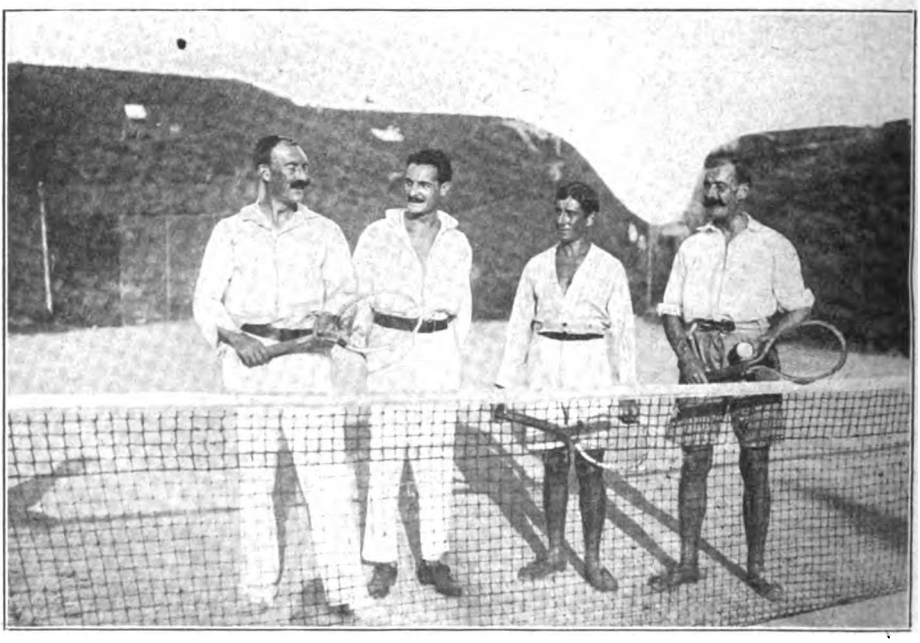
Judenfort (Handarbeiten)

Kapelle in einem Zwischenwerk

Digitized by Google



Tennisplatz in einem Offiziersfort



Tennisspieler im Fort (kriegsgefangene Offiziere)

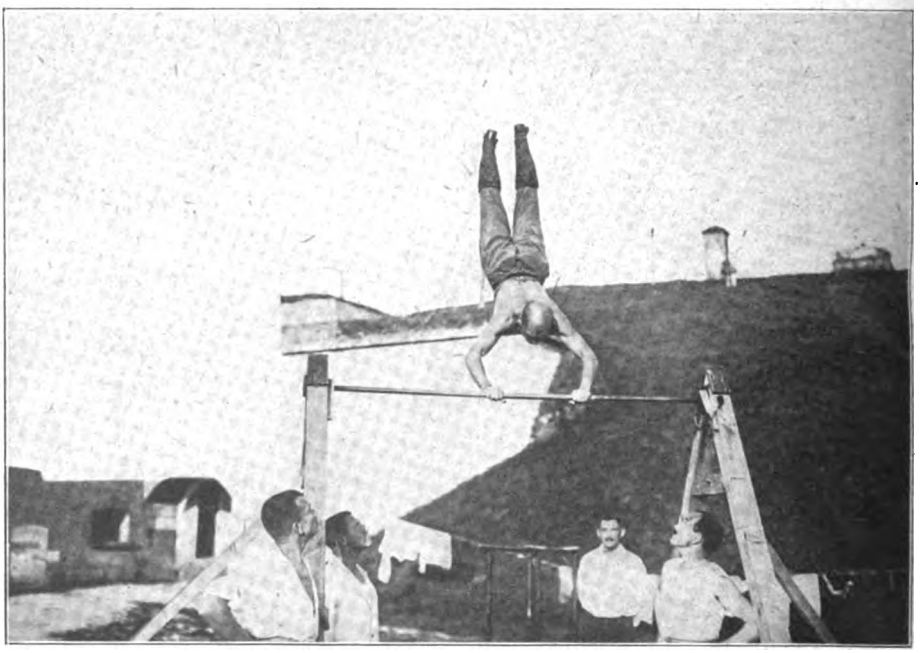
Digitized by Google

Großer Spielplatz im Barackenlager (Mannschaften)

Wettlauf auf dem Spielplatz (Mannschaften)

Digitized by Google

Schwimmbad der Mannschaften des Zwischenwerks V a (beim Dorfe Kösching)



Turnübungen in einem Offiziersfort

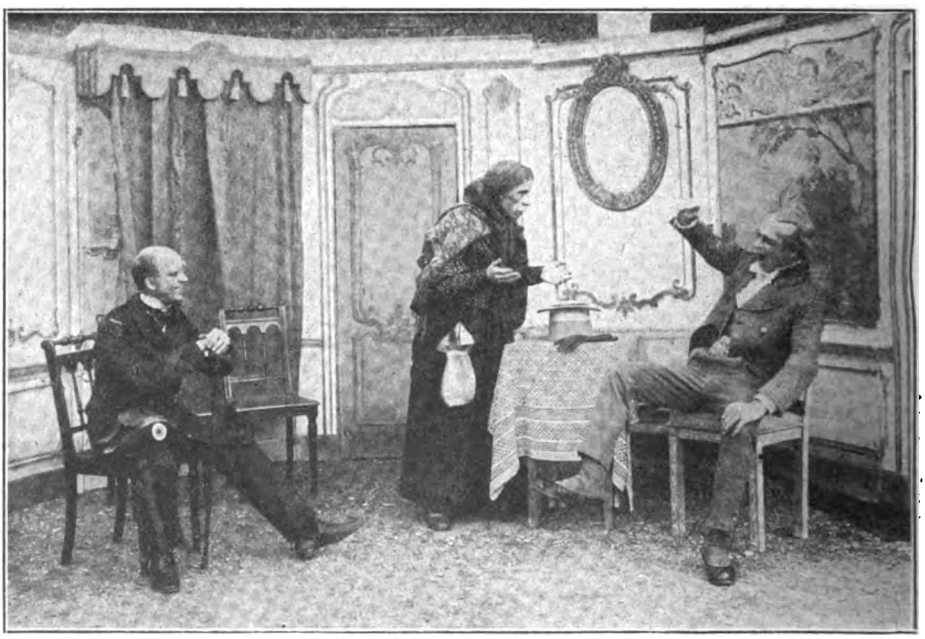
Digitized by Google

Kugelspiel der Mannſchaften

Feſt auf dem Spielplatz im Mannſchaftslager

Digitized by Google

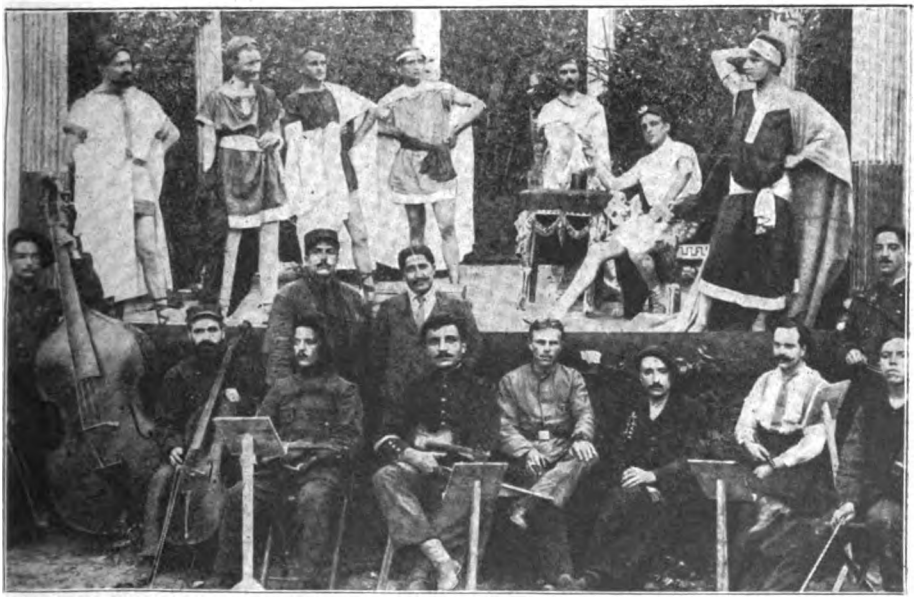
Russische Theatertruppe in einem Offiziersfort



Szene aus dem Russischen Theater (Offiziersfort)

Digitized by Google

Übungsstunde des Mannschaftsorchesters (Franzosen)



Französisches Theater im Mannschaftslager (Bühne und Orchester)

Digitized by Google

Ankündigung einer Theatervorstellung

Gruppen aus dem französischen Theater (Mannschaften)

THEATRE FRANÇAIS D'EXERZIERPLATZ :: INGOLSTADT (Bavière)

DIRECTION ROCK

Rideau 2h½ 25 Décembre 1917 et 1er Janvier 1918 Rideau 2h½

FÊTES DE NOËL ET DU JOUR DE L'AN

Représentations de Gala

PROGRAMME - SOUVENIR

PREMIERE PARTIE

CONCERT

1 ORCHESTRE
Américain Jacks Marche (J. Demarets)

2 HARM
Noel d'Exil (Pope)
Vous pensez quelque chose

3 COUTTUREAU
Les Bohémes (Mascagni)
Sérénade (Berger)

4 BONNET
Les Cendres vous (Renaud)
Noël des Gueux (Rabaud)
La Cigale et la Fourmis (La Fontaine)

5 PELLET
Noël d'Irlande (A. Holmes)
Credo d'Amour (Langue)
Les deux Grenadiers (Schumann)

DEUXIEME PARTIE

ORCHESTRE Mimosa vous, Valse (Paul Bodey)

MON BÉBÉ

Pièce en 1 Acte par M. Maurice Rémoissenet

d'après Bobby, comédie de Jules Mary-Lafon Adapt.

DISTRIBUTION

Jimmy Smith	ROUX	Kitty Hawthorne	LA SERVETTE
William Hawthorne	BLANCARD	Douglas Smith	DUMESNIL
Mistress Hawthorne	CHEVILLOT	Miss Pendleton	LAMBERT-SIGAL
Sir Pendleton	DUVETTE	Lionel	ALBERT
John	HAAS	Bob	COUSIN

La Scène se passe à Chicago, de nos jours

Mise en Scène de Blanchard

ORCHESTRE

Premier Entr'Acte Dalhia Bleu Mazurka (J. Dreyfus)

Deuxième Entr'Acte Barcelone Bolero (Berbeau)

Allegro final La Provençale (Paradis)

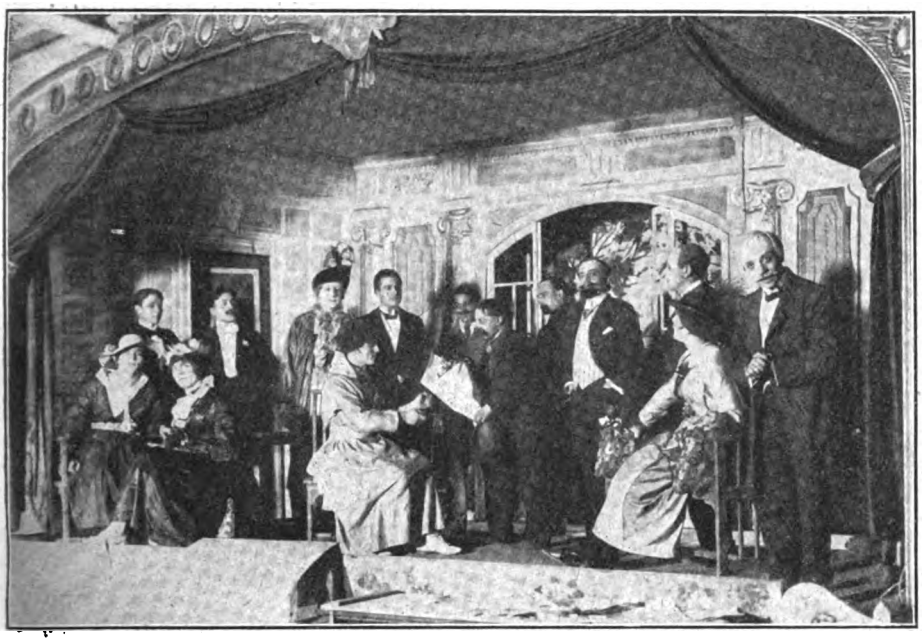
ORCHESTRE :: DIRECTION : L. VINCENT

Costumes de Bourdalaire - Perruques et Postiches de I. B. Besson - Décorations de la Scène et Décors de Devanture Mécanisme et Appointements de Beauté et Vêtements - Accessoires de Costumes

L'Administrateur : Le Régisseur

Ankündigung einer Theatervorstellung

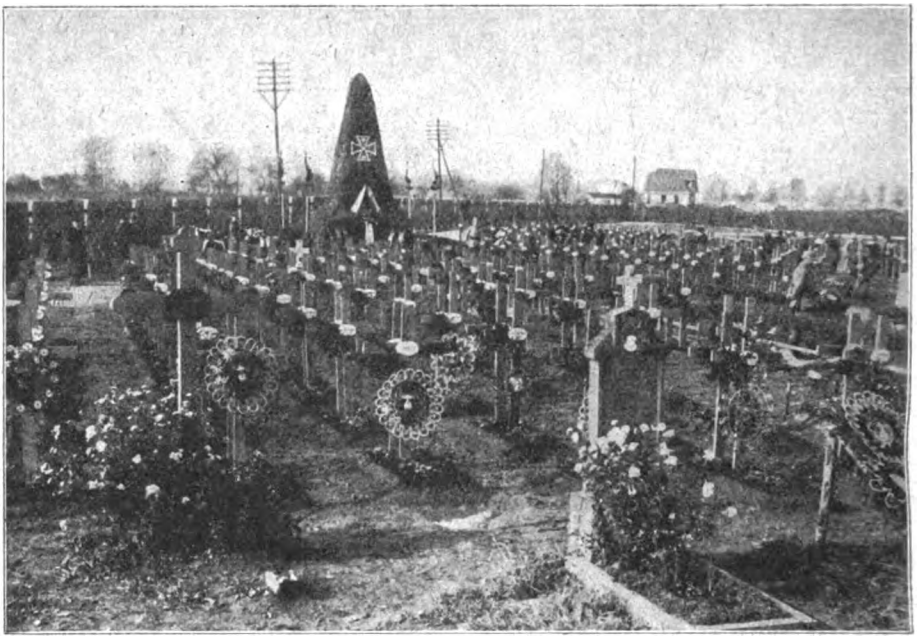
Digitized by Google



Szene aus dem franzöſischen Theater (Mannſchaftslager)

Szene aus dem franzöſischen Theater (Mannſchaftslager)

Digitized by Google



Begräbnisstätte der Kriegsgefangenen im Friedhof von Ingolstadt

Gräber der Kriegsgefangenen an Allerseelen (Kränze in französischen Nationalfarben)

Die Bilder auf Seite 11 sind aufgenommen von Rischler (Schreibwarengeschäft, Ingolstadt), alle übrigen von der Firma Hagenmiller (Ingolstadt). Abzüge dieser Bilder und vieler anderer aus dem Leben der Kriegsgefangenen sind von genannten Geschäften zu beziehen.

Redaktionell abgeschlossen am 27. August 1921.
Verantwortlicher Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A.G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Riefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

Die Wahrheit über Oberschlesien.

Der Kampf für Deutschland wird immer mehr zu einem Kampfe für die Wahrheit. Noch verkennen weite Kreise unseres Volkes die Bedeutung dieses Kampfes, erschöpfen sich in Parteistreitigkeiten, glauben durch geschickte Massnahmen im Innern oder nach aussen ihrem Vaterlande nützen zu können, unter Umgehung der Fragen: Was war? Was ist? Sie halten dies für klug, um nicht die Gegensätze zwischen den Völkern zu verschärfen.

Dieser Friede ist aber in allen seinen Teilen aufgebaut auf irrigen Angaben über Tatsachen, und kann deshalb zu keinem dauernden Zustande führen. Ein dauernder Zustand kann nur entstehen, wenn jene Irrtümer berichtigt werden.

In diesem Augenblick gehen Gerüchte, Rybnik und Pless würden durch den Völkerbund den Polen zugesprochen werden. Alle Sachkenner sind einig, dass dadurch, und auch wenn kleinere Teile von Deutschland losgerissen werden, wirtschaftlich nicht lebensfähige Gebilde entstehen würden (wir verweisen auf das, was im ersten Aufsatz dieses Heftes unser Kollege Schotte über Rybnik und Pless sagt, Seite 384 ff.) und zwar würde nicht nur das, was bei Deutschland bleibt, nicht lebensfähig sein, sondern auch ganz besonders das, was zu Polen kommt.

Absichtlich haben wir in diesem Hefte hauptsächlich Gewerkschaftskreise zu Wort kommen lassen, also Männer, die keineswegs Nationalisten sind. Wir sehen aus ihren Ausführungen, wie die Abtrennung oberschlesischer Gebiete von Deutschland wirtschaftlich wirken, wie sie insbesondere für die Arbeiter — die deutschen und die polnischen — wirken würde.

Das Politische tritt zurück. Es wird ein Stück Wirtschaftsgeschichte erzählt, und es wird ein Stück Geschichte erzählt, ohne Betrachtungen über die politischen Zusammenhänge. Aber mindestens im Vorwort sei hingewiesen auf einen Vertrag, der nach einer Berliner Zeitung („8-Uhr-Abendblatt" vom 28. Juni 1921) zwischen Polen und Frankreich besteht. Zuvor schon waren Andeutungen über einen solchen Vertrag im „Manchester Guardian" erschienen. Da, soviel wir sehen, diese Veröffentlichung weder weiterhin bekannt, noch aber auch in ihrer Richtigkeit bestritten worden ist, geben wir die wichtigsten Bestimmungen wieder:

Frankreich unterstützt Polen politisch, materiell und militärisch bei der Erwerbung Oberschlesiens. Dafür verpflichtet sich Polen, ein stehendes Heer von 600000 Mann zu unterhalten, in den Generalstab dieses Heeres französische Offiziere aufzunehmen, und mit diesem Heere Frankreich zu unterstützen, auch wenn dieses einen Angriffskrieg führt. Zur Erhaltung dieses Heeres trägt Frankreich pro Kopf und Tag einen Goldfranken bei. Polen räumt Frankreich das alleinige Ausnützungsrecht der noch unerschlossnen Kohlenvorkommen in Rybnik und Pless ein (dazu muss man beachten, dass Frankreich jetzt schon in Kohlen erstickt: an den Ausladestellen der Eisenbahnen stauen sich die Kohlen zu Bergen).

Werden auf Gewaltmassnahmen, wie sie in diesem Vertrage vorgesehen sind, die neuen Zustände in Oberschlesien aufgebaut, so werden sie ein verkleinertes Spiegelbild sein der Zustände auf dem europäischen Kontinent: Unfähig zu leben, weil begründet auf Unwahrheit.

Digitized by Google

Leute und Land.

Was denkt die Welt?

Ganz taub und blind ist heute die öffentliche Meinung der Welt gegenüber dem deutschen Rechtsanspruch auf Oberschlesien nicht mehr. Einige Tatsachen, die diesen Rechtsanspruch begründen, werden überall anerkannt, voran die, dass Polen kein geschichtliches Recht auf Oberschlesien hat, vielmehr Oberschlesien seit mehr als 600 Jahren durch ausdrückliche Verzichterklärung der damaligen polnischen Könige von Polen abgetrennt und seit fast 200 Jahren mit Preussen vereinigt ist. Die englisch schreibende Presse, die neutrale und die italienische wissen auch, dass Oberschlesien das, was es ist, durch deutsche Energie, deutschen Fleiss und deutsche Arbeit geworden ist. Endlich stehen die letzten tragischen Ereignisse in Oberschlesien mit den gehäuften Leiden seiner unschuldigen Bewohner und der gehäuften Schuld kongresspolnischer Fanatiker durch Berichte der Zeitungskorrespondenten aller Welt schreckhaft vor Augen und haben gewiss die Antipathien gegen den polnischen Machthunger verstärkt. Die Preisgabe der Polen wäre sicher, wenn es nicht eben Deutschland wäre, das verhasste Deutschland, welches den Vorteil davon hätte. Wir vergessen zu schnell, wie tief gewurzelt der Hass der ganzen Welt ist gegen alles, was deutsch ist; ein Hass, der erst weichen wird, wenn die feindliche Ideologie von Deutschland als dem schuldigen Urheber des Weltkrieges und aller durch ihn gebrachten Leiden von den betrogenen Menschen als das anerkannt wird, was sie war: ein skrupelloses Kriegsmittel. Heute noch stützen sich alle diejenigen, die, aus welchen Gründen immer, eine politische Entscheidung zu ungunsten Deutschlands treffen, auf eben diese Ideologie als Grund ihrer Politik; und diese Politik ist auch in der oberschlesischen Frage nicht verlegen um Vorwände, welche die nicht genügend aufgeklärte öffentliche Meinung der Welt nicht entkräftigen kann.

Nationalitätenfrage.

Diese Argumente holen sich unsere Gegner vor allen Dingen aus der oberschlesischen Sprachen- und Nationalitätenfrage. In der Erörterung dieses Themas können sie sich leider Gottes auf ungeschickte deutsche Quellen beziehen und zwar sowohl auf amtliche deutsche Statistiken wie auch auf die offiziellen und privaten deutschen Kartenwerke, in denen einmal die Zahl der „Polen" in Oberschlesien mit zirka 65% angegeben wurde und weiter das oberschlesische Gebiet, und zwar in den Grenzen des Vertrages von Versailles, als überwiegend von Polen bewohnt eingezeichnet ist.

Unser Einwand, dass keineswegs alle Polnischsprachigen in Oberschlesien als Polen angesehen werden können, wurde nicht gehört, obwohl wir uns auf die amtlichen politischen Statistiken beriefen, nach denen eine Mehrheit von weit über 60% beispielsweise der Wahlberechtigten durch ihre Stimmabgaben für deutsche Abgeordnete sich als treu-deutsche Bürger des Reichs und Preussens erwiesen und bewährt hatten. Inzwischen hat das Abstimmungsergebnis Klarheit auch in diese scheinbar verwickelte und von unsern Gegnern jedenfalls verdrehte Frage gebracht. Danach haben von den Polnischsprachigen der Abstimmungsberechtigten mehr als $^1/_3$, nämlich 25% der Abstimmungsberechtigten überhaupt, für Deutschland votiert. Durch Terror und Propaganda des Abstimmungskampfes haben sich die Geister in einer Weise geschieden, welche unter natürlichen und friedlichen Verhältnissen des Zusammenwohnens und -arbeitens niemals so krass in Erscheinung tritt und d e n n o c h baut sich die Nationalitätenstatistik folgendermassen günstig für Deutschland auf:

	Die Gesamtzahl
der Deutschsprachigen ist	410 000 = 35%
der deutschen Polnischsprachigen .	300 000 = 25%
der polnischen Polnischsprachigen .	480 000 = 40%

Diese Aufhellung verdanken wir der ausgezeichneten Schrift des Breslauer Geographen Professor Dr. Wilhelm V o l z: die wirtschaftsgeographischen Grundlagen der oberschle-

Digitized by Google

sischen Frage, die vor kurzem bei Georg Stilke erschienen ist. In dieser Schrift findet sich noch eine andere in diesem Zusammenhang sehr bemerkenswerte Statistik, nämlich darüber, wieviel Prozent der polnischsprachigen Oberschlesier in jedem Kreis deutsch gestimmt haben:

1. Leobschütz	97%	8. Lublinitz	45%
2. Kreuzburg	92%	9. Tost-Gleiwitz	42%
3. Ober-Glogau	75%	10. Gross-Strehlitz	39%
4. Kosel	69%	11. Industriebezirk	22%
5. Oppeln	68%	12. Rybnik	22%
6. Ratibor	62%	13. Pless	16%
7. Rosenberg	62%		

„Diese Tabelle", folgert Professor Volz, „besagt mit dürren Worten, dass in dem grösseren Teil von Oberschlesien auch ohne die Deutschsprachigen bereits eine prodeutsche Majorität vorhanden ist." Die Tabelle besagt aber weiter, dass diese prodeutsche Majorität überall da zum überwältigenden Ausdruck gekommen ist, wo die Abstimmung frei und ungehindert vom polnischen Terror war, wo aber polnischer Terror gewütet hat, nur eine Minderheit den Mut und die Kraft aufgebracht hat, sich zur deutschen Kulturgemeinschaft zu bekennen.

Das nationale Leben in Oberschlesien sah denn auch im Frieden ganz anders aus, als das Bild der Okkupation und des Abstimmungskampfes. Nationale Kämpfe gab es in Oberschlesien nicht! Das nationale Moment spielte überhaupt keine Rolle neben den sozialen und wirtschaftlichen, die das Land ständig in Spannung erhielten. Oberschlesien hatte seine grosse Arbeiterbewegung und ferner eine Landarbeiterfrage. Die polnische Propaganda hat sich sehr klug auf diesen sozialen und ökonomischen Momenten aufgebaut: sie einigte die niedere Arbeiterschaft und die Landarbeiter zum Kampf gegen die deutschen Magnaten und Industriellen durch das Versprechen der Landaufteilung und der höheren Löhne in Polen. Vom nationalen Gesichtspunkt aus hat der Oberschlesier zunächst sich immer als Oberschlesier und nicht als Deutscher oder Pole empfunden, im übrigen fühlte man sich als Mitglied der deutschen Kultur- und Reichsgemeinschaft und hat nie daran gedacht, diese Gemeinschaft zugunsten der polnischen aufzugeben.

An diesem Jahrhunderte alten Zustand hatte die letzte Zeit nichts geändert, wie wohl der Feindbund bei der Festsetzung der Versailler Abstimmungsbedingungen für Oberschlesien angenommen hatte. In Paris hatte man sich vorgestellt, dass die sogenannte preussische Polenpolitik Hunderttausende von polnisch gesinnten Oberschlesiern vertrieben habe. Man verfügte deshalb, dass die in alle Welt verstreuten gebürtigen Oberschlesier wahlberechtigt seien. Welche grenzenlose Enttäuschung muss es für die Friedensmacher von Versailles gewesen sein, dass die zirka 200 000 Oberschlesier, die nun zur Abstimmung in ihre alte Heimat kamen, bis zu 90% deutsch fühlten und abstimmten. Als diese Wirkung der fraglichen Vertragsbestimmung zu übersehen war, holte man freilich zu einem Gegenschlag aus, der allen seit 1904 nach Oberschlesien Eingewanderten das Abstimmungsrecht nahm. Man hat damit eine den „Heimatstreuen" entsprechende Zahl Deutscher, die durch Leben und Arbeit in Oberschlesien mit seinem Schicksal verwachsen sind, ihres Rechtes über dies Schicksal mitzubestimmen beraubt. Interessant ist übrigens, dass die Feststellung dieses Stichjahres von 1904 erst so spät erfolgte. In Versailles scheint man ursprünglich angenommen zu haben, dass Oberschlesien in den letzten Jahren der industriellen Hochkonjunktur eine starke polnische Arbeitereinwanderung gehabt hatte. Auch das war ein Irrtum! Die polnische Zuwanderung war gleich Null, nur die deutsche kam in Betracht, weil trotz wachsender Geburtenziffern das Land den ständig steigenden Bedarf an hochqualifizierten Arbeitern, Technikern, Ingenieuren und Beamten aus eigenem nicht decken konnte. Zum Ausgleich für diesen Zuzug quali-

Digitized by Google

fizierter Elemente aus Altdeutschland gab Oberschlesien Jahr für Jahr von seiner wachsenden Bevölkerung grosse Massen von Arbeitern ab, die in alle Teile des Reiches auswanderten. Die Statistik erweist übrigens, dass die Abwanderung für viele Jahrzehnte im ganzen genommen noch grösser ist, als die Einwanderung von Reichsdeutschen.

So stellen sich denn die Bevölkerungsverhältnisse von Oberschlesien folgendermassen dar. Als das Land vor zirka 180 Jahren zu Preussen kam, war es blutarm genug. (Das Folgende in den sachlichen Angaben z. T. wörtlich nach Volz.) Das Ost-Oderland war damals unendlich dünn besiedelt, der Kreis Lublinitz hatte nur 10 Einwohner pro Quadratkilometer, also eine Besiedlungsdichte, wie sie heute etwa Anatolien aufweist. Der gesamte Regierungsbezirk Oppeln hatte 1781 nur 371 404 Einwohner gegen 2 267 981 im Jahre 1910. Am stärksten ist natürlich die Bevölkerung des Industriebezirkes gewachsen. Im alten Kreis Beuthen, d. h. in den jetzigen Kreisen Beuthen, Königshütte, Kattowitz und Hindenburg hat sie sich in diesen 150 Jahren um 4 408% vermehrt. Seit dem Jahre 1781 kennen wir nun die genauen Bevölkerungszahlen, seit 1816 den genauen Geburtenüberschuss, zunächst in dreijährigen, später in fünfjährigen Perioden. Danach können wir genau berechnen, welchen Anteil an dieser ungeheuren Bevölkerungsvermehrung einerseits Zu- und Abwanderung, andererseits Geburtenüberschuss und Sterblichkeit hatten, und da ergibt sich die eigenartige Tatsache, dass nur bis zum Jahre 1848 die Einwanderung beträchtlich war, dann aber nimmt der Einwanderungsüberschuss immer mehr ab und von 1860 an überwiegt die Abwanderung. Sie ist jetzt so stark, dass sie etwa $^1/_7$ des jährlichen Geburtenüberschusses ausmacht. Die grosse Volksvermehrung hat andererseits wieder erst gegen 1860 mit dem Aufblühen des ganzen Landes durch die sich entwickelnde Industrie eingesetzt. Sie kommt also lediglich von innen heraus durch einen starken Geburtenüberschuss, welcher wiederum eine unmittelbare Folge der inneren Gesundung aller Lebensverhältnisse durch die Entwicklung der deutschen Arbeit in Oberschlesien ist. Gerade der Industriebezirk hat an dieser Entwicklung einen hervorragenden Anteil. 50% des Geburtenüberschusses von ganz Oberschlesien fallen im Durchschnitt seit 1816 auf den Industriebezirk. Die Schlussfolgerungen aus diesen Tatsachen sind von ganz ausserordentlicher Tragweite. „Auf oberschlesischer Erde wohnt oberschlesisches Volk." Mit Polen besteht seit 700 Jahren nicht nur historisch, sondern auch blutmässig so gut wie gar keine Verbindung mehr. Die im Verhältnis zur Vermehrung der Erdgeborenen wenigen Zuwanderer aus Polen und dem Reich wurden durch die gemeinsame Arbeit in diesem industriellen Neuland ebenfalls zu Oberschlesiern. Der Oberschlesier ist durch Geburt und Arbeit ein besonderer Volksstamm der deutschen Kulturgemeinschaft.

Industrielle Untrennbarkeit.

Während leider die Welt von der nationalen Besonderheit, Einheit und deutschen Zugehörigkeit Oberschlesiens noch nicht vollständig überzeugt ist, scheint die Tatsache von der Unteilbarkeit der oberschlesischen Wirtschaft ziemlich allgemein begriffen worden zu sein. Das Kartenmaterial, das in den Büchern des Amerikaners Osborne (besonders im zweiten Werk Osbornes: The Problem of Upper-Silesia, London: George Allen & Unwin 1921), Volz und von mir selbst (Die Zukunft der oberschlesischen Wirtschaft, eine Kritik der polnischen Propaganda, bei Georg Stilke, 1921) vorgelegt und durch die inländische und ausländische Presse gut verbreitet worden ist, hat offenbar überzeugend gewirkt. Auf diesen Karten sieht man deutlich, wie jede Teilung verheerend eingreift in die Wasserversorgung des Industriegebiets, wie abgetrennte Teile ohne elektrische Kraft zurückbleiben würden, wie das kunstvolle Netz von Eisen- und Strassenbahnen gestört würde und die Lahmlegung des Verkehrs die Arbeit unterbinden müsste, wie endlich die Zusammhänge der einzelnen Werke unterbrochen würden, Hütten von ihren Koks-

Digitized by Google

anstalten, Kokereien von ihren Gruben, Eisenwerke von ihren Hütten abgeschnitten werden würden. Die englische Presse hat daher den Gedanken der Unteilbarkeit des Industriegebietes mit grosser Entschiedenheit vertreten, und neuerdings bekehrt sich auch die öffentliche Meinung Frankreichs zu dieser Wahrheit, nur mit dem Unterschied, dass Frankreich das ungeteilte Industriegebiet zu Polen schlagen will, während England dafür ist, dass es im deutschen Reichs- und Wirtschaftsverband bleibt. Um diese scheinbar unvereinbaren Gegensätze zu überwinden, ist die englische Politik bereit, Rybnik und Pless den Polen zu opfern, während Frankreich an und für sich mit Recht betont, dass auch die jungfräulichen Gebiete von Rybnik und Pless untrennbar verbunden wären mit dem eigentlichen alten Industriebezirk. Wir haben gegen Frankreich zu behaupten, dass der Industriebezirk zu Deutschland gehört und ohne sein oberschlesisches und weiteres schlesisches Hinterland, ohne die Tragkraft der deutschen Wirtschaft überhaupt nicht existieren kann, und gegen England, dass eben dieselben Behauptungen bereits für Rybnik und Pless zutreffen, dass auch Rybnik und Pless bei Polen zugrunde gehen müssen, und überdies, dass ihre Abtrennung von Oberschlesien der deutsch verbleibenden oberschlesischen Wirtschaft schwere, unheilbare Schäden schlägt.

Am elementarsten lassen sich unsere Behauptungen beweisen durch eine Betrachtung der Absatzverhältnisse für die oberschlesische Produktion und der Versorgung oberschlesischer Konsumenten. Im grossen und ganzen gibt über diese Fragen die Güterbewegung Oberschlesiens sehr deutliche Auskunft. Der Güteraustausch mit Deutschland betrug nach der Statistik im Jahre 1917 19 Millionen Tonnen auf den Eisenbahnen und 2½ Millionen auf dem Oderwege. Dagegen betrug der Güteraustausch mit Polen in demselben Jahr, also zu einer Zeit, da Polen längst innerhalb der mitteleuropäischen Kriegswirtschaft gelegen war, nur 2¼ Millionen Tonnen. Empfangen hat Oberschlesien von Deutschland 6 Millionen Tonnen, von Polen dagegen nur ¾ Millionen Tonnen. Oberschlesien wurde zu 80% aus Deutschland versorgt und setzte 62% seiner Produktion an Deutschland ab, ungerechnet die Mengen, die es von seiner Eigenerzeugung selbst verbrauchte. Jedem Laien ist ohne weiteres klar, dass der heutige polnische Staat ausserstande wäre, anstelle Deutschlands 6 Millionen Tonnen Güter nach Oberschlesien zu liefern und ausser seinem bisherigen Verbrauch von 1½ Millionen Tonnen oberschlesischer Güter weitere 15 Millionen Tonnen aufzunehmen.

Wenn man diese allgemeine Statistik spezialisiert, wird die Widersinnigkeit des Gedankens, dass Polen an Stelle von Deutschland als Lieferant und Abnehmer auftreten könnte, noch grotesker. Für die wichtigste der oberschlesischen Produktionen, die der Kohle, stellte sich im letzten Friedensjahr 1913 das Verhältnis so dar: dass 31,4% der oberschlesischen Förderung nach Deutschland (in seinen gegenwärtigen Grenzen ohne Oberschlesien) gingen und nur 16,7% nach Polen in den Grenzen von heute. In absoluten Ziffern ausgedrückt empfängt das verstümmelte Deutschland von heute monatlich 1 350 000 Tonnen, während Polen in den Grenzen von heute selbst im Zustande der Ordnung 1913 nicht mehr als 560 000 Tonnen oberschlesischer Kohle aufnehmen konnte.

Kohle ist ein unter allen wirtschaftlichen Verhältnissen unentbehrlicher Artikel, Roheisen dagegen ist für eine industrielle Wirtschaft hohen Grades wichtiger als für unentwickelte, überwiegend landwirtschaftliche Lebensbedingungen. Deutschland bezog 1913 von Oberschlesien 807 748 Tonnen Roheisen, Eisenblöcke, Eisenbruch und verarbeitete Eisenerzeugnisse, Kongresspolen und Galizien zusammen 29 062 Tonnen!

Die oberschlesische Hüttenindustrie ist bei der Erschöpfung der oberschlesischen Eisenerzvorkommen auf den Bezug von Eisenerzen angewiesen. Polen hätte wohl aus seinen eigenen reichen Vorkommen die geringwertigen Erze liefern können, indessen ist die polnische Wirtschaftskraft nicht einmal imstande gewesen, die hei-

Digitized by Google

mische Eisenindustrie zureichend zu versorgen. Oberschlesien lebt seit Jahren nur von mitteldeutschen Erzen, die stets in genügender Menge und Qualität herangeschafft werden konnten. Hochwertige Erze werden aus Schweden importiert. Welchen Schwierigkeiten die oberschlesische Hüttenindustrie hinsichtlich der Versorgung mit ausländischen Erzen ausgesetzt sein würde, wenn sie mit polnischer Valuta die für den Ankauf notwendigen Devisen beschaffen müsste, brauche ich nicht weiter auszumalen.

Zu den wichtigsten Arbeitsstoffen der Hüttenindustrie gehören Koks und Kalk. Der oberschlesische Koks hat den Nachteil, für moderne Hochöfen zu weich und zu grusig zu sein, so dass die Hüttenwerke gezwungen sind, grosse Mengen des harten niederschlesischen Kokses zur Mischung mit dem heimischen zu beziehen. Die Eindeckung mit niederschlesischem Koks ist natürlich für jedes an Polen kommende Werk in Frage gestellt. Dieselben Schwierigkeiten ergeben sich für die Versorgung mit Kalk. Die Kalkindustrie hat ihren Hauptsitz in den Kreisen Oppeln und Gross-Strehlitz; die zum Versand kommende Produktion betrug im Jahre 1920 283 000 Tonnen gebrannten Kalk, 20 000 Tonnen Kalkmergel, 100 500 Tonnen Rohkalksteine und 5000 Tonnen gemahlenen Rohkalk. Hiervon nahm die oberschlesische Industrie selbst folgende Mengen ab:

die Eisen- und Stahlindustrie	52 600 T.	gebr. Kalk
die Kalkstickstoffindustrie	69 000 „	
die chemische Industrie	29 200 „	
Summa	150 800 Tonnen,	

dazu alle die genannten Industrien 72 700 Tonnen Rohkalkstein. Die Bedeutung dieser Industrie für die direkte und indirekte Versorgung sowohl der gesamten Landwirtschaft Oberschlesiens wie des Baugewerbes braucht hier als selbstverständlich nicht näher erörtert zu werden. Da der Hauptsitz der Industrie in einem Teile liegt, dessen Abtrennung von Deutschland wohl von keiner Seite mehr gefordert wird, würde der Industriebezirk, falls er polnisch würde, in die grösste Not geraten. Denn die gesamte kongresspolnische Kalkindustrie erzeugte im vergangenen Jahre nicht mehr als 40 000 Tonnen, eine Menge, die bei voller Ausnützung der Betriebe des Industriebezirkes in wenig mehr als einem Monat verbraucht sein wird.

Ernährung. Werfen wir zum Schluss unserer Betrachtung der Produktions- und Absatzverhältnisse Oberschlesiens noch einen Blick auf die wichtige Frage, wer Oberschlesien ernährt. Hierfür ist wichtig zu wissen, dass der eigentliche Industriebezirk, das Ostoderland, wirtschaftlich arm ist, seine Böden unfruchtbar sind und zu den schlechtesten in ganz Deutschland gehören. Das Industriegebiet ist daher landwirtschaftlich ein ausgesprochenes Verbrauchergebiet und zunächst auf die fruchtbaren Kreise im oberschlesischen Südwesten links der Oder, sodann auf das weitere schlesische Hinterland angewiesen. Der nahe polnische Osten leidet unter den gleichen landwirtschaftlichen Verhältnissen wie das Industriegebiet, was nicht wundernehmen kann, da er ja zu denselben geologischen Formationen wie dieses gehört, eben dem oberschlesischen Steinkohlenbecken. Insoweit das Westoderland und das nahe Mittelschlesien für die Versorgung des Industriegebietes nicht ausreichen, müssen also die Lebensmittel von fernher herangeschafft werden.

Die Statistik der Eisenbahndirektion Kattowitz gibt nun genauen Aufschluss über das Ausmass des Empfangs von Lebensmitteln und das Ursprungsgebiet, aus welchem die Lebensmittel zum Versand kommen. Das sich nach Volz ergebende Bild ist das folgende: Im Durchschnitt wurden in den Jahren 1909—1911 an Kornfrucht, Kartoffeln und Mühlenfabrikaten geliefert:

Aus dem westlichen Oberschlesien . .	86 000 Tonnen
aus Mittel- u. Niederschlesien . . .	85 000 „
aus Polen	48 000 „

Digitized by Google

aus dem übrigen Deutschland . . . 23 000 Tonnen
aus Russland u. Kongresspolen . . . 41 000 „
aus dem übrigen Ausland . . . . . 23 000 „

also:

aus dem heutigen Deutschland . . 60%
aus Posen . . . . . 17 „
aus Russland plus Kongresspolen . 15 „
aus dem übrigen Ausland . . . . 8 „.

Für die Zukunft ist zu berücksichtigen, dass die landwirtschaftliche Produktion in der Provinz Posen stark zurückgegangen ist, und zwar ebenso infolge der polnischen Misswirtschaft, unter der das Land zu leiden hat, wie infolge der Zollbeschränkungen gegenüber Deutschland, von welchem Posen in der Versorgung mit Düngemitteln, landwirtschaftlichen Geräten und Sämereien in ungewöhnlichem Grade abhängig ist.

Gegenüber dem ungünstigen Bilde, das für Polens Anteil an der Versorgung Oberschlesiens mit Vegetabilien bekannt geworden ist, täuscht Polen eine Bedeutung in der für Oberschlesien wichtigen Versorgung mit fettem Schweinefleisch vor. Das Kontingent der Einfuhr russischer Schweine (wieviel davon aus Polen stammten, war nicht nachweisbar), betrug 1912 wöchentlich 3000 Stück, das wären im Jahr 156 000 Stück. Der Bestand an Schweinen im Regierungsbezirk Oppeln betrug am 1. Dezember 1910 rund 488 000 Stück, die Zahl der tierärztlich untersuchten Schlachtschweine 1911 rund 716 000 Stück; hierzu kommen etwa noch 70 000 Hausschlachtungen. Die russisch-polnische Einfuhr macht also 20% aus! Bei alledem dürfen wir nicht vergessen, dass diese verhältnismässig kleinen polnischen Ernährungsbeiträge aus Friedenszeiten geregelter polnischer Produktion und normalen wirtschaftlichen Verkehrs zwischen Polen und Deutschland stammen. Seit dem Zusammenbruch hat irgendwelche Ernährungshilfe von Polen vollständig ausgesetzt und Oberschlesien, besonders der Industriebezirk mit seinen weit mehr als 1 Million Menschen wird vollkommen von Deutschland ernährt. Dies Versagen Polens erklärt sich nicht nur aus den gespannten deutsch-polnischen Verhältnissen, sondern aus der eigenen Notlage Polens. Der neue Staat ist noch immer nicht imstande, selbst die Ernährung der kleinen polnischen Industriebezirke Revides und Dombrowa sicherzustellen. Infolgedessen sind die Industrieverwaltungen in diesen Gebieten gezwungen gewesen, die Versorgung ihrer Arbeiter mit Lebensmitteln fast ganz in eigene Hand zu nehmen. Den Arbeitern werden fast alle für den Lebensunterhalt erforderlichen Waren in Form von Deputaten durch den Arbeitgeber geliefert. Aber auch die Industrieverwaltungen sind infolge der in Polen herrschenden Lebensmittelknappheit bald nicht mehr in der Lage, die Lebensmittelversorgung ihrer Arbeiter ausreichend durchzuführen. Wer an der Not in Polen zweifelt, sei auf die Berichte der englischen Hilfsaktion verwiesen, wie sie seit Anfang des Jahres fortlaufend in den grossen englischen Blättern wie Manchester Guardian und Times veröffentlicht werden.

Der Schluss ist zwingend: allein Deutschland hat Oberschlesien ernährt und ist imstande, die Ernährung des Industriebezirks oder von Teilen desselben auf die Dauer sicherzustellen. Im polnischen Staats- und Wirtschaftsverband sind die hunderttausende von Arbeitern einer schweren Ernährungskrise ausgesetzt!

Zusammenfassung.

Das Bild im grossen abzurunden, stellen wir noch einmal fest, dass Polen keinen genügenden Absatzmarkt für die grosse Produktion des Industriebezirks, besonders in Kohle und Eisen, aber auch in Zink und allen chemischen Nebenprodukten bieten kann, und andrerseits ausserstande ist, die wirtschaftliche Arbeit Oberschlesiens genügend mit Rohstoffen (wie Grubenholz, Kalk, Erzen, Schrott, Maschinen und

Digitized by Google

Maschinenersatzteilen) zu versorgen. Der Aufgabe, den oberschlesischen Industriebezirk oder Teile desselben zu ernähren, wäre Polen in keiner Weise gewachsen. Abgetrennten Teilen des oberschlesischen Industriebezirks stünde die grösste Hungersnot in Aussicht, wodurch diese Bezirke ein gefährlicher Herd des gerade in Oberschlesien bedrohlich wachsenden Bolschewismus werden müssten.

Was dann?

Schon diese Ein- und Ausfuhrzahlen Oberschlesiens beweisen, wie innig verwachsen mit der deutschen Gesamtwirtschaft besonders der Industriebezirk ist. Oberschlesien ist vollkommen einbezogen in die deutsche Arbeitsteilung, so dass auch für dieses Wirtschaftsgebiet gilt wie für jedes andere, dass seine Produktionsfähigkeit in der Hauptsache eine Organisationsfrage ist. Daraus wird ohne weiteres klar, dass der Übergang eines solchen Bezirks von dem einen in den anderen Wirtschaftskörper, Abtrennungen und Verschiebungen staatlicher Zugehörigkeit tiefe Einschnitte in die Organisation der Wirtschaft bedeuten und damit die Produktion auf das empfindlichste treffen. Versuchen wir, die Wirkungen dieser Organisationsstörungen im einzelnen uns vorzustellen.

Der Lebensnerv Oberschlesiens ist seine Kohlenwirtschaft. Grundlage derselben ist einmal der starke Eigenverbrauch und die grosse deutsche Konsumtion, zweitens aber eine auf Oberschlesien zugeschnittene deutsche Wirtschaftspolitik, die Oberschlesien sowohl den Bezug wichtigster Hilfsmittel seiner Kohlenwirtschaft sicherstellte, wie durch Erleichterungen im technischen Verkehrs- und Tarifwesen die Produktion als solche rentabel gestaltete und den Absatz leicht machte. Diese Vergünstigungen fallen augenblicklich für den Industriebezirk oder Teile desselben, die polnisch würden, fort. Dass Polen die Kohlenproduktion dieser Gebiete nicht verarbeiten kann, haben wir oben nachgewiesen; Deutschland aber dürfte sich weigern, den bisher bezogenen Anteil weiterhin aufzunehmen, und zwar keineswegs aus chauvinistischen, sondern aus geschäftlichen Gründen: zunächst nämlich, weil die Kohle der polnisch gewordenen oberschlesischen Bezirke infolge Fortfalls der ihre Produktion verbilligenden deutschen wirtschaftspolitischen Massnahmen sich so teuer stellen würde, dass sie die Konkurrenz der englischen Kohle nicht aushalten könnte. Aber selbst wenn das der Fall sein sollte, würde in Hinsicht auf die schwankende polnische Valuta das deutsch-polnische Kohlengeschäft ebenso schwierig sein wie aller anderer Güteraustausch zwischen den beiden Ländern. Wahrscheinlicher als die Stabilisierung der polnischen Valuta im Verhältnis zur Mark ist die der deutschen Mark im Verhältnis zum englischen Pfund, so dass auch deswegen der Bezug englischer Kohle einen grösseren Anreiz bieten dürfte als der der polnischen aus Oberschlesien. Im übrigen wird Deutschland, falls es sich nach einem etwaigen Verlust des oberschlesischen Industriebezirks überhaupt wirtschaftlich durchsetzen sollte, alle seine Kräfte anspannen, um den oberschlesischen Ausfall so bald als möglich zu ersetzen durch gesteigerte Förderung in den niederschlesischen und sächsischen Steinkohlen- und in den Braunkohlenrevieren, um sich dadurch raschestens vom Bezug ausländischer Kohle freizumachen. Ob das gelingt, ist freilich zweifelhaft, wenn es aber nicht gelingt, wird die Folge nicht die sein, dass man wieder auf oberschlesische Kohle zurückgreift, sondern der Kohlenverbrauch wird sinken, indem eine Industrie nach der anderen eingeht und eine allmähliche Entkräftung und Entsiedelung Ostdeutschlands eintritt. Wir können also so gut wie als Tatsache buchen, dass die Kohlenwirtschaft der von Deutschland getrennten Gebiete Oberschlesiens ihr Absatzgebiet verliert, ohne irgendwo sonst in der Welt dafür Ersatz zu finden. Aber auch der Eigenverbrauch der Industriebezirke oder seiner Teile wird durch den Niedergang der oberschlesischen Eisenwirtschaft und anderer bodenständiger Industrien erheblich sinken, so dass der Tag kommen muss, an dem Oberschlesien zuviel produziert! Im Verhältnis zur heutigen Förderung wird das Zuviel nicht weniger als 50—60%, d. h. 20—22 Millionen Tonnen Kohle jährlich ausmachen.

Digitized by Google

Der Zwang, die Produktion einzuschränken, wird aber vielleicht die einzige Rettung wenigstens der Zellen dieser Industrie sein, weil ihr durch die Abtrennung vom deutschen Wirtschaftskörper alle Mittel fehlen dürften, um sich auf der heutigen Höhe zu halten. Das gilt in erster Linie für die Versorgung Oberschlesiens mit Grubenholz. Hier ist Oberschlesien heute fast ganz von Deutschland abhängig. Wird doch der gesamte Verbrauch Oberschlesiens an Grubenholz von nahezu 1 Million Festmeter aus Deutschland geliefert. Nun ist zwar der neue polnische Staat, besonders in seinen galizischen Provinzen, waldreich genug, aber für eine genügende Grubenholzwirtschaft fehlt es auf lange Zeit hin so sehr an Organisation und an Verkehrsmitteln, dass Oberschlesien nicht damit rechnen kann, von Polen aus bedient zu werden. Ob das Industriegebiet die Versorgung aus Deutschland behalten kann, ist ebenso sehr ungewiss. Bisher war genügende Belieferung nur durch dauernde Unterstützung der Behörden, Bereitstellung der Staatlichen Forsten, Verkehrserleichterungen und Vorzugstarife durchführbar. Diese Voraussetzungen hören mit der Abtrennung unweigerlich auf. Der eigene deutsche Holzverbrauch für andere Industrien ist zudem so gross, dass sich höchstwahrscheinlich die deutsche Holzwirtschaft auf rentablere Geschäfte umstellen wird, als es der Grubenholzverkauf nach polnisch gewordenen Industriebezirken Oberschlesiens sein kann.

Noch schlimmere Aussichten bieten sich für die Eisenindustrie Oberschlesiens. Diese Industrie ist ein historisches Gebilde, das sich heute eigentlich am falschen Standort befindet. Sie entstand vor 150 Jahren durch den damals wieder aufgenommenen Abbau der oberschlesischen Eisenerze. Aber wir haben schon erwähnt, dass dieser natürliche Eisenerzvorrat verbraucht ist. Bestand nun die oberschlesische Hüttenindustrie doch weiter, so verdankt sie das lediglich der Vorzugsbehandlung, die die deutsche Wirtschaftspolitik ihr angedeihen liess, vor allem durch Verbilligung des Antransportes sowohl der mitteldeutschen Zuschusserze, wie der auf dem Wasserweg eingehenden hochwertigen schwedischen Erze. Diese Vorzugsbehandlung war eins der Mittel, um die Kostengestaltung der oberschlesischen Eisenproduktion rentabel zu gestalten. Unter polnischer Herrschaft fällt diese Vorzugsstellung fort und kompliziert sich die Erzbeschaffung ausserdem durch die Devisenfrage. Die gleichen Valutaschwierigkeiten entstehen für die, wie oben erwähnt, notwendige Beschaffung von niederschlesischem Koks und von Kalk. Allgemein wird diese Notlage durch die Abhängigkeit der oberschlesischen Hüttenindustrie von der grossen deutschen Maschinen- und elektrischen Industrie in allem, was die Beschaffung von Maschinen, Maschinenteilen und technische Anlagen betrifft. Die Stahlerzeugung Oberschlesiens, die fast ausschliesslich auf Alteisen aufgebaut ist, ist damit wiederum auf Deutschland angewiesen; denn nur unsere grosse Industrie kann für Lieferung dieser gewaltigen Mengen Alteisens in Frage kommen. Kann doch die polnische Industrie nicht einmal den Alteisenbedarf der heimischen Stahlerzeugung annähernd decken. Rentabilität und Konkurrenzfähigkeit werden, das kann man felsenfest behaupten, für polnische Hüttenwerke Oberschlesiens vollkommen aussichtslos sein. Dass Polen die ungeheuren Mengen von Roheisen und anderen Eisenprodukten aufnehmen kann, wird nach der oben mitgeteilten Statistik niemand annehmen. Die Existenz der oberschlesischen Eisenindustrie hängt also vollkommen davon ab, ob sie den deutschen Absatzmarkt behält; dieser Markt, den sie sich gegen die stärkere Schwester Norddeutschlands mühsam Schritt für Schritt erobert hat.

Dieses Bild wiederholt sich fast Zug um Zug bei den anderen Industrieen Oberschlesiens. Der Absatz der Zinkindustrie (Rohzink, Zinkblech, Zinkstaub, Kadmium und Zinkblei) ist fast ausschliesslich nach Deutschland gerichtet, das allein über die industrielle Organisation verfügt, diese Produkte weiter zu verarbeiten. Polen besitzt übrigens schon in Trzebinia eine eigene Zink- und Bleiproduktion, die für die Leistungsfähigkeit seiner Zink verarbeitenden Industrie vollkommen aus-

Digitized by Google

reicht. Für die Nebenprodukte der Zinkindustrie: Schwefelsäure und schweflige Säure ist der einzige Abnehmer die Düngemittel- und Zellstoffindustrie Deutschlands. Wie für die chemische Industrie in Polen der Absatz fehlen würde, so für andere die Versorgung mit Rohstoffen, z. B. für die Sprengstoffindustrie, die für den Bergbau Oberschlesiens natürlich von grösster Bedeutung ist, die Versorgung mit deutschem Salpeter und deutschem Kali. Das sind Produkte, die so sehr gesucht werden, dass Deutschland kein Interesse hat, die notwendigen Quantitäten für die Sprengstoffindustrie eines polnischen Oberschlesien zu reservieren. Mit aller Deutlichkeit muss überhaupt einmal ausgesprochen werden, dass zwar Deutschland durch den Friedensvertrag verpflichtet ist, die Einfuhr aus den abgetrennten Gebieten oder die Ausfuhr nach dort keinen Abgaben, Gebühren oder Steuern zu unterwerfen, als solche für gleiche Waren nach oder von anderen Ländern erhoben werden, in keiner Weise aber gezwungen werden kann, seine Ein- und Ausfuhrpolitik, d. h. die Freigabe von Ein- und Ausfuhr allgemein oder einem einzelnen Lande gegenüber nach anderen Interessen als seinen eigenen zu bestimmen.

Es ist unmöglich, hier auf alle Probleme im einzelnen einzugehen. Genügt ja doch schon, die Unvermeidlichkeit des unaufhaltsamen Niedergangs von Oberschlesiens Kohlen-, Eisen- und Zinkwirtschaft bewiesen zu haben, falls es polnisch würde. Das Absterben dieser Lebenskräfte würde selbstverständlich den Ruin des ganzen an Polen verschacherten Gebietes, also auch den Ruin der übrigen Industrien und der Landwirtschaft nach sich ziehen.

Unsere Gegner, die sich der Einsicht vom Rückgang oberschlesischer Wirtschaft unter polnischer Staatsoberhoheit zwar nicht verschliessen, operieren dennoch mit der Vorstellung, dass dieser Niedergang nicht so rasch eintreten wird, wie die deutsche Seite annimmt, und dass also Zeit zur Verfügung stehen würde, um durch ausserordentliche Hilfsmittel von seiten finanzkräftiger Ententestaaten den verderblichen Folgen der Abtrennung Oberschlesiens oder eines Teils davon entgegentreten zu können. Diesem Wahn gegenüber muss mit aller Bestimmtheit gesagt werden, dass die unmittelbaren Folgen der Abtrennung bereits katastrophal sein werden, und dass höchstwahrscheinlich keine der Ententemächte finanziell und wirtschaftlich stark und bewegungsfrei genug sein wird, um diese Folgen aufhalten zu können. Aus dem Bereich solcher unmittelbaren katastrophalen Schädigungen für eine von Deutschland abgetrennte oberschlesische Wirtschaft wollen wir nur drei Erscheinungen besonders hervorheben:

Wie stellen sich Polen und Frankreich die Kapitalbeschaffung für den ruhigen Fortgang der oberschlesischen Industrie vor? Wissen sie, welche Kapitalien notwendig sind, um allein die monatlichen und wöchentlichen Löhne zu bezahlen? Diese Gelder betragen zurzeit monatlich 500 Millionen Mark oder in polnischer Währung ca. 15 Milliarden polnische Mark! Es ist ausgeschlossen, dass eine polnische Notenpresse und die unentwickelte Organisation der privaten Finanzinstitute Polens diese ungeheuren Notwendigkeiten des Geldbedarfs, der sich dazu durch die ungeklärten Kreditverhältnisse verschärft, auch nur annähernd befriedigen können. Von diesen Verhältnissen aus wird auch das Problem der Währung fast unlösbar, in welcher Richtung diese Lösung auch immer angestrebt wird, sei es nun in der der Beibehaltung deutscher Währung für Oberschlesien oder einer besonderen oberschlesischen Markwährung, sei es in der des Anschlusses an die polnische Valuta. Dass die deutsche Reichsbank Aushilfe leisten soll, ist eine Forderung, die uns nicht zugemutet werden kann, und die auch technisch undurchführbar ist.

Besonders schwierig werden sich die Kreditverhältnisse gestalten; schon heute werden international und von Deutschland aus Anstände gemacht in den Forderungen für Lieferungen nach Oberschlesien. Besonders nach dem 3. Einfall werden nur noch Kassageschäfte gemacht oder Anzahlungen gefordert. Wird aber Ober-

Digitized by Google

schlesien polnisch, dann muss es das Schicksal dieses bankrotten Staates teilen, dessen Wirtschaft von aller Welt kein Kredit geschenkt wird. Die schwache polnische Staatswirtschaft kann unmöglich einer privaten Riesenorganisation, wie es die Oberschlesiens ist, helfend beispringen. Man überlege sich, wie enorm die ständigen Forderungen von Deutschland sein werden, das, falls Oberschlesiens Industrie weiter arbeiten soll, als Lieferant von Grubenholz, niederschlesischem Koks, deutschen Zuschlagserzen und als Händler hochwertiger Auslandserze fungieren muss.

An solchen Umständen werden sich Krisen entzünden, die den Zusammenbruch vieler Unternehmungen zur zwangsweisen Folge haben werden.

Verkehrsverhältnisse.

Eine neue Bedrohung wird von den Verkehrsverhältnissen im polnischen Staate kommen. Zwar würde Deutschland mit dem oberschlesischen Industriebezirk den hierauf entfallenden Anteil des deutschen Lokomotiven- und Waggonparks mit abliefern müssen. Aber erstens ist dieser Anteil verhältnismässig gering für die gestaffelten Bedürfnisse eines Produktionsgebietes, wie es Oberschlesien ist, und zweitens ist keine Garantie dafür vorhanden, dass der polnische Staat den von Deutschland herüberkommenden Lokomotiven- und Wagenpark für Oberschlesien reserviert und nicht auf das Eisenbahnnetz des ganzen Staates verteilt. Ja, in Anbetracht der Verkehrsnotlage Polens kann der Staat diese Garantie gar nicht leisten, ist vielmehr gezwungen, seine eigene Verkehrsnotlage durch das rollende Material Oberschlesiens aufzubessern, da er sonst überhaupt keine Verbindungen zwischen Oberschlesien und Polen als dessen neuem Absatzgebiet herstellen kann. Oberschlesien kommt also unmittelbar in die ganze polnische Verkehrskalamität hinein, durch die es in kurzer Zeit katastrophalen Schaden in seiner Produktion erleiden muss! Ein weiterer wichtiger Umstand ist, dass zwar für den Absatz nach Norden ein genügendes Schienensystem besteht, vier doppelgleisige Strecken, ein solches aber für den Verkehr nach Ost und Südost vollkommen fehlt und erst in Jahren von Arbeit hergestellt werden kann. Die vorhandenen west-östlichen Strecken reichten knapp zu für den bisherigen Güteraustausch zwischen Oberschlesien und Polen, der noch nicht 6% des oberschlesischen Güterverkehrs mit Deutschland und dem übrigen Ausland sowie der oberschlesischen Güterbewegung selbst ausmacht.

Arbeiterfrage.

Wir kommen zum letzten Punkt: Der Arbeiterfrage. Den wichtigsten Bestandteil dieses Problems haben wir schon bei der Untersuchung der Ernährungsverhältnisse Oberschlesiens und ihrer Abhängigkeit von der Versorgung aus Deutschland erörtert. Aus der Unfähigkeit Polens, auch nur den kleinsten Teil der bisherigen deutschen Leistungen zu übernehmen, folgt, wie ebenfalls angedeutet, unvermeidlich eine Ernährungskatastrophe, die schliesslich nur im Bolschewismus enden kann.

Die oberschlesische Arbeiterfrage enthält aber noch ein zweites sehr ernstes Problem, nämlich das der Ausgleichung polnischer und oberschlesischer Arbeiterverhältnisse. Mit Oberschlesien würde Polen ein Industriegebiet erhalten, dessen Arbeiter unendlich viel besser gelohnt sind, als die heimischen, insbesondere die im benachbarten Dombrowaer Revier. Für die Produktion im Dombrowaer Revier sind die niedrigen Löhne der Arbeiter geradezu eine Lebensfrage. Die polnische Fachpresse und zwar der in Dombrowa Gornicza erscheinende „Presglad Gorniczy Hutniczy", brachte im Februarheft des Jahres einen Aufsatz über die in Dombrowa und im oberschlesischen Steinkohlenbergbau gezahlten Löhne, der zu folgenden Schlussfolgerungen kam: „Da die oberschlesische Kohle von Natur besser als die Dombrowaer und die galizische Kohle ist, so kann bei gleich hohen Arbeitslöhnen die Dombrowaer und die galizische Kohle unter normalen Verhältnissen den Wettbewerb mit der oberschlesischen nicht aushalten, und es würde bei einem Anheimfallen Oberschlesiens an Polen nichts anderes übrig bleiben, als die Gruben in den Becken von Dombrowa und Krakau zu schliessen. Die Existenz dieser Gruben kann

Digitized by Google

nur gerettet werden, wenn der Unterschied in der Beschaffenheit der Kohle durch billigere Preise ausgeglichen wird. Um diese zu erzielen, müssten entweder die Löhne herabgesetzt bleiben oder die Förderung in den Becken von Dombrowa und Krakau so gesteigert werden, dass die Kohle dadurch billiger verkauft werden könnte als die oberschlesische Kohle."

Beides wird nicht möglich sein, da es andererseits so gut wie ausgeschlossen ist, die oberschlesischen Bergarbeiterlöhne auf das Niveau der Löhne von Dombrowa herunterzusetzen, ist also nach dem Zeugnis polnischer Fachleute mit dem Eingang der polnischen Kohlenwirtschaft zu rechnen. Die Folge wird sein, dass Hunderttausende von polnischen Bergarbeitern brotlos und auf Arbeit nach Oberschlesien hinüberziehen werden. Die polnischen Bergarbeiter würden als gefährliche Lohndrücker in die oberschlesischen Belegschaften eindringen. Es würde wilde Streikkämpfe geben, unter denen auch die oberschlesischen Gruben veröden müssten. Der hochqualifizierte deutsche Arbeiter würde unter solchen tumultuarischen Verhältnissen sicher nicht im Lande bleiben, und seine Auswanderung nach Deutschland würde vollends dazu beitragen, die zurückbleibende oberschlesische Bergarbeiterschaft zu desorganisieren und damit die Existenz des ganzen Kohlenbergbaues in Oberschlesien in Frage zu stellen.

Rybnik und Pless.

Alle unsere bisherigen Ausführungen bezogen sich im grossen und ganzen auf die Folgen, die eine Verwirklichung des französischen Planes, den ganzen oberschlesischen Industriebezirk an Polen abzugeben, sowohl für Oberschlesien wie für Polen haben würde. Selbstverständlich bestehen diese Ausführungen auch zu Recht, wenn auch nur einzelne Teile des Industriebezirks, z. B. Rybnik und Pless an Polen abgetreten werden sollten. Wir verkennen andrerseits nicht, dass in diesem Fall die Aufgabe Polens sich insofern erleichtern würde, als es sich wenigstens für die Abnahme der Produktion dieser Gebiete nicht um so hoffnungslos grosse Mengen handeln würde wie bei der Abtrennung ganz Oberschlesiens, und so Polen vielleicht einen gewissen Prozentsatz dieser Produkte schlucken kann. Für die Versorgung dieser Gebiete mit Rohstoffen wie Kalk, Erzen, Grubenholz bleibt aber die Sachlage durchaus dieselbe, so dass die Abtrennung vom deutschen Wirtschaftskörper schon aus diesem Grunde katastrophal für Rybnik und Pless werden muss.

Für den deutsch verbleibenden alten Industriebezirk Oberschlesiens, für die Zukunft der deutschen Wirtschaft überhaupt, wäre der Verlust von Rybnik und Pless nicht weniger verhängnisvoll. Rybnik und Pless bedeuten nun einmal die einzige Ausdehnungsmöglichkeit des eigentlichen oberschlesischen Industriereviers. Hier ist der Verhieb von Kohle, besonders verkokbarer Kohle, so stark, hier liegen die Werke so dicht beieinander, dass weder in die Breite noch in die Tiefe eine Entwicklungsmöglichkeit der oberschlesischen Kohlenwirtschaft gesehen werden kann. Infolge dieser Umstände, die in den letzten Jahren immer stärker sich geltend machten, wurde den Kreisen Rybnik und Pless immer grössere Aufmerksamkeit zugewandt und nahmen diese Kreise eine unverhältnismässig rasche Entwicklung. Schon heute füllen Rybnik und Pless einen grossen Platz aus in der Gesamtarbeitsleistung Oberschlesiens.

Der Anteil allein des Kreises Rybnik an der Kohlenförderung Oberschlesiens wuchs in folgenden Sprüngen:

1900 mit 1 036 000 To. = 4% 1913 mit 4 608 000 To. = 10%
1906 mit 1 783 000 To. = 5% 1919 mit 3 498 000 To. = 14%.

Noch grössere Bedeutung kommt der Koksproduktion dieser Kreise zu. Die vor 10 Jahren ermittelte gute Verkokbarkeit der Rybniker Kohle führte zur Anlage zahlreicher Koksanstalten, von denen die der Emmagrube mit 200 Öfen die ansehnlichste ist. Die Emmagrube allein produziert 200 000 Tonnen Koks im Jahre. Die Hüttenindustrie im eigentlichen Revier ist vom Koks der Kreise Rybnik und Pless voll-

Digitized by Google

ständig abhängig geworden. Ein Ersatz für den Koks dieser Kreise kann nicht beschafft werden, so dass durch Ausfall, Stockung oder unmässige Verteuerung der Koksbezüge die oberschlesische Hüttenindustrie zum Tode verurteilt wäre.

Da die Koksanstalten in Rybnik und Pless nicht ausreichen zur Verkokung der hier abgebauten Kohle, gehen grosse Mengen verkokbarer Kohle an die Koksanstalten des eigentlichen Reviers hinüber, deren Existenz also wiederum auf das engste mit der Deutscherhaltung dieser Kreise zusammenhängt.

Was von Koks und Kohle gesagt ist, gilt natürlich auch von allen Nebenprodukten dieser Industrie. Wie eng die Zusammenhänge der gesamten oberschlesischen Produktion, wie kompliziert der Organismus dieses Wirtschaftskörpers, wie vielfältig die Arbeitsteilung ist, möge an einem Beispiel gezeigt werden, welches unter hunderten herausgegriffen wird. Die Werke der Oberschlesischen Eisenindustrie-Aktien-Gesellschaft, Sitz Gleiwitz, sind in den Kreisen Beuthen, Kattowitz, Gleiwitz und Rybnik gelegen. Die in den sogenannten östlichen Teilen des Industriereviers (Kreis Kattowitz) befindlichen Werke sind nun völlig von den im Zentralrevier und im Süden (Kreis Rybnik) befindlichen Kokskohlen und Koks abhängig, da die Kohlen der östlichen Gruben nicht verkokbar sind. Die der Gleiwitzer Gesellschaft gehörende Baildonhütte im Kreise Kattowitz, eines der grössten Edelstahlwerke Deutschlands, stellt selbst kein Rohmaterial her; sie bezieht das Rohmaterial von der im Kreise Beuthen gelegenen Julienhütte derselben Gesellschaft und den Koks von deren Rybniker Koksanstalten. Diese Bedeutung kommt den Kreisen Rybnik und Pless schon heute zu, ihre zukünftige Bedeutung ist, wie oben angedeutet, gar nicht abzusehen. Machen wir uns überhaupt einmal klar, was Rybnik und Pless nach ihrem territorialen Umfang und ihrem Bodenwert sind. Heute beträgt die Produktion dieser Kreise etwa 20% der gesamten oberschlesischen Kohlenförderung. Was aber könnten sie in Zukunft leisten? Hier liegt nicht weniger als 60% des oberschlesischen Kohlenvorkommens unter der Erde! Das sind 99 000 Millionen t, von welchen wieder nicht weniger als 68% bearbeitbar sind. Etwa 36 000 Millionen t Kohle in Rybnik und Pless können in einer geringeren Tiefe als 1000 m unter der Erde erarbeitet werden. Rybnik und Pless enthalten 36% des Gesamtvorrats von Deutschlands Kohlenfeldern, an denen beispielsweise das Ruhrgebiet mit 30—35%, das Saargebiet, das an dritter Stelle steht, nur mit 7,8% beteiligt ist. Vom oberschlesischen Kohlengebiet nehmen Rybnik und Pless nicht weniger als ¾ der Oberfläche ein. Was aber wird die Zukunft dieser Gebiete unter polnischer Herrschaft sein? Wir sind gewiss, dass die jung aufblühende Industrie von Rybnik und Pless dann zugrunde gehen wird. Nehmen wir selbst an, dass es Polen gelingen sollte, sie zu erhalten, eine Zukunft können Rybnik und Pless unter polnischer Herrschaft nicht haben. Polen, das mit seinem Kohlenreichtum vor Frankreich, Belgien und der Tschecho-Slowakei rangiert, hat von seinen 30 Milliarden To. leicht hebbarer Einheitskohle so gut wie nichts herausgeholt. Sollte es in der Lage sein, mit weiteren 36 Milliarden irgend etwas Beträchtliches anzufangen?

Welche Schwierigkeiten würde man schon im Anfang haben, um für die von Oberschlesien geraubten Teile wenigstens die verkehrstechnischen Einrichtungen zu schaffen, die sie bisher im Zusammenhang eines eben deshalb unteilbaren Oberschlesien genossen haben! Das ganze Eisenbahnnetz Oberschlesiens ist nach Deutschland in der Richtung Südost nach Nordwest aufgebaut. Rybnik und Pless haben für ihre Produkte kein Ausfallstor, weder auf der Bahn noch auf dem Wasserwege. Die Strassenbahnen, ihr Stromnetz werden vom Zentrum des Industriereviers aus verwaltet und gespeist; die Kanalisation und das Wasserzufuhrnetz ist hier zentriert. Die Vorstellung, als ob Polen in kürzester Zeit alle diese Einrichtungen selbständig machen, neu herstellen, umgruppieren oder umdirigieren könnte, ist mehr als kin-

Digitized by Google

disch. Das Gelände gerade der Kreise Rybnik und Pless ist so zerschnitten und hügelig, dass solche Anlagen Jahre erfordern werden, und selbst für die vorgeschrittene deutsche Technik und Organisation eine Riesenaufgabe bedeuten würden.

Schliesslich haben wir auch auf Rybnik und Pless ein moralisches Recht. Das junge Leben in Rybnik und Pless ist ebenso von Deutschen geschaffen wie in ganz Oberschlesien. Für alle Welt ist diese deutsche Leistung offensichtlich. Eine vielhundertjährige Pionierarbeit hat Oberschlesien deutsch gemacht und gibt Deutschland ein ewiges Recht auf den Besitz dieses Landes. Oberschlesien weiss, was es Deutschland verdankt; das hat das Plebiszit bewiesen! Oberschlesien weiss aber auch, zu welcher Zukunft es in und mit Deutschland bestimmt ist. Deutschlands Entwicklung drängt nach dem Osten, Deutschlands Aufgabe ist es, die mittel- und osteuropäischen Gebiete für alle Gesamtheit der Weltwirtschaft zu erschliessen. Für diese Entwicklung kann Oberschlesien zum grossen Schwungrad werden, aber nur dann, wenn es angetrieben wird von dem mächtigen Feuer der deutschen Wirtschaft, nur dann, wenn es **ungeteilt** und **deutsch** bleibt.

Für diese Forderung berufen wir uns auf den Friedensvertrag, der die Berücksichtigung der wirtschaftlichen und geographischen Gesichtspunkte ausdrücklich vorgesehen hat. Nirgendwo dagegen ist im Friedensvertrag gesagt, dass das Abstimmungsergebnis der einzelnen Gemeinden der Entscheidung zugrunde gelegt werden soll. Das ist eine Fälschung, die Briand und seine polnischen Freunde nachträglich in die Bedingungen über die Abstimmungen hereininterpretiert haben.

Die Entscheidung.

Inzwischen geht das Schicksal seinen Weg. Zurzeit liegt die materielle Entscheidung über Oberschlesien beim Völkerbund. Ob in den Vorschlägen des Völkerbundsrats Vernunft und Recht obsiegen werden, ist im Augenblick schwer zu übersehen. Die Überweisung der oberschlesischen Angelegenheit an den Völkerbund hatte zunächst den Zweck, die Spannung, die zwischen Frankreich und England wegen der oberschlesischen Frage entstanden war, zu lindern; die Gegensätze der Grossmächte wirken aber, wenn auch abgeschwächt, im Völkerbundsrat fort. Zum mindesten besteht die Gefahr, dass auch hier wieder aus politischen Interessen an der oberschlesischen Frage sich Parteien bilden werden. Das allgemeine Zutrauen zu der Institution des Völkerbundes und zu seinen Organen ist jedenfalls nicht gross. Selbst wenn die Autorität des Völkerbundes und seine Objektivität unanfechtbar wären, bliebe noch jenes Manko, dass, soviel wir sehen, seine Bemühungen um Oberschlesien nicht mit tauglichen Mitteln ausgestattet sind, dass den Beratungen die intime Kenntnis der Verhältnisse mangelt. Hier wäre für die deutsche Regierung ein grosses Feld; aber leider merkt man nicht viel von erheblichen Anstrengungen, das Problem Oberschlesien für den Völkerbund aufzuklären. Die Arbeiten des Völkerbundsrats schreiten denn auch langsam genug vorwärts, und die Entscheidung wird noch lange ausstehen. Wenn sie aber einmal nach Vernunft und Recht zu unsern Gunsten ausfallen sollte, dann dürfte leider die Deutschheit Oberschlesiens immer noch nicht gesichert sein. Von Paris fürchten wir neues Unrecht, von Warschau neuen Einfall, neuen Raub, neuen Mord und neue Greueltaten in Oberschlesien.

Berlin. **Walther Schotte.**

Unsere farbige Karte.

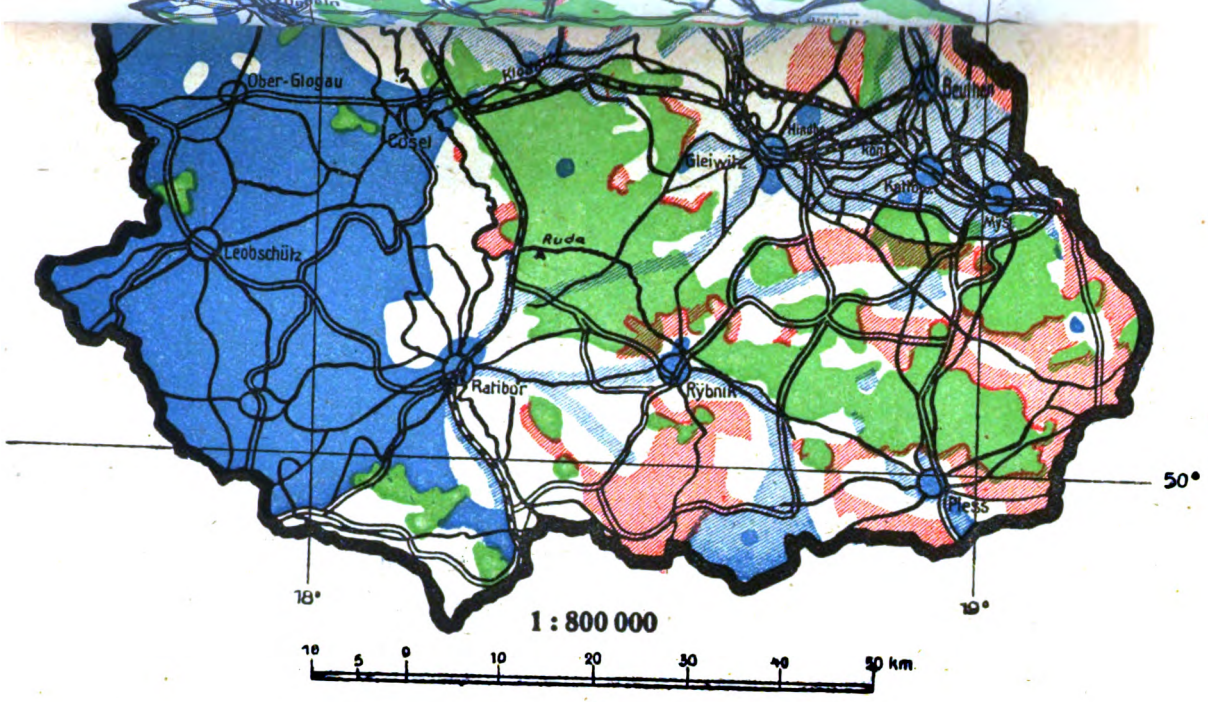
Der vorangegangene wie der folgende Aufsatz werden erläutert durch die zwischen den Seiten 386 und 387 eingeheftete Karte. Sie ist entworfen von dem besten Kenner der Geographie Oberschlesiens, dem Geheimrat Dr. Volz, Professor der Geographie an der Universität Breslau, und zeigt, wie die deutschen Mehrheiten in den Kulturgebieten, die polnischen Mehrheiten in den kulturfernen Gebieten sitzen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gebiete herrschenden Deutschtums und Polentums innerhalb Oberschlesiens
The districts with German majorities and with Polish majorities within Upper Silesia
Régions de majorité allemande et de majorité polonaise dans la Haute-Silésie

Digitized by Google



Wald Forests Forêt

Deutsche Germans Allemands

Starker deutscher Einfluß Great German influence Grande influence allemande

Polen Poles Polonais

Digitized by Google

Die I
dung

Digitized by Google

Oberschlesien ein soziales Problem.

Von Landrat a. D. Dr. Hans Lukaschek,
Vorsitzender des Deutschen Ausschusses für Oberschlesien in Kattowitz.

Der Oberste Rat hat eine Entscheidung über Oberschlesien nicht gefällt; er ist mit dem Problem nicht fertig geworden. Er hat vielmehr den Ausweg gewählt, die Angelegenheit dem Völkerbundsrat zu überweisen. Der Völkerbundsrat hat sich nun mit dem Problem Oberschlesien auseinanderzusetzen. Er ist völlig frei in seinem Urteil und lediglich gebunden an den Friedensvertrag und an das Ergebnis der Volksabstimmung.

Die Verhandlung vor dem Obersten Rat und insbesondere die Stellungnahme Briands zu dem Problem haben erkennen lassen, dass für Frankreich das oberschlesische Problem etwas ganz anderes ist, als wir Oberschlesier es auffassen. Für Frankreich bedeutet Oberschlesien nichts als die Tatsache, dass das Deutsche Reich sich an Oberschlesien wieder aufrichten kann; das genügt ihm, um für die Abtrennung Oberschlesiens zu votieren. Es ist daher gut, sich noch einmal die grosse Idee, die dem Friedensvertrag zugrunde liegt, wenn er überhaupt Volksabstimmungen anordnet, ins Gedächtnis zurückzurufen. Die leitende Idee dabei ist doch, dass Staat und Nation möglichst eine Einheit werden sollen, und dass durch das Mittel der Abstimmung die nationalen Wünsche und Rechte der Bevölkerung eines Landesteiles zum Ausdruck kommen sollen. Wenn nun für Oberschlesien eine Volksabstimmung angeordnet worden ist, so geht der Friedensvertrag davon aus, dass in Oberschlesien ein grosser Teil, wenn nicht die Mehrheit der Bevölkerung, polnischer Nationalität sei. Den Schöpfern des Friedensvertrages diente dabei als Grundlage die amtliche deutsche Sprachenstatistik nach den Volkszählungen, die einen bedeutenden Prozentsatz der oberschlesischen Bevölkerung als Polen ausweist. Interessant ist nun, dass die Grenze des Gebietes, das der Volksabstimmung unterworfen worden ist, sich fast genau mit der Linie deckt, die die amtliche Karte als Sprachengrenze verzeichnet. Besonders bemerkenswert ist dabei ferner, dass diese Grenzlinie nicht ganz Oberschlesien einbezieht, sondern die Kreise Neisse, Falkenberg und etwa ein Drittel des Kreises Neustadt ausschliesst, andererseits einen Teil des Kreises Namslau, der zu Mittelschlesien gehört, dem Abstimmungsgebiet zuschlägt. Daraus geht hervor, dass der Friedensvertrag dieses Gebiet als ein einheitliches Gebiet ansieht, in dem ein besonderes, nationales Problem gelöst werden müsse. Es erscheint notwendig, dass das noch einmal scharf zum Ausdruck gebracht wird, nachdem die ganze oberschlesische Frage Gegenstand einer machtpolitischen Kontroverse zwischen England und Frankreich geworden ist. Wir wollen doch dem Völkerbundsrat noch einmal zu bedenken geben, dass der Friedensvertrag sich seiner Idee nach mit Oberschlesien beschäftigt, nicht deshalb, weil es zur Macht- oder Wirtschaftssphäre Deutschlands oder Polens gehören solle, sondern deshalb, weil in Oberschlesien angeblich um der oberschlesischen Bevölkerung willen eine Nationalitätenfrage gelöst werden soll. Was Frankreich und die übrigen Staaten sich als Gesetzgeber dabei gedacht haben, als sie die Abstimmung anordneten, muss nach allgemeinen juristischen Grundsätzen für den Richter, als den wir den Völkerbund ansprechen müssen, völlig gleichgültig bleiben. Wir haben uns also jetzt mit der Frage zu beschäftigen:

„Ist Oberschlesien ein nationales Problem oder nicht?"

Briand hat bekanntlich in den Pariser Verhandlungen Lloyd George gegenüber eingewendet: „Die Deutschen sagen es ja selbst, dass die Oberschlesier Polen seien." Er hat sich dabei auf deutsche Literatur bezogen und als bedeutendsten Kronzeugen gar Brockhaus' Konversationslexikon herangezogen. Sehr zu Unrecht; denn was aus dieser Literatur sich ergibt, und was aus der amtlichen Statistik hervorgeht, ist — das kann nicht oft genug gesagt werden — nicht die Feststellung einer polnischen Nationalität der Bevölkerung, sondern diese Untersuchungen beschäftigen sich nur mit der Frage, dass in Oberschlesien ein bestimmter Prozentsatz der Bevölkerung polnisch als Muttersprache spricht. (Wie diese Statistik entstanden ist, darüber liesse sich im übrigen

Digitized by Google

manches kritisch sagen.) Hinreichend bekannt ist, dass dieses Polnisch überdies noch ein besonderes Polnisch ist, das man „Wasserpolnisch" zu nennen pflegt und das erhebliche Unterschiede von dem Hochpolnisch Polens und der Provinz Posen aufweist. Dabei mag völlig dahingestellt bleiben, was dieses Wasserpolnisch überhaupt ist; zum mindesten ist es ein durch Jahrhunderte nicht fortgebildetes Polnisch und mit dieser Anerkennung zugleich der stärkste Beweis dafür, dass jahrhundertelang ein kultureller Zusammenhang zwischen Oberschlesien und Polen überhaupt nicht bestanden hat, obwohl grosse Naturhindernisse die Völker nicht voneinander trennen. Nun haben aber zwischen dem polnischen und deutschen Volksteile in Oberschlesien Kämpfe stattgefunden, also, so schliesst man, besteht ein nationaler Gegensatz und damit — ein nationales Problem.

Um das oberschlesische Problem zu verstehen, muss man seine politische und wirtschaftspolitische Geschichte kennen. Aus der Urgeschichte wissen wir, dass vor der Völkerwanderung das Gebiet von Germanen, die dem grossen Volksstamm der Vandalen angehörten, bewohnt war. In das Vakuum, das durch die Völkerwanderung entstanden war, rückten dann Slaven ein. Wir wissen von der Geschichte Oberschlesiens sehr wenig bis zum 13. Jahrhundert, wo die schlesischen Piastenherzöge in bewusster Zuwendung zum Deutschtum deutsche Siedler, vornehmlich Franken und Hessen ins Land riefen und deutsche Mönche (Zisterzienser) Christentum und Kultur ins Land brachten. Der Name der heiligen Hedwig, der Gemahlin Heinrichs I. von Breslau, der Mutter des 1241 bei Wahlstatt gegen die Mongolen gefallenen Heinrichs II., ist ein Wahrzeichen für die grosse Regermanisierung Schlesiens. Die Bewegung war so stark, dass im 15. Jahrhundert Oberschlesien deutsch war. Ein Merkmal dieser Zeit sind uns in Oberschlesien die Kirchengemeinden, die im 13. Jahrhundert in ihrer Kirchenverfassung deutsches Recht übernahmen, also z. B. nicht mehr den Kirchenzehnten als Steuer einhoben, sondern zur Widmut übergingen. Die deutsche Siedlung ging nicht den Oderstrom aufwärts, denn dort setzte das ungeheure Urwaldgebiet der „Preseka" den Siedlern fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen, sondern die Siedlung ging am Rande der Sudeten entlang in dem fruchtbaren Lössgebiet und erreichte und überschritt die Oder zwischen Ratibor und Cosel, um dann von Süden auf dem rechten Oderufer in den schlechteren Bodenklassen wieder bis an die jenseitige „Preseka"-Grenze vorzudringen. Die älteste Stadtsiedelung in diesem Gebiete rechts der Oder ist die Stadt Ujest, die 1222 das deutsche Stadtrecht erhielt. Dieser Gang der Siedelung ist das erste Moment für die Schichtung der Bevölkerung in Oberschlesien. Dass das Land nicht so rein deutsch blieb, beruht auf der inneren politischen Entwicklung Deutschlands. Die Reformation fand schnellen Eingang im gesamten Schlesien, das stark unter humanistischen Einflüssen stand. Das Zeitalter der Reformation war das völkische Unglück für Oberschlesien, das damals unter Habsburger Herrschaft stand. Die Habsburger haben auch in Oberschlesien mit allen Mitteln die Gegenreformation durchgeführt, der Drangsalierung der habsburgischen Söldner wich das Deutschtum vom flachen Lande in die Städte aus, mit eine der geschichtlichen Erklärungen für die Tatsache, dass die Städte deutsch sind und das Land polnisch. In den Städten waren den evangelischen Gemeinden grössere Freiheiten gelassen. Die inneren Zustände Deutschlands liessen den Strom deutscher Siedler nach dem Osten überhaupt, so auch nach Schlesien versiegen. Die ganze Bewegung, die hier geschildert ist, hatte aber nicht das mindeste zu tun mit einem nationalen Gegensatz, der zwischen den Bevölkerungsteilen bestand, sondern das waren wirtschaftliche und, wie geschildert, religiöse Momente, die ihren Ausdruck in dem Vor- und Zurückfluten fanden.

Ein neues Zeitalter beginnt mit der Erwerbung Schlesiens durch Friedrich den Grossen. Friedrich der Grosse ist der Schöpfer der Industrie Oberschlesiens. Wenn nun ein Zustrom neuer deutscher Elemente beginnt, so ist er doch wesentlich verschieden von dem grossen Siedlerstrom des 13. und 14. Jahrhunderts, denn was Friedrich der Grosse nach Oberschlesien brachte, war keine Besiedelung, sondern das waren deutsche Ingenieure, die den Bergbau und die Hüttenindustrie erschlossen. Die Siedelungstätigkeit, die durch ihn versucht wurde, blieb in den Anfängen stecken. Es sind nur wenige Kolonien, die

Digitized by Google

irgendeine bevölkerungs-politische Bedeutung nicht erlangt haben. Wir haben also bei der gegenwärtigen Bevölkerung Oberschlesiens seit dem 15. Jahrhundert keine wesentliche Einwanderung mehr. Eine polnische Einwanderung hat es nie gegeben, eine deutsche Einwanderung in grossem Stile hat seitdem nicht stattgefunden, im Gegenteil war seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts Oberschlesien das Land von erheblicher Auswanderung. Man hat sich in dieser Beziehung ganz falschen Vorstellungen hingegeben, zahlenmässig überzeugend ist der Nachweis jetzt durch die Schrift von Geheimrat Volz „Die wirtschaftsgeographischen Grundlagen der oberschlesischen Frage" (Stilke) in erschöpfenden statistischen Belegen dafür gegeben. Oberschlesien ist also das Land, das bevölkert ist von einer durch Jahrhunderte auf eigenem Boden gewachsenen Bevölkerung.

In Oberschlesien hat es eine polnische Frage bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts nicht gegeben. Oberschlesien hat nicht teilgenommen an den polnischen Erhebungen des vorigen Jahrhunderts und blieb völlig von jenen unberührt. Oberschlesien ist von Polen auch nie beansprucht worden. So haben z. B. die Verhandlungen des Wiener Kongresses über Polen die Frage der Zugehörigkeit Oberschlesiens überhaupt nicht berührt. Noch im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts hat der Erzbischof Stablewski von Posen erklärt, dass nationale Ansprüche Polens auf Oberschlesien nicht beständen. Der polnisch-sprechende Oberschlesier hat sich auch immer als treuer Preusse gefühlt. Er war begeisterter Soldat und die oberschlesischen Regimenter gehörten zu den besten der deutschen Armee. Das war im Weltkriege bis in die letzten Tage nicht anders als es 1813, 1866 und 1870 war. Auch das Zusammenleben der deutschen und polnischen Bevölkerung in Oberschlesien war nie getrübt. Ohne jedes Bedenken wurde polnisch und deutsch nebeneinander gesprochen, oft so, dass innerhalb der Familie auf die deutsche Frage eine polnische Antwort und umgekehrt fiel. Der polnische Oberschlesier lernte mit Freuden deutsch, denn das bedeutete für ihn einen wirtschaftlichen Vorteil, und er ging mit Freuden die Oder hinunter in das Reich, nach Breslau, das ihm immer die Hauptstadt Schlesiens war. Er empfand die Abwanderung nach dem Reiche nicht als Auswanderung, sondern als Verbesserung seiner sozialen Stellung, womit die Beziehung zur Heimat nie gelöst wurde. Fanden sich in der Heimat wieder bessere Arbeitsbedingungen, so zeigte sich gelegentlich wieder ein Zurückströmen, das wieder nicht von nationalen Beweggründen getragen war.

Die polnische Propaganda, die etwa im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts einsetzte, hatte zunächst auch nur sehr wenig Erfolg. Bezeichnend dafür ist ein Vorfall in Pless im Jahre 1907. Dort hatte ein katholischer Priester, der als Missionsprediger im Auftrage der polnischen Propaganda von Krakau gekommen war, seine Zuhörer in einer begeisternden Predigt an ihr gemeinsames polnisches Mutterland erinnert. Darauf erschien nach der Predigt eine Deputation und erklärte ihm, sie sprächen zwar polnisch, aber sie seien treue Preussen und wollten von einem gemeinsamen nationalen Gefühl mit den Polen drüben von der Grenze nichts wissen. Ja, es bestand eine ganz scharfe Gegensätzlichkeit zu den „Kongresspolern" und Galizianern. Der Oberschlesier sah den polnischen Arbeiter, der ihm als Lohndrücker erschien, mit Verachtung an, galt ihm doch die Benennung „Pollack" als schweres Schimpfwort. Die polnische Propaganda, die schon vor dem Kriege systematisch betrieben wurde, hatte eigentlich erst Erfolg mit dem Auftreten Korfantys. Worin das seinen Grund hatte, wird später auseinanderzusetzen sein.

Wir sehen nun in Oberschlesien folgendes Bild der wirtschaftlichen Struktur: Der Siedler, der hereingekommen war, brachte die höhere Kultur mit, er gehörte damit der sozial höheren Schicht an, und was emporkam und damit in die sozial-höhere Schicht trat, wurde deutsch. Der Ingenieur und der Industrielle, der aus Deutschland kam, gehörten ebenso der sozial-höheren Schicht an. Damit ergab sich eine Parallelschichtung, dass wirtschaftlich reich = deutsch und wirtschaftlich gedrückt = polnisch sei. Dazu kommt noch ein ferneres: Das oberschlesische Volk ist zu etwa 92% katholisch und hängt mit seinem ganzen reichen Empfindungsleben an der Kirche. Die katholische Geistlichkeit war sein geborener Führer. Was seit Friedrich dem Grossen von deutschen Inge-

Digitized by Google

nieuren und Verwaltungsbeamten ins Land gekommen, war zum grossen Teil evangelisch, und der preussische Staat beging den schweren Fehler, vornehmlich evangelische Beamte in das Land zu schicken. Der unselige Kulturkampf, der ganz besonders schlimme Erscheinungsformen in Oberschlesien gezeitigt hatte, liess den preussischen Staat dem naiven Volke als bewussten Gegner erscheinen, so dass dem Volke die Begriffe „Deutsches Reich" und „evangelisch" in einer eigenartigen Parallelschaltung erschienen. Es ist ja zwar nicht richtig, dass in Oberschlesien deutsch gleich evangelisch und polnisch gleich katholisch ist, denn 76% aller Deutschen in Oberschlesien sind auch katholisch und in den Kreisen Kreuzburg und Pless gibt es Tausende Evangelischer, die nur polnisch sprechen. Aber leider kommt es ja in der Politik nicht darauf an, was ist, sondern auf das, was geglaubt wird.

Es ist nun ein alter politischer Erfahrungssatz, dass die politisch ungeschulte Masse stets zur Oppositionspartei geht. Politisches Verständnis ist in Oberschlesien bei der Masse wenig vorhanden und die Bevölkerung in Oberschlesien ist auch, wie seine politische innere Geschichte lehrt, stets mit der Partei gegangen, die in Opposition stand. In der Opposition stand also hier hauptsächlich die polnische Bevölkerung. Auch war die Zentrumspartei absolut herrschende Partei, als sie in scharfer Opposition zur preussischen Regierung im Kulturkampfe stand. Bei der katholischen Bevölkerung ist ja auch heute das bittere Gefühl der Erinnerung an die Vorgänge des Kulturkampfes noch durchaus lebendig. Die Sozialdemokratie begann in Oberschlesien erst Fuss zu fassen, als bei den Massen die soziale Frage mit dem Fortschreiten der Industrialisierung ins Rollen gekommen war. Wenn Korfanty, wie schon oben bemerkt, eigentlich als erster vor dem Kriege mit seiner polnischen Propaganda Erfolg hatte, so lag es nicht daran, dass das Polnisch-Nationale das Volk anzog, sondern daran, dass Korfanty geschickt den sozialen Gegensatz zwischen polnisch und deutsch in Oberschlesien ausnutzte, und ihm das Mäntelchen des Nationalen umhängte. Der sozialen Missstände gibt es aber in Oberschlesien die Fülle, so hauptsächlich 1. die gedrückte Lage des Bergarbeiters, 2. die Wohnungsfrage, 3. bei der Landbevölkerung die Frage der Verteilung des Grundbesitzes. Befinden sich doch in Oberschlesien allein rund 50% Ackerland in den Händen des Grossgrundbesitzers, der durchwegs deutsch ist.

Diese wirtschaftliche und politische Situation lag vor, als auch in Oberschlesien der Zusammenbruch und die Revolution kamen. Die Revolution war in Oberschlesien zunächst eine rein soziale, und von nationalen Bestrebungen der polnischen Bevölkerung war dabei nichts zu merken. Solche Strömungen begannen sich erst zu regen, als im Dezember 1918 Posen abfiel. Seit diesem Zeitpunkt beginnt auch die polnische Propaganda in Oberschlesien mit allen Mitteln zu wirken.

Die Revolution hat im gesamten Deutschland nicht zentripetal gewirkt, im Gegenteil machte sich überall eine starke „Los von Berlin"-Bewegung geltend. So auch in Oberschlesien, wo noch etwas Besonderes dazukam. Wie schon oben gesagt, spielt das katholische Empfinden des Oberschlesiers eine ganz besondere Rolle. Durch die Revolution wurde Adolf Hoffmann in Preussen Kultusminister und war damit nach aussen hin eine scharfe antikirchliche Richtung der neuen Regierung wahrscheinlich gemacht. Das verschärfte die Stimmung gegen Berlin ausserordentlich, und es raubte den katholischen Geistlichen, die deutsch gesinnt waren, beinahe jede Möglichkeit, zugunsten Deutschlands auf die Bevölkerung einzuwirken; denn dem Geistlichen, der das tat oder tun wollte, wurde sofort Adolf Hoffmann entgegengehalten. Der deutschgesinnte Geistliche konnte also bestenfalls sich ganz neutral verhalten, wenn er nicht das Vertrauen seiner Gemeinde verlieren wollte, während dem polnisch-gesinnten Geistlichen ein ungeahntes Agitationsfeld offen stand. Deutschland wurde ja sofort nach der Revolution durch die Person Adolf Hoffmanns ein katholiken-feindlicher Charakter aufgeprägt, während Polen ja schon immer als der Hort des Katholizismus, als das liebste Kind der Kirche sich dem katholischen oberschlesischen Volke darstellte. Und nun kam der Friedensvertrag für Deutschland, mit der Aussicht, unter der Wucht der Schulden und der Erniedrigung zusammenzubrechen, während Polen als der Günstling der Entente erschien, in die Wel

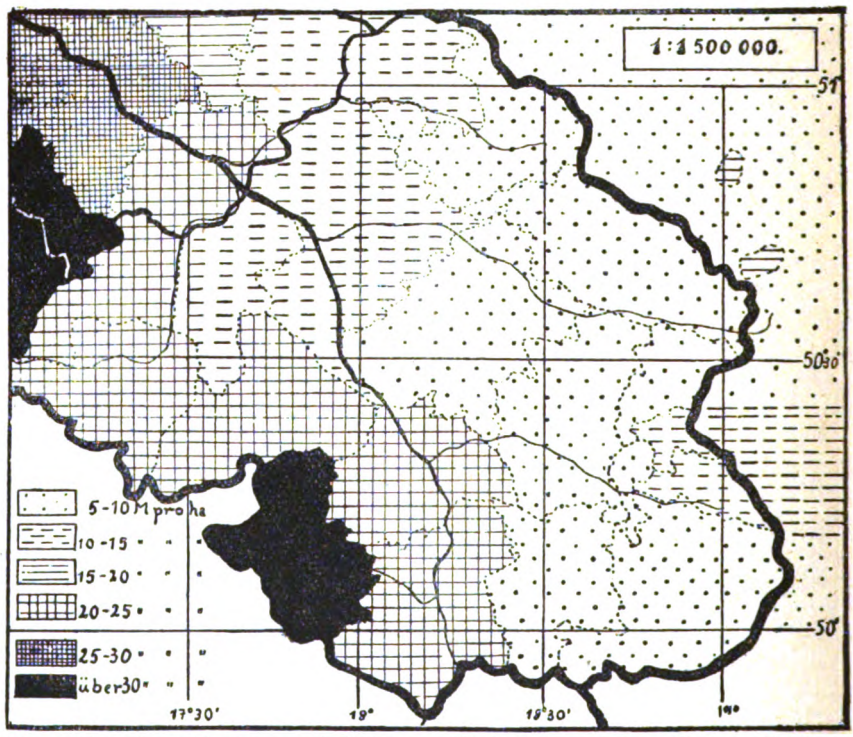
Digitized by Google

als ein neuer Staat trat, der Kriegslasten nicht zu tragen hatte, von dem die Mär ging, dass er Schulden überhaupt nicht hätte und Steuern kaum kennen werde. Es musste dem einfachen Manne, der Polen ja auch gar nicht kannte, schier als das Land erscheinen, wo Milch und Honig fliesst. Deutschland hatte in dieser Zeit kaum Dinge, mit denen es wirkliche Propaganda treiben konnte. Der nationale Gedanke war in Deutschland zusammengebrochen, während drüben ein Nationalismus von grosser Kraft erstanden war, der über Schlagworte von ungeahnter Fülle verfügte. Man wolle sich das vor Augen halten und dann noch bedenken, dass auch die polnische Sprache der Bevölkerung ein grosses Imponderabile war, dann wird man verstehen können, wie viele aus dem oberschlesischen Volke nach Polen schielen konnten. Wenn der Nachbar China gewesen wäre, wäre das unter gleichen Bedingungen kaum anders gewesen.

Dazu kam eine skrupellose Propaganda, die hauptsächlich mit Versprechungen sozialer Art arbeitete, und die es an ungezählten Millionen — wahrscheinlich französischen Ursprungs — nicht fehlen liess. Die polnische Propaganda konnte mit ihren Versprechungen bei all den oben aufgezählten natürlichen Gegensätzen sozialer Schichten eingreifen. Dem Bergarbeiter versprach sie jede Lohnaufbesserung, Besserung der Wohnungsverhältnisse; sie knüpfte an die kommunistischen Regungen an und versprach radikale Sozialisierung. Dem Bauern versprach sie Landaufteilung und wies auf das polnische Landaufteilungsgesetz hin, das ja bekanntlich nur 400 Morgen dem Besitzer belässt, während das deutsche den Forst ausnimmt und ihm 600 Morgen belässt. Das Schlimme war, dass den deutschen heissen Bemühungen um Aufklärung wenig Glauben geschenkt wurde, denn Preussen und Deutschland hatten ja durch den Zusammenbruch so viel an moralischem Kredit verloren, während dem Oberschlesier es praktisch nicht möglich war, bei Polen aus der Erfahrung kennen zu lernen, dass zwischen Versprechen und Halten ein weiter Weg ist. So wurde es den deutschen Aufklärern einfach nicht geglaubt, dass nach dem radikalen Landaufteilungsgesetz in Polen noch nicht ein einziges Gut parzelliert worden sei, weil das Gesetz im Sejm nur mit einer Stimme Mehrheit angenommen worden war und die Opposition im Sejm so stark ist, dass die Regierung nicht imstande ist, das Gesetz praktisch zur Anwendung zu bringen. Die Polen konnten dazu auf Landaufteilung in Posen hinweisen, wo Güter, freilich nur die der Deutschen, in der radikalsten Weise zerschlagen wurden. Wenn das bekannt wurde, so war das dem oberschlesischen Bauern in seiner sozialen Opposition gegen den Grundherrn eben recht. Ihm in seinem Landhunger ging eine Aufklärung nicht ein, dass praktische Siedelung ein mühevoller Weg ist, der nur schrittweise vor sich gehen kann. Ihn musste es locken, wenn durch das polnische Plebiszitkommissariat in jeder Gemeinde Landverteilungslisten ausgelegt wurden, in die er sich mit seinen Wünschen einfach eintragen konnte, und worüber er eine mit Stempel unterfertigte Urkunde erhielt. Dass nach der Abstimmung diese Landverteilungen durch die Besatzungsbehörden als ungültig erklärt worden sind, ist eine kleine Illustration zu dem Kapitel: Gerechtigkeit und Unparteilichkeit der Interalliierten Kommission. Wer die Geschichte der drei Aufstände verfolgt, die so sehr als spontane Äusserungen der nationalen Empfindung des polnischen Oberschlesiers hinausposaunt worden sind, der sieht, dass von den Drahtziehern das Volk immer hoch gemacht wurde durch Aufpeitschung des sozialen Gegensatzes. Stets wurde zunächst ein Streik entfesselt oder benutzt, um die Arbeiterschaft so für nationale Ziele in Bewegung zu bringen. Man wolle sich nur an den Beginn des dritten oberschlesischen Aufstandes erinnern. Hier begann der Putsch damit, dass am 1. Mai in der „Grenzzeitung", dem deutschgeschriebenen polnischen Propagandablatt, ein Aufruf Korfantys erschien, in dem gesagt wurde, dass die deutschen Bergwerksbesitzer und Direktoren, die alten Blutsauger des oberschlesischen Volkes, beschlossen hätten, die Bergwerke in die Luft zu sprengen, wenn die Entente Oberschlesien zu Polen gäbe und ferner, dass England plane, aus kapitalistischen Interessen den Grubenbezirk Deutschland in die Hände zu spielen. Die Beispiele für dieses System liessen sich häufen. Gerade die polnische Propaganda und deren Methoden sind die grösste Fundgrube dafür, dass auch die Polen erkannt haben,

Digitized by Google

dass dem polnischen Oberschlesier die Abstimmung kein nationales Ziel ist, sondern dass die Stimmenabgabe für Polen für ihn — mit wenigen Ausnahmen — der Ausdruck für seine Oppositionsstimmung gegen soziale Zustände ist. Oberschlesien ist kein nationales Problem, sondern ein soziales, und weil es das ist, so ist es der grösste Wahnsinn, die Abstimmung, die trotz allem, trotz schrecklichstem polnischem Terror und trotz der Begünstigung der polnischen Bestrebungen durch die französische Besatzung, eine überwiegend deutsche Majorität ergeben hat, im polnischen Sinne zu werten. Es kann für das Studium der oberschlesischen Frage nicht genug das Büchlein von Geheimrat Volz, das oben schon genannt ist, empfohlen werden. Die dortigen statistischen Unterlagen beweisen klar die theoretischen Sätze, die von mir aufgestellt sind. Einmal ist bemerkenswert, dass allein 42 Prozent polnisch-sprechende Oberschlesier deutsch gestimmt haben, dann aber ist besonders interessant, wie in den Gebieten sozialen Tiefstandes jeder



Karte des Grundsteuer-Reinertrages. (Für Polen weitergeführt nach der geologischen Karte von R. Michael und der Bodenkarte von Slawomir von Miklaszewski).

Richtung die Stimmen der Polen wachsen. Man vergleiche nur einmal das Kartenbild der Grundsteuer-Reinerträge mit den Abstimmungszahlen der Kreise. In den ländlichen Kreisen, wo schlechter Boden und damit keine bodenständige bäuerliche Bevölkerung mit genügender Ackernahrung vorhanden ist, gibt es starke polnische Stimmenzahlen. Wo günstige Verkehrsverhältnisse sind, wird deutsch gestimmt, wo es keine Eisenbahn gibt, polnisch. Wo der Hüttenarbeiter, der in sozial besserer Lage ist, vorherrscht, gibt es deutsche Stimmenmajoritäten, wo der Grubenarbeiter die Mehrheit hat, gibt es starke polnische Stimmenzahlen. Es lässt sich die ganze Abstimmung auf die Formel bringen: „Je höher der soziale Stand der Bevölkerung, desto mehr deutsche Stimmen!"

Das sind Beobachtungen, die für die Entscheidung von grösster Bedeutung sind. Weil das Stimmen für Polen seinen Hauptgrund darin hat, daß Versprechungen sozialer Natur gemacht worden sind deshalb muss auch die Zukunft Oberschlesiens oder

Digitized by Google

von Teilen Oberschlesiens bei Polen höchst trübe sein. Denn dass Polen die sozialen Versprechungen nicht halten kann, weiss füglich jeder. Und dann geht der Arbeiter notwendig wieder zur Opposition, wie er bei Deutschland zur Opposition gegangen ist. Hat sich jetzt diese Opposition in nationalistischen Formen geäussert, so fehlt später diese Möglichkeit. Denn damit wollen und können wir nicht rechnen, dass die Opposition einen deutschen nationalistischen Anstrich haben könnte. Sie muss sich in einem ungeheuren Radikalismus auswerten oder mit anderen Worten, Oberschlesien oder dessen abgerissene Randteile werden und müssen dann der Herd des Bolschewismus werden. Die Entwickelung insbesondere des dritten Putsches hat gezeigt, dass die Kräfte des Bolschewismus in Oberschlesien vorhanden sind. Sie werden und müssen bei Polen in Erscheinung treten. Damit ist Oberschlesien für Europa ein Problem allerersten Ranges.

Hoffen wir, dass der Völkerbund die oberschlesische Frage in dieser Hinsicht wertet und erkennt, dass Oberschlesien überhaupt nie ein nationales Problem gewesen ist, sondern nur ein soziales, das niemals gelöst werden kann durch eine Zerstückelung des Landes, das wirtschaftlich, kulturell und völkisch zusammengehört!

Die oberschlesische Frage und die Gewerkschaften.

Von Johann Kowoll in Kattowitz,
Sekretär des Bezirkskartells der freien Gewerkschaften.

Dass das Abstimmungsergebnis in Oberschlesien selbst in den Gebieten mit polnischen Majoritäten dennoch eine beträchtliche Anzahl deutscher Stimmen aufzuweisen hatte, ist letzten Endes dem Eintreten der Arbeiter- und Angestellten-Gewerkschaften zu verdanken. Und wenn irgend ein Volksteil in Oberschlesien ungeheure Leiden auf sich genommen hat, so waren es die Mitglieder der Beamten- und Arbeiterorganisationen. Noch heute, zwei Monate nach Beendigung des Aufstandes, können gegen 7000 Beamte und Arbeiter nach den Bezirken Pless, Rybnik und Tarnowitz nicht zu ihrer Arbeitsstätte zurückkehren. Der Abstimmungskampf in Oberschlesien war für die Mitglieder der freien Gewerkschaften nicht eine Austragung nationaler Gegensätze, sondern ein Kampf um die soziale und politische Gestaltung des Staatswesens, in welchem sie ihren Existenzkampf zu führen haben. Die freien Gewerkschaften haben denn auch nie den Kampf national geführt, sie waren vielmehr immer Gegner jeder nationalen Hetze. Massgebend für die Orientierung nach der deutschen Seite hin war für sie die wirtschaftliche und politische Bedeutung der deutschen Republik. Es ist in der Agitation auch immer darauf hingewiesen worden, dass auch in Deutschland keine goldenen Zukunftsaussichten vorhanden sind. Aber die Entwicklung der Gewerkschaftsbewegung in Deutschland lässt darauf schliessen, dass Wirtschaftskämpfe immer besser geführt werden können, dass auf Grund der deutschen Reichsverfassung den Arbeitern und Angestellten Rechte zugesichert sind, die Polen auch in Jahrzehnten der werktätigen Bevölkerung nicht wird gewähren können, weil es sich in Händen auswärtiger Kapitalmächte befindet.

Für die Arbeiterschaft, ganz besonders für die polnisch orientierte, war die oberschlesische Frage nie ein nationales Problem, sondern der Ausdruck einer sozialen Opposition. Es ist bedauerlich, feststellen zu müssen, dass es den führenden Männern der oberschlesischen Berg- und Hüttenindustrie nie gelungen ist, gerade an die rückständige Bergarbeiterschaft mit einem Beamtenapparat heranzutreten, der von vornherein darauf eingestellt wäre, diesen Arbeitern psychologisch entgegenzukommen. Die Behandlung des Bergarbeiters liess vor und während des Krieges ausserordentlich viel zu wünschen übrig. Es soll hier dieser Vorwurf

Digitized by Google

keineswegs gegen die Beamtenschaft erhoben werden, denn diese handelte überwiegend nach Direktiven, die ihr von führenden Stellen übertragen wurden. Und gerade die Bergarbeiter sind es auch heute noch in Oberschlesien, die mehr nach der polnischen Seite hin orientiert sind. Ganz anders liegen die Verhältnisse im Hüttenwesen. Hier ist die Arbeiterschaft fast ausschliesslich deutsch gesinnt und in den deutschen Gewerkschaften zusammengeschlossen.

Über die Stärke der Arbeiterbewegung in Oberschlesien kann ein objektives Urteil nicht abgegeben werden. Deutsche und polnische Organisationen behaupten, die Mehrzahl der Mitglieder in ihren Gewerkschaften vereinigt zu haben. Jedenfalls kann ohne Übertreibung gesagt werden, dass bis zum 30. März 1921 in den freien Gewerkschaften einschl. der Mitglieder des Afa-Bundes etwa 134 000 Mitglieder, die sich auf etwa 34 Berufsgruppen verteilen, zusammengefasst waren. Der Gewerkschaftsring (Hirsch-Dunker) dürfte einschl. der Beamten etwa 30 000 Mitglieder besitzen. Die Stärke der christlichen Gewerkschaften einschl. der Beamten kann auf etwa 50 000 Mitglieder geschätzt werden. Die polnischen Organisationen behaupten nun ihrerseits in ihren Reihen (Polnische Berufsvereinigung, Polnischer Zentralverband) etwa 200 000 Mitglieder zu besitzen. Berücksichtigt man, dass es in Oberschlesien etwa 65% organisierte Arbeiter gibt, während der Rest unorganisiert ist, so kommt man bei einem Zusammenfassen der Zahlen zu dem Ergebnis, dass es mehr organisierte Arbeiter gibt, als in der oberschlesischen Industrie beschäftigt werden. Obwohl hier der Nichtkenner zu der Auffassung kommen kann, dass alle Organisationen übertreiben, so muss doch gesagt werden, dass die Zahlen trotzdem richtig sind. Tatsächlich besitzen die polnischen Organisationen etwa 200 000 Mitglieder, aber sie zählen auch die im Westen Deutschlands und im früher preussischen Gebiet (Posen) vorhandenen Mitglieder ihrer Organisation und täuschen so vor, dass sie diesen Mitgliederstand in Oberschlesien hätten. Man braucht nicht zu übertreiben, kann aber immerhin mindestens 80 000 Mitglieder in den obenangeführten ausserhalb Oberschlesien liegenden Gebieten den polnischen Organisationen buchen, so dass die Zahl in Oberschlesien mit 120 000 reichlich bemessen ist. Hinzu tritt der Umstand, dass eine Reihe von Mitgliedern, die sich vor dem polnischen Terror sichern wollen, auch Mitglieder der polnischen Gewerkschaften sind. Bei den oberschlesischen Verhältnissen ist es durchaus möglich, dass schätzungsweise etwa 25 000 Mitglieder sowohl bei den deutschen, als auch bei den polnischen Organisationen ihre Beiträge entrichten. Es mag bei dieser Gelegenheit darauf hingewiesen werden, dass gerade die polnischen Organisationen in Oberschlesien vor der Kriegszeit eine weit günstigere Entwicklungsmöglichkeit hatten, als die freien Gewerkschaften, hinter denen in Oberschlesien Polizei und Staatsanwalt ständig her waren. Einen nennenswerten Einfluss hatten die polnischen Gewerkschaften nie. Sie sind erst zur Bedeutung gekommen, nachdem sie mit den deutschen Gewerkschaften zusammen in der Arbeitsgemeinschaft sitzen. Und weil sie während des ganzen Abstimmungskampfes in der Offensive waren und die deutschen Gewerkschaften auf Grund der früheren Politik die Sünden dieser Regierungszeit gewissermassen büssen mussten, ausserdem auch seitens der polnischen Gewerkschaften mit Versprechungen reichlich gearbeitet wurde, gelang es ihnen zum Teil, den deutschen Gewerkschaften Abbruch zu tun. Wo Phrasen nicht gezogen haben, wurde mit Terror nachgeholfen.

Nach dem polnischen Aufstand kamen weite Kreise, auch die polnischen Organisationen, zu der Erkenntnis, dass die von polnischer Seite gemachten Versprechungen nie in Erfüllung gehen werden. Heute macht sich schon eine Gegenbewegung bemerkbar und gerade in den letzten Tagen sind zahlreiche Übertritte aus den polnischen Organisationen in die deutschen Gewerkschaften zu verzeichnen. Wenn auch

Digitized by Google

nicht anzunehmen ist, dass die polnischen Gewerkschaften zur Bedeutungslosigkeit herabsinken, so steht es doch ohne Zweifel fest, dass sie grosse Mitgliederverluste zu verzeichnen haben. Die Erkenntnis bricht sich also Bahn, dass die Zukunft des Arbeiters in Oberschlesien nur dann gewährleistet wird, wenn Oberschlesien ungeteilt bei Deutschland verbleibt.

Es braucht bei dieser Gelegenheit nicht besonders hervorgehoben zu werden, dass die freien Gewerkschaften sowohl als auch die deutschen Gewerkschaften anderer Richtungen nach wie vor den Standpunkt vertreten, dass Oberschlesien ungeteilt bei Deutschland verbleiben muss, wenn die Arbeiterschaft nicht einer rückständigen Kultur ausgeliefert werden und ein sozialer Rückgang erfolgen soll. Den gleichen Standpunkt vertreten auch die polnischen Gewerkschaften, indem sie gleichfalls die These vom ungeteilten Oberschlesien verfechten, indessen die Auffassung vertreten, dass die polnische Gesetzgebung die soziale Lage der Arbeiterschaft noch heben wird, weil Polen tatsächlich auf dem Papier eine Reihe besserer sozialer Gesetze besitzt. Natürlich kann nicht angenommen werden, dass Polen je in der Lage sein wird, seine soziale Gesetzgebung auf die Stufe der deutschen stellen zu können. Aber auch innerhalb der polnischen Gewerkschaften ist heute eine Strömung vorhanden, die sich mit Entschiedenheit dagegen wehrt, dass nur Teile Oberschlesiens an Polen zugeschlagen werden. Im ganzen Abstimmungskampfe war die Meinung verbreitet, dass das Industriegebiet ungeteilt zu Polen kommen wird. Nachdem heute die Dinge anders liegen, versucht man nun zu retten, was noch zu retten ist und stellt eben die These der Unteilbarkeit auf. Die aussergewöhnlich ungünstige Lage des polnischen Arbeiters im heutigen Kongresspolen und Galizien ist auch der oberschlesischen Arbeiterschaft nicht unbekannt. Und aus diesem Grunde ist es verständlich, dass die Arbeiter im Pless-Rybniker Bezirk, keine Lust haben, an Polen zugeschlagen zu werden.

So weit sich heute überblicken lässt, wird in Kreisen der Arbeiterschaft mit einer Teilung des Industriegebietes nicht gerechnet. Sollte aber trotzdem eine Teilung vorgenommen werden, so stehen die deutschen Gewerkschaften auf dem Standpunkt, dass auch innerhalb des abgetrennten Gebietes die deutsche Gewerkschaftsbewegung unter allen Umständen aufrecht erhalten werden muss. Die Führer der freien Gewerkschaften sind der Überzeugung, dass den deutschen Gewerkschaften dasselbe Recht gewährleistet werden muss, das den polnischen Organisationen in Deutschland durch die Gesetzgebung gesichert ist. Man darf nie ausser acht lassen, dass sowohl die polnische Berufsvereinigung als auch der polnische Zentralverband in Deutschland gegründet worden sind. Die Gewerkschaftsbewegung im heutigen Polen ist von keiner grossen Bedeutung und ist gewissermassen erst nach der Aufrichtung des polnischen Staatswesens entstanden. Polen ist eben ein Agrarstaat, und die stärkste polnische Organisation ist der Landarbeiterverband mit starkem kommunistischem Einschlag. Bei der Wirtschaftslage Polens wird ständig mit Streiks zu rechnen sein und wenn andere günstige Situationen nicht eintreffen, wird sich die polnische Industrie kaum je erholen können. Naturgemäss muss auch das Gewerkschaftsleben darunter leiden, denn ständige Streiks tragen viel dazu bei, den Mitgliedern den Glauben an die Bedeutung der Gewerkschaften zu rauben.

Es wird heute schon nicht verkannt, dass, falls Teile Oberschlesiens abgetrennt werden und dort eine deutsche Gewerkschaft gegründet werden müsste, diese mit ungeheuren Schwierigkeiten zu rechnen haben wird. Aus Erfahrung wissen wir, wie rigoros die polnische Berufsvereinigung gegen die freie Gewerkschaftsrichtung im ehemals preussischen Gebiet vorgeht. Im heutigen polnischen Staate hat eben nur die polnische Berufsvereinigung ein Sonderrecht und

Digitized by Google

wer einmal Funktionär dieser Organisation ist, kann in Polen vom Nachtwächter aufwärts jeden Staatsposten einnehmen. Gegen die anderen Gewerkschaftsrichtungen im polnischen Staate wird rücksichtslos vorgegangen.

Es mag zum Schluss nicht unerwähnt bleiben, dass gerade die polnischen Organisationen gegen eine Aktion in Oberschlesien waren, die das Betriebsrätegesetz von der interalliierten Kommission forderte, die dieses Gesetz in Oberschlesien nicht zur Ausführung kommen liess. Erst als die deutschen Gewerkschaften trotz des Belagerungszustandes energische Proteste an die interalliierte Kommission gerichtet hatten, musste sich diese bequemen, dieses Gesetz in Oberschlesien auch einführen zu lassen. Die oberschlesische Arbeiterschaft ist auf keinen Fall gewillt, sich auch in etwa abzutrennenden Gebieten ihre Rechte nehmen zu lassen. Auf welche Art der Kampf dort geführt werden muss, ist eine Angelegenheit der Zukunft. Jedenfalls wird die Arbeiterschaft darauf bestehen, dass sie politisch und sozial nicht schlechter gestellt sein will, wie ihre Kollegen in den verbleibenden deutschen Gebieten.

Die augenblickliche Lage der oberschlesischen Berg- und Hüttenindustrie ist infolge des Aufstandes eine ziemlich ungünstige. Doch kann man schon heute mit Sicherheit sagen, dass grosse Wirtschaftskämpfe vor der Entscheidung der oberschlesischen Frage wohl zurückgestellt werden, weil beide Parteien glauben, dass diese Schwierigkeiten durch friedliche Verhandlungen gelöst werden können.

Hätte die hochmögende Interalliierte Kommission mit ihrem Belagerungszustand nicht jede öffentliche Kundgebung und freiheitliche Meinung unterdrückt, es wäre längst zu Protestkundgebungen für ein ungeteiltes deutsches Oberschlesien gekommen, dem sich nach Stand der Dinge auch die polnische Arbeiterschaft teilweise angeschlossen hätte.

Die oberschlesische Wirtschaft und Deutschland.

Von Julius Franz

Sekretär des Deutschen Bergarbeiterverbandes, Bezirk Oberschlesien.

Vortrag am 16. Juni 1921 an die Vertreter des internationalen Gewerkschaftsbundes.

Werte Genossen! Sie sind nach Oberschlesien mit fest umgrenzter Aufgabe gekommen. Sie wollen in der Hauptsache die ökonomischen Verhältnisse studieren. Das ist verständlich. Man muss diese Verhältnisse kennen, wenn man sich ein Urteil in der oberschlesischen Frage, die zu einem Brennpunkt der europäischen Politik geworden ist, bilden will. Ich will Ihnen die Aufklärung geben, soweit ich dazu in der Lage bin. Ehe ich jedoch dazu übergehe, Ihnen die Schwierigkeiten der einzelnen Industrieen zu schildern, die eintreten würden, wenn Oberschlesien geteilt oder ganz zu Polen geschlagen würde, möchte ich eine Bitte aussprechen. Wir und Sie sind nicht nur Wirtschaftler, wir sind auch Menschen. In diesem Kreise sind wir internationale Sozialisten, die sich den Wahlspruch „Proletarier aller Länder vereinigt Euch" zu eigen gemacht haben. Die letzten Vorgänge in Oberschlesien schlagen diesem Grundsatz ins Gesicht. Tausende deutschgesinnter Arbeiter sind von ihrer Familie vertrieben, nachts aus ihrer Wohnung herausgeholt, furchtbar misshandelt, viele ermordet worden. Die meisten haben dieses Schicksal erdulden müssen, nur weil sie Mitglieder einer freien Organisation waren und für die Ideen, für die wir alle kämpfen, in ihrem Kreise gewirkt haben. Im aufständischen Vollzugsausschuss sitzen 3 Gewerkschaftler und 2 Sozialisten. Unsere Bitte geht dahin, uns im Namen der Menschlichkeit und des Sozialismus zu helfen, dass dieser schreckliche Bruderkrieg bald ein Ende nimmt. Die Not tausender Arbeiterfamilien schreit zum Himmel.

Digitized by Google

Wir haben versucht in den ersten Tagen des Aufstandes mit den polnischen Organisationen zu einer gewissen Verständigung zu kommen, um wenigstens die schlimmsten Auswüchse zu verhindern. Die polnische Berufsvereinigung war zu dieser Aussprache gar nicht gekommen, und die polnischen Sozialisten erklärten hier in diesem Saal, sie könnten nichts tun, Oberschlesien werde durch ein Meer von Blut waten.

Die augenblickliche wirtschaftliche Lage im Industrierevier ist mehr als betrübend. Der Aufstand und die damit zusammenhängenden Folgen haben der Industrie schwere Wunden geschlagen, die noch sehr lange nachwirken werden. Tritt nicht bald eine Änderung ein, so kommen die Werke zum Erliegen. Die Verhältnisse lassen sich im Augenblick noch nicht klar übersehen, soviel steht heute schon fest, dass die Folgen dieses Aufstandes für die Industrie und für die Arbeiterschaft Oberschlesiens furchtbar sein werden. Da Sie den Wunsch ausgesprochen haben, weniger auf die augenblicklichen Verhältnisse einzugehen, als vielmehr über die Gestaltung der wirtschaftlichen Lage zu hören, wie sie eintreten würde, wenn Oberschlesien entweder geteilt oder ganz zu Polen geschlagen würde, so will ich diesem Wunsche gern Rechnung tragen.

Die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Oberschlesien und Deutschland.

Oberschlesien und die oberschlesische Industrie sind mit dem Deutschen Reich und durch das Deutsche Reich gross geworden. Die oberschlesische Industrie, durch ihre geographische Lage zu Bezugs- und Absatzmärkten nicht sonderlich begünstigt, hat sich ihre Existenzmöglichkeit unter dem tatkräftigen Schutze der deutschen Regierung, im Anschluss an die deutschen Wirtschaftsverbände und mit Hilfe zahlreicher und weit verzweigter Handelsorganisationen in jahrelanger Kleinarbeit mühsam errungen. Sie ist mit der gesamten deutschen Volkswirtschaft aufs innigste verknüpft und würde sich nach etwaiger Zuteilung Oberschlesiens an Polen und der damit unvermeidlichen Loslösung vom deutschen Wirtschaftskörper nicht behaupten können. Die oberschlesische Industrie wäre in diesem Falle ihrer hauptsächlichsten Versorgungs- und Absatzmöglichkeiten beraubt. Sie müsste erliegen und mit ihrem Niedergang wäre auch das Schicksal Oberschlesiens besiegelt.

(Die folgenden Ausführungen des Redners sind zum Teil gekürzt, da sich ihre tatsächlichen Angaben mit dem wirtschafts-statistischen Teil des Aufsatzes „Oberschlesien" v. Dr. Walther Schotte decken. Die Schriftleitung.)

Beamte und Facharbeiter.

Zu einem wesentlichen Grade beruht die Leistungsfähigkeit der oberschlesischen Industrie — es gilt dies für alle ihre Zweige — auf der Tüchtigkeit ihrer gründlich durchgebildeten Ingenieure, Techniker und Beamten.

In Oberschlesien selbst ist lediglich eine Bergschule für Steiger und eine Maschinen- und Baugewerksschule vorhanden, auf der entsprechende Unterbeamte für das Maschinen- und Baufach ausgebildet werden.

Alle höheren Beamten und anderen Techniker, insbesondere Kokerei-Techniker und Chemiker haben ihre Ausbildung auf deutschen Fach- und Hochschulen genossen. Da der Besuch der meist weit entfernten Fachschulen durch Oberschlesier sehr gering ist, kommt auch der Nachwuchs der Beamten fast ausschliesslich aus Deutschland. Bei einer Abtretung des oberschlesischen Industriebezirkes an Polen würde nicht bloss der Zuzug fachmässig geschulter Beamter ausbleiben, sondern auch ein grosser Teil der vorhandenen deutschen Ober-, Mittel- und Unterbeamten würde Oberschlesien den Rücken kehren. Bereits jetzt wandern infolge der Bedrängung von polnischer Seite viele Beamte, insbesondere aus dem östlichen Revier aus und suchen trotz oft grosser wirtschaftlicher Einbusse Unterkunft im übrigen Deutschen Reiche.

Ein Ersatz dieser fachmännisch ausgebildeten Beamten, namentlich ein Ersatz an Ingenieuren für die Verfeinerung, für die Maschinenfabriken und Konstruktionswerkstätten, die Teerproduktionsgewinnung und sonstige chemische Industrien,

Digitized by Google

deren Betriebserfahrung und Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse nicht zu entbehren sind, wird unmöglich sein, wenn Oberschlesien polnisch werden sollte.

Als sicher ist ferner anzunehmen, dass die Qualitätsarbeiter in einem polnischen Oberschlesien nicht lange bleiben werden. Die wertvollsten Kräfte unter ihnen, die Maschinenbauer und Montagearbeiter, sind ohnehin schon unter den heutigen politischen Verhältnissen nur schwer zu halten. Sie finden in ihrem Berufe leicht anderweitig Unterkunft. Deutschland kann sie, wie das Beispiel von Elsass-Lothringen und der Saar beweist, unterbringen, so dass sie nur ausnahmsweise ins Ausland gehen.

Neue Arbeiter sind aus Deutschland auch für vorübergehende Reparaturen und für die bei Neuaufstellung von Maschinen erforderliche Montagearbeit kaum zu haben. Ein Ersatz für die Qualitätsarbeiter ist in Polen für Jahrzehnte nicht zu finden.

Diese Seite der oberschlesischen Frage ist für den Fortbestand und die Entwicklung der oberschlesischen Industrie von der weittragendsten Bedeutung. Der für den Fall eines Überganges Oberschlesiens an Polen sicher zu erwartende Weggang der besten Arbeiter, der Ingenieure, Techniker und Chemiker, wäre ein Verlust, der, da Ersatz nicht zu beschaffen ist, an sich schon zu einem Niedergange der gesamten oberschlesischen Montanindustrie führen müsste.

Verkehrsverhältnisse.

Für die gesamte oberschlesische Industrie, vor allem für die Steinkohlengruben, ist weiter von Bedeutung, dass sich nach Anschluss Oberschlesiens an Polen sofort die Verkehrsverhältnisse beträchtlich verschlechtern werden, ohne dass in absehbarer Zeit eine Besserung zu erwarten wäre.

Wenn Oberschlesien sich für den Fall eines Überganges an Polen auf den Bezug von Rohstoffen und den Absatz seiner Erzeugnisse nach dem Osten umstellen müsste, so liegt auf der Hand, dass hierfür die wenigen Eisenbahnstrecken nach dem Osten bei dem Mangel Polens an Wasserstrassen sicher nicht hinreichen werden.

Diese Verkehrsschwierigkeiten müssen allein schon mit Notwendigkeit zum Zusammenbruch der oberschlesischen Industrie führen, ganz abgesehen davon, dass die bereits mehrfach erwähnten, für die Wettbewerbsfähigkeit der oberschlesischen Industrie unbedingt erforderlichen Ausnahmetarife auf den deutschen Eisenbahnen selbstverständlich wegfallen werden.

Geldbeschaffung.

Die Geldbeschaffung wird im Falle der Abtretung Oberschlesiens an Polen ausserordentliche Schwierigkeiten bereiten.

Völlig unabsehbar wären die Folgen, welche die Abtretung Oberschlesiens an Polen auf die engen finanziellen Beziehungen zwischen der oberschlesischen Volkswirtschaft und dem deutschen Kapitalmarkt haben würde.

Lebensmittelverteuerung.

Oberschlesien ist hinsichtlich seiner Lebensmittelversorgung zu einem wesentlichen Teile auf Deutschland angewiesen. An Mehl, Kartoffeln, Kraut, Zucker und Fleisch müssen die deutschen Gebiete ausserhalb des oberschlesischen Abstimmungsgebietes erhebliche Zuschüsse leisten. Eine Versorgung der oberschlesischen Industriebevölkerung mit Milch, Nährmitteln (Haferflocken, Gries usw.) wäre ohne Deutschland überhaupt undenkbar. Polen kann an Stelle von Deutschland die Lieferung der fehlenden Lebensmittel nicht übernehmen; denn schon die Lebensmittelversorgung der Belegschaften des polnischen Industriereviers ist heute überaus schwierig.

In der Versorgung mit anderen Lebensbedarfs-Artikeln, insbesondere mit Schuhzeug, Ledersachen und Textilien, in denen in Polen zur Zeit völliger Mangel herrscht, ist Oberschlesien ebenfalls vollkommen vom Deutschen Reiche abhängig.

Die vorstehenden Ausführungen lassen erkennen, dass Oberschlesien zum mindesten ebenso auf Deutschland angewiesen ist, wie umgekehrt. Die oberschlesische Industrie ist in jeder Beziehung sowohl für die von ihr benötigten Rohstoffe und

Digitized by Google

sonstigen Materialien, wie auch für den Absatz auf Deutschland angewiesen. Wird sie vom deutschen Wirtschaftskörper, mit dem sie organisch zusammenhängt, politisch getrennt, so muss dies bei der Grösse und Bedeutung des Industriebezirkes katastrophale Wirkungen auslösen, ohne dass ein Mittel zu erkennen ist, durch das der Zusammenbruch der Industrie vermieden werden könnte. Nicht nur die Existenz eines grossen Teiles der Industriewerke wird in Frage gestellt, sondern es müssen auch viele Tausende von Arbeitern ihr Brot verlieren. Auch sind wirtschaftliche Kämpfe um den Fortbestand der sozialen Versicherungen und der sonstigen sozialen Einrichtungen unvermeidlich, die Polen nicht in gleichem Umfange gewähren kann. Derartige einschneidende Verschlechterungen in den Arbeits- und Lebensverhältnissen würden in der leicht erregbaren oberschlesischen Arbeiterbevölkerung zu ernsten Unruhen und schweren Lohnkämpfen führen, und dem Einzuge der radikal-kommunistischen Gesinnung der polnischen Arbeiter in den oberschlesischen Industriebezirk Tor und Tür öffnen. Berücksichtigt man nun, dass das polnische Industrierevier schon jetzt stark kommunistisch durchsetzt ist, so erscheint, wenn unter derart ungünstigen Verhältnissen die in ihrem Klassenbewusstsein durch die Revolution gestärkten, zur Anarchie neigenden, auf verhältnismässig kleinen Raum zusammengedrängten Arbeitermassen hinzukommen, die Bolschewisierung der beiden Industriereviere unvermeidlich.

Andererseits würde Deutschland, wenn Oberschlesien an Polen abgetreten würde, einen grossen Teil seiner Kohlenbasis, einen erheblichen Teil seiner Eisenbasis und seiner Zinkproduktion verlieren. Es würde also für seine wichtigsten industriellen Rohstoffe aus einem Ausfuhrlande zu einem Einfuhrland. Gleichzeitig ginge ihm eines seiner wertvollsten inländischen Absatzgebiete verloren. Eine derartig ungeheuerliche Verschiebung seiner wichtigsten Existenzbedingungen könnte Deutschland nicht ertragen, da die Industrie allein dem deutschen Reich die Möglichkeit gibt, seine Bevölkerung von über 60 Millionen Köpfen, von denen nur 40 Millionen von den Erzeugnissen des Heimatlandes leben können, zu ernähren.

Die sozialen u. kulturellen Verhältnisse.

Das Wohlergehen der Arbeiterschaft ist aber nicht nur abhängig von der Prosperität seiner Industrie, sondern wird im wesentlichen beeinflusst von den sozialen und kulturellen Verhältnissen eines Landes. Es dürfte kaum bestritten werden, dass die sozialen und kulturellen Verhältnisse in Polen bedeutend schlechter sind, als in Deutschland. Die soziale Gesetzgebung lässt in Deutschland noch manches zu wünschen übrig. In Polen sind aber von dieser Gesetzgebung nur Anfänge vorhanden. Die polnische Arbeiterschaft jenseits der Grenze steht auf einer viel niedrigeren Kulturstufe, als die oberschlesische Arbeiterschaft. Da Polen einen grossen Überschuss an Arbeitskräften hat (das beweisen die vielen Tausende polnischer Saisonarbeiter in Deutschland), so besteht die Gefahr, dass diese Arbeiter, die wenig Ansprüche an das Leben stellen, als Lohndrücker das oberschlesische Industrierevier überschwemmen.

Einflusslosigkeit der Arbeiterschaft in Polen.

Von wesentlicher Bedeutung für die wirtschaftliche und soziale Lage der Arbeiterschaft ist die Machtstellung der Arbeiterschaft bezw. ihrer Organisationen in einem Lande. In Deutschland kann gegen den Willen der organisierten, insbesondere der freiorganisierten Arbeiterschaft nicht regiert werden. In Polen ist die Arbeiterschaft und ihre Organisation vollständig ohne Einfluss. Da Polen ein Agrarstaat ist, wird die Arbeiterschaft auch niemals eine ähnliche politische und wirtschaftliche Machtstellung erringen, wie sie in Deutschland vorhanden ist. Die Organisationen der oberschlesischen Arbeiterschaft sind zu ihrer heutigen Höhe nur durch die materielle und ideelle Hilfe der deutschen Arbeiterschaft bezw. ihrer Organisationen gebracht worden. Hunderttausende von Mark hat selbst die oberschlesisch-polnische Arbeiterbewegung von deutschen Arbeitern aus dem Reiche erhalten. Die Machtstellung der Arbeiterschaft drückt sich auch darin aus, dass in

Digitized by Google

Deutschland die Arbeiterschaft durch das Betriebsrätegesetz ein Mitbestimmungsrecht in den Betrieben erhalten hat.

Werte Genossen! Ich bin am Ende. Aus allen den hier vorgetragenen Gründen sind die freien Gewerkschaften dafür eingetreten, dass Oberschlesien bei Deutschland bleibt. Aus rein wirtschaftlichen Gründen haben wir dafür gekämpft. Wir waren als Interessenvertreter und Berater der oberschlesischen Arbeiterschaft dazu verpflichtet. Aber auch im Interesse des Sozialismus liegt es, dass Oberschlesien bei Deutschland verbleibt. Der bereits aufgegangene Same des demokratischen Sozialismus wird in einem deutschen Oberschlesien viel bessere Früchte bringen, als in einem polnischen Oberschlesien.

Urteilen und prüfen Sie an Ort und Stelle, ob das, was ich Ihnen vorgetragen, richtig ist. Wir wissen, dass Sie sachlich und unparteiisch prüfen werden. Im Namen der freiorganisierten Arbeiterschaft Oberschlesiens sage ich Ihnen nochmals für die Bereitwilligkeit uns zu helfen, unseren Dank. Möge Ihr Wirken den Erfolg haben, den wir im Interesse der oberschlesischen Arbeiterschaft wünschen.

Eindrücke aus Oberschlesien.

Von Bouke A. Visser,

Sonderberichterstatter des Haager Nieuwe Courant.

Seit jenem Abend in Kattowitz, wo ich sah, wie französische Soldaten ohne jede Provokation der Bevölkerung, nur um die Strasse freizumachen, die Menschen wie Schafe auseinander trieben und ihre Gewehrkolben eben dem auf den Fuss stiessen, der ihnen zunächst stand, sei es Mann, Frau oder Kind, sind bereits einige Monate vergangen; die Ereignisse jenes Tages aber werde ich nie vergessen. —

Es war an einem der ersten Tage, da Tausende von Deutschen aus der Umgegend von Kattowitz, fliehend vor der Roheit und Willkür polnischer Banden, die brennend und mordend durch deutsches Land zogen, in die Stadt, wo sie Schutz und Hilfe zu finden hofften, einzuziehen begannen; hier befanden sich ja Streitkräfte der Entente, deren Pflicht es war, den Bedrohten und Vertriebenen Schutz zu gewähren! Wohl war die Verpflichtung da, auch die Macht, doch der Wille fehlte. Denn zurzeit herrschte hier Frankreich. —

Noch klingt mir das herrische: „Strasse frei", „Strasse frei" in den Ohren, und ich sah, wie die fremden Soldaten im Laufschritt auf die wehrlose Bevölkerung losstürzten.

Und, nicht wahr, das ganze deutsche Pack war im Nu verschwunden! Das sah ich im deutschen Lande, nicht im Krieg, nein 2½ Jahre nach Friedensschluss . . — aber ich sah mehr!

Am selben Abend war ich im deutschen Myslowitz, unmittelbar an der — offenen — polnischen Grenze gelegen.

Es war heller Mondschein: durch die halbdunklen Strassen und Gassen wälzte sich polnisches Gesindel; halbwüchsige Burschen und Mädel in geschlossenen Reihen sangen im Marschschritt polnische Lieder, fremdartig wilde Weisen. Alle trugen das kleine Schild mit dem polnischen Adler: wer es nicht trug, wurde verprügelt. Ab und zu klang aus der Menge ein scharfklingendes polnisches Wort empor, man sagte mir es bedeute: Deutscher! dann stürzten die Menschen zu einem dunklen Knäuel zusammen, alle tobten und schrien durcheinander, dazwischen ertönten Jammerrufe, bis nach einiger Zeit der Knäuel sich löste und ein etwas über die Strasse flüchtete, dahin wo es ganz, ganz dunkel war . . . Deutscher! Deutscher!

Dann sah ich die „Grossen" vorüberziehen, unheimliche Gestalten, im Mondschein den Holländer wie Räuber aus dem Märchen anmutend; die Flinte achtlos auf dem Rücken, oder auch unterm Arm marschierten sie vorüber, die Halbwüchsigen jubelten ihnen zu. Polnische Führer erzählten mir, eben seien 10000 Mann deutscher Truppen, einer sagte

Digitized by Google

15 000, in Kattowitz einmarschiert und jetzt ginge es los. Ich sah wie die Nachricht besprochen wurde, wie sie von Mund zu Mund ging. Als ich aber sagte, das sei doch Unsinn, ich käme geradewegs von Kattowitz, da wurde ich, obwohl ich mich bekannt gegeben hatte (mein Pass war beim Schein einer Laterne von den Polen geprüft worden) feindselig angesehen. — Und ich sah die französischen Wachen — gewiss, auch hier gab es französisches Militär, das die Ordnung aufrecht erhalten sollte — Gewehr am Fuss regungslos im Schatten der grossen Kirche stehen; an ihnen vorüber wälzte sich der Trubel: in der nächsten Umgebung der Stadt ertönten andauernd Bombenexplosionen und Feuersglut stand am Himmel . . . . . .

Ich sprach mit polnischen Führern. Sie übten scharfe Kritik über deutsche Zustände, besonders über die vor dem Krieg.

Dass sie jedoch dieser teilweise berechtigten Kritik das Recht zu entnehmen wagten, Oberschlesien dem Heilstaat Polen zuzuführen, schien mir nicht nur kindlich, sondern auch verbrecherisch. Es sieht dies der Tat eines Kapitäns ähnlich, der, statt zu versuchen, das Leck im eigenen Schiffe zu dichten, dieses dem Untergang preisgebend ohne weiteres mit seiner Mannschaft verlässt und auf ein anderes übergeht, von dem er glaubt, es sei besser, ohne es jedoch geprüft zu haben.

Gewiss, auch uns Holländern gefiel und gefällt manches in Deutschland nicht. Man frage aber den Deutschen, ob er nicht auch manchmal über holländische Zustände den Kopf schüttelt? Mit dem scharf entwickelten Rechtssinn, der den Bürgern mancher kleinen Völker eignet, denen im Kreise der Grossen von jeher nur dieses eine Machtmittel zur Verfügung stand, sind auch wir holländischen Journalisten dem oberschlesischen Problem zu Leibe gegangen. Mit Ernst und Fleiss ist gearbeitet und geforscht worden, nicht nur im Studierzimmer, sondern auch an Ort und Stelle, und man kann als Holländer stolz darauf sein, dass unsere ganze Presse einmütig die französische Darstellung der Zustände abgelehnt hat. Für uns Holländer gibt es seitdem kein oberschlesisches „Problem" mehr. Besonders auch nach der Abstimmung nicht. Ich selber war bei fast allen Abstimmungen zugegen, denen Deutschland sich zu unterwerfen hatte, mitunter weilte ich monatelang vor und nachher in den Abstimmungsgebieten: die dortigen Verhältnisse dürften mir einigermassen bekannt sein. Ich habe jedoch nicht nur gesehen, sondern auch miterlebt, wie der Deutsche hat kämpfen müssen, in jeder Beziehung, unter den ungünstigsten Verhältnissen und gegen zehnfache Übermacht.

Und doch, trotz aller fast unüberwindlicher Hindernisse sind noch deutsche Mehrheiten zutage gekommen, sind sogar noch glänzende Siege des deutschen Gedankens erkämpft worden!

Wie wäre da der Ausfall wohl gewesen bei wirklich unbeeinflussten Abstimmungen?

Wie wäre vor allem der Ausfall in Oberschlesien geworden?

Denn das, was ich dort erlebte und wovon ich hier einige Eindrücke wiedergab, trug sich in den Abstimmungstagen des Jahres 1921 zu . . . . . .

Aus Oppelns Franzosenzeit.

Von Lehrer Joseph Cyrus in Oppeln.[1])

Seit zwanzig Monaten beherbergt die alte Piastenstadt Oppeln in ihren Mauern die Interalliierte Kommission und französische Besatzungstruppen. Am 11. Februar 1920 hatte die Interalliierte Kommission, vom Oberschlesier kurz I. K. genannt, offiziell die Regierungsgewalt in Oberschlesien übernommen, nicht ohne in einem Aufruf an die Bevölkerung Oberschlesiens bombastisch zu erklären, dass mit diesem Tage für Oberschlesien „eine neue Ära der Freiheit und Gerechtigkeit" anbricht.

[1]) Der Verfasser war während des Mai-Aufstandes 1921 sozialdemokratisches Mitglied des Zwölferausschusses.

Digitized by Google

Auf diese „neue Ära der Freiheit und Gerechtigkeit" einige Streiflichter zu werfen, soll der Zweck dieser Zeilen sein. Ich weiss mich dabei frei von jeder ungerechtfertigten Gehässigkeit, da mein persönliches Verhältnis zu den Franzosen in den verschiedensten Amtsstellen durchaus korrekt ist und mir fast jeder Grund zu persönlicher Klage fehlt. Ich mache mich lediglich zum Sprachrohr der deutschen Bevölkerung Oppelns.

Die Bevölkerung hatte im Februar 1920 der Interallierten Kommission und ihren Truppen einen ausserordentlich kühlen Empfang bereitet. Nur wenige unverbesserlich Neugierige hatten von dem Ereignis Notiz genommen. Das nervöse Trippeln der französischen Kolonnen erregte in der ersten Zeit bei den Zuschauern regelmässig schallende Heiterkeit. Von französischer Seite wurden im Laufe der ersten Monate krampfhafte Versuche gemacht, das Interesse der Bevölkerung zu erregen und ihr wenn möglich auch Achtung abzuringen. An Sonnabend-Abenden veranstalteten die französischen Truppen grosse Fackelzüge durch die Hauptstrassen der Stadt. Öfter wurden auch Umzüge der französischen Besatzung in feldmarschmässiger Ausrüstung gemacht. Weit draussen vor der Stadt formierten sich die Abteilungen. Es war alles da: Kavallerie, Infanterie, Artillerie, M.-G-Abteilungen mit ihren Mauleseln, Panzerautos und einige Tanks. Der Zug bewegte sich durch die belebtesten Strassen der Stadt. Was die Franzosen damit bezweckten, war uns nicht ganz klar. Wollten sie uns fühlen lassen, dass sie hier die „Sieger" sind? Oder wollten sie zeigen, dass sie sich unter dem Schutze der Kanonen und Tanks vor den Deutschen nicht fürchten? Oder verfolgten sie die Absicht, uns gleich von vornherein Furcht einzuflössen? Tatsache ist jedenfalls, dass sie ausser kleinen Kindern niemandem imponierten. Auch die Engländer belächelten das Gebaren ihres Alliierten und waren im Verein mit den Italienern peinlich davon berührt, dass die Franzosen so auftraten, als wenn sie den Krieg allein gewonnen hätten.

Jeden Mittwoch und Sonnabend gab die Kapelle der französischen Alpenjäger auf dem Regierungsplatz ein Konzert. Die Erwartungen auf rege Anteilnahme der Bevölkerung wurden aber getäuscht. Der Platz blieb leer, das Volk fand keinen Gefallen an französischer Militärmusik. Bei Gelegenheit einer Verhandlung mit der I. K. während des Augustaufstandes 1920 beschwerte sich der Vorsitzende der I. K. General Le Rond, bitter über die Zurückhaltung der Deutschen gegenüber den Konzerten. Wir entgegneten ihm, dass die Musik der Alpenjäger nichts für deutsche Ohren ist, weil zu viel „Blech" dabei sei.

Als erste und einzige wurde diese aus dem Instinkt des Volkes geborene Zurückhaltung aufgegeben von Damen gewissen Genres und von jungen Mädchen, bei denen die Sympathie für französische Offiziere aber mehr eine Pubertätserscheinung war. Bereits in den ersten Monaten nahm der Flirt oben bezeichneter Damenkreise Formen an, die bei der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung Anstoss erregten.

Eines schönen Sonntagmorgens prangten plötzlich an vielen Schaufenstern, Anschlagsäulen und Laternenpfählen kleine Plakate, auf welchen die Namen und Adressen von Mädchen und Frauen aufgeführt wurden, welche Verkehr mit Franzosen hatten. Diese Listen schlugen wie eine Bombe ein. Etwa 80 Namen waren verzeichnet, darunter Namen von Mädchen, deren Eltern an diesem Tage sicher aus allen Wolken fielen. Die Listen hingen aber nicht lange auf ihren Plätzen. Rudelweise zogen französische Offiziere und Mannschaften durch die Stadt und rissen die Plakate ab. Zu spät; denn viele junge Leute hatten inzwischen nichts Eiligeres zu tun gehabt, als die Listen abzuschreiben. Die „lachenden Erben" des ganzen Vorfalles waren die Oppelner Zeitungen. In den nächsten Tagen konnten sie Rieseneinnahmen verzeichnen für Inserate jeden Formates, in welchen Riesenbelohnungen ausgeboten wurden für diejenigen, welche die „Verleumder" namhaft machten. Ein angesehener Kaufmann bot 1000 ℳ demjenigen, der nachweisen

Digitized by Google

konnte, dass seine Tochter Berta mit Franzosen verkehrt hatte. In derselben Nummer der Zeitung gab ein Herr bekannt, dass er die Verlobung mit seiner Berta für gelöst erkläre. (Er hat sich, nebenbei, doch wieder mit ihr verlobt und ist heute mit ihr verheiratet.) Die „Verleumder" sind übrigens nie entdeckt worden, obwohl sich der französische Spitzelapparat die grösste Mühe gab.

Die französischen Truppen haben ihr Quartier in der aus der Kriegszeit stammenden Sanierungsanstalt. Ein grosses Schild verkündet, dass diese Baracken jetzt das „Camp Foch, Maréchal de France" sind. Ein Teil der französischen Alpenjäger liegt in der Kaserne der ehem. 63er. Die französischen Soldaten benehmen sich der Bevölkerung gegenüber im allgemeinen korrekt. Sie halten gute Strassendisziplin und haben jedenfalls in Oppeln wenig Anlass zu Reibereien gegeben. Selbstverständlich haben auch in Oppeln Ausschreitungen französischer Soldaten stattgefunden. Aber das sind Ausnahmen gewesen, und kein gerecht Urteilender kann Einzelfälle verallgemeinern und die ganze Truppe dafür verantwortlich machen. Am 11. April 1920 z. B. hat ein betrunkener Franzose den Eisenbahngütervorsteher Platzek erschossen. Der Alpenjäger ist vom Kriegsgericht Gleiwitz hart bestraft worden. Später wurde der von der Arbeit nachts heimkehrende Eisenbahnarbeiter Frontzek ohne Grund in der Nähe des „Camp Foch" erschossen. Wie Frontzek vor seinem Tode noch angeben konnte, war der Täter ein französischer Soldat. Am 9. Mai 1921 wurden vor dem Regierungsgebäude von französischen Kriminalbeamten, die sich bedroht fühlten, 3 Deutsche erschossen. In allen diesen Fällen wurde den Hinterbliebenen nur eine lächerlich geringe Entschädigungssumme gezahlt, von der kaum die Beerdigungskosten bestritten werden konnten. Das ist es, was die deutsche Bevölkerung so empört. Denn der Fall des französischen Sergeanten Manheim in Berlin ist in Oberschlesien nicht vergessen [1]) und hat immer wieder zu Vergleichen herausgefordert.

Die Zurückhaltung der Bevölkerung wandelte sich aber doch in Abneigung um und führte seit etwa einem Jahre zu ausgesprochenem Hass gegen das französische Regime. Der Hass des Volkes richtet sich, wenigstens in Oppeln, nicht gegen die französischen Soldaten, sondern gegen das Regime. Bis vor ganz kurzer Zeit dominierten die Franzosen in allen Zweigen der Verwaltung und in der I. K. fast völlig. Die Politik der Franzosen war bis August 1920 verschleiert, späterhin offen auf eine Entrechtung des deutschen Volksteiles und auf die Begünstigung der Polen eingestellt. Die Franzosen wahrten seit August 1920 noch nicht einmal den Schein der Objektivität.

Die französische Politik in Oberschlesien wurde und wird von 3 Männern gemacht: Le Rond, Generalkonsul Ponsot und Präfekt Anjubault, der das Departement des Innern leitet. Le Rond ist, wie er selbst sagte, mehr Diplomat als Militär, ein ausgezeichneter Conferencier. In den vielen Verhandlungen, denen ich besonders während des letzten Aufstandes beigewohnt habe, habe ich ihn alle Register ziehen sehen. Er kann moralisieren wie ein Landpfarrer mit einer Miene und in einem Ton, dass man die erste Zeit wirklich glauben möchte, niemand meint es ehrlicher und aufrichtiger mit dem terrorisierten deutschen Volksteil Oberschlesiens als er. Er kann sich energisch geben und auch versöhnlich, fast weich, und macht manchmal in den Verhandlungen gute Scherze. Wenn es in den Sitzungen erregt zuging, dann reichte er uns zum Schluss die Hand und sagte deutsch: „Ohne Groll". Und in der Tat: man kann ihm persönlich nie grollen. Wie sagte doch ein italienischer Journalist?: „Le Rond weiss zu lügen mit einer Grazie, die fast sympathisch

[1]) Wegen Tötung des franz. Sergeanten Manheim musste die Stadt Berlin 1 000 000 Mark Busse zahlen. (D. Schr.)

Digitized by Google

berührt." Das ist etwas grob. Denn er lügt nicht. Aber er sagt nicht immer die volle Wahrheit. Und vor allem benutzt er nach Talleyrands Rezept die Sprache, um seine Gedanken zu verbergen. Einen General wie Le Rond haben wir Deutsche nicht.

Seine rechte Hand ist Präfekt Anjubault, in der Oppelner Volksethymologie Anjepullt genannt. Er ist der Anwalt der polnischen Interessen auf dem Gebiete der engeren Verwaltung Oberschlesiens. Ein verbissener Deutschenhasser, scheute er sich nicht, zu groben Lügen seine Zuflucht zu nehmen, wenn er in Verhandlungen in die Enge getrieben wurde. Am liebsten versteckte er sich hinter die I. K., um die Verantwortung von sich abzuwälzen. Da er im übrigen eine unsympathische Persönlichkeit ist, haben es in der letzten Zeit des Aufstandes die Vertreter des Deutschtums abgelehnt, mit ihm zu verhandeln.

Der Dritte im Bunde, Generalkonsul Ponsot, war während der Abwesenheit Le Ronds dessen Vertreter. Ponsot tritt fast gar nicht in den Vordergrund, ist aber nicht weniger einflussreich. Er ist der Verbindungsmann zwischen dem französischen Teil der I. K. und den Polen. Demgemäss vollzieht sich seine Tätigkeit unter völligem Ausschluss der Öffentlichkeit. Er ist der Regisseur, der hinter den Kulissen steht.

Wenn von den Ursachen die Rede ist, die den Hass der Deutschen gegen das französische Regime herausgefordert haben, dann darf die französische Justiz nicht vergessen werden. Sie untersteht zwar formell dem Italiener Bindo Galli. Aber die Franzosen allein sind beim Ausserordentlichen Gerichtshof in Oppeln massgebend. Der böse Geist des Gerichtshofes ist der Präsident Kastler, auf den sich der Hass des Volkes besonders konzentriert. Kastler führt die Gerichtsverhandlungen in so offen parteiischer Weise, dass dem deutschen Zuhörer das Blut in den Kopf steigt. Jeder Deutsche auf der Anklagebank ist für Kastler ein ausgemachter Verbrecher. Er behandelt sie auch so. Der alte Hauptlehrer Teige war in eine Waffenaffäre verwickelt, aber fast gar nicht belastet. „Sie sind Lehrer", fauchte Präsident Kastler, „Sie sind ein alter Lehrer, Sie können gut lügen, weil Sie so alt sind." Der alte Hauptlehrer bekam 12 Monate Gefängnis, obwohl ihm nicht der geringste Verstoss gegen die Gesetze nachgewiesen werden konnte. Mit Verdachtsstrafen war man überhaupt schnell bei der Hand. Die Gefängnisse von Oppeln und Cosel waren voll von deutschen Opfern französischer Justiz, lebende Zeugnisse für die „Ära der Freiheit und Gerechtigkeit". Die Angeklagten liessen sich durch den Präsidenten Kastler leider einschüchtern und in ihrer Verteidigung beschränken. Nur ein Arbeiter, der wegen Misshandlung von 16(!) Franzosen angeklagt war, liess sich von Kastler nicht ins Bockshorn jagen. Er hatte sich allerdings Mut angetrunken, bevor er auf der Anklagebank erschien. Als ihn Kastler in mangelhaftem Deutsch fragte, welchen Beruf er ausübe, glaubte der Angeklagte, Kastler frage ihn etwas französisch und reagierte nicht darauf. Auf eine nochmalige Frage antwortete der Arbeiter, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug: „Pierunna, hier wird deutsch gesprochen und nicht chinesisch oder hebräisch oder französisch, sonst verstehe ich nichts. Wir sind hier immer noch in Deutschland." Als Präsident Kastler dann dem Angeklagten vorhielt, dass er die Franzosen misshandelt habe, brüllte der Angeklagte in höchster Erregung: „Quatsch, die Pieronnes wollten mich verkeilen. Ich war 4 Jahre Soldat, ich soll mich von 16 Franzosen verkeilen lassen? Infolgdedessen hab ich auch gekeilt und da sind sie ausgerissen wie im Felde." Die Zuhörer bogen sich vor Lachen. Merkwürdigerweise kam der Angeklagte mit einer verhältnismässig geringen Strafe davon. Trotz oder vielleicht wegen seiner Frechheit.

Den deutschen politischen Gefangenen wurden Erleichterungen in der Haft nicht gewährt, während die geringe Anzahl der polnischen Strafgefangenen alle möglichen Freiheiten genoss. Nur wenigen Strafgefangenen gelang es, aus dem Ge-

Digitized by Google

fängnis auszubrechen. Grosses Aufsehen erregte s. Zt. die gewaltsame Befreiung der deutschen politischen Gefangenen aus dem Gefängnis in Cosel. Das abenteuerliche Unternehmen glückte völlig, hatte aber zur Folge, dass die Behandlung deutscher Strafgefangener noch härter wurde.

Die einseitig gegen Deutsche gerichtete Justiz hat in Oberschlesien unendliche Erbitterung gegen die Franzosen erzeugt. Es war daher eine Selbstverständlichkeit, dass die „Politische Leitung Oppeln" bereits am 3. Mai 1921, dem ersten Aufstandstage, der I. K. die energische Forderung unterbreitete, die politischen Gefangenen beider Nationalitäten freizugeben und den Ausserordentlichen Gerichtshof bis auf weiteres ausser Funktion zu setzen. Dank dem Entgegenkommen des britischen Kommissars Percival wurde die Forderung erfüllt.

Im Gegensatz zum Präsidenten Kastler ist der französische Oberregierungsanwalt Prince ein durchaus loyaler Jurist, dem man grösste Hochachtung entgegenbringen muss.

Ein Kapitel für sich ist der französische Spitzelapparat. Oppeln wimmelt von französischen Geheimagenten. Es sind zum grossen Teil Elsass-Lothringer, die schon deswegen gut „arbeiten" können, weil sie deutsch sprechen und äusserlich nicht auffallen. Ausserdem stehen dem französischen Geheimdienst die zahllosen polnischen Spitzel zur Verfügung. Die Franzosen haben sich auch deutsche Subjekte beiderlei Geschlechts als Spione gekauft. Die französische Spionage, die sich natürlich ausschliesslich gegen deutsche Oberschlesier richtet, verfügt über ungeheure Geldmittel und arbeitet grosszügig und ausserordentlich geschickt. Für das Zusammenarbeiten der Polen mit den Franzosen liegen viele gravierende Beweise vor. In Oberschlesien ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch an das Licht der Sonnen. Das gilt übrigens für alle: Franzosen, Polen, Deutsche.

Der Landkreis Oppeln hat seit Beginn der Besatzungszeit einen französischen Kreiskontrolleur, der Stadtkreis einen französischen Stadtkontrolleur. Der erste Stadtkontrolleur war Major Landrot, sein Adjutant Leutnant de Balaincourt. Ersterer sprach gebrochen, letzterer fliessend deutsch. Der Major war sehr unselbständig und schielte immer nach oben zu seinem strengen Chef Anjubault. Gegen uns Deutsche konnte sich der Major nicht durchsetzen. Konflikten mit den Vertretern der Arbeiterschaft ging er am liebsten aus dem Wege. Dafür schikanierte er die Stadtbehörde, vor allem den Oberbürgermeister und den Polizeikommissar. Nach den Augustunruhen 1920 war Landrots Stellung so erschüttert, dass er abberufen und mit einem untergeordneten Posten im Departement des Innern betraut wurde. Nach einer Karenzzeit von mehreren Monaten wurde er Kreiskontrolleur von Hindenburg. Und siehe da, er wandelte dort ganz im Geiste seines hohen Chefs, des Präfekten Anjubault. Er unterstützte die polnischen Insurgenten und tyrannisierte die Deutschen auf jede Weise. Er war es auch, der die im Lyzeum untergebrachten deutschen Flüchtlinge an die Insurgenten auslieferte.

Landrots Nachfolger in Oppeln wurde ein Major Goez, der von Koblenz nach Oppeln kam. Er ist ein tüchtiger Beamter, zwar etwas bequem, aber loyal, aufrichtig und durchaus unparteiisch, einer von den wenigen französischen Beamten, die über den streitenden Parteien stehen. Gegen seine Amtsführung können weder Polen noch Deutsche Einspruch erheben. Wenn alle französischen Kreis- und Stadtkontrolleure ihr Amt so unparteiisch verwaltet hätten, wäre die Abstimmung für Deutschland weit günstiger ausgefallen.

Sein Kollege im Landratsamt, Major Hannotaux, gab sich weniger Mühe, objektiv zu sein. Unter seinem Protektorat konnte sich der polnische Terror im Landkreise Oppeln hemmungslos austoben. Selbst als in den Monaten November und Dezember 1920 sechzehn Handgranaten- und Revolverattentate gegen Deutsche verübt wurden, war er nicht zu bewegen, gegen die Terroristen einzuschreiten. Er hatte sogar die Stirn zu behaupten, die Deutschen fingierten diese Attentate, um gegen die

Digitized by Google

Polen Stimmung zu machen. Sein würdiger Komplice war der Adjutant Comte de Robien. Dieser Edelmann unterstützte die polnische Propaganda, indem er persönlich Gastwirte zwang, für polnische Versammlungen Säle herzugeben. Als am 1. Aufstandstage Malapane von Insurgenten besetzt wurde, schickte Comte de Robien erst nach energischen Vorstellungen französische Truppen dorthin. Er selbst begab sich per Auto nach Malapane und gab bereits am 1. Aufstandstage den ortseingesessenen Insurgenten sein Ehrenwort, dass sie nicht strafrechtlich verfolgt werden würden. Und das, obwohl diese Leute an deutschgesinnten Ortseinwohnern unerhörte Grausamkeiten begangen hatten.

Die „Ära der Freiheit und Gerechtigkeit" wäre in Oppeln noch fühlbarer geworden, wenn die Oppelner Bevölkerung sich nicht so deutlich und kräftig zur Wehr gesetzt hätte. Massenkundgebungen wie in Oppeln hat keine oberschlesische Stadt gesehen. Es war in Oberschlesien noch alles verschüchtert, als die Oppelner Arbeiterschaft am 13. April 1920 zu Tausenden auf der Plane unter freiem Himmel zusammenkam und u. a. auch gegen die Ermordung des Gütervorstehers Platzek und für eine ausreichende Entschädigung der Hinterbliebenen demonstrierte. Im Anschluss an diese Kundgebung kam es auf der Malpanerstrasse zu Zusammenstössen mit Franzosen. Daraufhin verhängte die I. K. über Oppeln den verschärften Belagerungszustand. Ein sofortiger verschärfter Generalstreik der Oppelner Arbeiter zwang sie, den Belagerungszustand aufzuheben. Eine Woche darauf demonstrierte die Oppelner werktätige Bevölkerung zusammen mit der ganzen oberschlesischen Arbeiterschaft erfolgreich für die Einführung des deutschen Betriebsrätegesetzes und für Aufhebung der Versammlungsbeschränkungen. Am 17. August fand in Oppeln als der ersten oberschlesischen Stadt eine gewaltige Neutralitätskundgebung statt, um zu verhindern, dass Oberschlesien in den russisch-polnischen Konflikt hineingezogen werde. Tags darauf versammelten sich zu diesem Zweck abermals mehrere Tausend Arbeiter und Beamte auf der Plane und machten anschliessend daran einen Umzug durch die Hauptstrassen der Stadt. Diese Demonstrationen fanden trotz ausdrücklichen drohend gehaltenen Verbots der I. K. statt und vollzogen sich in musterhafter, achtunggebietender Ordnung.

Am lebhaftesten wurde es in Oppeln während des letzten Mai-Aufstandes. Vertreter der Oppelner Arbeiter- und Beamtenschaft bildeten bereits am 1. Aufstandstage die „Politische Leitung Oppeln", die bis zur Bildung des Zwölferausschusses die Vertretung der deutschen Volksinteressen gegenüber der I. K. übernahm. Bald in den ersten Tagen erreichte die „Politische Leitung Oppeln" Entwaffnung der polnischen Apobeamten, Aufstellung einer rein deutschen Polizeitruppe in Stärke von 3000 Mann, Freilassung der politischen Gefangenen, Unterbindung der Tätigkeit des Ausserordentlichen Gerichtshofes und Anforderung von englischen Verstärkungen durch die I. K. beim Obersten Rat. In vielen Verhandlungen wurde ein Druck auf die I. K. ausgeübt, damit sie gegen die polnische Insurrektion einschreite. Le Rond bekam manches zu hören, was ihm sicher nicht lieblich in den Ohren klang.

Einen gewissen Höhepunkt in der deutschen Abwehrbewegung auf politischem Gebiet bildete der 12. Mai 1921. Am Abend vorher war ein Warschauer Funkspruch bekannt geworden, in welchem die Rede war von einer Demarkationslinie, welche die I. K. mit den Aufständischen vereinbart haben sollte. Die Erregung der Oppelner Bevölkerung war ungeheuer. Es gab für alle nur eine Antwort darauf: verschärfter Generalstreik. Am 12. Mai 1921 mittags verliessen die Arbeiter spontan die Betriebe. Um 1 Uhr mittags stand alles still, alles. Es gab weder Licht noch Wasser noch Gas. Post und Eisenbahn stellten den Betrieb ein, die Läden und Hotels wurden geschlossen. Eine unheimliche Atmosphäre lastete über der Stadt. Für nachmittag 4 Uhr hatte die „Politische Leitung" eine Audienz bei der I. K. nachgesucht und mündlich die Parole ausgegeben, dass sich die Streikenden zu dieser

Digitized by Google

Zeit auf dem Regierungsplatze vor den Augen der I. K. versammeln sollten. Der Platz und die angrenzenden Strassen waren schwarz von Menschen, als sich die Unterhändler zur I. K. begaben. Die Verhandlung dauerte 2½ Stunden. Sie verlief erregt. Es war das erste Mal, wie man aus authentischer Quelle weiss, dass Le Rond in Oberschlesien zitterte. Denn draussen warteten Tausende von Menschen, die zu allem entschlossen waren, falls das Tatsache sein sollte, was der Funkspruch gemeldet hatte. Die Menschen draussen warteten mit verhaltener Wut auf eine Antwort. Sie standen wie eine Mauer, ruhig, selbstbewusst und drohend. Liessen sich nicht provozieren durch Franzosen, die einzeln und in Trupps den Kordon passierten. Le Rond war belagert von Tausenden, die keine andre Waffe hatten als ihr Recht. Es waren historische Augenblicke, das fühlte jeder von denen, die unten standen. Die vielen ausländischen Journalisten sprachen mit höchster Bewunderung von diesen disziplinierten Massen, deren Haltung einzigartig war. Endlich kamen die Unterhändler zurück. Vom Balkon eines Hauses wurde ein Bericht gegeben vom Verlauf der Verhandlung. Die I. K. dementierte offiziell den Inhalt dieses Funkspruches und gab Erklärungen, die halbwegs befriedigend waren. Die Demonstranten wurden von der „Politischen Leitung" zum Verlassen der Strassen und zur Wiederaufnahme der Arbeit aufgefordert. Eine Stunde später pulsierte in Oppeln normales Leben.

Bei unzähligen Gelegenheiten hat die Oppelner Arbeiterschaft, die fast ausschliesslich in freien Gewerkschaften organisiert ist, ihrem Willen Ausdruck gegeben, bei Deutschland zu verbleiben. An diesen Willenskundgebungen konnte die I. K. nicht achtlos vorübergehen.

Leider hat das Oppelner Bürgertum nicht in gleichem Masse wie die Arbeiterschaft politisches Interesse und politische Energie entwickelt. Das ist eine bedauerliche Tatsache, die auch von allen einsichtigen bürgerlichen Politikern zugegeben wird. Die Haltung gewisser höherer Beamter wird zur gegebenen Zeit noch einer Kritik unterzogen werden müssen. Es ist mancher gewogen und zu leicht befunden worden. Die mittlere und untere Beamtenschaft stand während der Oppelner Franzosenzeit in einer Front mit der Arbeiterschaft. Alle, die auf vorgeschobenem Posten den Lebenswillen eines gesunkenen und geknechteten Volkes bekundeten, haben teil an dem Erfolg der deutschen gerechten Sache in Oberschlesien. Noch ist die Ernte nicht gesichert eingebracht, noch besteht die Gefahr brutaler Vergewaltigung des Volkswillens, der sich in der Abstimmung für Deutschland ausgedrückt hat, aber das deutsche Recht auf Oberschlesien ist unveräusserlich. Und wo das Recht, da ist auch der endgültige Sieg.

Terror.

Das Aktenmaterial über die Greueltaten der polnischen Insurgentenbanden hat sich zu Bergen aufgeschichtet. Es hier auch nur auszugsweise wiederzugeben ist unmöglich, aber auch unnötig, da es seinen Niederschlag bereits in zahlreichen amtlichen und privaten Veröffentlichungen gefunden hat. Um nur ein Beispiel anzuführen: Die amtliche „Zusammenstellung von Protokollen und Berichten über den dritten polnischen Aufstand" umfasst im ersten Band allein 117 Urkunden über Morde, Vergewaltigungen und schwere Misshandlungen.

Die polnische und französische Korfanty-Presse hat behauptet, die polnischen Taten hätten sich nur gegen die „reaktionären, alldeutschen Orgeschbanden" gerichtet. Das ist Lüge: der vertierte Hass der Insurgenten kannte keinen Unterschied der Partei, des Alters und des Geschlechts. Davon — aus hunderten — nur drei Beispiele:

Digitized by Google

Partei, Alter, Geschlecht macht keinen Unterschied.

Der ehemalige Gewerkschaftssekretär der sozialdemokratischen Partei Fritz Wasner wirkte bei der Abstimmung im Kreis Rybnik für die deutsche Sache. Diese Treue gegen sein Vaterland trug ihm frühzeitig Bedrohung über Bedrohung ein. Als er auf den Rat seiner Freunde während des dritten Polenaufstands Rybnik verlassen wollte, fand er einen Tod, wie er gegen einen Massenmörder nicht grausamer erdacht werden könnte: Aus dem Flüchtlingszug, der auch den jungen Haase nach Ratibor bringen sollte, wurde Wasner gewaltsam herausgeholt, um angeblich zu einem sogenannten Feldgericht nach Loslau gebracht zu werden. Auf dem Wege dorthin, zwischen Markowitz und Kornowatz, wurden Wasner, Rudolf Haase und Kaufmann Niemitz im Walde dicht an der Chaussee durch ein paar gedungene Kerle kurzerhand über den Haufen geschossen. Wasner erhielt einen Schuss durch die Schädeldecke und einen in die Brust; nachdem die Verbrecher den anscheinend toten Wasner und die Leichen der drei anderen Opfer der Kleider bis auf die blutbesudelten Hemden beraubt hatten, verschwanden sie. Wasner kam nach geraumer Zeit zu sich, schleppte sich bis an die Strasse und gab sich einem polnischen Posten als von den Deutschen verwundeter Pole aus, um verbunden und gerettet zu werden. Wirklich wurde er nach Rydultau ins Lazarett gebracht, verbunden und verpflegt. Hier war es auch, wo der Vater des ermordeten Haase die einzigen Nachrichten über das Ende seines Sohnes von Wasner hörte. Wasner wurde aber dann von den Insurgenten erkannt und sie beschlossen, den Ärmsten, dem die Natur in so unerwarteter Weise Rettung zu verheissen schien, als Zeugen der feigen Schandtat nochmals beiseite zu schaffen. Unter dem Vorgeben, er käme nach Rauden in ärztliche Behandlung, brachten sie ihn und zwei Apobeamte, wieder in langer Fahrt, bis Gaschowitz. Von dort aus wurde ein Besuch von Wasners Familienangehörigen, die in der Nähe wohnten, inszeniert, der mit der Niederschiessung der Drei im Zwonowitzer Walde endete. Aber die Leiden dieses Märtyrers waren damit noch nicht beendet! Nach einigen Tagen kehrte einer der Mörder an den Tatort zurück — wahrscheinlich mit dem Auftrage, die oberflächlich verscharrten Leichen zu begraben. Wasner zeigte noch deutliche Spuren von Leben, worauf ihn der Mörder dann mit Kolbenschlägen vollends totschlug; er hat sich in der Trunkenheit dieser Tat gerühmt. Beim Waldstreusuchen stiess ein Bauer dann auf Kleiderfetzen und am 15. Juli wurde der dreimal Getötete endlich der barmherzigen Erde übergeben.

Der 15jährige Rudolf Ferdinand Haase hatte sich während der Abstimmung mit einer Reihe von andern deutschen Jungen beim deutschen Plebiszitkommissariat im Hilfsdienst für die ankommenden Heimattreuen betätigt. Der grosse kluge Junge ward am Bahnhof Rybnik durch seine stete Hilfsbereitschaft eine bekannte Erscheinung. Hass der Polen und der deutschen Verräter, deren es leider auch in Oberschlesien gibt, war die Folge. Die polnischen Zeitungen begannen eine wüste Hetze gegen das Kind, schriftliche und mündliche Todesdrohungen folgten. Am ersten Tag des dritten Polenaufstands wurde es verhaftet. Gegen ein Lösegeld von 5000 Mark gelang es dem Vater, Dr. Felix Haase, den Sohn noch einmal aus den Händen der Insurgenten zu befreien. Am 14. Mai brachte Dr. Haase ihn in den Flüchtlingszug, aus welchem er dann in Markowitz, wie schon beim Fall Wasner geschildert, herausgezerrt wurde. Aus der Aussage Wasners geht hervor, dass der junge Haase den Insurgentenkommandanten von Markowitz, als den — Einbrecher erkannt hat, welcher im Juli vorigen Jahres in Dr. Haases Villa (Rybnik, Raudenerstr. 3) eingestiegen war, und dessen Verhaftung er während der Abstimmungstage vergeblich bei der Polizei angeregt hatte. Auch die Personalbeschreibung des Polenführers stimmt in allen Stücken mit der des Einbrechers überein. Die polnischen Führer Dr. Bialy und Dr. Rozanski in Rybnik müssen in der Lage sein, festzustellen, wer an diesem Tage in Markowitz kommandiert hat. — Die Ermordung Rudolf Haases haben wir oben geschildert.

Digitized by Google

Die Note des Deutschen Ausschusses für Oberschlesien an die Interalliierte Regierungs- und Plebiszitkommission in Oppeln vom 27. Juli 1921 enthält u. a. folgendes Protokoll:

Kattowitz, den 12. Juli 21.

Es erscheint die ledige Martha Kaboth aus Michalkowitz, Kreis Kattowitz, Kirchstr. 1, und gibt folgendes an Eidesstatt zu Protokoll:

Gestern, den 11. ds. Mts., nachmittags gegen 3 Uhr, erschienen die mir bekannten polnischen Banditen Ignatz Tenior, Glanz und Karl Buchta, alle aus Michalkowitz,

in der Wohnung der Emma Reichelt, Michalkowitz, Kirchstrasse 66, wo ich zu Besuch weilte, und verschleppten mich und Frau Reichelt zunächst auf die Polizeiwache nach Michalkowitz. Gegen 5 Uhr nachmittags wurden wir nach der Schule transportiert, wo wir mit Ochsenziemer ca. 30 Schläge aufs Gesäss erhielten. Jetzt erhielt ich einen Ochsenziemer und sollte die Frau Reichelt schlagen. Da ich dies nicht tat, erhielt ich nochmals fünf Schläge mit dem Ochsenziemer aufs Gesäss. Nachdem mussten wir Fenster und Klosetts reinigen, Kohlenkästen säubern und die Zimmer auffegen. Frau Reichelt wurde, da sie die Kinder besorgen musste, entlassen. Ich dagegen wurde im Keller eingesperrt, wo ich bis heute morgen verblieb.

Digitized by Google

Heute morgen sollte ich wieder zu verschiedenen Arbeiten herangeholt werden. Dabei gelang es mir zu entkommen und ich flüchtete nach Kattowitz.

V. g. u.
gez. Martha Kaboth.

Solche Morde zählen nach Hunderten, solche Misshandlungen nach Tausenden — der Ausführung nach sind die geschilderten noch von der allermildesten Art. Das Gesamtmaterial ist kurz nach Abflauen des dritten Poleneinfalles der Interalliierten Kommission in Beuthen übergeben worden. Sie hat es mit einer — allgemeinen Amnestie beantwortet, von welcher nur „die gemeinen Verbrechen" ausgeschlossen sein sollten. Was verstehen England, Frankreich und Italien unter „gemeinen Verbrechen"? Die Welt hat nämlich bis heute noch nichts von Urteilen gehört, mit einer Ausnahme: der mutmassliche Mörder des französischen Majors Montalegre ist, obwohl ein Beweis nicht im entferntesten erbracht worden ist, zu 5 Jahren Zuchthaus verurteilt worden.

In Deutschland war sich niemand darüber im unklaren, wie die Polen diese Amnestie auffassen würden: als Aufforderung zur Fortsetzung des Terrors. Die Polen haben mit der Bestätigung dieser Auffassung nicht lange gezögert. Davon zeugen folgende amtliche Protokolle, die wiederum nicht Einzelfälle darstellen, sondern aus einer Fülle von neuem, bisher noch nicht veröffentlichtem Aktenmaterial entnommen sind, das vor uns auf dem Tische liegt. Wir bitten den Leser die Daten zu beachten!

Kattowitz, den 9. August 1921.

Verhandlung.

Polnische Gewalttaten nach dem dritten Putsch u. nach dem Amnestieerlass.

Es erscheint der Handlungsgehilfe Julius Kott aus Zaborze Krs. Hindenburg, geb. am 30. Juli 1904, und erklärt folgendes:

Am Sonntag, den 7. August cr., wollte ich mit meinem älteren Bruder, dem Lokomotivheizer Reinhold Kott nach Hindenburg zu einem Konzert gehen. Wir besuchten jedoch auf dem Wege nach Hindenburg das Lokal des Gastwirts Georg Krebs, Vertreter Katharina Sgrisek in Zaborze und spielten dort mit meinem Bruder eine Partie Billard. Im Lokale waren ausser uns beiden noch die Gebrüder Konietzny und zwei andere Gäste anwesend. Als mein Bruder während des Spiels sein Bier trank, stiess er einen der Gebrüder Konietzny aus Versehen mit dem Ellbogen in den Rücken. Mein Bruder entschuldigte sich, doch gab sich Konietzny nicht damit zufrieden, sondern verlangte von meinem Bruder, dass er das Lokal verlassen solle. Da mein Bruder das nicht sogleich tat, sprang der jüngere Konietzny auf meinen Bruder zu und durchsuchte ihn nach Waffen. Mein Bruder führte selbstverständlich keine Waffen bei sich. Da ich merkte, dass man mit uns Streit suchte, nahm ich meinen Hut, bezahlte und wollte mit meinem Bruder das Lokal verlassen. In diesem Augenblick rief der ältere Konietzny meinem Bruder zu: „Wenn Sie ein Heimattreuer sind, dann verlassen Sie sofort das Lokal, sonst passiert etwas!" Kaum hatte der ältere Konietzny das geäussert, da sprang der jüngere Konietzny auf meinen Bruder zu, zog seinen Revolver und streckte meinen Bruder durch einen Schuss in den Kopf (Einschussöffnung unteres linkes Augenlied; Ausschussöffnung Hinterkopf rechts) nieder. Mein Bruder brach sofort, ohne Laut von sich zu geben, tot zusammen. Als ich dem Mörder Paul Konietzny zurief: „Was haben Sie gemacht, Sie haben meinen Bruder erschossen", antwortete er mir schon auf der Flucht: „Du kommst auch noch dran!" Ich bemerke, dass die Gebrüder Konietzny Mitglieder der Gemeindewehr in Zaborze bezw. Hindenburg sind.

Ich bin bereit, vorstehende Angaben zu beeiden.

v. g. u.
gez. Julius Kott als Bruder.

Digitized by Google

Kattowitz, den 2. August 1921.

Verhandlung.

Es erscheint der Hausdiener Josef Böhm aus Karbowa bei Kattowitz, geb. am 2. Juni, 1897, und erklärt folgendes:

Ich bin Hausdiener beim Gastwirt Greulich in Karbowa und habe gesehen, wie der Bäcker (Arbeiter) Gottfried Überall **von den Insurgenten ermordet** worden ist: Am 26. Mai cr., am Fronleichnamstage, sah ich, wie die Insurgenten einen jungen Mann, der sich zu weit an die Postenkette der Insurgenten herangewagt hatte, erfassten und in unser Lokal schleppten. Auf dem Wege nach dem Lokal wurde der junge Mann von den Insurgenten **durch Kolbenschläge schwer misshandelt.** Als man den jungen Mann in das Lokal hineinführte, erkannte ich in ihm meinen Freund Gottfried Überall, der mit mir seinerzeit, als ich bei der Firma Wyczynski in Kattowitz beschäftigt war, häufig verkehrt hat. Die Insurgenten führten Überall zunächst in das Billardzimmer und ich habe nicht gesehen, was dort mit ihm geschah; ich habe aber grässliche Schreie aus dem Billardzimmer vernommen. Dann brachte man Überall aus dem Billardzimmer heraus und führte ihn in die Kollonade des Gartens. Dort bat Überall inständigst um einen Trunk Wasser, der ihm jedoch verweigert wurde. Neue Kolbenschläge streckten ihn zu Boden, so dass er zunächst bewusstlos liegen blieb. Aus der Kollonade schleppten ihn die Insurgenten in den Garten und gossen 3 Eimer Wasser über ihn, so dass Überall wieder zu sich kam. Als man ihn weiter misshandeln wollte, so schien das auch dem wachhabenden Unteroffizier zuviel und er befahl den Insurgenten, ihn doch lieber sofort umzubringen und ihn nicht mehr zu quälen. **Dem Überall wurde jetzt durch Kolbenschläge die Schädeldecke und das Gesicht zertrümmert, so dass er auf der Stelle tot war.** Man verbarg Überall zunächst in der Kollonade; **die Insurgenten aber vergnügten sich weiter mit den dort anwesenden Damen im Lokale.** In der Dunkelstunde wurde der Leichnam Überalls über den Gartenzaun geworfen und nach der in der Nähe befindlichen Halde gebracht und dort verscharrt. Als ich mich während der Misshandlungen für Überall einsetzte, erhielt ich von einem der Insurgenten eine heftige Ohrfeige. Ich versuchte auch einmal den Begräbnisplatz des Überall zu erkunden, als jedoch die Insurgenten das merkten, grub man Überall wieder aus und verscharrte ihn an einer anderen Stelle.

Ich bin bereit, vorstehende Angaben zu beeiden.

v. g. u.

gez. Josef Böhm.

Kattowitz, den 27. August 1921.

Verhandlung.

Es erscheinen

1. der Kriminal-Wachtmeister Fritz Schöneck von der Spezialpolizei Kattowitz, Heinzelstrasse 18 wohnhaft, geboren den 13. 6. 1877.

2. der Kriminalwachtmeister Hermann Brietzke von der Spezialpolizei Kattowitz, Beatestrasse 22 wohnhaft, geboren den 4. 5. 1884.

Herr Fritz Schöneck erklärt:

Ich habe heute morgen auf Veranlassung des Oberstaatsanwalts mit meinem Kollegen Brietzke eine Vernehmung im Gemeindegebäude in Eichenau in Sachen Gondro vornehmen sollen. Der Beschuldigte Legutki erschien pünktlich um 11 Uhr vormittags zur Vernehmung. Mein Kollege Brietzke hatte das Ergebnis der Vernehmung schriftlich niederzulegen. Während der Vernehmung erschien plötzlich ein Hallersoldat und dieser wies Legutki aus dem Zimmer. Mit dem Hallersoldaten drangen ungefähr 12 bis 16 Mann in das Vernehmungsbüro und stürzten sich zunächst auf meinen Kollegen Brietzke schlugen ihn mit Schlagringen auf

Digitized by Google

den Hinterkopf, hielten ihm Revolver vor und drohten ihn zu erschiessen. **Mein Kollege sank blutüberströmt infolge einer schweren Verletzung am Hinterkopf bewusstlos zusammen,** dann schleppten ihn die Banditen in den Hausflur, dort erwachte mein Kollege. Er erkannte in einem der Führer einen gewissen Skrzipietz aus Eichenau aus seiner früheren Tätigkeit und mit Hilfe des Skrzipietz gelang es meinem Kollegen, durch ein Gemeindezimmer durch das Fenster zu flüchten. Er erreichte über Gut-Eichenau die Recke-Hütte, wo man ihn verband und nach der Strassenbahn brachte. So gelang es ihm, nach Kattowitz zu kommen.

Ich selbst wurde von den Banditen in dem Lokale ebenfalls überfallen, mit Eisenstücken von Eierhandgranaten herrührend, mit Gummiknüppeln und mit dem mir entrissenen Stock bearbeitet, so dass mir beinah die Sinne schwanden. Es gelang mir jedoch, vermöge meiner Körperkräfte, mich durch die Menge durchzudrängen. Es gelang jedoch den Banditen, mich am Rockschoss zu fassen und mich festzuhalten. Hinter einem Pfeiler des Gartens vor dem Gemeindehause suchte ich Schutz, doch konnte ich weiteren brutalen Misshandlungen nicht entgehen, **so dass ich blutüberströmt zusammenbrach.** In einem lichten Augenblicke gelang es mir, mich von den Banditen loszureissen, indem ich die Hälfte meines Rockes in ihren Händen liess und unter grossen Erschwernissen (ich fiel infolge der erlittenen Misshandlungen und des Blutverlustes mehrmals auf der Flucht) den Bahnhof Eichenau zu erreichen, wo mich der Stationsvorsteher in Schutz nahm. Auf seine Veranlassung wurde ein prakt. Arzt aus Eichenau herbeigerufen, der mich in Behandlung nahm und mich verband. Durch Entgegenkommen des Zugführers konnte ich mit dem 1 Uhr-Zuge im Gepäckwagen nach Kattowitz fahren.

Wir mussten uns beide in ärztliche Behandlung begeben, worüber die beigefügten Zeugnisse Auskunft geben.

Wir sind bereit, vorstehende Angaben zu beeiden.

v. g. u.
gez. Fritz Schöneck,
Hermann Brietzke.

Abschrift!

Dr. Spill
Arzt.
Fernruf Nr. 1404.

Kattowitz, den 27. 8. 1921.
Beatestrasse 10—12.

Ärztliches Zeugnis!

Herr Kriminal-Wachtmeister Fritz Schöneck, Heinzelstrasse 18, ist heute vorm. überfallen worden. Wegen der erlittenen Verletzungen suchte er heute nachmittags ärztliche Hilfe auf.

1. Am Kopf ist über dem Scheitel eine längsverlaufende 5 cm lange Hautwunde sichtbar, ebenso am Hinterkopf eine dreieckige erbsengrosse Wunde und an der 1. hinteren Schläfe auch eine kleine Hautwunde. Diese Wunden haben sehr stark geblutet und können herrühren von heftigen Schlägen mit halbstumpfen Gegenständen.

2. Am linken Arm und linken Schulter sind wenigstens 12 fast handflächengrosse blaurote Verletzungen der Haut vorhanden, die stark druckempfindlich sind und von Schlägen mit Gummiknüppeln herrühren können.

3. An der linken Seitengegend ein fünfmarkscheingrosser Fleck sichtbar.

4. Ebenso am rechten Knie.

Infolge dieser Verletzungen ist für wenigstens 8 Tage Arbeitsunfähigkeit anzusehen.

gez. Dr. Spill.

Digitized by Google

Abschrift.

Dr. med. Hurtig
Arzt
Kattowitz, Grundmannstr. 5

Kattowitz, den 27. August 1921.

Herr Kriminalwachtmeister Hermann Brietzke aus Kattowitz von der Spezialpolizei, ist heute wegen einer tiefen, stark blutenden, ringförmigen Wunde am Hinterkopf bei mir in Behandlung gewesen.

gez. Dr. Hurtig.

U. K. K. Kattowitz, den 11. August 1921.

Protokoll.

Hier erscheint die Ehefrau Marie Ziminga aus Kattowitz, Beatestrasse 47, und gibt folgendes an Eidesstatt zu Protokoll:

Latente Fortdauer des Aufstandes nach dem Amnestieerlass.

Am Sonntag, den 7. 8. 1921, abends zwischen 9 und 10 Uhr, holte meine Mutter Franziska Schimelka aus Domb, Waterloostrasse 6, aus dem Kohlenstall Holz und Kohle. Im Hausflur trat ihr der Pole, Zimmerhäuer Segrotzki in demselben Hause wohnhaft entgegen und beschimpfte sie. Meine Eltern stammen aus der Leobschützer Gegend und sind von p. Segrotzki bereits zweimal wegen ihrer deutschen Gesinnung bedroht worden. **Plötzlich erhielt meine Mutter von p. Segrotzki mehrere Schläge mit einem Knotenstock auf den Kopf, Rücken und Arme.** Zeugen sind Familie Kluba und Frau Suchon aus Domb, Waterloostrasse 6. Zwei Kinder holten meinen Vater, der auch sofort herbeieilte. Er nahm die Mutter und begab sich in die Wohnung. Hierauf wollten sich meine Eltern nach der französischen Wache in Kattowitz begeben, woran sie aber Segrotzki hinderte, der mit einem armdicken Knüppel bewaffnet im Hausflur lauerte und **meinem Vater mehrere Schläge auf den Kopf und oberen Rücken versetzte, so dass er blutüberströmt bewusstlos zusammenbrach.** Meine Mutter flüchtete in das Nachbarhaus. Nachdem einige Bewohner meinem Vater zum Bewusstsein verhelfen wollten, wurden sie von p. Segrotzki daran gehindert mit dem Bemerken, dass mein Vater vernichtet werden muss. Hierauf wurden meine Eltern in die Wohnung gebracht. Nachts gegen ½2 Uhr holte ich den Arzt Dr. Reichelt aus Kattowitz und begaben wir uns in Begleitung von zwei französischen Posten nach Domb. Der Arzt legte meinen Eltern Verbände an und entfernte sich nach ca. 1 Stunde. Meine Eltern befinden sich in ihrer Wohnung in Domb, Waterloostrasse 6.

V. g. u.
gez. Fr. Marie Ziminga.

Kattowitz, den 18. August 1921.

Verhandlung.

Es erscheint der Hüttenarbeiter Paul Kolodziejczyk aus Bogutschütz-Süd, Krakauerstr. 119 wohnhaft, geboren den 14. 1. 1894, und erklärt folgendes:

Gestern ging ich mit meinen Brüdern Josef und Johann aus der elterlichen Wohnung weg. Wir wollten uns nach Kattowitz begeben. Auf der Kaiser-Wilhelmstr. stellte uns plötzlich der Insurgentenführer Walerus und sein Komplize Dzierdzitz hielten uns schussbereite Revolver entgegen und riefen uns zu: „Hände hoch". Die beiden untersuchten uns nach Waffen. Mein Bruder Johann ergriff die Flucht. Ich und mein Bruder Josef blieben stehen. Walerus schlug meinen Bruder Josef mit der Waffe so auf den Kopf, **dass er bewusstlos zusammenbrach. Er misshandelte ihn auch durch Fusstritte.** Nachdem mein Bruder das Bewusstsein wiedererlangt hatte, ergriff er ebenfalls die Flucht; doch setzte ihm Walerus nach und streckte ihn durch 3 Revolverschüsse nieder. **Ein Schuss traf meinen Bruder in den Hinterkopf und wirkte sofort tödlich.** Während Walerus

Digitized by Google

meinen Bruder verfolgte, hielt mich der Komplize des Walerus Viktor Dzierdsitz mit 2 Revolvern in Schach. Um mein Leben nicht zu verlieren, musste ich mich ruhig verhalten. Mein Bruder wurde von Walerus deshalb verfolgt, weil er nicht an der Insurgentenfront mitkämpfen wollte. Walerus hatte ihn seinerzeit mit Waffengewalt dazu gezwungen. Mein Bruder war nur 2 oder 3 Tage in der Etappe und hat dann die Waffen niedergelegt.

Ich bin bereit, vorstehende Angaben zu beeiden.

v. g. u.

gez. Paul Kolodziejczyk.

Der Amnestieerlass, von dessen Folgen die vorstehenden Aktenstücke ein schwaches Bild geben, war von den französischen Mitgliedern der Interalliierten Kommission durchgesetzt worden. Welche Absichten sie damit bemäntelt haben, aus welchem Geist diese Amnestie geboren worden ist, davon zeugen die hier angefügten Auszüge aus den amtlichen Akten: Es ist der gleiche Geist, den man in unserer „Gegenrechnung" (Juniheft 1921 der Süddeutschen Monatshefte) kennengelernt hat.

Abschrift.

Gleiwitz, den 11. August 1921.

Französische Parteilichkeit und Willkür nach dem Amnestieerlass.

Unvorgeladen erscheint Eisenbahnschaffner Alois Rymarczyk aus Gleiwitz und erklärt:

Gestern abend fuhr ich mit dem Zuge 432 Kattowitz-Beuthen. Abends gegen 8 Uhr befand ich mich am Bahnhof Kattowitz, Bahnsteig I. Es fiel mir eine Gruppe auf, in der sich **ein franz. Soldat im Stahlhelm,** umgeschnallt ohne Seitengewehr befand. Er schien diesen Instruktion zu geben. Ich näherte mich der Gruppe und begann mit einigen franz. Ausdrücken den Soldaten anzureden. Ich gab mich als polnisch gesinnter Eisenbahner aus und zeigte ihm einen diesbezüglichen Ausweis und einen weissen Adler. Hierauf schenkte er mir volles Vertrauen. **Er gab sofort zu, kein Franzose zu sein, sondern Pole.** Er zeigte mir seine rote Legitimationskarte, die auf den Namen V. Prohaska, Eichendorf b. Sohrau, Kreis Rybnik, lautete. Ausserdem hatte er einen Entlassungsschein der 2. Sturmkompagnie mit den Unterschriften Bullek und Janocha aus Scharley und einem polnischen Stempel. Ausserdem hatte er einen französischen Ausweis, der ihm in Kattowitz von einem französischen Offizier in Vollbart ausgehändigt worden ist. Schliesslich hatte er noch einen polnischen Ausweis aus Myslowitz mit der Unterschrift Crzawski. Im Laufe der Unterhaltung, die über 1 Stunde dauerte, erzählte er mir, dass er nach Beendigung des letzten Aufstandes über Myslowitz nach Madrzeow gegangen sei. **Dort wurde er mit mehreren anderen ehemaligen Apobeamten in französischer Uniform als Legionär eingekleidet.** Der Unterschied in der Uniform besteht darin, dass sie an Stelle der Winkellitze in der die Regimentsnummer steht, nur eine kleine Quertresse ohne Nummer tragen. Sämtliche dort befindlichen Insurgenten würden von französischen Offizieren instruiert. Er selbst war von Schoppinitz mit 16 Mann als Führer gekommen und sollte diese über Mikultschütz nach Zernik, Kreis Gleiwitz bringen. Der neue Aufstand würde in der Nacht vom 13. zum 14. ds. Mts., nachts 2 Uhr, beginnen und zwar sollte der Angriff von Zernik und Labander Wald gegen Bahnhof Gleiwitz gerichtet sein. Hindenburg und Sosnitza lägen in Alarmbereitschaft. Unterstützung durch die französische Besatzung in der Artilleriekaserne sei dadurch sicher gestellt, dass die Franzosen ein Eingreifen des deutschen Selbstschutzes verhindern würden.

gez. A. Rymarczyk.

Digitized by Google

Abschrift.

Es erscheint der Justizwachtmeister Franz Wylczich aus Kattowitz, Heinzelstr. Nr. 28 wohnhaft, 32 Jahre alt, verheiratet, katholischer Konfession, und gibt folgendes zu Protokoll:

Als ich gestern nachmittags um 6 Uhr mit dem Justizwachtmeister Scharnowski aus dem Dienst ging, sind wir an der Ecke Grünstr.—Nikolaistr. **von Franzosen ohne jeden Grund und Ursache angefallen und misshandelt worden.** Ich selber habe mehrere Schläge mit der geballten Faust ins Genick und in die linke Schläfe bekommen, auch versuchten mich 2 Franzosen auf die Erde zu werfen, was ihnen aber nicht gelang, weil ich mich an dem Lichtmast festgehalten habe. Vorher hatte sich am Nikolaiplatz ein gleicher Zwischenfall abgespielt, derart, dass eine gewisse Elisabeth Jarczyk, Nikolaistr. Nr. 33 wohnhaft, von denselben 3 Franzosen **belästigt und schliesslich durch Tritte in das Gesäss misshandelt wurde.** Des jungen Mädchens nahm sich der zufällig auf dem Nikolaiplatz anwesende Lagerverwalter Neugebauer, Nikolaiplatz Nr. 2 wohnhaft, an. Das Mädchen entwich hierbei den Franzosen, während diese sich nunmehr wutschnaubend gegen ihren Beschützer wandten. Dieser hatte einem des Weges kommenden französischen Korporal den Sachverhalt geschildert, wurde aber von dem Korporal dafür vor die Brust gestossen, und schliesslich nach der Richtung Nikolaistr. zu verfolgt. Hieran schloss sich unsere eigene Misshandlung. Nunmehr wurden die gerade aus dem Wrobelschen Lokal an der Nikolaistr. herauskommenden Justizwachtmeister Moch und Lange von den Franzosen gleichfalls ohne Grund und Ursache misshandelt, indem sie mit geballter Faust ins Genick und in die Seite gestossen wurden. Anschliessend daran wurde die des Weges kommende Elis. Mendla, Nikolaistr. Nr. 33, belästigt und es wurde ihr hierbei ein neuer Rock total zerrissen. Nunmehr wandten sich die Franzosen dem Gemüsestand Ecke Nikolaistr. und Grünstr. zu und zerstörten diesen zum Teil, warfen die Verkaufsstände um und zertrümmerten eine Anzahl Eier und Obst. Sodann begegnete ihnen der Invalide Rzychon, Nikolaistr. Nr. 51 wohnhaft, den sie gleichfalls misshandelten und in den Rinnstein warfen. Ferner begegnete ihnen ein alter Herr, ein gewisser Steinhübel, Gartenstr. Nr. 1 wohnhaft; diesen schüttelten sie derart, dass er zur Erde fiel, auch wurde er von ihnen gemisshandelt. Zeuge dieses Vorfalles ist der Lok.-Führer Kretschmer, Kronprinzenstr. Nr. 34 wohnhaft. Nunmehr erschienen aus 2 Richtungen und zwar von der Gartenstr., von der Nikolaistr. und von der Kronprinzenstr. je ein Trupp Franzosen. Einer von diesen Franzosen stürzte sich auf den Wachtmeister Scharnowski und misshandelte diesen durch Schläge mit geballter Faust. Auch mehrere vorüber kommende weibliche Personen wurden belästigt und misshandelt. Vor dem Geschäft des Fleischermeisters Janoschka in der Nikolaistr. standen 3 junge Leute, welche den Franzosen in polnischer Sprache wiederholt zuriefen „immer haut die Donnerwetter, denn es sind Germanen, sie haben Kragen um!" Bei jeder neuen Misshandlung lachten sie laut und gaben durch Worte und Gebärden ihrer Billigung Ausdruck. Ich bin in der Lage, eine grössere Anzahl von Augenzeugen dieser Vorfälle anzugeben. Ich selbst hatte den Eindruck, **dass die Übergriffe der Franzosen ein abgekartetes Spiel waren, um die ruhig des Weges kommende Bevölkerung zu reizen und sie zur Notwehr zu zwingen, um sodann schneidig einzugreifen.** Einer der französischen Soldaten hatte ständig einen Revolver in der Hand und trug diese Waffe zur Hälfte in der Hosentasche versteckt. Ich habe die Waffe ganz deutlich gesehen.

v. g. u. G. w. o.

gez. Franz Wylczich. Titze, Stadtsekretär.

Digitized by Google

Abschrift.

Hindenburg, Viktoriastr. 3, **den 10. August 1921.**

Unvorgeladen erscheint der Feuerwehrmann Gerhard Schönhals aus Hindenburg, Bitterstrasse 6 und erklärt:

Am Mittwoch, den 3. 8. vormittags 12 Uhr stand ich mit den Herren Feuerwehrmann Kniol, Deichsel und Lademeister Schön aus Hindenburg, in der Nähe des Bahnüberganges auf der Wilhelmstrasse. Wir unterhielten uns über private Dinge, als 2 **Franzosen** vorbeikamen. Ich sah die Franzosen, während sie vorübergingen an, und als sie vorbei waren, drehten sie sich beide mehrere Male nach uns um. Schliesslich kamen sie auf uns zu, der eine schrie mich an: „Was Sie mich ansehen". Darauf gab ich zur Antwort, ob es denn verboten sei, einen Menschen auf der Strasse anzusehen. Beide Franzosen zogen dann die Pistolen aus der Tasche und forderten mich auf, mit ihnen zur Wache zu gehen. Einige Herren der Firma Deichsel, die gerade vorübergingen, können meine Angaben bestätigen. Mein Freund Schön begleitete mich zur Kaserne in der Kronprinzenschule. Dort wurden wir von einem französischen Kapitän verhört. Herr Schön, welcher seine Ausweispapiere bei sich hatte, wurde sofort freigelassen und holte meine Ausweispapiere aus meiner Wohnung. Ich selbst musste unten im Korridor warten, worauf Franzosen der Wache an mich herantraten, der eine stiess mich mit der Faust gegen die Brust mit den Worten: „Du zu Kamerad Schwein gesagt." Ich leistete nicht den geringsten Widerstand. Der Vorgang wiederholte sich zweimal. Ein anderer Franzose gab mir eine Ohrfeige, worauf ich ihn zurecht wies, dass er mich nicht angreifen dürfe. **Der Leutnant, der der Verhandlung beigewohnt hatte, stand oben auf der Treppe und sah zu, wie ich von den Franzosen misshandelt wurde.** Als ich mich anschickte, die Treppe hinaufzusteigen, um mich über die Schläge zu beschweren, machte er eine stossende Gebärde mit den Beinen und drohte mit der Faust, indem er sagte: „Du vor Kamerad ausgespuckt." Dann erhielt ich meine Papiere und wurde in einem Auto unter Begleitung des Leutnants zur Dorotheenschule, Ecke Florianstrasse, gebracht. In einem Klassenzimmer, dessen Fenster mit Drahtverhauen verschlagen waren, fand ich neun Mann vor, deren Schicksal ich nun teilen musste. Wir mussten auf der Erde schlafen auf Strohsäcken, die nur wenig oder gar kein Stroh enthielten und von Ungeziefer wimmelten. Ich wurde dort 6 Tage in Haft gehalten bis zum 9. August. Verpflegt wurden wir mit steinhartem Weissbrot, das die Franzosen übrig gelassen hatten. Die warme Kost wurde uns in einer Schüssel gereicht aus der wir alle 10 Mann zusammen essen mussten. Auch stand für alle Gefangenen nur ein Löffel zur Verfügung. Die warme Kost bestand aus Reis, Erbsen usw., die fast ungeniessbar waren. Die Leute bekamen davon Verdauungsbeschwerden. Ein Arzt oder Sanitätssoldat, der dauernd verlangt wurde, wurde nicht bewilligt. Besuch durften wir nicht empfangen. Meine Frau wurde wiederholt abgewiesen. Erst am Montag gelang es mir, ihr die Schlüssel zu meiner Wohnung zu übermitteln. Fast alle Kameraden sind nach ihren Aussagen vollständig schuldlos in Haft geraten. **Einige werden schon seit einigen Wochen zurückgehalten.**

Zu bemerken ist noch, dass Hallersoldaten, die in die Kaserne eingeliefert wurden, frei umhergehen konnten. Sie erhielten dieselbe Verpflegung wie die Franzosen, sogar Wein. Ich habe die Hallersoldaten am Sonnabend, Sonntag und Montag gesehen. Ich wurde Sonnabend nachmittag in der Händler-Villa vernommen. Entlassen wurde ich am Dienstag, den 9. 8. gegen 11 Uhr vormittags. Die französische Anklage legte mir zur Last: Versuch zur Entwaffnung französischer Soldaten.

v. g. u.
gez. Gerhard Schönhals.

Geschlossen:
gez. Elisabeth Woitylak, Studienrätin.

Digitized by Google

Abschrift.

Hindenburg, Viktoriastr. 3, den 11. August 1921.

Unvorgeladen erscheint der Kartoffelhändler Franz Kuhn aus Hindenburg, Hedwigstrasse 5, und gibt an:

Mein Stiefsohn, der Postaushelfer, Wilhelm Weselski, begab sich am 30. Juli, abends 7½ Uhr, vom Dienste über die Dorotheenstrasse und Gerichtsstrasse nach seiner Wohnung. An der verlängerten Kaiser-Wilhelmstrasse lagen sechs Insurgenten von der Bojowka-Polska mit Namen:

1. Dworatzek von der Friedrichstrasse.
2. Kielbassa
3. Gross
4. Grzib

} von der Kaiser-Wilhelmstrasse.

Die Namen der zwei anderen konnte ich bisher nicht feststellen. Einer von den Wegelagerern sprang an meinen Stiefsohn heran und untersuchte seine Taschen nach Waffen, ohne solche zu finden. Ein anderer Komplize rief: das ist ein Orgesch von der Post, den kenne ich, schiesse ihn nieder. Mein Sohn lief davon. **Jetzt schossen die obengenannten 25 bis 30 mal aus Brownings nach meinem Sohne.** Eine Kugel traf ihn in das Becken, wobei die Beckenschale, nach Aussage des Arztes des Viktoriakrankenhauses, gebrochen wurde. In dem Augenblicke des Schiessens promenierte **ein französischer Offizier** mit der Tochter Mia des Rektors von Romantowski vorbei. **Die Dame forderte den Offizier auf, die Personalien der Insurgenten festzustellen, jedoch ohne Erfolg.** Nun begab sich die Dame selber zunächst an den verwundet daliegenden Sohn, um seine Nationalität zu erfahren. Darauf ging sie an die im Landratsamt liegende Wache, welche an Ort und Stelle erschien, ohne irgend etwas Greifbares ermittelt und vorgenommen zu haben. Vorbeigehende Passanten machten meine Frau mit dem Vorfalle bekannt. Mein jüngerer Sohn Richard mit seinen Freunden aus dem Wohnhause holten darauf den verletzten Sohn.

v. g. u. Geschlossen

gez. Franz Kühn, Hausbesitzer und Kartoffelhändler. gez. Schweda.

DAK. Kattowitz, den 18. 8. 21.

Protokoll!

Es erscheint der Tischler Wilhelm Haruppa aus Nicolai, Schrauerstr. 8, und gibt folgendes an Eidesstatt zu Protokoll:

Am Sonntag, den 14. August 21, abends gegen 6 Uhr, befand ich mich in dem Lokal Paul Kurpass in Nicolai, Schrauerstr. 8. Plötzlich traten 2 französische Soldaten und der mir bekannte Pole Franz Grundzienski, aus Nicolai in das Schanklokal und liessen sich bewirten. Nach kurzer Zeit sagte mir ein franz. Soldat: „German kaput" und stiess mit dem Fusse auf den Fussboden. Ich liess mich in kein Gespräch ein, sagte nur: „German noch nicht ganz kaput". Hierauf führten die Franzosen mit p. Grudzienski ein leises Gespräch. Nach ca. 10 Minuten kam wiederum der eine französische Soldat mit den Worten: „Ja, Deutschland über alles" heran und schlug mich mit den Fäusten ins Gesicht und auf den Kopf. Der zweite franz. Soldat eilte zur Hilfe und nun **wurde ich von beiden Franzosen mit Fäusten und Seitengewehren geschlagen und mit Erstechen bedroht.** Schliesslich wurde ich **auf die Strasse gezerrrt und mit Füssen gehackt.** Einige Leute schickten hierauf nach der Gemeindewache. Nach kurzer Zeit erschienen zwei Beamte der Gemeindewache und transportierten mich in das französische Quartier (katholische Schule). Daselbst wurde ich **wiederum mit Fäusten bearbeitet,** so dass mir sämtliche Sachen, die ich am Leibe hatte, total zerrrissen wurden. Nachdem wurde ich im Polizeigefängnis eingesperrt und am Montag, den 15. 8. 21, früh gegen 10 Uhr, entlassen.

v. g. u.

gez. Wilhelm Haruppa.

Digitized by Google

Abschrift!

Gleiwitz, den 17. August 1921.

Protokoll!

Ungeladen erscheint der Dreher Peter Sutor, geboren am 29. 1. 01 zu Biskupitz, wohnhaft Biskupitz, Kreis Hindenburg, z. Zt. Gleiwitz, Barbarastrasse 10, und gibt folgendes an:

Z. S.

Infolge der in Biskupitz noch immer unsicheren Verhältnisse ist es mir unmöglich, nach dort zurückzukehren und meiner Arbeit in Borsigwerk ungehindert nachgehen zu können. Die Verhältnisse zwangen mich hier in Gleiwitz, eine Beschäftigung anzunehmen und fand eine solche auch bei der Bahnmeisterei III als Streckenarbeiter. Als solcher hatte ich in der Nacht vom 13. zum 14. 8. 21 Brückenbauwache bei Sosnitza (G. S. O.). Da es am Abend sowie in der Nacht geregnet hatte, begab ich mich in die zurückliegende Weichenstellerbude an den Beuthner Brücken, woselbst ich noch zwei andere Brückenposten antraf. Einer derselben mit Namen Galus, ebenfalls aus Biskupitz, war mir bekannt. Um 10 Uhr 15 Minuten fielen in der Nähe der Beuthner Brücken einige aus der Richtung Sosnitza kommende Pistolen- und Gewehrschüsse. Während dieser Schiesserei kam ein Lokomotivheizer in die Bude hereingelaufen und gab an, dass die Franzosen in der Nähe der Sosnitzer Halde schiessen. Einen Kugelwechsel konnten wir nicht bemerken, sondern nur Schüsse von einer Richtung und zwar von der, wo sich nach Angaben des Heizers die Franzosen befanden. Gegen 10½ Uhr, als wieder Ruhe eintrat, entfernte sich der Heizer. Bald darauf kam eine französische Patrouille unter Führung eines Sergeanten oder Feldwebels auf die Weichenstellerbude zugelaufen und frug nach einem Telefon. Als der Franzose unser ansichtig wurde, verlangte er von uns Nachtausweise, obwohl es noch nicht 11 Uhr war. Da wir uns im Nachtdienst befanden und unser Dienst erst früh um 6 Uhr beendet war, benötigten wir einen solchen nicht. Auch hatten wir sonst weiter keine Ausweispapiere bei uns, da wir unsere Arbeitssachen anhatten und konnten uns daher nicht legitimieren. Der Weichensteller sagte dem Franzosen, dass er uns kenne und wir Brückenbrandwache hätten. Der Franzose schenkte jedoch dem Weichensteller keinen Glauben und verlangte telefonisch den Chef. Bald darauf erschien ein Fahrdienstleiter, konnte uns aber nicht legitimieren, da er nicht unser Vorgesetzter war und wir unsere Kommandos nur von der Bahnmeisterei III erhielten. Der Franzose erklärte uns für verhaftet und hielt uns eine Eierhandgranate vors Gesicht mit der Bemerkung „gut für Orgesch verfluchte". Nun wurden wir durch die Franzosen in der Richtung nach Sosnitza abtransportiert **und mit Fusstritten und Faustschlägen bearbeitet.** Bald darauf wurde jedoch der Kurs geändert und wir gingen auf Gleiwitz zu. In einer Entfernung von ungefähr 300 bis 400 m stiessen wir **auf mehrere (8—10) bewaffnete Zivilisten. Da dieselben weder Armbinden noch Mützen der G.-W. trugen, konnten es nur Insurgenten sein.** Diese bewaffneten Personen wurden von den Franzosen in französicher Sprache gefragt, ob sie uns kennen, was dieselben verneinten. Einen von uns erkannten die Banden und nahmen denselben gleich in ihre Obhut, während ich und p. Galus weiter den Schikanen der Franzosen überlassen blieben. Unser Weg wurde nun fortgesetzt und stiessen wir nach einigen hundert Metern abermals auf eine bewaffnete Bande von 4—5 Mann, wo sich dasselbe wiederholte. Da man uns aber auch hier nicht kannte, setzten wir unseren Weg bald weiter fort. Jetzt wurden wir von den Franzosen auf den Wiesen zwischen Gleiwitz und Sosnitza im Laufschritt und mit Auf- und Hinlegen herumgejagt. Nachdem wir so ca. 30—40 Minuten gejagt worden sind und unsere Kleidung total beschmutzt und zerrissen war, **mussten wir Hochrufe auf Polen und Frankreich ausrufen sowie „Deutschland kaput" schreien. Hierauf wurden wir von den Franzosen gefragt, ob**

Digitized by Google

wir schwach sind, was wir verneinten, worauf wir wiederholt über ein von dem französischen Führer hochgehaltenes Gewehr springen mussten, was bei den Franzosen grosse Freude hervorrief. Endlich nun setzte sich unser Weg nach Sosnitza fort, wo wir abermals kurz vor Eingang des Dorfes auf bewaffnete Zivilpersonen stiessen, unter denen sich hier zwei G.-W. Leute befanden. Hier wiederholte sich dasselbe Bild wie vor bei der Begegnung der Banden. Das Dorf kaum betreten, mussten wir den ganzen Weg bis zur französischen Wache im Laufschritt und Auf- und Hinlegen zurücklegen, sowie von den Franzosen mit Faustschlägen ins Gesicht und Fusstritten bearbeitet. Unterwegs kamen wir an der Wohnung eines französischen Offiziers vorbei, welcher vom Fenster herausschaute. Der Führer der Patrouille unterhielt sich mit dem Offizier und gab ihm allem Anschein nach Aufklärung, worauf der Offizier in Freudenrufe ausbrach. Bei der französischen Wache angelangt, durften wir nicht die Toreinfahrt passieren, sondern mussten darüber hinwegklettern. Unter Auf- und Hinlegen im schnellsten Tempo wurden wir bis ins zweite Stockwerk getrieben, wo sich die Wachtstube befand. In der Wachtstube mussten wir uns mit der Tür zugewandten Rücken auf den Boden hinknieen. Als wir so einige Zeit knieend zugebracht hatten, wurden wir von einem in diesem Zimmer befindlichen Dolmetscher im Zimmer herumgejagt und geschlagen, worauf er uns wieder auf dieselbe Stelle hinknieen liess. Nach ungefähr 5 Minuten öffnete sich plötzlich die Tür und ich erhielt im selben Moment von hinten mehrere Schläge mit einem harten Gegenstand (vermutlich eine Peitsche) über den Kopf und Gesicht, so dass ich zusammenbrach. Mein Leidensgenosse Paul Galus hatte noch Gelegenheit gehabt, sich umzusehen. G. erkannte in dem auf uns Einschlagenden, den vorher am Fenster im Dorfe begegneten Offizier wieder. Galus wurde in gleicher Weise wie ich von dem Offizier misshandelt und ist ebenfalls zusammengebrochen. In diesem Zustande wurden wir weiter von Offizier und Mann mit Kolbenhieben, Peitschen oder Gummiknüppeln misshandelt. Auch konnten wir gewahr werden, dass man Hunde auf uns hetzte. Die Anzahl derselben konnte ich jedoch nicht feststellen, da ich die Augen infolge der Schläge übers Gesicht nicht öffnen konnte. Nachdem wurden wir im Zimmer einige Male herumgejagt und unter Auf und Hinlegen nach dem untersten Stockwerk getrieben. Hierselbst verlangte ich Wasser, um mir das Blut aus dem Gesicht abwaschen zu können, was mir auch gewährt wurde. An der Leitung erhielt ich nochmals von demselben Offizier wie vor, einen schweren Peitschenhieb übern Kopf, Hals und Rücken. Jetzt wurden wir nach dem Nachtlokal der Gemeindewache gebracht, woselbst wir in die Arrestzelle eingesperrt wurden. Am Sonntag, den 14. 8. vormittags, die Zeit kann ich nicht angeben, erschienen in der Zelle drei Franzosen und versetzten uns einige Faustschläge ins Gesicht. Kurze Zeit darauf wurden wir von anderen Franzosen abgeholt und wieder zur französischen Wache gebracht, wo ein Protokoll aufgenommen wurde. Nach dem Protokoll mussten wir ungefähr 10 bis 15 mal im Flure hinknieen, wobei mir der Dolmetscher zurief: „Sie Hund würden lieber sterben, als ihr teures, geliebtes Vaterland verraten!“ Gegen 10 Uhr vorm. wurden wir mittels eines Wagens nach Gleiwitz gebracht und in der Inf.-Kaserne abgeliefert. Hierselbst können wir in Bezug auf Behandlung und Verpflegung nichts nachteiliges sagen. Am heutigen Tage (17. 8. 21) abends 7 Uhr wurden wir aus der Haft entlassen.

v. g. u.
gez. Peter Sutor,

Abgeschlossen,
gez. Kottlorz, Wachtmeister.

Eine weitere Bestätigung französischer Unmenschlichkeit gibt folgender Aufsatz.

Digitized by Google

Die Amokläufer von Beuthen.

Von Hermann Katsch.

Die Vorgänge in Beuthen vom 4. Juli ds. Js. sind in frischer Erinnerung und wenn wir im folgenden zwei ausführliche Schilderungen von Augenzeugen des blutigen Tages bringen, so ist dafür nicht die Absicht bestimmend gewesen, die Greuelschilderungen zu vermehren, die, seit Oberschlesien von den Franzosen „zu treuen Händen" verwaltet wird, Tag für Tag in die Leidensgeschichte der Bevölkerung des geplagten Landes eingetragen werden. Aus den ausserordentlich packenden Schilderungen, die wie Blitzlichtaufnahmen Szenen der Vorgänge festhalten und in ihrer Schlichtheit so überzeugende Kraft enthalten, soll der Leser eines erkennen, was hinter dem Sichtbaren liegt, den wirklichen Grund für einen fast unbegreiflichen Wutanfall einer französischen Truppe. Am hellichten Tage sehen wir, wie von einem entsetzlichen Phantom erschreckt Offiziere und Soldaten, also das Disziplinierteste und Mutigste eines Volkes, gegen unbewaffnete Zivilisten wüten, Krankenträger und Verwundete überfallen und misshandeln, völlig Schuldlose in brutalster Weise gefangen fortschleppen, halbtotschlagen, ohne Speise und Trank tagelang in enge Räume einsperren. Und alles ohne den geringsten Versuch, die Schuld der so Misshandelten irgendwie festzustellen. Und Vertreter eines Volkes sind diese Amokläufer, das sich des Sieges über Deutschland rühmt, das nicht müde wird, sich „das ritterliche edle Frankreich" zu nennen, das der ganzen Welt Gesittung, Freiheit, Menschenrechte zu bringen verspricht. Die seelische Verfassung, in der die französische Besatzung sich befindet, die eines solchen Wutausbruches fähig war, kann nur zwei Gründen entsprechen. Einmal der grossen Lüge, dass Franzosen das Deutsche Reich besiegt hätten. Sie sagen es sich und der Welt tagtäglich, aber innerlich glauben sie selbst nicht daran; die Unversehrtheit der deutschen Städte, die sie jetzt, nach dem Waffenstillstand, besetzen konnten, erinnert sie stündlich daran, dass sie nicht im Kampfe den Eintritt in Deutschland erzwingen konnten. So zwingt es sie mit Macht, sich als Sieger aufzuspielen, die Rücksichtslosigkeit des Krieges in ihr Verhalten im Frieden hineinzutragen. Und der andere Grund ist eine sehr begreifliche Angst vor den Deutschen. Furcht entspringt nur einem schlechten Gewissen. Dieses Volk, das kaum die Hälfte der Deutschen an Zahl erreicht, das ausserdem durch die gerade in ihm so stark wirkende freiwillige Geburtenbeschränkung von Jahr zu Jahr den ziffernmässigen Abstand von der deutschen Bewohnerzahl vergrössert, muss sich sagen, dass es undenkbar für das schwächere Volk ist, das stärkere fleissigere, im Aufstreben begriffene auf Jahrzehnte zu unterjochen. Diese Gewissensangst, die tiefe innere Unwahrheit ihrer Siegerrolle führt dann bei nichtigem Anlass zu einem ebenso unwürdigen wie feigen Wutausbruch. Wir lassen die Berichte des Bergschülers Cyrus und des Vaters des bei der Gelegenheit ermordeten Hüttenpraktikanten Grziwotz wörtlich folgen:

Beuthen, den 22. Juli 21.

Am Montag, den 4. Juli, gegen 12 Uhr mittags, beobachtete ich auf der Gustav-Freytag-Strasse das Vorbeiziehen der englischen Truppen, hinter denen noch eine Volksmenge bis vor die Kaserne zog. Nach dem Vorbeimarsch der Truppen begab ich mich auf die Friedrichstrasse und ging diese entlang nach dem Viktoriaplatz. Plötzlich fielen einige Schüsse. Es liefen Leute von der Gustav-Freytag-Strasse nach der Friedrichstrasse zu. Ich orientierte mich kurz über das Vorgefallene und bekam zu hören, dass die französischen Besatzungstruppen die Volksmenge, die hinter den englischen Truppen herging, mit Gummiknüppeln und Bajonetten auseinandertrieben und dann hinter ihnen geschossen haben. Ich begab mich allein auf die Gustav-Freytag-Strasse und sah hier hilflos mehrere Verwundete liegen. Anton Rolle, den ich persönlich kannte, lag mit zwei Gehirnschüssen im nahen Kartoffelfelde. Ich rief noch zwei junge Leute heran und wir trugen ihn in das nächstliegende Haus. Dann veranlasste ich, dass das Sanitätsauto telephonisch alarmiert wurde. Ein Verwundeter lag mit einem Beinschuss einige Schritte

Digitized by Google

weiter und wir legten ihm einen Notverband an. Da uns zugerufen wurde, dass in den Kartoffelfeldern noch mehrere Verwundete liegen sollten, gingen wir acht Mann, ein weisses Taschentuch an einem Stocke vor uns hertragend, die Gustav-Freytag-Strasse herauf nach der Kaserne zu, aus der die erst eingetroffenen englischen Truppen ausgeschwärmt vorkamen. Nachdem sie sich bei jedem einzelnen von uns durch Taschenrevision überzeugt hatten, dass wir keine Waffen bei uns trugen, konnten wir die Kette der Engländer passieren. Die englischen Truppen nahmen nun vor der Gabelsbergerstrasse Aufstellung. Wir trugen einen Schwerverwundeten die Gustav-Freytagstrasse herunter und hatten auf dem Rückwege schon die englische Postenkette hinter uns, als eine Menge Franzosen unter grossem Gebrüll, mit Gummiknüppeln, aufgepflanzten Seitengewehren und Gewehren auf uns zugelaufen kamen — allen voran einige französische Offiziere, auch ohne Mütze, mit Gewehren und Pistolen in den Händen — und machten Miene, auf uns zu schiessen.

Wir blieben stehen, die Franzosen kamen herangestürmt und ihnen voran ein Offizier ohne Mütze, der, ohne sich überhaupt über uns zu orientieren, mit dem Gewehrkolben auf uns einschlug, was die ihm folgenden Franzosen auch taten. Ich musste von dem Verwundeten ablassen und wurde nach der Kaserne gejagt. Bei dem an der Gustav-Freytag-Strasse gelegenen Offizierskasino bekam ich einen heftigen Kolbenschlag auf den Rücken und fiel das erstemal zu Boden. Ich musste mich sofort wieder aufrichten, weil einige Franzosen wie wütende Bestien mit dem Bajonett auf mich zugestürmt kamen. Nach Möglichkeit wich ich den Bajonettstichen und Kolbenschlägen aus, bekam aber trotzdem dauernd Kolbenschläge auf die linke Körperseite. Nun kam ein Offizier mit einem Revolver in der Hand unter Wutausbrüchen auf mich zugerannt, versetzte mir mit dem Revolverschaft einen Stoss in die linke Seite und fing an, mit gestiefelten Füssen auf mich einzuhacken. Einem besonders heftigen Hack, zu dem er einige Schritte Anlauf nahm, wich ich aus und der Offizier kam infolgedessen zu Fall. Er legte nun (ich war unterdessen einige Schritte vorgelaufen) auf mich an, ich hörte noch kurz einen Abschuss und im nächsten Moment lag ich einige Sekunden ohne Besinnung in dem neben der Strasse liegenden Kartoffelfelde. Ich kam erst wieder zu Bewusstsein, nachdem mir ein Franzose einen Kolbenschlag auf den linken Unterarm versetzte, mit dem ich meinen Kopf schützen wollte. Die Franzosen wüteten immer schlimmer, es kamen immer neue Massen unter grossem Gebrüll und Gekreische aus der Kaserne gestürmt, von denen einige Miene machten, mich mit dem Bajonett zu stechen, so dass ich notgedrungen wieder aufstehen und weiterlaufen musste, da sie mich sonst ohne Zweifel erstochen hätten, wie sie es mit meinem Kameraden Grzywotz taten. Unter den Schmerzen und in der Todesangst, die ich auszustehen hatte, fing ich unheimlich an zu schreien, es half aber alles nichts, ich wurde weiter geschlagen und kam kurz vor dem Kasernentor infolge eines Kolbenschlages auf die linke Schulter das drittemal zu Fall. Der Platz hinter dem Kasernentor war voller Franzosen, die mit Gewehrkolben, Seitengewehren und eisernen Stangen auf mich einschlugen.

Ich beschränkte mich nur darauf, den wuchtigsten Schlägen auszuweichen. Einem Franzosen, der zu einem Bajonettstich ausholte, hielt ich das Bajonett fest, so dass es vom Gewehrschaft abging, ich liess es fallen. Erbittert darüber drehte der Franzose das Gewehr um und versetzte mir einen derart festen Schlag auf den Rücken, dass ich zu Boden fiel und eine Zeitlang besinnungs- und regungslos liegen blieb. Als ich wieder zur Besinnung kam und mich anfing zu bewegen, bekam ich liegend mehrere Kolbenstösse auf den Hinterkopf und Rücken. Dann liess man mich aufstehen. Ich wollte nun in die Wachstube laufen, fand aber den Eingang von bewaffneten Franzosen versperrt, so dass ich in die wütende Menge zurück musste, von der ich nun mit gestiefelten Füssen gehackt, mit geballten Fäusten ins Gesicht geschlagen und angespien wurde. Ein Soldat holte mit dem Gewehr zum Schlage aus, dem ich aber auswich, so dass von der Wucht des Schlages der Kolben am Erdboden zerschmetterte. Daraufhin wurde ich von mehreren Franzosen zu Boden geworfen, wo sie auf mir herumtraten, solange, bis ich wieder regungs-

Digitized by Google

los liegen blieb. Als ich das Bewusstsein wieder erlangte und mich aufrichten wollte, stiess der Franzose mit dem zerbrochenen Kolbenstumpf nach meinem Kopfe, ich wich aber aus, so dass der Stoss nur meine Backe streifte und aufrieb. Auf die anderen Einzelheiten kann ich mich nicht mehr erinnern, denn ich war nahe daran, um den Verstand zu kommen, auch war ich schon so ermattet, dass ich mich nicht mehr lange hätte aufrecht erhalten können. Ich fand nun den Weg zur Wachtstube frei und setzte mich dort ganz überblutet auf einen Strohsack. Hier sammelten sich auch alle anderen verwundeten Kameraden, die sämtlich — es waren noch 5 — von einem französischen Arzt Kopfverbände erhielten. Meine Vorstellungen wegen Verbinden meiner Wunden bekam ich mit Ohrfeigen beantwortet. Ich lag zusammen mit 6 Mann in einer Zelle, in der eine Bettstelle stand. Zwei Tage verbrachten wir ohne Essen, ohne Strohsäcke und ohne Decken. Am 2. Tage wurde ich von einem französischen Arzte verbunden. Meine Bitte, mich in ein Lazarett zu überweisen, wurde mir abgeschlagen. Vernommen wurde ich im ganzen dreimal. Nach der ersten Vernehmung kam ich in Einzelhaft. Da ich aber öfter Schwindelanfälle in der Zelle bekam, wurde ich mit drei anderen zusammen inhaftiert; auch war ich so geschwächt, dass ich manchmal nicht einmal allein dass Essen einnehmen konnte und mir andere behilflich sein mussten. In der Zeit vom 10.—17. wurden keine Pakete von Hause angenommen und wir bekamen noch dazu verringertes Essen. In der genannten Zeit haben wir so gehungert, dass wir an den Strohsäcken und Decken herumgenagt haben, um etwas zwischen den Zähnen zu haben. In dieser Hungerperiode wurde uns dauernd von französischen Chargierten und Mannschaften angedroht, dass wir erschossen werden und dass die Särge für uns schon bereit ständen. 18 Stunden lang und zwar von 6 Uhr abends bis nächsten Tag mittags 12 Uhr mussten wir leben von einer dünnen, nicht einmal handgrossen Scheibe Brot und einer halbvollen Kelle Suppe. Erst vom 17. ab bekamen wir wieder Pakete von Hause und etwas mehr Essen im Gefängnis. Nach Trinkwasser musste stundenlang gerufen werden, ehe es uns erlaubt wurde, für mehrere Mann eine Flasche zu holen.

Wie ich nach meiner Entlassung erfahren habe, wurden mir allein von Hause aus über 20 Pakete geschickt, von denen ich nur 7 erhalten habe, und auch in diesem fehlte Wurst und Fleisch, das mir geschickt wurde. Die meisten Pakete wurden von der Gefängniswache unterschlagen, unter denen sich auch ein inhaftierter Pole, der wegen Waffenbesitz verhaftet war, aber im Gefängnis volle Freiheit genoss, aufhielt und uns mit dem Gefängnisessen beteilte und Pakete unterschlug. Nachdem der Pole entlassen und die Wache im Gefängnis gewechselt war, bekamen wir etwas mehr Brot und Suppe.

Entlassen wurde ich am 21. Juli, nachmittags 2¼ Uhr, gleich, nachdem die Engländer das Kommando über die Kaserne und somit auch über das Gefängnis erhalten haben.

Ich bin 22½ Jahre alt, Bergschüler, und kann nötigenfalls die gemachten Angaben beeiden.

Beuthen, den 22. Juli 1921. gez. Alfred Cyrus.

Kattowitz, den 13. Juli 1921.

Es erscheint der technische Sekretär der Gräfl. Schaffgottschen Verwaltung aus Beuthen, Friedrichstr. 18, Josef Grziwotz, Vater des am 4. Juli 1921 durch französische Soldaten erschlagenen Maschinen- und Hüttenpraktikanten Walter Grziwotz, und erklärt folgendes:

Am 4. Juli mittags in der Zeit von 12—12¼ Uhr zogen englische Truppen in Beuthen ein. Eine grosse Volksmenge begleitete die Truppen bis zur Kaserne „Quartier Foch". Mein Sohn Walter befand sich zu Haus und betrieb Selbststudien. (Er bereitete sich für das Abiturium vor.) Da brachten Bekannte die Nachricht, dass auf der Gustav-Freytag-Strasse südlich des obengenannten Quartiers Zusammenstösse zwischen französischen Soldaten und der die Engländer begleitenden Volksmenge stattgefunden hätten, wobei Frauen, Kinder und auch junge Leute durch Franzosen verwundet worden seien. Mein Sohn ist Mitglied der technischen Nothilfe gewesen und als solcher fühlte er sich verpflichtet, den

Digitized by Google

Praktikant Walter Grziwotz, vor und nach seiner Ermordung durch französische Soldaten.

Digitized by Google

Verwundeten zu helfen. Zu diesem Zwecke steckte er mehrere Verbandspäckchen zu sich und eilte auf den Schauplatz. Als er an den Tatort kam, gewahrte er mehrere junge Leute, welche mittels weisser Taschentücher, die an Stöcke geknüpft waren, Signale gaben, zum Zeichen, dass nicht mehr geschossen werden solle. Mein Sohn wurde von einem in der Nähe stehenden Engländer darauf aufmerksam gemacht, dass in der Nähe am Rande der Gustav-Freytag-Strasse (Schrebergärten) ein Verwundeter läge. Mein Sohn begab sich sofort dorthin, band sein weisses Taschentuch an seinen Spazierstock fest und steckte dieses neutrale Zeichen neben sich und dem Verwundeten in die Erde. Er machte sich daran, den Verwundeten zu verbinden. In dem Augenblick stürzten französische Soldaten heran und mein Sohn erhob sich und stellte sich mit hochgehobenen Händen den Franzosen entgegen. Das neutrale Zeichen sowohl als auch seine hochgehobenen Hände schützten ihn nicht davor, von einem der heranstürmenden Franzosen niedergeschlagen zu werden. Der Franzose zertrümmerte meinem Sohn mit dem Kolben die Schädeldecke, so dass er sofort tot niederstürzte. Drei weitere Franzosen stachen auf meinen am Boden liegenden Sohn mit Bajonetten ein und schleppten ihn eine Strecke am Boden weiter und liessen ihn liegen. Meine Frau wurde benachrichtigt, dass mein Sohn an dem erwähnten Ort erschlagen liege und sie fand ihn grässlich verstümmelt tot vor. Durch Zeugen ist einwandfrei festgestellt worden, dass mein Sohn, der keine Waffe bei sich gehabt hat, sondern nur den Verwundeten zu Hilfe geeilt ist, von französischen Soldaten erschlagen wurde.

Ich bemerke noch, dass mein Sohn auf Veranlassung des französischen Stadtkontrolleurs Baudet am 8. Juli, morgens 5 Uhr, begraben werden musste. Nur 30 Personen waren zur Beerdigung zugelassen.

Im übrigen verweise ich auf den in der Anlage beigefügten Bericht der Oppelner Nachrichten vom 8. Juli 1921, dessen Inhalt ich bestätige und anerkenne. Als Zeugen nenne ich:

1. Frau Kanzleiinspektor Sommer,
2. Der Verwundete, den p. Grziwotz verband, Alfons Reisener, z. Z. Städt. Lazarett,
3. Lehrerin Fräulein Sattke,
4. Lehrersfrau Kaul,
5. Frau Stoschek,
6. Frau Zimmer,
7. Bergschüler Alfred Cyrus,

alle wohnhaft Beuthen (Oberschlesien) im nördlichen Stadtteil, unweit der Unfallstelle.

gez. Josef Grziwotz.

Man wird aus diesen erschütternden Darstellungen sicherlich dem beipflichten müssen, dass nur eine Wahnvorstellung, ein Tag und Nacht die innere Ruhe und Sicherheit bedrohendes Gespenst eine Truppe — zu Mut und Todesverachtung erzogene und verpflichtete Männer — in eine jede männliche Haltung aufgebende Aufregung versetzen kann, eine Truppe, die nicht nur mit allen erdenklichen modernen Kampfmitteln ausgerüstet, inmitten einer völlig unbewaffneten Bevölkerung lebt, die nur den Frieden herbeisehnt, sondern die vertragsmässig als fast unumschränkte Herrin eben dieser friedfertigen, trotz unaufhörlicher Bedrohungen und Misshandlungen friedfertigen Bevölkerung in dem Lande steht, dem sie Frieden, Freiheit und Gerechtigkeit zu bringen und zu erhalten die Pflicht hat.

Unserer Zeiten Schande.

Kammergerichtsrat Dr. Sontag bringt in seiner Broschüre „Unserer Zeiten Schande" (F. A. Perthes, Gotha) ein klares und umfassendes Bild über das Verhalten der Franzosen in Oberschlesien während des polnischen Mai- und Juni-Aufstandes 1921. Er schildert im einzelnen an Hand urkundlichen Materials die Taten dieser „Treuhänder" Oberschlesiens.

Digitized by Google

Meine Gefangenschaft.

Von Grubensteiger Martin Arndt.

Gauvorstand des Bundes technischer Angestellter und Beamter (Bezirk Oberschlesien).

Durch meine politische Betätigung im Verbande heimattreuer Oberschlesier, zuerst als Bezirksleiter und dann als Kreisleiter, war es natürlich, dass bei sonst grosser Beliebtheit in Arbeiterkreisen meine Stellung sowohl als fürstlicher Beamter wie als alter Oberschlesier und Bewohner des Kreises Pless durch den für die Polen ungünstigen Ausgang der Abstimmung, stark gefährdet war. Auch ich musste bei Ausbruch des Generalstreiks, gewarnt durch einige mir persönlich nahestehende polnische Arbeiterführer, die Flucht ergreifen und mich in Kattowitz in Sicherheit bringen. Ich habe hier die ersten 7 Wochen der Belagerung mit durchgemacht und mich in dieser Zeit politisch gar nicht betätigt. Zu Beginn der 6. Woche traten an mich zwei der ersten Führer der polnisch-sozialistischen Arbeiterbewegung vom „Centralny zwiazek zawodowe" und zwar die Herren Adamek und Wiechulla heran und interpellierten mich in meiner Eigenschaft als Gewerkschaftsführer des Bundes der technisch-industriellen Beamten, der grössten technischen Organisation Deutschlands und Oberschlesiens, über die wirtschaftliche Frage, welche sich durch den Insurgentenaufstand in Oberschlesien derart schwierig gestaltet hatte, dass für die nächsten Wochen ein vollständiger Stillstand der Hütten und Gruben zu erwarten war. Ich bedeutete den Herren, dass es mir zur Zeit nur möglich wäre, unverbindlich und rein persönlich Stellung hierzu zu nehmen, welche dahin ging, dass zunächst von unserer Seite die Forderung gestellt werden müsse, dass alle Betriebsbeamten, unbeschadet ihrer vorherigen politischen Tätigkeit ungefährdet und ungehindert auf ihre Betriebsstellen zurückkehren könnten. Die Herren sicherten mir dies zu und veranlassten eine Konferenz von 3 Vertretern unserer Organisation, den Herren Wenzel, Michalik und mir, ihrerseits den Herren Adamek, Wichullek und Bibicky mit der Zentralwirtschaftsstelle der Insurgentenregierung unter Vorsitz der Herren Bergrat Kiedron und Bergingenieur Brzeski. Da diese Konferenz zu keiner Einigung und Verständigung führen wollte, wurden wir zu einer gleich darauf anschliessenden Konferenz unter Vorsitz von Korfanty hinzugezogen, an welcher auch die Vertreter fast sämtlicher oberschlesische Berg- und Hüttenverwaltungen teilnahmen. Korfanty versuchte zunächst das Thema der Besprechung auf das politische Gebiet zu bringen, wozu die Werksvertreter sowohl wie wir, erklärten, ihm nicht folgen zu können. Korfanty wollte uns durchaus zwingen, seine Regierung anzuerkennen, wogegen wir erklärten, unbeschadet unserer politischen, streng deutschen Haltung bereit zu sein, soweit es in unseren Kräften steht, daran mitzuhelfen, dass die Hütten- und Bergindustrie nicht ganz zum Erliegen kommt. Korfanty sicherte uns zu, dass alle Betriebsbeamten, auch die, welche sich politisch im deutschen Sinne betätigt hatten, ungehindert und ungefährdet auf ihre Posten zurückkehren könnten und gab den ihm nachgeordneten Stellen des militärischen Insurgentenkommandos die hierzu nötigen Anweisungen. Es wurde allen Beamten eine entsprechende, vom Insurgentenkommando ausgestellte Generallegitimation übermittelt und zugleich durch einen Aufruf von Korfanty die polnische Bevölkerung und die Arbeiterschaft angewiesen, diese Legitimation anzuerkennen. Auch ich bekam eine Legitimation in polnischer Sprache ausgefertigt. Während ich nun auf meinen Reisen auf der Königshütte, Laurahütte und Bismarckhütte unbehelligt blieb, wurde ich bei meinem Erscheinen auf den fürstlichen Böerschächten am 23. Juni ohne weiteres von den Insurgenten verhaftet und ohne Rücksicht auf meine vorgelegte Legitimation nach Emanuelsegen und von da mittels Sonderzuges nach Schoppinitz transportiert. Auf dem Transport wurde ich nicht persönlich gemiss-

Digitized by Google

handelt, jedoch bei Einlieferung bekam ich im Hauptquartier Korfantys nicht unbedeutende Schläge durch deutschsprechende, scheinbar Posener Offiziere mit Gummiknüppeln. Nach mehrstündigem Verhör, in welchem mir zum Vorwurf gemacht wurde, dass ich einer der rührigsten Orgeschführer von Kattowitz sei, zugleich Verbindungsmann mit dem Selbstschutz unter General Höfer, welche Vorwürfe ich energisch zurückwies, wurde ich im Gerichtsgefängnis in einer dunklen Zelle in Einzelhaft untergebracht, nachdem vorher meine Barschaft von 1100 Mark um 400 Mark erleichtert worden war. In der Nacht wurde ich wiederum gestört durch einen Trupp polnischer Apoleute, die mich, unter Drohungen mich zu schlagen, zu einem vollen Geständnis veranlassen wollten. Meine geschickt vorgebrachten Einwendungen und zugleich die Bereitschaft, eine Flasche Kognak auszugeben, und mich bei dieser mit ihnen weiter zu unterhalten, schützten mich vor weiteren Misshandlungen und besonders letzterem Umstande, d. h. der täglichen Ausgabe für reichlichen Schnaps habe ich es zu verdanken, dass ich persönlich körperlich keinen grösseren Schaden erlitten habe. Die seelischen Leiden ausführlich zu beschreiben, dürfte mir schwer fallen, und ich will nur versuchen, einiges von dem, was ich erlebte, hier anzuführen. In dem Gefängnis waren ca. 20 Zellen, in welcher jeder ca. 2—3 Mann untergebracht waren. Liegegelegenheit waren nur für 2 Mann vorhanden und zwar auch nur in der Form harter Pritschen, ohne jede weiche Unterlage oder Kopfkissen. Täglich, sowohl vor- — wie nachmittags — wie auch mehrmals in der Nacht, kamen die Prügeltrupps, meist unter Führung des polnischen Kriminaloberwachtmeisters Richter (gebürtiger Schoppinitzer) und gingen von Zelle zu Zelle, um ihre Folterungen vorzunehmen. Meine durch den reichlichen Schnaps bevorzugte Stellung als Arrestant ermöglichte es mir, bezw. wurde ich sogar mehrmals direkt aufgefordert, diesen Prozeduren beizuwohnen. Gewöhnlich spielte sich der Vorgang folgendermassen ab: Es erschienen 2 Zivilisten (polnische Kriminalbeamte) mit 4 Mann in polnischer Apouniform, fragten den Mann, ob er eingestehe, dass er Orgeschmann, Spion oder Kommunist sei. Da das die meisten natürlich nicht eingestehen konnten, weil ihr einzigstes Verbrechen darin bestand, dass sie deutsch waren, wurde das Opfer auf die Pritsche gelegt, die beiden Zivilisten hielten die Beine, Kopf und Arme und die 4 Apobeamten droschen im Viervierteltakt mit Gummiknüppeln auf dem Körper desselben herum. Ich habe in den meisten Fällen bis über 260 Schläge zählen können. Wenn die Opfer dann besinnungslos waren, wurden ihnen die Kleider abgenommen und sie mit kalten Kompressen wieder zum Bewusstsein gebracht. Dann wurde in einigen Fällen sofort, in anderen Fällen erst nach 2—3 Stunden, die Prozedur wiederholt, bis die Armen irgend ein widersinniges, ersichtlich unwahres Geständnis abgelegt hatten. Überboten wurden diese Misshandlungen in drei Fällen, in denen es sich um Juden handelte. Die Misshandlungen dieser 3 Menschen wiederzugeben, sträubt sich meine Erinnerung und glaube ich nicht, dass dieselben überhaupt lebendig aus diesem Hause herausgekommen sind. Bemerken möchte ich, dass von den Misshandlungen auch Frauen nicht ausgeschlossen waren. Zur Zeit meines dortigen Aufenthaltes waren 2 Frauen aus Myslowitz und ein Mädchen aus Eichenau interniert, von denen die eine Frau auch täglich geschlagen wurde. Ich hatte einmal Gelegenheit, mit dieser Frau zu sprechen und fragte sie, wie es käme, dass nur sie und die beiden anderen nicht geschlagen würden, worauf sie mir erwiderte, dass die anderen beiden den Polen in jeder Beziehung zu Willen wären, während sie bisher allen derartigen Ansinnen erfolgreichen Widerstand geleistet hätte. An der Wahrheit dieser Angabe kann ich meinerseits nicht zweifeln, da in der neben mir liegenden Zelle der beiden Frauen sich während der Nächte öfter die Türe öffnete und ich Männerstimmen hören konnte. Die Verpflegung während meiner Gefangenschaft war derart schlecht, dass ich gar keinen Gebrauch davon gemacht habe, sondern lediglich von einigen mir

Digitized by Google

durch kongresspolnische Wachtposten zugeschmuggelten Wassersemmeln lebte. Im allgemeinen lässt sich jedoch hiergegen nichts sagen, weil ich bemerken konnte, dass die polnischen Insurgenten, welche uns bewachten, auch keine bessere Verpflegung erhielten. Am 28. vormittags 8 Uhr wurde ich vor das oberste Feldgericht unter Vorsitz des Kapitäns Sost gestellt und mir hier nochmals in zweistündiger Verhandlung unter Vorlegung eines sehr reichlichen Anklagematerials, besonders der Vorwurf gemacht, dass ich der erste Orgeschführer von Kattowitz und überhaupt vom oberschlesischen Industriebezirk sei. In meiner Verteidigung verlangte ich vor allem die Beibringung von Zeugen. Dies konnte man nicht. Ausserdem wurde mir schwer zum Vorwurf gemacht, angeblich durch allgemeine Kundgebung der fürstlichen Bergarbeiter, dass ich mehrfach und an führender Stelle an Deputationen und Aktionen bei der I. K. in Oppeln teilgenommen hätte, welche sich gegen die polnische Arbeiterschaft und somit gegen das oberschlesische polnische Volk richteten. Ich gab dies zu, wies jedoch nach, dass diese Aktionen keinen politischen Charakter gehabt hätten, sondern lediglich sich gegen den mehr und mehr zunehmenden Terror seitens der Arbeiter gegen gewissenhafte Beamte und gegen die Sabotage der Betriebe und der Produktion gerichtet gewesen wären. Ich wurde wegen Mangel an Beweis freigesprochen, jedoch mit dem Bemerken, dass der Verdacht meiner Anklageschriften nicht ganz behoben sei, und es würde mir dringend anempfohlen in meinem und meiner Familie Interesse über die Erlebnisse während meiner Internierung nicht zu sprechen. Zugleich wurde mir bedeutet, ich solle sofort auf meine Diensstelle zurückkehren und ja nicht wagen, das Aufstandsgebiet zu verlassen. Dies tat ich nun nicht, sondern ging nach Kattowitz zurück und wartete die erste Gelegenheit ab, um mich von dort nach Mittelschlesien zu flüchten. Meiner Familie ist es erst am 13. Juli gelungen, mit ihren Möbeln aus Kostuchna herauszukommen und sich in Breslau in Sicherheit zu bringen.

Zum Schlusse bemerke ich noch, dass ich in Vorstehendem nur selbst Erlebtes geschildert habe und jederzeit bereit bin, dieses vor einem ordentlichen Gericht zu vertreten. Die Misshandlungen und Folterungen wurden auf Veranlassung des Chefs der Defensive (Ochrana) von den Organen dieser Abteilung vorgenommen, mehrmals unter persönlicher Aufsicht des Kriminaloberwachtmeisters Richter.

In einem Falle beteiligte sich noch ein mir persönlich bekannter Oberwachtmeister von der Apo namens Dewar. Von den Gemisshandelten führe ich an den Grubenarbeiter Bannert aus Anhalt und den Bergschüler Kuka aus Laurahütte; als Zeugen führe ich an den Feldwebel Leininger vom 31. Reichswehr-Regiment in Neisse, welcher als Freiwilliger am 31. Mai bei Annaberg gefangen genommen wurde und mein Mitgefangener war. Derselbe dürfte inzwischen durch Austausch befreit und in Neisse unschwer zu ermitteln sein.

Ich bin während der langen Stunden in der Gefangenschaft körperlich und seelisch immer mehr zusammengebrochen, bis ich schliesslich mich kaum noch aufrecht erhalten konnte. Dies werden die Herren von der Fürst. Plessischen Bergwerksdirektion, welche mich mehrere Male im Gefängnis besuchten, bestätigen können. Ferner gibt hierüber ein ärztliches Zeugnis von Herrn Dr. Zehbe Auskunft.

Zur Geographie Oberschlesiens.

Die Geographie Oberschlesiens hat eine meisterhafte Darstellung gefunden im Rahmen von Josef Partschs berühmtem Werke „Schlesien" (F. Hirt, Leipzig, 1896, 1903), das als die beste moderne geographische Monographie überhaupt gilt, und infolgedessen Schlesien der geographischen Wissenschaft der ganzen Welt nahe gebracht hat.

Das speziell wirtschaftsgeographische Werk von Wilhelm Volz ist auf Seite 374 bereits gewürdigt worden.

Digitized by Google

Besonderheiten unserer Industrie und Arbeiterschaft.

Von Stefan Schnaeske in Kattowitz.

Sekretär des Gewerkvereins christlicher Bergarbeiter (Bezirk Oberschlesien).

Der Friedensvertrag von Versailles hat durch den Paragraphen der Volksabstimmung die Bedeutung der oberschlesischen Industrie in den Vordergrund des öffentlichen Interesses gestellt. Der Wert des abgegrenzten Abstimmungsgebietes ergibt sich aus dem Vorhandensein der ungeheuren Kohlenvorräte, an Galmei und Eisenerzen, die in gewaltigem Umfange erschlossen sind. Über 300 Schächte führen in die Tiefe, um diese Schätze zu heben. Der Kohlenbergbau zeichnet sich ganz besonders durch seine bis 12 Meter hohen Flöze[1]) aus. Die Sohlensteigung[2]) beträgt meistens 3—10 Grad. Bei einzelnen Werken kommt eine Steigung bis zu 30 Grad und darüber vor. Die Güte der oberschlesischen Kohle steht der englischen und der Ruhrkohle sehr wenig nach. Trotzdem ist sie erheblich billiger. Die Mächtigkeit der Flöze stellt an die Kraft des Arbeiters besonders hohe Anforderungen. Entsprechend der Höhe der Flöze sind langes Bauholz und lange Fahrten (Leitern) bei der Kohlengewinnung erforderlich. Die Höhe steigert die Gefährlichkeit des Abbaues. Unfälle durch Stein- und Kohlenfall sind in größerem Maße zu verzeichnen als in den anderen Kohlenrevieren. Im Gegensatz zu fast allen Bergbaugebieten hat Oberschlesien jedoch fast gar keine Schlagwettergefahr. Im ganzen Gebiet wird mit offener Lampe (Karbidlampe) gearbeitet. Die Berggesetznovelle von 1905 fand in Oberschlesien keine Anwendung. Die Schichtzeit betrug vor Einführung des gesetzlichen Achtstundentages 10—11 Stunden, wogegen in den übrigen Bergbaurevieren Deutschlands die $8^1/_2$stündige Schichtzeit gesetzlich festgelegt war. Auch heute beträgt die Schichtzeit eine halbe Stunde mehr, wie in den übrigen Bergbaurevieren.

Erzgruben der verschiedensten Art decken einen erheblichen Teil des Bedarfs der Zink- und Bleiindustrie. Nur die Eisenhütten sind überwiegend auf den Import von Eisenerzen angewiesen. Sehr Wenigen dürfte es bekannt sein, dass z. B. im Jahre 1911 19621 Tonnen Silber aus oberschlesischen Erzen gewonnen wurden.

Infolge Fehlens hochprozentiger Eisenerze sind die Produktionsbedingungen bei den Eisenhütten ungünstiger und komplizierter. Trotzdem ist die Hochofen- und die Stahlwerkindustrie sehr gut entwickelt. Vor Beginn des Krieges standen Kohlenbergbau und Eisenindustrie Oberschlesiens im Zeichen einer raschen technischen Entwicklung. Der Krieg und die nachfolgenden Jahre haben aber diese technischen Fortschritte gehemmt. Die Unsicherheit der politischen Zugehörigkeit Oberschlesiens, die der Friedensvertrag von Versailles geschaffen hat, lähmt Initiative und Unternehmungslust der oberschlesischen Industriellen. Das wirkt auch auf die Arbeiter zurück. Die Eigenart der gegenwärtigen oberschlesischen Bergbau- und Eisenindustrie liegt in der Erzeugung von Roh- und Halbfabrikaten. Obwohl in materieller Hinsicht alle Voraussetzungen zur Schaffung einer Verfeinerungsindustrie vorhanden sind, werden die diesbezüglichen Bestrebungen der Unternehmerkreise durch das Fehlen von gut durchgebildeten Handwerkern und Facharbeitern behindert.

Die oberschlesische Industriearbeiterschaft setzt sich im wesentlichen aus einheimischen Kräften zusammen. Einen grossen Teil der Berg- und Hüttenarbeiter liefern die um den Industriebezirk liegenden landwirtschaftlichen Kreise. Ein ziemlich grosses Kontingent kam aus dem angrenzenden Polen und Galizien. Die rapid steigende Entwickelung der Industrie musste vielfach, um ihren Bedarf an technischen und Facharbeitern zu decken, auf Arbeiter der Industriezentren des übrigen deutschen Reiches zurückgreifen, um wenigstens einen Stamm guter Kräfte zu haben, der die

[1]) Flöz = Kohle führende Schicht. — [2]) Sohle = unterste Begrenzungsfläche des Flözes.

Digitized by Google

Anlernung und Anleitung der einheimischen Kräfte ermöglichte. Der oberschlesische Arbeiter ist willig und fleissig. Es bedarf nur der Fachschulen, welche der Industrie diejenigen Kräfte heranbilden, die notwendig sind, um aus den an Ort und Stelle liegenden Bodenschätzen diejenigen Fabrikate zu schaffen, die aus dem hier bereiteten Rohmaterial nach einer kostspieligen Verfrachtung und Arbeitsvergeudung in anderen Gegenden hergestellt werden. Die Durchsetzung des einheimischen Arbeiterelements mit hochqualifiziertem von auswärts übt einen günstigen Einfluss aus. Sollten aber die Grenzen Oberschlesiens gegen das übrige deutsche Reich gezogen werden, dann wird die Durchsetzung des einheimischen Elementes mit galizischen und polnischen Arbeitern, denen keine Fachbildung zur Seite steht und deren Lebensbedürfnisse auf einer nicht allzuhohen Stufe stehen, einen verflachenden, dem Fortschritt der Industrie feindlichen Einfluss ausüben. Dadurch würde nicht nur die Industrie sondern auch die Arbeiterschaft keinen Fortschritt, sondern einen Rückgang erfahren. Der allgemeine Drang des oberschlesischen Arbeiters geht nach Fachausbildung. Die Unternehmer selbst klagen, dass sie immer wieder auf Kräfte aus den übrigen Revieren des Reiches zurückgreifen müssen, weil sie keine geeigneten Kräfte in Oberschlesien finden.

Was diesen Übelstand hervorgerufen hat, ist das Fehlen geeigneter Bildungsanstalten im eigentlichen Zentralrevier. Die Fach- und Fortbildung ist nur in weit entfernten Gegenden des deutschen Reiches möglich. Nur wenige gut bemittelte Kreise können daher davon Gebrauch machen. Die Errichtung von Fach- und höheren Bildungsanstalten ist die notwendige Voraussetzung der Schaffung und Entwicklung einer Verfeinerungsindustrie. Nach der Lösung der oberschlesischen Frage müssen diese Bestrebungen mit Nachdruck gefördert werden. Die Unternehmer und der Staat müssen alles daran setzen um diesem Übelstande, der eine gewisse Beunruhigung in die oberschlesischen Arbeiterkreise hineinträgt, abzuhelfen, da dieses dem sozialen Frieden nur dienlich sein kann. Ist dieses Problem gelöst, dann wird auch eine grössere Unternehmungslust einsetzen, die beiden Teilen von hohem Nutzen sein wird.

Aber auch eine andere Seite des sozialen Elends Oberschlesiens würde eine Abschwächung erfahren: Die Verfeinerungsindustrie würde eine grössere Anzahl der weiblichen Kräfte an sich ziehen, die heute in der kräfte- und nervenzerrüttenden Schwerindustrie beschäftigt werden, weil eine andere Beschäftigungsmöglichkeit nicht vorhanden ist. So werden heute allein in den Bergwerken noch über tausend Frauen beschäftigt. Aus alledem geht hervor, dass auch die soziale Frage Oberschlesiens eher einer Lösung entgegengeführt werden kann, wenn die Initiative des Unternehmers wieder belebt wird, damit diese Aufgaben, die seit Jahrzehnten schon erwogen werden und zu deren Durchführung schon Ansätze gemacht wurden, restlos zur Durchführung gelangen. Die Schwerindustrie braucht zur Herstellung von Grob- und Halbfabrikaten eine Arbeiterschaft, deren Körperkonstitution robust und kräftig ist; die schwächeren Elemente dagegen, die sich bei leichterer Arbeit sehr gut bewähren würden, müssen bei derart schweren Arbeiten verkommen. Sie verfallen dem Elend oder sie bevölkern dauernd die Krankenhäuser. Bei einer Entwicklung der oberschlesischen Industrie bis zur Fertigfabrikation würde die Ansetzung der verschiedensten Geistes- und Körperkräfte ermöglicht. Wird diese Entwicklung durch politische Massnahmen gestört, dann wird das soziale Elend der oberschlesischen einheimischen Arbeiterschaft noch bedeutend verstärkt.

Der Abstimmungskampf in Oberschlesien.

Wer sich über den inneren Organismus der polnischen Verhetzungs- und Täuschungsarbeit in Oberschlesien eingehend unterrichten will, der lese die kleine Broschüre **„Der Abstimmungskampf in Oberschlesien"** (Schriften für politische Aufklärung, Zentral-Europäischer Verlag, Berlin-Steglitz 1921). Diese Schrift gibt auch ein gutes Bild von Korfanty, dem Schöpfer und Träger der ja ganz jungen polnischen Irredenta in Oberschlesien.

Digitized by Google

Die gegenwärtige Lage.

Rothenbach i. Schlesien, den 16. Sept. 1921.

Die Zustände in Oberschlesien in den ersten 10 Tagen des Septembers stellen sich nach meinen eingehenden Beobachtungen in den Kreisen Beuthen, Königshütte, Kattowitz, Pless und Rybnik ungefähr folgendermassen dar:

Die Stimmung der Deutschen, beziehungsweise deutsch gesinnten Bevölkerung ist gegenwärtig eine weit gehobenere wie in den ersten Wochen nach Liquidierung des dritten Aufstandes. Ganz besonders in den Städten ist ein, m. E. nicht ganz zu rechtfertigender, Optimismus vorhanden. Auf dem Lande ist man nicht ganz so beruhigt und sieht immerhin noch mit Bangen in die Zukunft, weil dort die Reste der sich als Verbrecher herumtreibenden Insurgenten stark beunruhigend wirken. Während in den Städten die massgebenden deutschen Führer meist zurückgekehrt sind, fehlen diese auf dem Lande fast noch ganz oder sind doch so eingeschüchtert, dass sie meist irgend welche Tätigkeit im deutschen Sinne nicht ausüben wollen. Ich war darum genötigt, um einen Einblick in die wirkliche Stimmung auf dem flachen Lande zu erhalten, mit von früher her mir bekannten, gemässigten Polen Fühlung zu nehmen. Ich konnte hierbei feststellen, dass in den landwirtschaftlichen Bezirken die besitzenden und arbeitenden Schichten der polnischen Bevölkerung stark von ihrer Zuneigung für Polen bezw. für eine Angliederung an dieses abgekommen sind. In den Industriedörfern ist die Stimmung zu Gunsten Deutschlands nicht so weit vorgeschritten. Es liegt dies daran, dass bei den Industriearbeitern die ganze oberschlesische Frage mehr eine soziale als eine nationale war und dass auf die Industriearbeiter immerhin von Seiten einiger im Aufstande stark engagierter Führer ein dauernder Zwang ausgeübt wird, der darin besteht, dass den Massen der Arbeiter vorgespiegelt wird, sie werden, falls Oberschlesien bei Deutschland bliebe und wieder unter deutsche Verwaltung käme, von ihrer Arbeitsstätte vertrieben und durch rein deutsche Arbeiter ersetzt werden. Trotzdem konnte ich in Gesprächen mit Arbeitern der Plesser, Rybniker und Kattowitzer Gruben feststellen, dass sie unter keinen Umständen eine Teilung des Industriebezirks bezw. einer Abschnürung der Kreise Pless und Rybnik wünschen und zugeben würden. Sehr schädigend wirkt hier wiederum die gesamte polnisch schreibende Presse, sowie die in deutscher Sprache erscheinenden Organe Korfantys, welche in gleicher Weise mit falschen Nachrichten über Deutschland und über dessen Absichten in Oberschlesien unterrichten. Man spricht in den Kreisen der Industriearbeiter viel von einer 2. Abstimmung und mir wurde fast durchwegs erklärt, dass man bestimmt eine überwältigende Mehrheit für Deutschland erwarten könne. Die deutsche Presse hat seit Aufhebung des Belagerungszustandes und damit auch der Zensur wieder mehr Bewegungsfreiheit und schreibt durchweg sehr gemässigt, während die polnische Presse, an der Spitze die Grenzzeitung, der Pollack und der Goniec Slaski in derselben Schärfe und hetzerischen Weise schreiben wie früher. Wer beide Richtungen in dieser letzten Zeit gelesen hat und wer ausserdem weiss, dass ein grosser Teil der polnisch orientierten Bevölkerung keine andere Zeitung liest als diese nationalistischen polnischen Blätter, wird finden, dass der Optimismus, der in den deutschen Blättern zum Ausdruck kommt, etwas gewagt erscheint.

Die Sicherheitsverhältnisse in den Städten sind als gut zu bezeichnen, auf dem Lande noch als recht mangelhaft. Es liegt dies daran, dass die wiederum eingerichtete Apo mit einer kleinen deutschen Mehrheit hauptsächlich in den deutschen Städten stationiert ist, während auf dem Lande meistens nur Gemeindewachen eingerichtet sind, welche fast durchwegs aus Polen, d. h. aus ehemaligen Insurgenten zusammengesetzt sind. Diese Gemeindewachen bewähren sich gar nicht und in polnischen Bevölkerungsschichten ist man schon dazu übergegangen, um Ersatz durch die Apo zu bitten.

Digitized by Google

Das Verhalten der Besatzungstruppen ist, was Engländer und Italiener anbelangt, unbedingt korrekt, während die Franzosen unbedingt parteiisch zu Gunsten der Polen auftreten. Eine interessante Wahrnehmung habe ich im Kreis Pless gemacht:

Ich konnte beobachten, dass täglich bei dem Kreiskontrolleur von Pless Auslandspässe nach Frankreich an ehemalige Insurgenten ausgestellt werden; durch mehrfache Erkundigungen habe ich die Überzeugung gewonnen, dass diese Leute nach Frankreich geschickt werden, dort notdürftig ausgebildet, in französische Uniform gesteckt, wiederum nach Oberschlesien in die Besatzungsarmee eingereiht werden. Ich habe ferner festgestellt, dass unter der französischen Besatzung von Kattowitz schon jetzt eine ganze Anzahl perfekt polnisch sprechender Franzosen anzutreffen sind. In einem Falle konnte ich feststellen, dass der Mann ein ganz mangelhaftes Französisch sprach und dagegen die, mit meinem Begleiter in deutscher Sprache geführte Unterhaltung verstand, da er in polnischer Sprache auf unser Gespräch einging.

Eine rege Agitation wird zur Zeit von den Autonomisten getrieben, die sich jetzt oberschlesische Einigkeitspartei (jednosz Gornoslaska) nennen; ihr Endziel, die völlige Autonomie unter dem Schutz der Entente, verschleiern sie vorläufig noch, indem sie den Gedanken in den Vordergrund stellen, dass Oberschlesien unter keinen Umständen geteilt werden dürfe; sie empfehlen aber weder den Anschluss an Deutschland noch an Polen. In Arbeiterkreisen steht man dieser Bewegung fast teilnahmslos, wenn nicht sogar ablehnend gegenüber, da man wohl erkennt, dass in einem vollkommen autonomen Oberschlesien die Rechte der Arbeiter einen schweren Stand gegen die des Grosskapitals und des Klerikalismus hätten.

Sehr schwierig ist zur Zeit die wirtschaftliche Lage aller Arbeiter und Angestellten des Industriebezirks, da die Teuerung in Oberschlesien noch bedeutend empfindlicher zu merken ist, als in andern Teilen des Reiches. Die Verhandlungen der Arbeitnehmerorganisation mit den Arbeitgeberverbänden der Schwerindustrie sind bisher vollständig ergebnislos verlaufen. Die Arbeitgeberverbände lehnten die Bewilligung der Forderungen der Arbeitnehmerorganisationen ganz einfach mit der Begründung ab, dass es ihnen unmöglich sei, die Deckung für diese Ausgaben zu beschaffen, da der Aufstand auch die Schwerindustrie mit Milliardenverlusten belastet hat. Wenn es nicht gelingt, mit den weiteren Verhandlungen, und zwar in allernächster Zeit, einen befriedigenden Tarif abzuschliessen, so steht Oberschlesien wiederum am Vorabend eines grossen Streiks. Es ist sehr leicht möglich, dass sich aus diesem Streik infolge der zweifellos ansetzenden polnischen Machinationen wiederum schwere Konflikte ergeben können, und es ist m. E. die Aufgabe der I. K., rechtzeitig diesem schweren drohenden Sturmzeichen in geeigneter Weise entgegenzutreten. Am dringendsten ist aber ein baldiger, endgültiger Entscheid über Oberschlesien und zwar auf Grund der Abstimmung vom 20. März mit Zuteilung an Deutschland, wenn dieses 700 Jahr zum deutschen Reich gehörige Land nicht wirtschaftlich zugrunde gehen soll.

Martin Arndt.

Ein Amerikaner über Oberschlesien.

Sidney Osborne, der bekannte amerikanische Publizist, sagt: „.... Kurz, meine Ansicht ist, daß Oberschlesien in jeder Hinsicht eine Einheit darstellt, die nicht in Stücke zerlegt werden kann, ohne das ganze Gebilde zu vernichten, und, daß die einzige Basis auf welche die Polen irgend einen Anspruch auf Oberschlesien begründen könnten, nämlich die nationale Frage, eines genügenden Widerhalls im oberschlesischen Volke selbst völlig entbehrt. Das Ergebnis der Abstimmung hat die Kraft und Wahrheit dieser Ansicht endgültig bestätigt.“ ("The Problem of Upper Silesia", London: George Allan and Unwin, Ltd. 1921.)

Digitized by Google

Französische Friedensschlüsse.

Im tiefsten Frieden habt Ihr Krieg geführt und riesige Eroberungen gemacht. Ihr habt Reunionskammern eingesetzt, um zugleich Richter zu sein und Partei: das heisst doch zu Unrecht und Gewalttat noch Spott und Hohn fügen! Ihr habt aus dem Westfälischen Friedensvertrag verschieden auszulegende Bestimmungen hervorgesucht, um Strassburg zu überrumpeln. Seit all der Zeit, die seitdem verflossen, hatte keiner Eurer Minister gewagt, sich bei irgendwelchen Verhandlungen auf diese Bestimmungen zu berufen, um zu zeigen, dass Ihr nur den geringsten Anspruch auf diese Stadt hättet.

Fénelon, Brief an Ludwig XIV.

Die Verbündeten führen lieber einen verlustreichen Krieg, als dass sie mit Euch Frieden schliessen, da sie aus Erfahrung überzeugt sind, dass dieser Friede doch nie ein richtiger Friede wäre, dass Ihr Euch genau so wenig an ihn halten würdet wie an die andern, und dass Ihr ihn doch nur zu diesem Zweck benutzen würdet, mühelos jeden Eurer Nachbarstaaten einzeln zu überwältigen, sobald sie nicht mehr einig wären.

Fénelon, Brief an Ludwig XIV.

Wenn ein Besiegter seine Unterschrift unter einen Friedensvertrag setzt, tut ers nie in Freiheit. Man gibt seine Unterschrift, wenn einem das Messer an der Kehle sitzt; man gibt seine Unterschrift, ob man will oder nicht, weil es sonst noch schlimmer wird; man gibt seine Unterschrift, wie man seine Börse gibt, wenn es heisst: Geld oder Leben! . . . . . .

. . . . Ihr habt den Frieden diktieren, Friedensbedingungen auferlegen wollen, statt sie mit Mass und Billigkeit zu regeln, darum konnte der Friede nicht dauern.

Ihr habt Euch nicht einmal an die Bedingungen des Friedens gehalten, die Ihr so hochmütig auferlegt habt.

Fénelon, Brief an Ludwig XIV.

Redaktionell abgeschlossen am 4. Oktober 1921.

Verantwortlicher Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A.G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 05602 3552

Digitized by Google

Digitized by Google